BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gruner, Johann Michael, / Schlegel, Johann Rudolph, / Weisert, Jakob Melchior,

Allgemeine Geschichte derer bekannten Staaten von ihrem Ursprunge an bis auf die neuern Zeiten aus sichern Schriften verfaßt

Bd.: 2

1761

Coburg, Landesbibliothek -- Cas A 3756(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11929029-2

4347

~~XXI~~ , 3.

J. M. Stock fec. Nor.

Allgemeine Geſchichte derer bekannten Staaten von ihrem Urſprunge an bis auf die neuern Zeiten

aus ſichern Schriften verfaßt.

Zweyter Theil,

welcher die
Fortſezung der Geſchichte von England
enthält.

Mit Königl. Pohln. und Churfürſtl. Sächſ. allergn. Privilegio.

Heilbronn,
bey Franz Joſeph Eckebrecht.
1761.

Cs A 3756

Bibliotheca Casimiriana

Vorrede.

Wir liefern hiemit den zweyten Theil der allgemeinen Geſchichte derer bekannten Staaten, und wir liefern ihn mit deſto mehrerem Vergnügen, je geneigter unſer Vorhaben von den Liebhabern der Geſchichte aufgenommen, und von Ken-

nern derſelben beurtheilet worden iſt. Es würde derſelbe ſchon in der lezten Oſtermeſſe ans Licht getreten ſeyn, wenn nicht ganz unvermuthete Umſtände ihn bis jezo zurükgehalten hätten. Wir glauben verbunden zu ſeyn, unſern Leſern die Urſachen der Verzögerung mit wenigem anzuzeigen.

Es iſt in dem Vorbericht zu dem erſten Theil gemeldet worden, daß der Herr Verleger dieſes Buch in Sachſen drucken laſſen. Der andere Theil ſollte aus eben der Preſſe kommen, aus welcher der erſte erſchienen iſt. Die ge-

genwärtige Zeitläufte aber, deren traurige Würkungen ſich leyder auch über das Reich der Wiſſenſchaften ausbreiten, hinderten daſſelbe. Das Papier ſtieg in Sachſen auf einen ungewöhnlich hohen Preiß, und der Drucker wollte bey anwachſender Theurung der Lebensmittel auch ſeine Arbeit höher bezahlt wiſſen. Der Herr Verleger ſahe ſich alſo in die Nothwendigkeit geſezet, entweder ſich ſelbſt weſentlich zu ſchaden, oder denen Leſern das Buch höher zu verkaufen, als er ihnen verſprochen hatte. Jenes würde wider die

Pflichten, die er ſich ſelbſt ſchuldig iſt, und dieſes wider die Vortheile der Käufer gelaufen ſeyn. Er wollte ſich aber weder ſeinen eigenen Nachtheil bereiten, noch auch dem Buche durch einen erhöheten Preiß weniger Leſer verſchaffen, da man bey dieſem Werke vornemlich zur Abſicht hat, nicht nur die Kenntniß der Geſchichte allgemeiner zu machen, ſondern auch beſonders Leuten, die bloß zu ihrem Vergnügen zu leſen gewohnt ſind, diejenige ſchädliche Bücher aus den Händen zu bringen, die nur geſchrieben zu ſeyn ſcheinen, um

den

den Verſtand zu verwirren, und das Herz mit laſterhaften Bildern zu erfüllen. Aus dieſem Grunde mußte er einen andern Drukort wählen, wo ſein Zwek ohne ſeinen und der Käufer Nachtheil leichter konnte erreichet werden. Bis aber dieſe neue Einrichtung getroffen wurde, gieng freylich einige Zeit hin, welche die Ausgabe des zweyten Theils um ein halbes Jahr verſpätet hat. Die Redlichkeit der Abſicht wird hoffentlich den kurzen Aufſchub vergüten, und dem Herrn Verleger bey billigdenkenden Leſern zur Entſchuldigung dienen.

Inzwiſchen ſchmeicheln wir üns, daß der gegenwärtige Theil eben die gute Aufnahme finden werde, welche wir bey dem erſten mit dem lebhafteſten Dank erkennen. Er iſt wenigſtens ſo reich an groſſen und wichtigen Begebenheiten, ſo unterhaltend in Anſehung des Verhältniſſes, in welchem ſolche untereinander ſtehen, und ſo beträchtlich wegen der Folgen, welche dieſelbe auf alle künftige Zeiten haben, daß wir uns die gewiſe Hofnung machen, er werde denen, welche die Geſchichtskunde lieben, und wegen Mangel der Zeit, des Geldes

und der Gelegenheit, ſich in derſelben noch nicht ſehr umgeſehen haben, zu einem lehrreichen Unterrichte, und zu einer nüzlichen und angenehmen Zeitverkürzung dienen können. Ein nachdenkendes Gemüthe wird mehr als einmal Gelegenheit finden, die Wahrheit recht lebhaft zu fühlen, daß Menſchen zwar klug ausgeſonnene und allen Regeln der Staatskunſt gemäſe Entwürfe machen, und dieſelbe auch zu einem glüklichſcheinenden Fortgange bringen, daß aber der HErr dem Willen der Sterblichen Gränzen ſetze, und den Aus-

gang allemal in ſeiner Hand behalte. Ein forſchender Geiſt wird ſehen, wie der HErr aus böſen Anſchlägen der Menſchen die nüzlichſte Folgen ziehe, wie er oft durch eine dem Anſehen nach geringe Zwiſchenbegebenheit den gröſten Plan ändere, und den Sachen eine ſolche Geſtalt gebe, dabey der menſchliche Wiz zur Thorheit wird. Er wird bey einer kleinen Aufmerkſamkeit wahrnehmen, wie GOtt das Wiedervergeltungsrecht manchmal auch ſchon in dieſer Welt ausübe, ja er wird ſich mit leichter Mühe einen Begriff von der gött=

göttlichen Regierungsart machen, und ſich bey dieſem oder jenem Vorfall, der ſeiner Meynung nach anderſt ſeyn ſollte, beruhigen, und aus dem, was ehemals geſchehen iſt, auf das, was künftig erfolgen wird, ſicher ſchlieſſen können. Es würde uns leicht ſeyn, dieſe allgemeine Betrachtungen mit beſondern Fällen aus der vorliegenden Geſchichte zu erläutern, wenn wir dem Leſer nicht ſelbſt das Vergnügen überlaſſen wollten, dieſelbe aufzuſuchen, ein Vergnügen, welches die darauf gewandte Mühe reichlich bezahlen wird.

Die Regierung Heinrichs VIII nimmt einen guten Theil dieſes Buchs ein. Der geneigte Leſer wird uns aber mit dem Vorwurf verſchonen, als ob wir dabey zu weitläuftig geweſen wären, wenn er ſie nach der Wichtigkeit ihres Innhalts beurtheilen wird.

Ehe wir dieſe Vorrede ſchlieſſen, müſſen wir dem geneigten Leſer noch eine Anzeige thun. Man wünſchet, daß dieſes Werk, ſo viel möglich, gefördert werden möchte. Die Arbeit eines einigen Mannes würde dieſen Wunſch ſehr langſam erfüllen. Der

Herr

Herr Verleger hat ſich alſo Mühe gegeben, einen Gelehrten aufzuſuchen, der einen Theil dieſer Arbeit über ſich nähme, und er iſt ſo glüklich geweſen, einen Mann zu finden, welcher der Erwartung der Leſer ein vollkommenes Genüge leiſten wird. Es hat derſelbe die Geſchichte von Frankreich würklich unter den Händen, davon der erſte Theil künftige Oſtern, ſo der HErr will, ans Licht treten wird. Der dritte Theil der Engliſchen Geſchichte ſoll aber, wenn GOtt Leben und Kräfte ſchenket, die darauf kommende Michaelismeſſe erſcheinen, und ſo von einem hal-

halben Jahr zum andern ein Theil der allgemeinen Geſchichte dem Leſer in die Hände geliefert werden, worauf man in allen Buchhandlungen Deutſchlands 1 fl. 8 kr. oder 18 ggr. vorauszahlen kan.

Wir wünſchen übrigens unſerm lieben Vaterlande einen baldigen und dauerhaften Frieden, unſern Leſern aber die reichſten Früchte deſſelben.

Heilbronn am Neckar,
im September 1761.

Der Verfaſſer.

Fortſetzung
des eilften Buchs,
womit die Regierung Heinrichs V. geendiget wird.

Obgleich Heinrich durch den herrlichen Sieg, den er bey Azincour erfochten, keinen Fuß breit Landes gewonnen, ſo empfand doch Frankreich die traurige Folgen deſſelben, weil er die innerliche Unruhen mehr, als jemals, erneuerte. Der Herzog von Burgund, der dieſe Gelegenheit nicht vorbey laſſen wollte, um an der Regierung wieder einen Antheil zu bekommen, näherte ſich Paris mit einem Heer. Da der Dauphin nicht für gut fand, denſelben, ohnerachtet er ſein Schwiegervater war, aufzunehmen, ſo machte er den Grafen von Armagnac zum Connetable. Dieſer verfolgte diejenige hart, welche die Parthey des Herzogs hielten, und die man gemeiniglich die Burgunder nannte.

Dieſes vermehrte die Erbitterung von beyden Seiten. Der Dauphin, welcher ſich von dem Connetable beherrſchen ließ, dachte an keine Verbeſſerung der Umſtände des Königreichs, und ſtarb kurz darauf am Gift.

Der Connetable blieb ſo lange Herr von der Regierung, bis Johann, Herzog von Touraine ankam, der ſich in Hennegau bey ſeinem Schwiegervater aufhielte, und den Namen eines Dauphins annahm. Dieſer junge Fürſt ſuchte beyde Partheyen zu vereinigen. Der Herzog von Burgund war willig dazu, der Connetable aber glaubte keine Befehle vom Dauphin annehmen zu dürfen, ſo lange er noch nicht Beſiz von der Verwaltung des Reichs genommen hätte. Dieſes hinderte, daß der Dauphin nicht in das Königreich zurükkehrte.

Frankreich konnte bey ſolchen Umſtänden unmöglich richtige Maasregeln wider England nehmen. Der Herzog von Burgund pflog mit Heinrichen heimliche Unterhandlungen, und der Graf von Hennegau ſuchte ſeine Gewogenheit für ſeinen Eidam, den Dauphin. Der König von Sicilien wollte gerne die franzöſiſche Crone auf ſeinen Tochtermann Carl bringen, und bewarb ſich ebenfalls um den Beyſtand von England. Und ſo vergieng das Jahr 1415, welches die Schlacht bey Azincour ewig merkwürdig gemacht.

Heinrich hätte ſich neue Vortheile verſprechen können, wenn er bey dieſer Uneinigkeit,

worinnen

worinnen ſich Frankreich befande, den Krieg fortgeſezt hätte. Er wollte aber lieber dieſe Unruhen unterhalten, als die Franzoſen wider ſich durch allzuheftige Angriffe vereinigen. Er ſaß alſo zur allgemeinen Bewunderung beynahe 18 Monate ſtille, weil er mehr Nutzen durch den Weg der Unterhandlungen, als durch das Glük der Waffen zu erhalten hofte. Indeſſen blieb er doch immer auf die Ausführung ſeiner Anſchläge aufmerkſam, wie wir aus dem Verfolg ſeiner Geſchichte ſehen werden.

Das geheime Verſtändniß mit dem Herzog von Burgund wurde fortgetrieben, ohne daß es öffentlich bekannt wurde. Die Ruhe, in der ſich Heinrich nach dem glüklichen Ausgang der Schlacht hielte, konnte wol etwas von ſeinen Abſichten verrathen. Doch die Ankunft des Kayſer Sigismunds bedekte dieſelbe, weil er vorgab, daß er auf das Anhalten dieſes Fürſten den Krieg nicht fortſetze.

Sigismund kam mit dem Anfange des Jahrs 1416 nach Paris, um den Frieden zwiſchen Frankreich und England herzuſtellen. Dieſer Vorſaz war groß und rühmlich, wenn er ganz uneigennüzig geweſen. Allein gewiſe Umſtände laſſen uns glauben, daß der Kayſer mehr vor den Heinrich, als vor Frankreich geſinnet war, und daß er ſelbſt auf einige Vortheile dabey gedacht habe. Er ſchlug einen Stillſtand von vier Jahren vor. Der Hof verwarf aber dieſen Vorſchlag. Da der Kayſer in Paris nichts ausrichten konnte, ſo

gieng er im Merz nach England. Noch vorher hatte ſich in gleicher Abſicht Wilhelm von Bayern, Graf von Holland und Seeland, dahin begeben. Heinrich fügte zu ſeinen vorigen Forderungen noch die Stadt Harfleur. Und Frankreich drang auf die Wiedergabe dieſer Stadt. Endlich brachten es die Mittler dahin, daß die beyden Könige einen Stillſtand auf drey Jahre bewilligten, während deſſen Harfleur, vermittelſt gewiſer Sicherheiten, welche die in England gefangene Prinzen zu leiſten verſprochen, in ihrer Verwahrung bleiben ſollte. Als man aber im Begrif war, den Vergleich zu unterzeichnen, ſagten ſich die franzöſiſche Gefangene davon loß. Der Connetable, welcher beſchloſſen hatte, Harfleur zu belagern, ſuchte bloß durch dieſe Unterhandlung den Heinrich einzuſchläfern.

Kurz darauf führte er den König Carl nach Rouen. Er wollte da einige genueſiſche Schiffe erwarten, die ſich mit der franzöſiſchen Flotte vereinigen ſollten, um den Ort zu Waſſer anzugreifen. Unterdeſſen ſtreifte der Graf von Dorſet, Stadthalter von Harfleur, bis an die Thore von Rouen, und machte auf dem platten Lande viele Beute. Er konnte aber ſo geſchwinde nicht wieder zurükkommen, ohne von dem Connetable einigen Schaden zu erleiden, der ihn eingeholt hatte. Den Tag darauf kam es zu einem Gefechte, worinnen Dorſet die Oberhand behielte, und ſeinen Feind nach Rouen zurükjagte.

Dem ohngeachtet belagerte der Connetable zum gröſten Verdruß des Königs von England die Stadt Harfleur. Dieſer beſchloß, da er vergeblich auf einen Stillſtand angetragen, den belagerten Ort in Perſon zu entſetzen. Er hatte ein ſo gutes Zutrauen in die Klugheit des Grafen von Dorſet, daß er nicht zu ſpäte zu kommen hofte. Da er ſich hierinnen nicht betrogen ſahe, ſo war er ſchon im Begrif, zu Schiffe zu gehen. Der Kayſer widerrieth ihm aber, ſein Glük der Wuth des Meeres auszuſetzen. Er ließ ſich endlich überreden, und trug die Anführung des Entſatzes ſeinem Bruder, dem Herzoge von Bedford, auf, der auch ſo glüklich war, daß er nicht nur ſechs genueſiſche Schiffe wegnahm, ſondern auch verſchiedene franzöſiſche in Grund bohrte, wodurch der Connetable gezwungen wurde, die Belagerung aufzuheben.

Da der Dauphin Johann ſich durch den Connetable von Armagnac gehindert ſahe, die Regierung zu übernehmen, und der Graf von Hennegau zu ſchwach war, ihm ſolche mit Gewalt zu verſchaffen, ſo verſtund er ſich mit dem Herzog von Burgund dahin, daß er durch den Weg der Gelindigkeit ſein Recht ſuchen, und, im Fall er darinn glüklich wäre, den Herzog mit ſich nach Hof führen wollte; könne er aber nicht durchdringen, ſo wollten ſie gemeinſchaftliche Maasregeln ergreifen, den Connetable ab- und den König in Frey-

heit zu ſetzen. Zu dem Ende gieng der Dauphin mit ſeinem Schwiegervater nach Compiegne, und dieſer allein nach Paris, um die Sache in der Güte zu vermitteln. Als er aber der Zurükberufung des Herzogs von Burgund erwähnte, ſagte der Connetable frey heraus, daß der Dauphin nie an dem Hofe ſeines Vaters würde aufgenommen werden, wenn er ſich nicht öffentlich wider die burgundiſche Parthey erklärte. Da der Graf von Hennegau hierauf Drohungen von ſich hören ließ, ſo konnte der Connetable leicht muthmaſſen, daß ſich der Dauphin auf den Beyſtand des Herzogs ſtüzte. Um dieſem Uebel vorzukommen, wurde der Dauphin mit Gift aus dem Wege geräumet den 16 April 1416. Man hatte hiebey den König von Sicilien im Verdacht, der dadurch ſeinem Eidam, dem Prinzen Carl, Plaz machen wollte. War die Vermuthung nicht falſch, ſo hinderte ihn doch ſein bald darauf erfolgter Tod an den Vortheilen, die er ſich davon verſprechen konnte.

Carl, Graf von Ponthieu, wurde nun Dauphin, und nahm die Parthey der Armagnacs, die man ſonſt die von Orleans nannte. Dadurch behauptete ſich der Graf von Armagnac in der Regierung des Königreichs, und verfolgte die Burgunder bey aller Gelegenheit. Seine Strenge und ſein Geiz machte, daß die Burgundiſche Parthey in Paris ihr Haupt in die Stadt zu ziehen ſuchte. Der Anſchlag wurde aber entdekt, und der Connetable

table wütete ſo heftig gegen die ganze Parthey, daß der Herzog von Burgund alle Nachſicht gegen den Hof verlor. Er ſchloß mit dem König von England einen Stillſtand für alle ihre gegenſeitige Länder, auch die in Frankreich nicht ausgenommen, und erbot ſich, den König zu Calais ſelbſt zu ſprechen, ihn für den wahren König von Frankreich zu erkennen, und ihm eine Erb- und Lehnhuldigung zu leiſten. Dieſe Unterredung ſollte mit dem Anfang des Octobers geſchehen.

(a) Unterdeſſen reißte Sigismund wieder von England ab, unterzeichnete aber vorher zu Canterbury ein ewiges Bündniß mit Heinrich, und ein anders wider Frankreich. Darinn verſprach er, dem König zum Beſiz der Crone Frankreich zu verhelfen; und Heinrich machte ſich verbindlich, ihm Hülfe zu ſchicken, um den König Carl und einige andere Fürſten zu nöthigen, ihm von gewiſen Ländern die Huldigung zu leiſten. Hier entdekt man einiger maſſen den Grund von der Reiſe Sigismunds nach Frankreich und England. Die Friedensſtiftung zwiſchen beyden Königreichen würde dieſelbe wol nicht allein veranlaſſet haben, wenn der Kayſer nicht ſelbſt einige Vortheile ſich davon verſprochen hätte.

Heinrich begab ſich erſt gegen das Ende des Septembers nach Calais, wo ihn der Kayſer erwartete. Der Franzöſiſche Hof bekam von der vorſeyenden Unterredung Nach-

 richt,

(a) *Acta publ.* T. IX.

richt, und ſchikte, um hinter das Geheimniß zu kommen, unter dem Vorwand der Friedenshandlungen, Geſandte dahin. Heinrich ſahe dieſes ganz gerne, verbarg aber ſorgfältig den wahren Gegenſtand ſeiner Zuſammenkunft mit dem Herzog von Burgund, der kein anderer zu ſeyn ſchien, als den Stillſtand zu beſtätigen, der zwiſchen ihnen beyden geſchloſſen, und ſchon zu London bekannt gemacht worden.

Den 1 October ließ der König einen freyen Geleitsbrief für den Herzog von Burgund ausfertigen, und ſchikte ihm ſeinen Bruder, den Herzog von Glocester, zum Geiſel. Den folgenden Tag ernannte er Abgeordnete, die in ſeinem Namen die Eide von dem Herzog von Burgund, und ſeinem Sohne, Grafen von Charolois, über die Punkte annehmen muſten, die wir hier dem vornehmſten Innhalt nach kurz anzeigen wollen:

„Der Herzog erkennet die gerechten Anſprüche Heinrichs auf Frankreich, und verſpricht demſelben und allen ſeinen Nachkommen eben ſo zugethan zu bleiben, als wenn ſie wirklich im Beſiz der Crone wären. Er iſt bereit, dem König zu huldigen, ſo bald er einen namhaften Theil von Frankreich wird erobert haben, und macht ſich anheiſchig, alle Mittel anzuwenden, den König von England in den Beſiz dieſes Reichs zu bringen, und zu dem Ende die Feinde Heinrichs mit ſeiner ganzen „Macht

„Macht zu bekriegen. Damit aber auch
„jedermann wiſſe, daß ſolches alles aus ſei-
„nem freyen Willen geſchehen ſey, ſo ſchwö-
„ret er bey der Treue und Verbindlichkeit
„ſeines Leibes, dieſe Punkte ohne Betrug
„und Hinterliſt zu erfüllen, ſchreibet und
„unterzeichnet ſie deswegen mit eigner Hand,
„und beſtätiget ſie mit ſeinem geheimen
„Siegel.

Hieraus ſiehet man offenbar die böſen Anſchläge, welche der Herzog von Burgund mit seinem Sohn wider ihr Vaterland geſchmiedet, obſchon die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber ſolches nicht erkennen wollen.

Ehe **Heinrich Calais** verließ, ſchloß er mit **Frankreich** einen Stillſtand bis auf den 2 **Februarius**. Nach ſeiner Zurükkunft berief er ein **Parlament**, welches ihm Hülfsgelder zur Fortſetzung des Kriegs bewilligte. Er nahm überdis noch 100,000 Mark von ſeinem Oheim, dem Biſchoff von **Wincheſter**, auf, welchem er ſeine Crone zum Unterpfande gab, und verſezte der Stadt **London**, die ihm 10,000 Pfund Sterling liehe, einen Theil ſeiner Kleinodien; woraus man ſiehet, wie wenig **Heinrich** auf die Eroberung **Frankreichs** hätte denken können, wenn ihm die innern Unruhen dieſes Reichs nicht günſtig geweſen wären.

Nun dachte **Heinrich**, wäre es Zeit, den Krieg wieder anzufangen. Er machte deswegen alle nöthige Anſtalten, fand aber gar bald

einen Geldmangel. Um dieſem Uebel abzuhelfen, gab er denen Herrn und Edelleuten, die ihm eine gewiſe Anzahl Leute verſchaften, die er aber nach dem mit ihnen errichteten Vergleich nicht bezahlen konnte, alle ſeine Kleinodien zum Unterpfande, und zugleich die Macht, ſie zu verkaufen, wenn die Summe binnen einer gewiſen Zeit nicht bezahlt würde. Dadurch bekam er Friſt, ſeine Glaubiger nach und nach zu befriedigen.

Frankreich gerieth über die Zurüſtungen Englands in nicht geringe Unruhe. Von dem Herzog von Burgund konnte es keine Hülfe erwarten; der Hof ſtund vielmehr ſeinetwegen in groſer Furcht. Dis machte den Connetable ſehr verlegen. Er muſte mit dem neuen Dauphin überaus behutſam umgehen, damit dieſer ſich nicht einfallen ließ, allein zu regieren, und doch dabey fürchten, daß, wenn England groſe Eroberungen machen ſollte, man ihn deswegen zur Verantwortung ziehen würde. Bey dieſen Umſtänden hielt er für rathſam, ſich mit England in eine auſſerordentliche Friedensunterhandlung einzulaſſen, und, weil er ſelbſt allzuverdächtig war, die Gefangenen in England, beſonders den Herzog von Bourbon, dazu zu gebrauchen.

(b) Die Sache war gut eingefädelt, um den König einzuſchläfern. Weil er aber einmal den veſten Schluß gefaßt hatte, keinen Vorſtellungen Gehör zu geben; ſo entgieng er noch der

(b) *Acta publ.* T. IX.

der Falle. Die Herzoge von Orleans und Bourbon und einige andere Gefangene in England ſtellten ſich, als ob ſie an der Erhaltung von Frankreich verzweifelten, und deswegen geſonnen wären, beſondere Unterhandlungen mit Heinrichen zu pflegen. Dieſes ſagte man ihm nicht gerade heraus, ſondern man gab ihm nur zu verſtehen, daß es möglich wäre, die Gefangene dahin zu bringen. Jedoch der König bezeugte auf dieſe Eröfnung nicht viel Aufmerkſamkeit.

Einige Zeit darauf entdekten ſich die gefangene Fürſten deutlicher, und baten den König in einer Unterredung, ihnen zu ſagen, was er verlange; worauf ihnen der König frey erklärte: nichts geringers, als daß ſie ihn für den König in Frankreich erkennen ſollten. Auf dieſen Vorſchlag, ſchrie der Herzog von Orleans, könnten ſie ihm keine Antwort geben. Dabey ließ man es dismal bewenden.

Einige Wochen darnach kam der Herzog von Bourbon wieder, und ſagte dem Könige, daß ſie nun von ſeinen Anſprüchen auf Frankreich näher unterrichtet wären, und daß er insbeſondere an der Gerechtigkeit derſelben gar nicht zweifle; doch wüßte er auch, daß der König von derſelben abgehen würde, wenn man ihm gewiſe Provinzen einräumte; er bäte alſo, nach Frankreich gehen zu dürfen, um dem Könige Carl im Namen aller Gefangenen zu rathen, daß er ein ſo billiges Anerbieten nicht ausſchlagen möchte. Würde der Rath vom

König

König Carl angenommen, ſo könnte Heinrich noch in dieſem Jahre Beſiz von den abzutretenden Ländern nehmen; würde er aber verworfen, ſo achteten ſich die Fürſten nicht mehr an den Eyd gebunden, den ſie ihrem Könige geſchworen. Er verſprach vor ſeine Perſon, zur geſezten Zeit wieder in England zu erſcheinen, Heinrichen für den König von Frankreich zu erkennen, und ihm zu huldigen, und jedermann von der Gerechtigkeit dieſer Handlung zu überzeugen. Endlich bat er den König, dieſes bis zu ſeiner Rükkunft verſchwiegen zu halten, damit er in Frankreich keiner Gefahr ausgeſezt ſeyn möchte.

Heinrich wurde durch dieſen Vortrag wirklich zweifelhaft gemacht. Er wußte, daß es dem Grafen von Armagnac nicht vortheilhaft ſeyn würde, auf dieſe Art Frieden zu machen, und doch reizten ihn die Provinzen in Frankreich, die man ihm ohne weiteres Blutvergieſſen anbot. Er glaubte alſo, den ſicherſten Weg zu wählen, wenn er die Zurüſtungen zum Feldzuge ohne Nachlaß fortſezte, und dem Herzog erlaubte, nach Frankreich zu gehen. Doch mußte dieſer einen von ſeinen Söhnen zum Geiſel zurüklaſſen, und für 200,000 Thaler Bürgſchaft ſtellen. Heinrich ließ dem Kayſer im engſten Vertrauen durch ſeinen Geſandten Tiptofft dieſes Geheimniß entdecken, und ihn verſichern, daß dieſe Unterhandlung ſeinen Feldzug nach Frankreich nicht aufhalten würde. Der Herzog von Bourbon kam nach

Eng-

England zurük, ohne ſeine übrige Verſprechungen zu erfüllen. Ob man ſchon nicht mit Gewisheit ſagen kan, daß dieſer Handel von dem Connetable angeſtellet worden; ſo hat man doch Muthmaſſungen genug, die es glaubhaft machen. Nimmt man aber an, daß die gefangenen Fürſten es aufrichtig mit Heinrichen gemeynet; ſo kan man daraus ſchlieſſen, in was für einem betrübten Zuſtand ſich damals Frankreich befunden, da der König auſſer Stand war, ſich der Regierung anzunehmen, der Herzog von Burgund, erſter Pair des Königreichs, in einem heimlichen Bündniß mit dem Könige von England ſtunde, und die Prinzen vom Geblüt im Begrif waren, den Heinrich für den König von Frankreich zu erkennen.

Iſabelle von Bayern, Carls 6. Gemahlin, ſchien mißvergnügt zu ſeyn, daß ſie ſich von dem Connetable, als einem Unterthanen, ſollte Geſetze vorſchreiben laſſen. Dieſer ſorgte alſo, ſie möchte Mittel finden, ihm ſeine Gewalt zu rauben. Darum hielt er für nöthig, ſie vom Hof zu entfernen. Ein gewiſer Umſtand, der den Wohlſtand beleidigte, gab ihm Gelegenheit, ſie bey dem König und dem Dauphin verdächtig zu machen, und ſie nach Tours zu verweiſen. Dis war eine neue Quelle, woraus noch mehr Trübſalen vor Frankreich floſſen. Die aufgebrachte Mutter ſuchte ſich an ihrem Sohne zu rächen, und ſie fand nur allzuviel Gelegenheit dazu.

Das

Das gewaltſame Verfahren des Connetable, der Tod der beyden Dauphins, den man ihm Schuld gab, und die Verweiſung der Königin, gaben dem Herzog von Burgund den Vorwand, zum Beſten des Königs von England einen Einfall zu thun. Er machte wider den Connetable ein hartes Ausſchreiben bekannt. Darauf ſchrieb er an den König, daß er, als erſter Pair des Königreichs, verbunden wäre, den Umſturz des Reichs zu verhüten. Aus eben dieſen Gründen ſuchte er die guten Städte des Königreichs auf ſeine Seite zu ziehen. Als er ſahe, daß ſich ſchon einige für ihn erkläret, näherte er ſich mit einem Heer Paris, da eben der König von England bereit war, nach Frankreich überzuſetzen. Dadurch wollte er den Dauphin und den Connetable nöthigen, entweder Paris zu retten, oder den Engländern zu widerſtehen. Sie entſchloſſen ſich zu dem erſtern, weil ſie lieber einen Theil des Königreichs verlieren, als ſich von ihren beſondern Feinden das Regiment wollten entreiſſen laſſen.

Heinrich ſtieg gegen das Ende des Julius zu Touque in der Normandie ans Land. Er hatte nicht mehr, als 25,500 Mann bey ſich. Er belagerte das Schloß Touque, und nahm es den 9 Auguſt ein; welchem den 9 September Caen folgte.

Der franzöſiſche Hof ſahe nun keinen andern Weg vor ſich, als ſich mit Heinrichen in neue Unterhandlungen einzulaſſen. Heinrich

rich ließ ſich die ihm deßwegen gethane Vorſchläge gefallen, jedoch ohne den Krieg zu unterbrechen, weil er keine Zeit verlieren wollte. Man ernannte von beyden Seiten Gevollmächtigte; doch wurde die Unterredung bis gegen Ende des Novembers verſchoben. Unterdeſſen brachte Heinrich mehrere Orte in ſeine Gewalt.

Der Herzog von Burgund leiſtete ihm durch ſeine Veranſtaltungen ſehr wichtige Dienſte. Die verwieſene Königin war bisher eine Feindin des Herzogs. Da ſie ſich aber an dem Dauphin und dem Connetable rächen wollte, ſo ſchikte ſie treue Leute an ihn ab, die ihm eine Verbindung vorſchlagen mußten. Der Herzog nahm dieſes Erbieten an, und verglich ſich heimlich mit ihr, wie ſie aus dem Gefängniß kommen könnte.

Er gieng in aller Eil von Corbeil mit wenig Reutern in die nahe bey Tours gelegene Abtey Marmoutier, wohin ſich die Königin unter dem Schein der Andacht begeben hatte, und entführte ſie nach Troye in Champagne. Sie war kaum in Sicherheit, ſo nahm ſie den Namen der Verweſerin des Reichs an, weil ſie vorgab, daß der König in den Händen des Dauphins und des Grafen von Armagnac gefangen ſey.

Unterdeſſen machte Heinrich in der Normandie verſchiedene Eroberungen, weil ihn niemand daran hinderte, und der Herzog von Burgund ihn unterſtüzte.

Die

Die beſchloſſene Unterredung wurde den 28 November zu Bernouville gehalten (c). Heinrich ließ gleich bey dem Anfang derſelben durch ſeine Geſandten erklären: daß er die Prinzeſſin Catharina heyrathen wolle; daß Carl auf ſeine Lebenszeit die Crone behalten, dieſelbe aber nach ſeinem Tode an England fallen, und Heinrich unterdeſſen wegen der Unfähigkeit des Königs Reichsverweſer ſeyn ſollte. Weil aber die franzöſiſche Geſandten dieſer Bedingungen wegen nicht hinlänglich bevollmächtigt waren, und Heinrich keine Zeit verlieren wollte; ſo wurde die Unterhandlung ſogleich abgebrochen. Den 20 December nahm er die Stadt Falaiſe ein, das Schloß aber hielt ſich bis in den Februarius.

Kurz vor der Unterredung machte der Herzog von Bretagne mit Heinrichen auf ein Jahr einen Stillſtand, und für Anjou und Maine eben dergleichen im Namen der Königin von Sicilien, als Vormunderin ihres Sohns Ludwigs. Dadurch wurde Frankreich des Beyſtandes beraubet, den es von ſeinen Vaſallen hätte erwarten können.

Während dieſer Zeit wurde Oldcaſtle gefänglich nach London gebracht. Die erbitterte Geiſtlichkeit opferte ihn ihrem Haſſe auf. Er wurde ſeiner Geburt und Verdienſte ohnerachtet mit einer Kette um den Leib aufgehangen und lebendig verbrannt. Er ſtarb mit einer Standhaftigkeit, welche der Lehre Wiclefs, die

(c) *Acta publ*, T. IX. p. 517.

die er bekannte, gemäß war. Darauf machte das Parlament neue Verordnungen wider die Lollarden, die auf ihren völligen Untergang abzielten.

Einige Geſchichtſchreiber ſetzen in dieſes Jahr eine Verſchwörung, welche die verwittibte Königin mit ihrem Beichtvater wider Heinrichen geſchmiedet haben ſoll; wir übergehen aber dieſelbe, weil die Sache noch mit vielen Dunkelheiten umgeben iſt.

So ſchweigen auch die öffentliche Urkunden von einem Einfall, den die Schotten in dieſem Jahr in England gethan haben ſollen. So viel findet man nur, daß ſie gegen die Mitte des Jahrs 1415 damit gedrohet haben. Nach der Einnahme des Schloſſes von Falaiſe theilte Heinrich ſein Heer in mehrere Haufen, um verſchiedene Plätze zugleich anzugreiffen. Er war darinn ſo glüklich, daß ihm in kurzer Zeit von allen veſten Städten in der Normandie nur noch Cherbourg und Rouen fehlten. Cherbourg wehrte ſich am längſten, und koſtete ihn 8 Monate.

Während dieſer Belagerung gieng in Frankreich eine Veränderung vor, die Heinrichen nicht ſo günſtig war, als es anfänglich geſchienen. Die Kirchenverſammlung zu Conſtanz wählte an ſtatt der abgeſezten Päbſte den 10 November 1417 den Cardinal Colonna, welcher den Namen Martin V. angenommen. Dieſer ſchikte 2 Geſandten nach Frankreich, die ſich bemühen mußten, die getheilten Partheyen zu vereinigen. Ihre Vorſtellungen wa-

ren ſo nachdrücklich, daß man ſich den 17 May dahin verglich, daß der Dauphin und der Herzog von Burgund das Königreich, während der Krankheit Carls, gemeinſchaftlich regieren ſollten. Es war ein Glück vor Heinrichen, daß der Connetable und der Canzler dieſen Vergleich nicht zur Würkung kommen lieſen, weil es ihnen unerträglich fiel, den Herzog wieder an der Regierung zu ſehen.

Der Connetable machte ſich dadurch bey dem Volk verhaßt, und die burgundiſche Parthey nam in Paris zu. Die Anhänger derſelben brachten den 28 May den l'Isle Adam, Stadthalter von Pontoiſe, der ſtark auf des Herzogs Seite war, nach Paris. Ohngeachter er nur 800 Pferde bey ſich hatte, ſo ſchlugen ſich doch die Burgunder zu ihm, und richteten ein grauſames Blutbad unter denen Armagnacs an. Der Dauphin flohe mit Hülfe des Tanneguy du Chatel im bloſen Hemde in die Baſtille, und den folgenden Tag nach Melun, der König blieb aber in der Gewalt der Burgunder. Der Connetable wurde an eben dem Tag ins Gefängniß gebracht.

Da auf dieſe Nachricht die Verbannten von allen Orten her wieder nach Paris kamen, ſo gieng das Würgen den 12 Junius aufs neue an. Der Connetable wurde nach vielen Mißhandlungen, die an ihm auf der Gaſſe verübt worden, getödtet. Der Canzler und verſchiedene Biſchöffe hatten gleiches Schikſal. Die Königin und der Herzog von Burgund zogen dar-

darauf den 14 Julius gleichſam im Triumph zu Paris ein, und gaben im Namen des Königs Befehle, welche ſie für gut fanden. Dagegen drohete der Dauphin, welcher den Namen eines Verweſers des Königreichs angenommen, denen, welche ſolche befolgen würden. Die Franzoſen waren alſo in üblen Umſtänden, ſie mochten thun, was ſie wollten, und ſelbſt die Unpartheilichkeit wurde zum Verbrechen gemacht.

Inzwiſchen brachte es der Herzog von Bretagne dahin, daß der Dauphin und der Herzog von Burgund, die keine perſönliche Feindſchaft gegen einander hatten, in einen Vergleich willigten. Der Dauphin ließ ſich aber doch durch gewiſe Leute bereden, daß er denſelben nicht unterzeichnete. Dadurch behielt Frankreich immer zwey Feinde; einen unter ſich ſelbſt, und den andern an dem Könige von England, der ſich offenbar wider die Armagnacs, und verſtellter Weiſe wider die Burgunder erklärte. Er verſtärkte ſein Heer in der Normandie, als der neue Graf von Armagnac, der Herr von Albert, und andere, welche in Guienne wider die Engländer zu Felde lagen, mit ihm einen Stillſtand ſchloſſen.

Nun belagerte Heinrich im Anfange des Septembers Rouen. Er fand einen tapfern Widerſtand, und die Belagerten ergaben ſich nicht ehe, biß ſie innerhalb 5 Monaten das äuſerſte ausgeſtanden hatten. Sie ſuchten vergeblich Hülfe bey dem Herzog von Burgund,

der mehr darauf dachte, ſich wider die Liſt ſeiner Feinde zu behaupten, als ſich dem König von England zu widerſetzen. Er verſuchte zwar durch die päbſtliche Legaten den Heinrich dahin zu bringen, daß er die Belagerung aufheben möchte. Da aber dieſes fruchtloß war; ſo ſtellte er ſich, als ob er den Engländern eine Schlacht liefern wollte. Er führte den König ſo gar bis nach Beaurais. Es wurde aber auch daraus nichts. Der Herzog von Burgund mochte nun, ſeit dem er Theil an der Regierung hatte, gegen Heinrichen geſinnet ſeyn, wie er wollte, ſo erforderte es doch ſeine Ehre, einen Fürſten zu ſchonen, der eine Schrift in Händen hatte, die ihn bey allen Franzoſen hätte ſchwarz machen können.

Da die Belagerten bey dem Herzoge nichts ausrichteten; ſo wandten ſie ſich an den Dauphin. Und als dieſer ſahe, daß er mit Gewalt nichts zu ihrem Vortheile thun könnte, ſo verſuchte er den Weg der Unterhandlung. Man weiß nicht genau zu beſtimmen, ob es ihm würklich Ernſt geweſen, mit Heinrichen Friede zu machen, oder ob er ihn nur zu hintergehen getrachtet. Genug, er ließ demſelben über drey Punkte eine Unterhandlung anbieten. Der erſte betraf die Mittel, Frankreich Frieden zu ſchaffen; der andere die vorgeſchlagene Ehe; der dritte ein Bündniß zwiſchen ihnen beyden gegen den Herzog von Burgund. Heinrich verwarf die Vorſchläge nicht. Er ernannte Geſandten, und die Verhaltungsbefehle, die

er

er in dem Lager vor Rouen den 26 October unterzeichnete, waren dem Innhalt nach folgende:

1) Sollten ſie die Geſandten des Dauphins dahin zu bringen ſuchen, daß ſie ohne Zurückhaltung ſagten, was ſie anzubieten Befehl hätten, und alles verwerfen, was nur auf die Abtretung der eroberten Stücke abzielte.

2) Wenn die Franzoſen alles auf den Vergleich von Bretigny ſetzen wollten, ſo ſollten ſie ihnen der Vollziehung wegen Schwierigkeiten machen, weil der Dauphin keine rechtmäſige Gewalt dazu habe. Dadurch würden ſie vielleicht

3) Bewogen werden, um einen langen Stillſtand anzuhalten; in welchem Fall ſie fragen ſollten, was ſie in Anſehung deſſelben abtreten wollten.

4) Sollten ſie ſich nicht eher wegen des vorgeſchlagenen Bündniſſes mit dem Dauphin einlaſſen, bis man ſich über den Frieden oder Stillſtand verglichen, deſſen endliche Entſcheidung er ſich vorbehielte.

5) Er befahl ihnen, dem Dauphin keine kleine, ſondern recht groſe Hülfe wider den Herzog von Burgund anzubieten, wenn das Bündniß zu Stand kommen ſollte.

6) Verlangte er, daß man ihm wegen dieſer Hülfe die Grafſchaften Artois, Boulogne und Flandern abtreten ſolle. Wenigſtens

ſollten ſeine Geſandten auf der lezten beſtehen bleiben.

Man ſieht aus dieſen Verhaltungsbefehlen, daß der König mehr geſucht, den Herzog von Burgund eiferſüchtig zu machen, als daß er geglaubt, der Friede würde mit dem Dauphin würklich geſchloſſen werden. Denn der König ſchrieb an eben dem Tage, da er dieſe Befehle unterzeichnet, an den Herzog, und meldete ihm, wie er alles zum Frieden beytragen würde, wenn man deswegen neue Unterhandlungen pflegen wollte. Carl ernannte auch auf dieſes Schreiben Gevollmächtigte, und ließ Heinrichen davon Nachricht geben. Der König hoffte auf dieſe Art von der einen oder der andern Parthey gewiſe Vortheile zu ziehen.

Die Unterredung zwiſchen den Geſandten des Königs und des Dauphins wurde den 26 November zu Alenzon gehalten. Die Engländer giengen ihren Befehlen nach, und nöthigten die Franzoſen, die Städte und Länder, welche in dem Vergleich von Bretigny enthalten ſind, anzubieten, unter der Bedingung, der Crone Frankreich die Huldigung davon zu leiſten. Die Engländer verwarfen die Bedingung, und verlangten noch überdiß die Normandie. Damit zerſchlug ſich die Unterredung.

Kurz darauf wurde eine andere zwiſchen den Gevollmächtigten der beyden Könige verſucht. Weil man ſich aber wegen der Sprache, in welcher die Urkunden der Unterredung ſollten geſchrieben werden, nicht vergleichen konnte,

ſo

ſo wurde ſie nicht einmal angefangen. Vermuthlich war der Herzog von Burgund mit ſich ſelbſt noch nicht einig, welchen Weg er ergreifen ſollte. Indeſſen wurde doch der Dauphin durch dieſe Unterredung beunruhigt. Er ſorgte, der Herzog von Burgund möchte ihm zuvorkommen. Er ließ daher Heinrichen bitten, einen Ort zu ernennen, wo die angefangene Unterhandlung erneuert werden könnte. Es wurde verabredet, daß ſich die Geſandten im Anfange des Monats Februarius zu Lourters verſammlen ſollten.

Während dieſer Unterhandlungen wurden die Belagerten in Rouen, die ſich ohne alle Rettung ſahen, und auch kein Pferdefleiſch mehr haben konnten, gezwungen, ſich den 12 Januarius dahin zu erklären, daß ſie ſich den 19 ergeben wollten, wenn ſie biß dahin nicht entſetzet würden. Da der Entſatz nicht erfolgte, ſo fiel mit dieſer Stadt die ganze Normandie biß auf einige Schlöſſer wider an England. Nach dieſer Eroberung ſchikte Heinrich einen Theil ſeiner Völker in die Picardie, wo ſich der Herzog von Excerer Dieppe und Montreuil bemächtigte.

Der Herzog von Burgund, der nun Herr von Paris und der Perſon des Königs war, hatte den Schutz des Königs von England nicht mehr nöthig, und ſein eigener Vortheil erforderte, ſich den Eroberungen deſſelben zu widerſetzen. Dagegen mußte er doch wegen dem Dauphin auf ſeiner Hut ſeyn, der

ſich noch an der Spitze einer mächtigen Parthey befand. Auf der einen Seite wollte er lieber den König Heinrich Meiſter von Frankreich ſehen, als daß der Dauphin einſtens dazu gelangen ſollte; auf der andern Seite konnte er ſich nicht verſprechen, daß er in jenem Fall die Regierung beybehalten würde. Er blieb alſo eine Zeitlang unentſchloſſen. Endlich aber ſchien es ihm vortheilhafter und rühmlicher zu ſeyn, ſich mit dem Dauphin auszuſöhnen. Dadurch konnte er ſich doch wenigſtens Hofnung machen, die zweyte Stelle in der Regierung zu bekommen. Fand er gleich bey der Ausführung ſeines Anſchlags Schwürigkeiten; ſo blieb er doch bey dieſem Entſchluſſe, weil er kein ander Mittel ſah, ſich und das Königreich zu retten.

Zu eben der Zeit wurde die Unterredung zwiſchen den Geſandten Heinrichs und des Dauphins zu Louriers gehalten. Sie lief aber auch fruchtloß ab. Um aber den Herzog von Burgund in der Eiferſucht zu unterhalten, bewilligte Heinrich dem Dauphin einen Stillſtand vom 12 Februarius an bis auf das Oſterfeſt für alles das Land, das zwiſchen der Loire und Seine liegt, die Normandie ausgenommen.

Der Herzog von Burgund ließ unter den ſchönſten Verſprechungen den Dauphin um ſeine Freundſchaft bitten. Er bot ihm eine Unterredung an, um zum Beſten des Königreichs mit ihm Maaßregeln zu ergreifen. Der Dauphin

phin verwarf aber den Antrag. Er wollte ſeine Gewalt nicht mit der Königin und dem Herzoge theilen. Der Herzog dachte daher nun im Ernſte darauf, mit England Frieden zu ſchlieſen. Er ließ Heinrichen wiſſen, daß der König Carl geneigt dazu wäre, und ſchlug ihm eine Unterredung vor, in welcher die beyden Könige, in Gegenwart ihrer Räthe, die Bedingungen in Ordnung bringen, und die vorgeſchlagene Vermälung ſchlieſen könnten. Heinrich ließ ſich den Antrag gefallen, und bewilligte ſo gar einen Stillſtand von 3 Monaten, damit man ſich während dieſer Zwiſchenzeit vergleichen könnte, wann, wo und wie die Unterredung gehalten werden ſollte.

Dieſer Entſchluß konnte Frankreich nicht gleichgültig ſeyn. Einige wohlgeſinnte Herren gaben ſich alle Mühe, den Dauphin und den Herzog von Burgund mit einander auszuſöhnen. Da ſie aber nichts ausrichteten, gieng die beſchloſſene Unterredung der beyden Könige vor ſich. Man beſtimmte dazu einen Ort nahe bey Meulant. Weil aber Carl wegen ſeiner Krankheit nicht ſelbſt erſcheinen konnte, ſo wurde beſchloſſen, daß ſeine Gemahlin und der Herzog von Burgund ſeine Stelle vertreten, und der Herzog von Bretagne dabey gegenwärtig ſeyn ſollte. An dem erſten Tage brachte die Königin die Prinzeſſin Catharina mit ſich, deren Reitzungen Heinrichen einnahmen. Um dieſen Eindruck zu erhalten, ließ ſie ihre Tochter nicht mehr ſehen. Heinrich merkte die Ab-

ſicht. Er ſagte aber dem Herzog von Burgund frey, er würde die Waffen nicht ehe niederlegen, biß er den König und die Prinzeſſin in ſeiner Gewalt hätte, und ihn ſelbſt aus dem Königreich jagen, wenn er ſich widerſetzen wollte. Der Herzog, der den König nicht erbittern wollte, begnügte ſich ihm zu ſagen, er hofte, man würde ihm Urſache geben, des Kriegs überdrüſſig zu werden.

(f) Die Forderungen **Heinrichs** waren bey der Unterredung folgende:

1) Sollte man ihn im Beſitz alles deſſen laſſen, was **Eduard** III. in dem **bretigniſchen** Vergleich abgetreten worden.

2) Verlangte er die ganze **Normandie.**

3) Die völlige Oberherrſchaft über alles Abgetretene.

Der Herzog von Burgund machte im Namen **Frankreichs** die Gegenforderungen, und hatte dabey die Abſicht, dem **Dauphin** noch ein wenig Zeit zu laſſen, ehe er mit dem Könige von **England** etwas ſchlöße. Wir wollen ſie nebſt den darüber gemachten Anmerkungen des Königs von **England** herſetzen.

1) Sollte ſich der König von der Crone **Frankreich** loßſagen.

Der König willigt darein, das ausgenommen, was ihm in dieſem Vergleich abgetreten wird.

2) Soll

(f) *Act. publ.* T. IX. p. 762 ſeqq.

2) Soll er ſich von Touraine, Anjou, Maine und der höchſten Oberherrſchaft über Bretagne loßſagen.

Dieſe Bedingung gefällt dem Könige nicht.

3) Soll er ſchwören, daß weder er noch ſeine Nachfolger unter keinem Vorwand die Crone Frankreich von jemand, der auch ein Recht darauf zu haben vorgäbe, annehmen wollen.

Der König iſt damit zufrieden, unter der Bedingung, daß ſein Gegner eben das ſchwöre ꝛc.

4) Soll er ſeine Loßſagungen und Verſprechungen auf die beſte Art, die der König von Frankreich und ſein Rath ausfündig machen können, gerichtlich ausfertigen laſſen.

Dieſe Bedingung gefällt dem Könige nicht.

5) Soll es dem Könige von Frankreich frey ſtehen, für Ponthieu und Montreuil an einem andern Orte ſeines Königreichs etwas von gleichem Werth zu geben.

Dieſe Bedingung gefällt dem Könige nicht.

6) Da in der Normandie noch verſchiedene Orte wären, die der König von England noch nicht erobert, und die ihm doch abge-

tre-

treten werden ſollen, ſo ſoll er ſich in Anſehung derſelben aller andern Eroberungen begeben, die er anderwärts gemacht habe. Es ſoll ein jeder wieder in den Beſiz ſeiner Güter treten, ſie mögen liegen, wo ſie wollen. Es ſoll zwiſchen den beyden Königen ein Bündniß gemacht werden.

Der König läßt ſich dieſes gefallen, mit der Bedingung, daß die Schotten und Aufrührer nicht mit in dem Bündniß begriffen ſeyen.

7.) Der König von England ſoll die 600,000 Thaler wiedergeben, die dem König Richard II. auf die der Königin Iſabelle verſprochene Mitgabe von 800,000 Thalern gegeben worden. Ferner, 100,000 Thaler für die Kleinodien dieſer Fürſtin, welche man in England behalten.

Der König will darein willigen, daß dieſe Bedingung gegen die rükſtändigen Gelder für die Auslöſung des Königs Johann aufgehoben werde. Er wundert ſich aber, daß man für die Kleinodien der Königin Iſabelle 100,000 Thaler verlange, da ſie nicht den vierten Theil wehrt geweſen.

Da die Schwürigkeiten ſo groß nicht waren, die beyde Theile trenneten, ſo wäre der Friede gewiß geſchloſſen worden, wie der Herzog

zog von Burgund auch den König von England gerne hoffen ließ, wenn der Dauphin hartnäckig geblieben wäre. Heinrich zweifelte ſo wenig daran, daß er den 5 Julius den Erzbiſchof von Canterbury mit einer Vollmacht nach Paris ſchikte, um den Frieden mit dem Könige Carl zu ſchlieſſen.

Allein der Dauphin beſann ſich noch zu rechter Zeit, und vereinigte ſich den 11 Julius mit dem Herzog von Burgund. (g) Sie verſprachen einander in einem Vergleich, ſich als Brüder zu lieben, und der verdammlichen Unternehmung der Engländer, der alten Feinde des Königreichs, gemeinſchaftlich zu widerſtehen.

Da der Herzog von Burgund ſeine Abſichten erreicht ſahe, ſuchte er den Unterredungen zu Meulant ein Ende zu machen. Er beſtund nicht nur auf den Forderungen Frankreichs, ſondern fügte auch noch neue hinzu. Und, um den Frieden unmöglich zu machen, grif er die Forderungen des Königs von England ſelbſt an, wider die er vor ſeinem Vergleich mit dem Dauphin nichts eingewendet hatte.

Heinrich glaubte bis dahin immer noch, die Ausſöhnung des Herzogs mit dem Dauphin würde den Frieden nicht hindern, bis ihm die neuen Forderungen des Herzogs, oder vielmehr ſeine gebrauchte Spizfündigkeiten die Augen öfneten. Die Unterredung wurde alſo abgebrochen, und man rüſtete ſich von beyden Seiten aufs neue zum Kriege. Den

(g) *Juvenal des Urſins Hiſt. de Charles VI.*

Den Anfang der Feindſeligkeiten machte Heinrich damit, daß er Pontoiſe mit Sturm einnehmen ließ, wo die Engländer über zwey Millionen Thaler Beute machten, weil der Angrif unerwartet, und die Stadt noch mit vielem Reiſegeräthe der franzöſiſchen Hofleute angefüllet war. Denn dieſer Hof hatte ſich während nur gedachter Unterredung in Pontoiſe aufgehalten, und war nur erſt vor einigen Tagen davon abgereiſet.

Die Einnahme dieſer Stadt bahnte dem Könige den Weg nach Paris. Allein die Vereinigung der beyden feindlichen Partheien in Frankreich machte in ſeinen Entwürfen groſe Veränderungen. Dem ohngeachtet blieb er auf dem Entſchluß, ſie auszuführen. Er bot ſogar dem Könige Carl als eine Art von Gnade an, daß er mit dem, was er zu Meulant verlanget, zufrieden ſeyn wollte, wenn man ihm Pontoiſe lieſſe. Indeſſen befand er ſich doch in einer groſſen Verlegenheit. Bey dem Anfange des Kriegs war ihm die Uneinigkeit der Franzoſen günſtig. Eben dieſe erleichterte ihm den glüklichen Fortgang ſeiner Waffen. Nun aber ſahe er ſich genöthiget, ohne dieſe Unterſtützung mit einem nicht gar zu anſehnlichen Heer ſeine Unternehmungen fortzuſetzen. Doch ſein Glük, oder vielmehr der Haß des Dauphins gegen den Herzog von Burgund, befreyete ihn von allen unruhigen Gedanken.

Dieſe

Dieſe beede Herren hatten bey ihrer Unterredung einander verſprochen, ſich noch einmal den 28 Auguſt auf der Brücke zu Montereau-Faut-Ronne zu verabreden, wie ſie den Engländern widerſtehen wollten. Der Herzog kam ungern daran. Doch nöthigten ihn die einmal genommene Maasregeln, ſein Verſprechen zu halten. Hier fand er aber ſeinen Tod, der ihm gleichſam geahndet hatte. Er wurde vor den Augen des Dauphins ermordet. Gewiſe Geſchichtſchreiber wollen den Dauphin von dem Antheil an dieſem Mord frey ſprechen. Er verrieth ſich aber dadurch ſelbſt, daß er die Mörder in ſeinen Dienſten behalten.

Nun bekamen die Sachen eine ganz andere Geſtalt. Philipp, ein Sohn des ermordeten Herzogs, dachte auf Rache. Er glaubte ſie zu finden, wenn er ſich mit dem Könige von England und der Königin Iſabelle, die noch eine tödtliche Feindſchaft gegen ihren Sohn trug, verbinden würde. (h) Man brachte daher den Reſt des Jahrs mit geheimen Unterhandlungen zu, die ſich darinnen endigten, daß denen Engländern Frankreich in die Hände geſpielt werden ſollte. Der neue Herzog von Burgund nahm bey dem Könige Carl die Stelle ſeines Vaters ein, und wurde von denen für den Verweſer des Reichs angeſehen, die es nicht mit dem Dauphin hielten.

Die Pariſer waren ſeit dem Verluſt von Pon-

(h) *Act. publ.* Tom. IX. p. 805. 806.

Pontoiſe in groſſen Sorgen. Die Engländer ſtreiften bis vor ihre Thore. Der Herzog von Burgund machte keine Anſtalten zur Gegenwehre. Sie ſuchten ſich alſo mit Heinrichen zu vergleichen; und ſie erhielten auch einen Stillſtand vom 20 November bis auf den 25. Dis war für ſie ein kleiner Troſt. Doch brauchten ſie keinen längern Stillſtand, weil ſie in dem Vergleich mit begriffen ſeyn ſollten, der eben zwiſchen dem Könige und dem Herzog von Burgund vor war. Heinrich weigerte ſich nicht, mit dieſem eben in ein ſolches Bündniß zu treten, wie mit ſeinem Vater. Um aber nicht noch einmal betrogen zu werden, wollte er ſich mit ihm nicht ehe einlaſſen, bis der Friede mit dem Könige Carl geſchloſſen wäre.

Heinrich, der ſeine Umſtände ſeit dem Tode des Herzogs von Burgund zu ſeinem Vortheile geändert ſahe, und von der Königin Iſabelle und dem neuen Herzog ſehr geſucht wurde, brachte ſeine erſten Anſprüche auf Frankreich wieder hervor, und machte dieſe unter andern Bedingungen, die er vorſchlug, (i) zum Hauptgrund des Friedens. Dabey erklärte er ſich aufs neue, daß Carl VI. ſo lange, als er lebe, für den König erkannt werden ſolle.

Der Herzog von Burgund unterzeichnete offene Briefe, vermittelſt deren er die vorgeſchlagene Bedingungen Heinrichs genehm hielt. Darauf wurde ein allgemeiner Stillſtand

(i) *Act. publ.* T. IX. p. 816.

ſtand vom 24 December bis auf den 1 Merz des folgenden Jahrs bekannt gemacht. Nachdem dieſe Friedensangelegenheiten geendiget waren, unterzeichneten die Gevollmächtigten des Königs und des Herzogs von Burgund einen beſondern Bündniß- und Vereinigungs-Vergleich, der folgende Bedingungen enthielt:

1) ſolle einer von den Brüdern des Königs eine von den Töchtern des Herzogs heirathen.
2) ſollten ſie ſich beyde als Brüder lieben, und einander beyſtehen.
3) ſollten ſie die Beſtrafung des Dauphins und der andern Mörder des Herzogs gemeinſchaftlich treiben.
4) ſollte weder der Dauphin, wenn man ihn gefangen bekäme, noch ein anderer von den Mördern ohne Einwilligung des Herzogs von Burgund zur Freyheit gelangen können.

Obgleich der Friede noch nicht unterzeichnet war, ſo ſahe man ihn doch ſo gut, als geſchloſſen an. Um alle Bedingungen in Richtigkeit und auſſer aller Dunkelheit zu ſezen, wurde der Stillſtand öfters verlängert. Was vorläufig von den Geſandten beyder Theile zu Troyes veſtgeſezt worden, das beſtätigte Carl durch ſeine offene Briefe unter dem 9 April.

Darauf wurde beſchloſſen, daß der Vergleich von beyden Königen zu Troyes ſollte beſchworen und unterzeichnet werden. Weil

aber der König Carl nicht öffentlich erſcheinen konnte, ſo gab er der Königin und dem Herzoge von Burgund in ſeinem Namen eine Vollmacht. Heinrich kam den 20 May zu Troyes an, und ſprach den König, die Königin und die Prinzeſſin Catharina, die er mit einem koſtbaren Ring beſchenkte. Den Tag darauf wurde der Vergleich unterzeichnet und beſchworen, und Heinrich verlobte ſich mit der Prinzeſſin; die Vermählung aber wurde erſt den 2 Junius vollzogen. Wir wollen die vornehmſte Punkten dieſes berühmten Vergleichs herſetzen.

Vergleich von Troyes. (k)

1) Der König von England, welcher durch ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Catharina, des Königs von Frankreich Sohn geworden, ſoll den König und die Königin, als ſeinen Vater und als ſeine Mutter ehren ꝛc.

2) Er ſoll nicht verhindern, daß der König von Frankreich, ſeine ganze Lebenszeit über, die königliche Würde behalte, und die Einkünfte der Crone empfange ꝛc.

3) Die Königin Catharina ſoll in England einen Wittwengehalt von 40,000 Thalern jährlich bekommen.

4) Nach dem Tode des König Carls ſoll die Crone

(k) *Act. publ.* T. IX. p. 896.

Crone Frankreich dem Könige von England und ſeinen Erben zufallen.

5) Der König von England ſoll wegen der Krankheit Carls von dieſem Tage an Verweſer des Königreichs ſeyn.

6) Das Parlament zu Paris ſoll bey ſeiner Gerichtsbarkeit erhalten werden.

7) Alle Prinzen, Barons, Edle, Städte, Bürger ſollen ſchwören, daß ſie 1) dasjenige, was von beyden Königen und der Königin verordnet werden wird, genau beobachten, 2) dem Könige von England gehorchen, 3) ihn nach dem Tode Carls als ihren rechtmäſigen Landesherrn erkennen, und 4) nichts wider ſeine Perſon unternehmen und befördern wollen.

8) Unmittelbar darauf, wenn der König von England zu der Crone Frankreich gelanget ſeyn wird, ſollen die Normandie und alle andere Eroberungen mit der Crone wieder vereiniget werden.

9) Alle öffentliche Urkunden ſollen im Namen des König Carls gemacht werden. Im Nothfall ſoll der König von England ſeinen Namen, als Verweſer des Reichs, dem Namen des regierenden Königs beyfügen können.

10) Der König von England ſoll, ſo lange Carl lebt, ſich des Namens eines Königs von Frankreich enthalten.

11) In den öffentlichen Urkunden ſoll ſich der König von Frankreich von dem Könige von

England dieſer Redensart bedienen: Unſer ſehr geliebter Sohn, Heinrich, König von England, Erbe von Frankreich.

12) Wenn Frankreich an England gelanget ſeyn wird, ſo ſollen beyde Königreiche auf ewig unter der Herrſchaft eines und eben deſſelben Fürſten ſtehen.

13) Es ſoll von jezt an die Freundſchaft zwiſchen Frankreich und England wieder hergeſtellt ſeyn.

14) Alle Bundsgenoſſen der beyden Cronen ſollen 8 Monate Zeit haben, ſich in dem gegenwärtigen Frieden mit begreifen zu laſſen.

15) Man hat ſich der Verbrechen wegen, welche von Carl, der ſich den Dauphin von Viennois nennet, begangen worden, verglichen, daß man nicht anders, als mit Einwilligung der beyden Könige und des Herzogs von Burgund, Friede mit ihm machen wolle.

16) Zur Sicherheit der Beobachtung dieſer Bedingungen ſollen dem Könige von England von dem Könige von Frankreich, Briefe unter dem groſſen Siegel gegeben werden. Ingleichem ſollen auch die Königin, der Herzog von Burgund, die Prinzen vom Geblüt ꝛc. überhaupt alle, von denen es der König von England verlangen wird, dergleichen Briefe der Genehmhaltung geben.

17) Der König von England ſoll eben dergleichen von ſich ſelbſt, von den Prinzen, ſei-

ſeinen Brüdern, und andern ausſtellen, von welchen ſie der König von Frankreich verlangen wird.

Gegeben zu Troyes den 21 May im Jahr des Heils 1420, und dem 40ſten des König Carls.

Nach dem Beylager wurden Sens und Montereau, die einen kurzen Widerſtand thaten, eingenommen. Gegen die Mitte des Julius belagerte man Melun, worinnen ſich der Herr von Barbazan tapfer wehrte, verſchiedene Stürme abſchlug, und ſich erſt gegen die Mitte des Novembers aus Hunger zum Vergleich verſtunde. Nach der Uebergabe dieſer Stadt nahmen die beyden Höfe ihren Weg nach Paris, wo die beyden Könige den erſten Advent, und die Königinnen den Tag darauf ihren Einzug hielten.

(l) Im Anfange des **Decembers** kamen die allgemeinen Stände zu **Paris** zuſammen. Der König **Carl** begab ſich den 6. in ihre Verſammlung, machte ihnen den geſchloſſenen Frieden bekannt, und bat ſie, ihn zu beſtätigen. So ungern die Stände dieſes thaten, ſo zwang ſie doch der damalige Zuſtand der Sachen, zu verordnen, daß der Friede von Troyes beobachtet und für ein öffentliches Geſez gehalten werden ſolle.

(l) *Act. publ.* T. X. p. 30.

Als ſich den 23. der Rath des Königs auſſerordentlich verſammlet, erſchien der Herzog von Burgund vor demſelben in einem Trauerkleide, und bat um Gerechtigkeit wider die Mörder ſeines Vaters. Das Urtheil ergieng über dieſelbe überhaupt, ohne, wie Mezeray vorgibt, den Dauphin namentlich aller Erbſchaften, und beſonders der Nachfolge in der Crone unwürdig zu erklären, und auf ewig aus dem Königreiche zu verbannen.

Doch dem ſey, wie ihm wolle, der Dauphin appellirte wider alles das, was vorgegangen, und künftig unter dem Namen ſeines Vaters geſchehen möchte, an GOtt und ſeinen Degen, und fuhr fort den Namen eines Verweſers des Reichs zu führen. In dieſer Würde verlegte er das Parlament und die Univerſität von Paris nach Poitiers, dahin ſich einige Glieder dieſer beyden Cörper begaben. Man ſahe daher in Frankreich damals zu einer Zeit 2 Könige, 2 Königinnin, 2 Verweſer des Reichs, 2 Parlamente und 2 Univerſitäten von Paris.

Nun war alſo Heinrich zum Reichsverweſer und Erben von Frankreich erkläret. Weil aber dieſes nur von der Burgundiſchen Parthey geſchehen war, und der Dauphin noch einen groſſen Anhang in allen Provinzen hatte; ſo war der Krieg, des Friedens ohnerachtet, noch nicht geendiget.

Guienne bat nach dem Vergleich von Troyes um Frieden, den Heinrich um ſo lieber

der bewilligte, je gröſſere Vortheile er von dem ruhigen Beſiz dieſer Provinz hoffen konnte. Doch muſte ſie ſich mittelſt einer ausdrüklichen Urkunde von der Appellation losſagen, welche zu den Zeiten Eduards III. an das Gericht der Pairs von Frankreich gebracht worden.

Nachdem Heinrich ſeine Sachen in Frankreich ſo gut gemacht hatte; ſo übergab er die Anführung ſeiner Völker ſeinem Bruder, dem Herzoge von Clarence, und gieng mit ſeiner Gemahlin nach England, wo er gegen das Ende des Februars ankam. Wenig Tage darauf ließ er die Königin crönen, und berief ein Parlament auf den 2 May nach Leiceſter.

Indem das Volk mit der Wahl ſeiner Abgeordneten umgieng, beſuchte der König einige Provinzen ſeines Reichs. Er gab vor, er wollte der Königin England zeigen, in der That aber ſuchte er durch ſeine Gegenwart die Wahl nach ſeinen Abſichten zu lenken. Denn er wußte wohl, daß das Volk in etwas ſchwürig war, daß es ſo viele Unkoſten zur Eroberung Frankreichs hergeben mußte.

Noch vor der Verſammlung des Parlaments bekam Heinrich die betrübte Nachricht, daß ſein Bruder, der Herzog von Clarence, den 3 April in einer Schlacht wider die Schotten geblieben, welche in Anjou vorgefallen. Er wollte anfänglich nur das Vordertreffen von denſelben mit einer Anzahl ſeiner Völker angreifen und übern Haufen werfen, brachte

aber damit ſo viel Zeit zu, daß der Graf von Bucham dem Feinde zu Hülſe eilen konnte. Hierauf mußte er der Ueberlegenheit nachgeben, und da er ſich nicht entſchlieſſen konnte, zu fliehen, ſo wurde er von gedachtem Grafen getödtet, nachdem er Beweiſe einer auſſerordentlichen Tapferkeit abgelegt hatte. Die Engliſche Reuterey hatte bey dieſem Handel eine ſtarke Einbuſſe, und unter vielen andern Gefangenen befanden ſich auch der Graf von Kent, die Lords Gray und Roß.

Nachdem das Parlament verſammelt war, beſtätigte es den Frieden von Troyes, bewilligte Hülfsgelder zur Fortſetzung des Kriegs wider den Dauphin, und übergab dem Könige eine Bittſchrift, darinn es ihm ſagte, daß die Eroberung Frankreichs der Untergang Englands wäre. Der König hörte dieſes ſehr ungerne, da noch die Helfte von Frankreich zu erobern, und das Parlament müde war, ihn ferner mit Geld zu unterſtützen.

Nun müſſen wir auch etwas von den Händeln Schottlands reden, um das folgende beſſer verſtehen zu können. Jacob Stuart, deſſen wir unter der Regierung Heinrichs IV. gedacht, ſaß noch in England gefangen, als ſein Vater ſtarb. Dis machte, daß man ihn noch genauer verwahrte. Der Herzog von Albanien gab ſich keine ſonderliche Mühe, ihm die Freyheit zu verſchaffen. Er fand ſo viel Vergnügen in der Verwaltung des Königreichs, daß er nach dem Bericht Buchams ſo

gar

gar durch geheime Unterhandlungen Heinrichen verſprechen ließ, wie er nichts zum Beſten Frankreichs unternehmen wollte, wenn er den jungen König im Gefängniß behielte. Um aber das Volk, welches hierüber ungehalten war, einigermaſſen zu befriedigen, verlangte er die Freyheit deſſelben öffentlich.

Inzwiſchen befürchtete Heinrich doch, daß der Herzog die Schotten nicht immer würde im Zaum halten können, denen der Untergang Frankreichs nicht gleichgültig ſeyn konnte. Er bewilligte daher unter gewiſen Bedingungen dem Könige Jacob, auf einige Zeit in ſein Königreich zurükzugehen. Er hoffte dadurch zwiſchen ihm und dem Reichsverweſer Uneinigkeiten zu ſtiften, welche die Schotten die Händel Frankreichs vergeſſen lieſſen.

So ſtunden die Sachen in Schottland bis auf das Jahr 1419, da der Dauphin den Herzog von Vendome dahin ſchickte, um daſelbſt Hülfe zu ſuchen. Der Reichsverweſer konnte nicht hindern, daß nicht 7000 Mann unter dem Grafen von Bucham nach Frankreich geſchikt wurden, dem der Sieg über den Herzog von Clarence das Connetable-Schwerd von Frankreich zuwegebrachte.

Da ſich die Schotten ſo offenbar für den Dauphin erklärten, glaubte Heinrich, daß er ſich durch die Loslaſſung des gefangenen Königs von dieſen Feinden befreyen könnte. Er gieng zu dem Ende nach England zurük, und machte mit Jacob einen geheimen Vertrag,

(m) von welchem nur die einige Bedingung bekannt worden, daß Jacob mit Heinrichen nach Frankreich gehen, und bis zu Ende des Kriegs bey ihm bleiben ſollte. Er hofte, das Anſehen ihres Königes würde die Schotten nöthigen, wieder heimzugehen. Allein als Jacob dem Grafen von Bucham dieſen Befehl ertheilte, gab dieſer zur Antwort, daß er einem gefangenen Könige keinen Gehorſam ſchuldig wäre. Von dieſer Zeit an begegnete Heinrich allen Schotten, die in ſeine Gewalt kamen, als Aufrührern.

Der König von **England** gieng alſo, nachdem er den Herzog von **Bedford** zum Reichsverweſer ernennet, mit einem neuen Heer, welches einige auf 4000 ganz bewafnete, und 24,000 Bogenſchützen rechnen, wieder nach Frankreich, ſchikte etliche Haufen ab, um ſich einiger Schlöſſer in der Picardie zu bemächtigen, und dem Herzog von **Exceter** Luft zu machen, der in Paris gleichſam eingeſchloſſen war; er ſelbſt folgte mit dem Reſt des Heers, und vereinigte ſich mit ſeinem Schwiegervater.

Kurz darauf erfuhr er, daß der **Dauphin** Chartres belagerte. Er gieng auf ihn loß, und ſuchte ihm eine Schlacht zu liefern. Der **Dauphin** erwartete ihn aber nicht. Der König ſezte ihm nach, und da er ihn nicht einholen konnte, ſo nahm er auf ſeinem Rückzug die Stadt **Dreux** ein.

Nach-

(m) *Act. publ.* T. X. p. 125.

Nachdem Heinrich ſich und ſeinen Völkern einige Ruhezeit vergönnet, ſo verſammlete er ſie im October wieder, um Meaux zu belagern, welches er auch nach einer Zeit von 7 Monaten, nemlich den 2 May 1422 einnahm.

Während dieſer Belagerung wurde die Gemahlin des Königs, die er um ihrer geſegneten Umſtände willen, zurükgelaſſen, zu Windſor mit einem Prinzen entbunden, welcher den Namen Heinrich bekam. Unter den Taufzeugen war auch Jacobine von Bayern, Gräfin von Hennegau. Dieſe Fürſtin, welche Hennegau, Holland, Seeland und Frießland beherrſchte, heirathete nach dem Tode ihres erſten Gemahls Johann von Touraine, den Herzog von Braband, Johann, der mit dem Herzog von Burgund Geſchwiſterkind war. Sie wurde aber ſeiner bald überdrüſſig, und beſchloß, unter dem Vorwand der nahen Verwandſchaft, ſich von ihm zu trennen. Sie ließ ſich von einigen Edelleuten nach England entführen. Man findet in den öffentlichen Urkunden (n) einen Geleitsbrief, den ihr der König ertheilet, woraus man ſiehet, daß es mit ſeinem Vorwiſſen geſchehen. Er wollte ſie mit ſeinem Bruder, dem Herzog von Gloceſter, vermälen. Der Herzog von Burgund fand ſich hiedurch ſehr beleidiget. Heinrich ſchien ſich aber wenig daran zu kehren.

Heinrich wünſchte ſeine beyde Brüder, die groſſe Verdienſte beſaſſen, gut verſorgt zu ſehen.

(n) *Act. publ.* T. X. p. 64.

hen. Nach einer fehlgeſchlagenen Hofnung in Neapolis, wo im Jahr 1419 die Königin Johanna den Herzog von Bedford zu ihrem Erben erklären wollte, und nach verſchiedenen vergeblichen Verſuchen zu einer glüklichen Vermählung, die er ſo wol mit ihm, als dem Herzog von Gloceſter vorhatte, wollte er vor dieſen die Jacobine nicht gerne aus den Händen gehen laſſen. Doch kam die Sache vor dem Tode des Königs nicht zum Ausgange.

Als ſich Heinrich wieder zum Feldzug rüſtete, der durch die Ankunft ſeiner Gemahlin unterbrochen worden, bekam er die Nachricht, daß der Dauphin la Charite weggenommen, daß er Cosne würklich belagere, und daß die Belagerten willens wären, ſich zu ergeben, wenn ſie nicht bald entſetzet würden. Der Herzog von Burgund bat ſich deswegen vom Könige eine Verſtärkung aus. Der König machte ſich ſelbſt auf den Weg, wurde aber zu Senlis wegen einem Durchbruch aufgehalten. Um keine Zeit zu verlieren, gab er den beſten Theil ſeiner Völker dem Herzoge von Bedford, der die Königin nach Frankreich begleitet hatte, mit denen er zu dem Herzog von Burgund ſtoſſen ſollte. Der Dauphin zog ſich nach ihrer Vereinigung zurük, und die beyden Herzoge nahmen ihren Weg nach Troyes. Da Heinrich ſeine Krankheit von keinen ſchlimmen Folgen zu ſeyn glaubte, ſo ließ er ſich in eine Senfte ſetzen, um ſich zu dem Heer zu begeben. Weil aber

das Uebel zunahm, mußte er wieder nach Vincennes zurükkehren.

Der Herzog von Bedford erfuhr nicht ſo bald den ſchlechten Zuſtand des Königs, als er eilte, ihn zu beſuchen. Bey ſeiner Ankunft fand er ihn ſchon in den lezten Zügen. Heinrich ſahe dem Tod herzhaft entgegen. Er ertheilte denen Herzogen von Bedford und Excester, dem Grafen von Warwik und einigen andern engländiſchen Herrn, ſeine lezten Befehle. „Er ſagte: daß ſeine Regierung zwar kurz, „doch rühmlich geweſen; daß die Hartnäckig„keit der Franzoſen Schuld an dem Blute wä„re, welches er um ſeiner Anſprüche willen auf „Frankreich hätte vergieſen müſſen; er bedau„re ſeinen Prinzen, der wegen ſeines Alters un„fähig wäre, ein von ihm ſo glüklich angefan„genes Werk zu vollenden. Er bäte ſie um „GOttes willen, mit vereinigten Kräften für „die Erziehung des Prinzen, und für den Troſt „der Königin zu ſorgen. Sie ſollten die Freund„ſchaft des Herzogs von Burgund nicht ver„ſcherzen, und die Gefangenen von Azincour „nicht ehe heraus geben, bis ſein Sohn die „Regierung übernehmen könnte. Wenn ſie Frie„de machen wollten, ſo ſollten ſie die Norman„die der Crone England mit aller Oberherr„ſchaft erhalten; und endlich wünſchte er, daß „der Herzog von Bedford die Verwaltung „der Angelegenheiten in Frankreich, der Her„zog von Glocester aber die von England „übernehmen möchte.

Nach dieſer Rede bereitete ſich Heinrich zu der bevorſtehenden wichtigen Veränderung, und erklärte bey der Anhörung der Worte aus dem 15 Pſalm: Baue die Mauren zu Jeruſalem, daß er willens geweſen, nach Endigung der franzöſiſchen Angelegenheiten Jeruſalem denen Ungläubigen zu entreiſſen. Gleich darauf ſtarb dieſer groſſe Fürſt in dem 34 Jahr ſeines Alters, nachdem er 9 Jahre 4 Monate und 11 Tage rühmlich regiert hatte. Sein Leichnam wurde nach England gebracht, und zu Weſtmünſter mit allem Pracht beygeſetzet. Die Königin ließ über ſein Grabmal eine Bildſeule von vergoldetem Silber in Lebensgröſe ſetzen, die ihm vollkommen ähnlich ſahe.

Die engländiſchen Geſchichtſchreiber ſtellen dieſen Fürſten einmüthig als ein Muſter eines vollkommenen Helden vor; die franzöſiſchen hingegen ſuchen ſeinen Ruhm in etwas zu verdunkeln. Wir wollen ihn nach ſeinen Handlungen beurtheilen. Bey der Regierung ſeines eignen Reichs ſchonte er allezeit die Freyheiten und Vorrechte des Volks. Er billigte die Parlamentsverordnungen, die auf das Beſte deſſelben abzielten. Aus einer bloſen Gefälligkeit gegen die Geiſtlichkeit willigte er in die Verfolgung der Lollarden. Seine Heldenthaten werden am meiſten erhoben. Die Eroberung Frankreichs iſt etwas groſſes. Doch hatte vielleicht ſeine Tapferkeit daran weniger Antheil, als ſeine Klugheit, nach welcher er ſich die verwirrten Umſtände dieſes Reichs zu Nutze

zu machen wußte. Die Schlacht bey Azincour gibt uns aber überzeugende Beweiſe, daß er Muth und Herzhaftigkeit beſeſſen, die ihn den gröſten Helden an die Seite ſetzen. Doch wird man ihn dabey von einer Unvorſichtigkeit nicht freyſprechen können, die mit nichts, als mit dem glüklichen Ausgang der Schlacht, entſchuldiget werden kan. Sein groſſer Geiſt war zu groſſen Unternehmungen aufgelegt, und ſeine tiefe und gründliche Einſichten gaben ihm allemal die Mittel an die Hand, ſie nach Wunſch auszuführen. Seine Mäſigung nach dem Sieg bey Azincour macht ſeiner Beurtheilungskraft wahre Ehre. Sie gereichte ihm zum gröſten Vortheile, ob ſie gleich nicht ſo rühmlich ſchiene. Seine Unterhandlungen mit beyden getheilten Partheyen in Frankreich gehören zu den klügſten Staatsſtreichen. An ihm kan man überhaupt ſehen, wie weit es ein aufgeklärter Geiſt bringen könne, der ſich der Umſtände zu bedienen weiß. Dieſe Geſchiklichkeit machte ihn zum Verweſer und Erben von Frankreich, und brachte ihm Lobſprüche zuwege, die ihn über Alexander und Cäſar ſetzen. Vielleicht iſt die Vergleichung beſſer, wenn man ein ihm ähnliches Bild an ſeinem Großvater Eduard III. ſuchet. Nachdem wir ihn auf der kriegeriſchen Seite geſehen, ſo wollen wir ihn auch auf einer andern zeigen, die, ob ſie gleich nicht ſo ſchimmernd, doch eben ſo bewunderungswürdig iſt. Er hatte alle die Leibes- und Gemüthsbeſchaffenheiten, die groſſe Männer bilden. Er war

wohl gewachſen, und hatte ein majeſtätiſches Anſehen, ob er gleich ein wenig ſchmächtig, und ſein Hals etwas zu lang war. Seine Augen, die, wie ſeine Haare, ſchwarz waren, hatten ein auſſerordentliches Feuer. In allen Leibesübungen erfahren, und zu Beſchwerlichkeiten abgehärtet, konnte er Hunger und Durſt, Froſt und Hitze ertragen. Er liebte, ſo lang er wenigſtens auf dem Thron ſaß, Keuſchheit und Mäſigkeit. In der Standhaftigkeit gab er ſeinen Völkern das ſchönſte Beyſpiel. Die Gerechtigkeit übte er nicht nur ſelbſt aus, ſondern ſuchte ſie auch an andern. Ohne Heucheley andächtig, in der Frömmigkeit beſtändig, bey ſeinen beſondern Andachten eben ſo fleiſſig, als bey den öffentlichen, war er ein Beſchützer der Kirche und Geiſtlichkeit, die nicht wenig beytrug, ſeinen Ruhm zu erhöhen. Er war klug in ſeinem Rath, beherzt bey ſeinen Unternehmungen, und ſtandhaft bey der Ausführung. Er ſtellte die Kriegszucht wieder her, die ſeit **Eduards** III. Zeiten ſehr verfallen war, und hatte das Glük, mitten unter ſeinen Lorbeern zu ſterben, ohne ſie vorher, wie **Eduard** III, verwelkt zu ſehen.

Die Treue der Geſchichte erfordert es, daß, nachdem wir die Tugenden **Heinrichs** geſehen, wir auch ſeine Fehler kennen lernen, die ihm die **Franzoſen**, vielleicht nicht ohne Vergröſerung, beylegen. Sie beſchuldigen ihn der Grauſamkeit. Die Ermordung der Gefangnen bey **Azincour** ſoll es beweiſen. Wir haben aber

ſchon

ſchon oben bemerkt, was deswegen zur Entſchuldigung geſagt werden kan. Die Aufführung gegen die Schotten gereicht ihm zu einem gewiſen Vorwurf, denen er alle Gnade verſagte, weil ſie ihrem Könige nicht gehorchen wollten, der doch ſein Gefangener war. Die Franzoſen geben ihm ferner einen übertriebnen Hochmuth und Geiz ſchuld. Von jenem ſagen ſie aber nichts zuverläſſiges, und dieſen wollen ſie daraus ſchlieſſen, weil man keine ſonderliche Proben ſeiner Freygebigkeit, auch gegen die nicht, die ihm zu ſeinem groſſen Vorhaben beförderlich geweſen, aufweiſen kan. Wer weiß aber, ob dieſer Mangel der Freygebigkeit ein Fehler ſeines Herzens, oder eine Würkung ſeiner Klugheit geweſen? Die Einkünfte der Crone beliefen ſich nicht gar zu hoch, und die Kriegsunkoſten erforderten groſſe Summen. War es wol dienlich, in ſolchen Umſtänden freygebig zu ſeyn, in welchen er ſeine eigene Kleinodien verſetzen mußte? Wie oft muß nicht das arme Volk die Freygebigkeit der Landesherrn bezalen!

Der Ehrgeiz iſt wol der einige Fehler, den ihm die Franzoſen mit Grund vorwerfen. Dieſen verrathen ſeine erweiterte Abſichten auf die Crone von Frankreich, da er anfänglich nur den Frieden von Bretigny wieder herſtellen wollte. Dieſen ſieht man auch aus den Bemühungen, ſeinen Brüdern groſſe Ländereyen zu verſchaffen, ohne ſich dazu, wie bey

dem Herzog von Gloceſter, allemal der rühmlichſten Mittel zu bedienen.

Heinrich hinterließ einen einigen Sohn von 8 oder 9 Monaten. Die Königin Catharina vergas, daß ſie die Gemahlin eines ſo groſſen Fürſten, und die Tochter eines der mächtigſten Könige in Europa geweſen. Sie heurathete nach einiger Zeit einen Walliſchen Edelmann, Namens Owen Tudor, worüber ſich die Engländer und Franzoſen nicht wenig ärgerten. Er ſoll von den alten Königen von Wallis hergeſtammet, aber doch nur eines Bierbrauers Sohn geweſen ſeyn, und ſich der Königin durch die Annehmlichkeit ſeiner Perſon empfohlen haben. Sie gebar ihm 3 Söhne Edmund, Caſpar und Owen, davon der älteſte der Vater Heinrichs VII. wurde, nachdem er die Margaretha, eine Tochter Johann Beauforts, Herzogs von Sommerſet, geheurathet hatte.

Carl VI. überlebte den Heinrich nicht länger, als ohngefehr 2 Monate.

Das zwölfte Buch,
welches die Regierung Heinrichs VI. enthält.

Heinrich VI,
mit dem Zunamen von Windſor,
vom Jahr 1422.

Nach dem Tode Heinrichs V. wurde ſein junger Prinz zum König von England und Erben von Frankreich ausgerufen.

Gleich darauf eilte man ein Parlament auf den 9 November zu berufen, welches die lezten Verordnungen des verſtorbenen Königs wegen der Regierung beſtätigen ſollte. Bis dahin fertigte der geheime Rath, deſſen Haupt der Herzog von Gloceſter war, die nöthigen Befehle aus.

Unterdeſſen gab der Tod des König Carls, der den 21 October erfolgte, denen Sachen eine veränderte Geſtalt. Man durfte nicht zweifeln, daß ſich der Dauphin nicht alle mögliche Mühe geben würde, den väterlichen Thron zu beſteigen. Daher ſäumte der Her-

zog von Bedford nicht, den jungen Heinrich zum König von Frankreich ausrufen zu laſſen, und ſelbſt den Namen eines Regenten anzunehmen. Er ließ auch ein neues Sigel machen, worauf die Wappen von Frankreich und England nebſt dem Bildniß des jungen Königs zu ſehen waren.

Hierauf berief er die Groſſen des Reichs, welche von der Engländiſchen Parthey waren, und ließ ſie den Eyd der Treue ſchwören, und ſich wegen ihrer Lehnsgüter huldigen.

Nach dieſem wurde eine Geſandſchaft nach London geſchikt, um dem jungen Könige zur Thronfolge Glük zu wünſchen.

Der Dauphin befand ſich zu Eſpaly, einem Landhauſe, als ſein Vater ſtarb. Er vergoß viele Thränen, als er die Nachricht erhielte. Den erſten Tag legte er die Trauer an, den folgenden aber kleidete er ſich in Scharlach, und ließ ſich als König von Frankreich ausrufen. Hierauf gieng er nach Poitiers, und ließ ſich da ſalben, weil die Engländer Rheims inne hatten.

Der Herzog von Glouceſter hielt nach der ihm ertheilten Vollmacht im Namen des jungen Königs das Parlament, welches die Mitglieder des geheimen Raths ernannte, und die Cronämter vergab. Das groſe Sigel bekam der Biſchof von Dürham. Den lezten Willen des Königs konnte es nicht durchgängig befolgen. Es würde den Herzog von Bedford, den Aelteſten von den Brüdern des Königs, beleidi-

leidiget haben, wenn es den Herzog von Gloceſter, den jüngern Bruder, zum Protector von England gemacht hätte. Jener war zwar Verweſer von Frankreich. Es konnte ſich aber doch leichte fügen, daß er genöthiget würde, nach England zurükzugehen. Man dachte alſo auf ein Mittel, wodurch weder der lezte Wille des Königs, noch die Vorrechte des Herzogs von Bedford gekränkt würden. Das Parlament ernannte ihn zum Protector von England, Beſchüzer der Kirche und erſten königlichen Rath, doch nur mit der Bedingung, ſo lange er im Reich ſeyn würde. Darneben gab es eben dieſe Würde dem Herzoge von Gloceſter, der ſie aber nur in der Abweſenheit ſeines Bruders führen ſollte.

Der Herzog von Gloceſter war etwas hizig, und ließ ſich nicht gerne widerſprechen. (o) Dis bewog den geheimen Rath, auf ſeiner Hut zu ſeyn, daß er die ihm ertheilte Gewalt nicht mißbrauchen möchte. Die Glieder deſſelben furchten ſich nicht, ihm zu mißfallen, weil er ihnen die Aemter nicht nehmen konnte, die ſie vom Parlament erhalten. Es entſtund wirklich eine Verbindung wider ihn, deren Haupt ſein Oheim, der Biſchof von Wincheſter, war. Die Sache hatte aber verdrüßliche Folgen.

Darauf ernannte das Parlament den Herzog von Exceter, Thomas Beaufort, und ſeinen Bruder, den Biſchof von Wincheſter,

 Hein=

(o) *Act. publ.* T. X. p. 261 ſqq.

Heinrich, zu Hofmeiſtern des jungen Königs.

Dieſer leztere hatte wegen ſeiner Geburt, Verſtand, Reichthümer und Bedienung ein grosſes Anſehen im geheimen Rathe, und er wußte es ſo weit zu bringen, daß man für ihn mehr Achtung, als für den Protector ſelbſt, trug, den er endlich gar ſtürzte. Der Grund ihrer Uneinigkeit iſt nicht eigentlich bekannt. Einige glauben, es habe den Biſchof verdroſſen, daß man ihn nicht zum Protector gemacht; andere aber meynen, der Herzog von Gloceſter habe ſeinen Oheim deswegen gehaſſet, weil er ſich ſeiner übertriebenen Gewalt allezeit widerſezt hätte. Indeſſen wurde der Krieg in Frankreich doch mit keinem grosſen Eifer, fortgeſezt. Die Engländer bekamen die wichtige Veſtung St. Valery, und Buſſi, ein. Der Gegentheil bemächtigte ſich aber der Orte la Rue und Vitry.

Im Jahr 1423 ſuchte der Herzog von Bedford den Plan des verſtorbenen Königs Heinrich auszuführen, und den Carl bis jenſeit der Loire zu treiben. Sein Vorhaben wurde aber aufgehalten, als Graville, ein Befehlshaber Carls, ſich den 4 Jenner Meiſter von Meulan machte. Da dieſer Ort nur 6 Meilen von Paris lag, ſo mußte er den Anfang ſeines Feldzugs mit der Belagerung deſſelben machen.

Der König Carl, dem daran gelegen war, den Krieg in Isle de France aufzuhalten, ſchikte

ke den Grafen von Aumale ab, der ſich mit den ſchottländiſchen Völkern unter der Anführung Stuarts vereinigen mußte, den Ort zu entſetzen. Dieſe beyde Herrn bekamen aber Rangſtrittigkeiten, und giengen unverrichter Sachen wieder auseinander. Deswegen mußte Graville den 2 Merz einen Vergleich eingehen, kraft deſſen die unter den Belagerten, welche veſte Schlöſſer in ihrer Gewalt hatten, ſie dem Verweſer einräumen mußten.

Der Herzog von Bretagne, Johann V, der an dem Krieg zwiſchen Heinrich V. und Carl VI. keinen Antheil nahm, erklärte ſich nach dem Frieden von Troyes, daß er denſelben unterzeichnen, und ſeines Herzogthums wegen dem Könige Carl huldigen wolle. Die Sache kam aber vor dem Tode Heinrichs nicht zu ſtande. Der Herzog von Bedford, der wohl ſahe, wie nüzlich ihm die Freundſchaft dieſes Fürſten ſeyn könnte, hatte lange daran gearbeitet, ihn auf ſeine Seite zu ziehen. Endlich erreichte er ſeinen Zweck, und begab ſich nach Amiens, (p) wo ſich auch der Herzog von Burgund, der Herzog von Bretagne mit ſeinem Bruder, dem Grafen von Richemont, einfanden. Hier unterzeichneten ſie ein Bündniß wider den König Carl den 8 April.

Um die Freundſchaft deſto veſter zu machen, vermählte ſich der Herzog von Bedford kurz darauf zu Troyes mit Annen, einer Schweſter des Herzogs von Burgund. Als er ſie nach

(p) *Act. publ.* Tom. X. p. 280.

Paris führte, blieb er einige Zeit in Champagne, und nahm die Stadt Pont-ſur-Seine mit Sturm ein.

Im Monat April ließ der Graf von Salisbury, Stadthalter von Champagne und Brie, das veſte Schloß Montaigu einſchlieſſen, welches wegen ſeiner vortheilhaften Lage für unüberwindlich gehalten wurde. Tanneguy du Chatel bekam vom König Carl Befehl, den Ort zu entſetzen. Der Graf von Salisbury kam aber ſeinen Völkern ſchleunig zu Hülfe, und nöthigte ihn, ſich in die Provinz Burgund zu werfen. Salisbury verfolgte ihn, konnte ihn aber nicht erreichen, und beſchloß Crevant zu belagern, deſſen er ſich auch bemächtigte.

Während dieſem ließ der Herzog von Bedford Orſey, einen geringen Ort zwiſchen Paris und Montchery, belagern. Die Beſatzung mußte ſich nach 6 Wochen dem Willkühr des Siegers ergeben. Bedford ließ ſie nach Paris führen, wo ſie andern kleinen Orten zum Schrecken ſollte den Tod leiden. Da man die Gefangene eben an den Ort ihrer Hinrichtung bringen wollte, begegnete ihnen die Gemahlin des Herzogs, und würkte ihnen Gnade aus.

Indeſſen rukte das franzöſiſche Heer unter der Anführung des Marſchalls von Severac vor Crevant, um es wieder zu erobern. Der Marſchall von Toulongeon wurde von der verwittibten Herzogin von Burgund, die ſich

ſich zu Dijon aufhielte, befehligt, Crevant zu entſetzen. Zugleich ließ ſie den Grafen von Salisbury bitten, ſich mit ihm zu vereinigen. Dieſer trug kein Bedenken, ſolches zu thun, und mit dem Marſchall ſich Crevant zu nähern. Sie hatten miteinander nicht mehr, als etwa 6000 Mann, die aber aus den beſten Soldaten beſtunden. Die Franzoſen ſezten ſich auf die erhaltene Nachricht in einer Entfernung von Crevant auf einem Berge, wo ſie ſchwer anzugreifen waren. Die Engländer veränderten hierauf ihren Weg, und giengen über die Yonne, in der Abſicht, an einem andern Orte wieder herüber zu gehen. Die Franzoſen verlieſſen ihren Poſten, und ſuchten dem Feinde den Uebergang ſtreitig zu machen. Ein Haufe Engländer erreichte endlich eine gewiſe Brücke, und kam, der tapfern Gegenwehr der Franzoſen öhngeachtet, darüber, die übrigen Völker folgten ihm nach, griffen die Feinde an, und ſchlugen ſie in die Flucht. Die Wahlſtatt war mit 500 Todten bedekt, wovon die meiſten Schottländer waren. Eben ſo viel wurden gefangen, unter welchen ſich Stuart und Xantrailles nebſt 40 andern vornehmen Befehlshabern befanden.

Dieſen Sieg begleitete die Uebergabe von Montaigu. Der Graf von Salisbury theilte darauf ſeine Völker, und die Engländer bekamen Macon und Coucy nebſt andern Schlöſſern in ihre Hände.

Zu eben dieſer Zeit gieng an den Herzog von Bedford Crotoy, eine Stadt in der Picardie, über, weil ſich Carl zu ſchwach fand, ſie zu entſetzen.

Xantrailles, einer von denen Gefangenen bey Crevant, vor den Carl beſondere Achtung trug, weil er ihn für einen der tapferſten und klügſten Feldherrn hielte, wurde mit Geld aus der Gefangenſchaft erlöſet. Zur Dankbarkeit überfiel er Ham und Guiſe, und la Hire bemächtigte ſich der Stadt Compiegne, welche Orte aber gar bald wieder an die Feldherrn des Reichsverweſers zurükfielen. Carl hatte alſo von der Eroberung derſelben ſonſt keine Vortheile, als daß ſich der Herzog von Bedford dadurch eine Zeitlang aufgehalten ſahe, welches nach den damaligen Umſtänden ſchon etwas zu bedeuten hatte.

Carl, der vom Herzog von Bretagne ſich keine Hülfe verſprechen konnte, ſuchte dergleichen bey auswärtigen Fürſten. Er fand aber keine, auſſer bey Philipp Maria Viſconti, Herzogen von Mailand, und den Schottländern. Jener ſchikte ihm 1000 Mann zu Pferde, und 500 Lanzenknechte. Als dieſe Völker eben in das Gebiete von Beaugolois einrücken wollten, ließ der Befehlshaber von la Buſſiere den Anführern wiſſen, daß ſie den Marſchall von Burgund, Toulongeon leichte aufheben könnten, mit dem er im Vergleich ſtünde, ihm die Veſtung zu übergeben. Die Verrätherey glükte, und der Marſchall wurde

de mit 700 Mann gefangen, da er in la Buſſiere einzog, und hernach gegen den gefangenen Stuart ausgewechſelt.

Kurz darauf bekam Carl eine neue erfreuliche Nachricht. Johann von la Pole, ein Bruder des Grafen von Suffolt zog ſich mit einigen Völkern, die er aus den Beſatzungen genommen, in das Gebiete von Anjou, ſiekte die Vorſtädte von Angers in Brand, und machte hin und her 12000 Stük Hornvieh Beute. Der Graf von Aumale, Stadthalter in Anjou, brachte einige Völker zuſammen, und es ſchlugen ſich noch andere Herrn mit den ihrigen zu ihm. Mit dieſer Verſtärkung erreichte er die Feinde bey Gravelle im Gebiete Maine. La Pole empfieng ihn ſtandhaft; als ihm aber ein Theil der Feinde in den Rükken fiel, und er ſich nicht auf zwey Seiten wehren konnte, ſo verlor er 1400 Mann und ſeine Beute, er ſelbſt aber gerieth in die Gefangenſchaft.

Die Freude, welche Carl über dieſen Vortheil empfand, wurde dadurch vergröſſert, daß 5000 Mann aus Schottland im Anzuge waren. Archibald, Graf von Douglas, führte dieſelbe an, ein reicher, angeſehener und verdienſtvoller Herr. Der Connetable Bucham, der nach Schottland zurükgegangen war, hatte ſie durch ſeine Sorgfalt für Carln erhalten. Dieſer that bey ihrer Ankunft alles, wodurch er ſich die Ergebenheit der Schotten erwerben konnte. Dem Grafen von Bucham hatte er

bereits

bereits die oberſte Kriegsbedienung geſchenket. Den Douglas machte er zum Herzog von Touraine, den Stuart aber zum Grafen von Evreux, und erlaubte ihm, in ſeinem Wappen auch das franzöſiſche zu führen. Um die Schotten von ſeinem Vertrauen recht zu überzeugen, ſuchte er ſich aus ihnen eine Compagnie zu ſeiner Leibwache aus, die nachher bis auf ein Regiment anwuchs.

Noch vor der Ankunft dieſer Hülfsvölker, nemlich den 4 Junius wurde Carln ein Prinz geboren, dem er den Namen **Ludwig** nebſt der Würde eines **Dauphins** beylegte.

Dieſe glükliche Begebenheiten machten Carln wieder neue Hoffnung, die durch die veränderte Geſinnungen des Grafen von Richemont vermehret wurde. Dieſer Herr hatte ſich zu Dijon mit **Margarethen**, älteſten Schweſter des Herzogs von **Burgund**, zu eben der Zeit vermählet, als der Herzog von **Bedford** die fünfte Schweſter deſſelben heirathete. Nach der Vermählung legte er bey dieſem einen Beſuch in **Paris** ab, und gab ihm öfters zu verſtehen, wie er wünſchte, das engländiſche Heer anzuführen. Der Reichsverweſer konnte ſich aber nicht entſchlieſſen, einem fremden und noch ſo jungen Herrn dieſen wichtigen Poſten anzuvertrauen. Der ehrgeizige Graf ſahe dieſe Verwaigerung als eine Beſchimpfung an, und beſchloß ſich zu rächen. Wir werden künftig ſehen, wie er ſolches wirklich gethan.

Kurz hierauf ſchloſſen Carl und der Herzog von Burgund einen Stillſtand in Abſicht der Provinz von Lion und des Herzogthums Burgund.

England genoß indeſſen eine erwünſchte Ruhe. Dem Grafen de la Marche wurde die Statthalterſchaft von Irrland aufgetragen (q), um ihn deſto gewiſer ſeine alte Rechte auf die Crone vergeſſen zu laſſen.

Das Parlament, welches ſich den 20 October verſammelt hatte, bewilligte dem Könige zur Fortſetzung des Kriegs eine Geldſteuer. Die Schotten, die durch die Gnade Carls eingenommen waren, fiengen an, Maasregeln zu ergreifen, die England gefährlich werden konnten. Man dachte auf Mittel, denſelben zuvorzukommen, und fand kein geſchikteres, als die Loslaſſung des Königs von Schottland. Es trug ſich aber in dieſem Reich etwas zu, welches die Freyheit deſſelben von ſelbſt beförderte.

Mordac Stuart, Verweſer von Schottland, hatte 3 Söhne von ſchlechter Gemüthsart (r). Der jüngſte davon bat ſich einmal von ihm einen Falken aus, den der Vater ſehr liebte, und da er ihn nicht erhielte, drehete er dem Vogel den Hals um. Dieſe That überführte den Verweſer, wie wenig er geſchikt ſey, ein Volk zu regieren, da er nicht einmal ſeine Kinder in der ihm ſchuldigen Achtung erhalten könn-

(q) *Act. publ.* T. X. p. 282.

(r) Buchanan.

könnte. Er verſammelte die Stände, und that ihnen den Antrag, die Freyheit ihres Königs durch eine Geſandtſchaft auszuwürken. Der Vorſchlag fand durchgängig Beyfall, und wurde auch gleich ins Werk geſezt. Die Geſandten wurden in England ſehr ſchmeichelnd aufgenommen, und die Gevollmächtigte, die mit ihnen in Unterredung treten ſollten, bekamen die Vorſchrift, dahin zu arbeiten (s): daß der gefangene König Jacob 40,000, oder wenigſtens 36,000 Mark für die auf ihn verwandte Unkoſten zahle; daß ein Stillſtand getroffen werde, während welchem kein Theil den Feinden des andern Hülfe ſchicken ſolle, und endlich ſollten ſie ſich bemühen, die ſchottländiſche Geſandten auf eine geſchikte Art dahin zu bringen, daß ihr König ſich mit einer engländiſchen Prinzeſſin vermähle. In der erſten Unterredung vereinigte man ſich über die Freyheit Jacobs, und über die Zahlung der verlangten Summe. In der andern beſtimmte man dieſe Sache genauer, und darauf wurde beſchloſſen, daß Jacob ſich mit der Johanna von Sommerſet, einer Schweſter des Herzogs gleiches Namens, und Mumme des Biſchoffs von Winchester, vermählen ſollte. Dieſer Heirath wegen wurden dem Könige von Schottland 10,000 Mark an der geforderten Summe nachgelaſſen.

Nach

(s) *Act. publ.* T. X. p. 294.

Nach dieſem unterzeichneten die Geſandten einen Vergleich wegen einem Stillſtand auf 7 Jahre, vom 1 May 1424 an zu rechnen. Auf dieſe Art wurde Jacob im Anfang des Merz in Freyheit geſetzet.

Man findet in den öffentlichen Urkunden nichts, daß Jacob vor ſeiner Abreiſe Heinrich VI. gehuldiget hätte, wie einige Geſchichtſchreiber ziemlich dreiſte vorgeben wollen. (t)

Indem dieſes in England vorgieng, wurde der Krieg in Frankreich mit ungleichem Erfolg fortgeſetzet. Man nahm von beyden Seiten Städte und Veſtungen ein, und verlor ſie wieder. Der Herzog von Bedford mußte mit Verdruß ſehen, daß er ſeine Abſicht nicht erreichen könne, welche war, die mitternächtige Provinzen von Feinden zu leeren.

Als der Hauptmann Giraut Jvry, an den Grenzen der Normandie, weggenommen hatte; ſo eilte der Verweſer dahin, um dieſen Ort wieder zu erobern, ehe er beſſer beveſtiget wurde. Giraut, der wohl ſahe, daß er ſich nicht halten könne, machte ſich verbindlich, den 15 Auguſt denſelben zu übergeben, wenn er bis dahin nicht entſezt würde. Carl, der von dieſem Vergleich hörte, beſchloß, eine überlegene Macht zum Entſaz anrücken zu laſſen. Er brachte mit denen Italiäniſchen und Schottländiſchen Hülfsvölkern, die dem obigen Vergleich zufolge nicht mehr hätten wider Eng-

(t) Hollings. 587. Jahrb. des Stow. 364.

England dienen ſollen, ein Heer von 20,000 Mann zuſammen, welche Douglas anführte.

Der ganze franzöſiſche Adel, der es mit Carl hielte, wollte an dieſer glüklichen Unternehmung Theil haben. Den 13 Auguſt zeigten ſie ſich den Engländern, die ſich vor Jvry wohl verſchanzt hatten. Douglas ſahe gar bald, daß ſie nicht anzugreifen wären. Er gieng zurük, um Verneuil zu belagern. Die Beſatzung übergab aber die Veſtung auf die erſte Aufforderung, weil ſie ſich einbildete, die Engländer müßten bey Jvry geſchlagen ſeyn.

Als der Zug der Franzoſen ruchbar wurde, verſtärkte der Graf von Salisbury den Verweſer mit 3000 Mann. Das engländiſche Heer machte alſo ohngefehr 15,000 Mann aus.

Den 15 Auguſt ergab ſich Jvry. Der Verweſer zog ſich den folgenden Tag gegen Verneuil, wo die Franzoſen noch ſtunden. Er ließ ihnen durch einen Herold eine Schlacht anbieten, und ſezte ſich an einem vortheilhaften Orte, in der Hoffnung, die Franzoſen würden wegen ihrer überlegenen Mannſchaft den Angriff thun. Und er betrog ſich darinn nicht. Die Meinungen waren zwar in dem darüber gehaltenen Kriegsrathe getheilet. Douglas widerrieth den Angrif. Aymery aber, Vicomte von Narbonne, war vor denſelben. Er machte nach geendigtem Kriegsrathe alles zum Anzuge fertig. Douglas folgte demſelben wider ſeinen Willen, und der Angrif

grif geſchahe von Seiten der Franzoſen. Er fiel aber nachtheilig für ſie aus. Die Italiäner ergriffen zuerſt die Flucht. Die Franzoſen und Schotten hielten länger aus. Als aber die Heerführer ſahen, daß dieſem ohngeachtet die Schlacht verloren gieng, ſo zogen ſie einen rühmlichen Tod einer ſchändlichen Flucht vor. Es blieben alſo der Graf von Douglas, der Connetable, Narbonne, Ventadour, Graville, Rambouillet, und viele andere wurden verwundet. Die Franzoſen und Schotten lieſſen 5000 Mann auf dem Plaz. Unter den Todten fand man auch den jungen und tapfern Herzog von Alenzon. Da man aber noch einige Zeichen des Lebens an ihm ſpürte, ſo trug man alle nur mögliche Sorge für ſeine Wiederherſtellung, die auch glüklich erfolgte. Die Engländer verloren ohngefehr 1600 bis 1700 Mann. Dieſe Schlacht geſchahe den 16 Auguſt. Den 17 darauf gieng der Verweſer vor Verneuil, welches ſich nach drey Tagen ergab. Man fand darinnen alles Geräthe des feindlichen Heeres und die Kriegscaſſe.

Salisbury, dem der Verweſer die Anführung des Heers übergeben hatte, weil er ſelbſt nach Paris geeilet war, um einen Aufruhr zu ſtillen, nahm hierauf Mans in Maine, nebſt andern Orten dieſer Provinz, ein, und endigte damit dieſen rühmlichen Feldzug.

Der doppelte Verluſt bey Crevant und Verneuil brachte den König Carl aufs äuſſerſte, und er würde ohne Zweifel alles haben ver-

loren geben müſſen, wenn ſich nicht zu ſeinem Glücke die Herzoge von Gloceſter und von Braband mit einander entzweyet hätten. Wir wollen den Urſprung dieſer Mißhelligkeit, die für England ſo nachtheilig war, kurz erzehlen.

Wir haben ſchon unter der vorigen Regierung bemerkt, daß Jacobine von Bayern ſich nach London entführen laſſen. Hier war ihre erſte Sorge, ſich von dem Herzoge von Braband ſcheiden zu laſſen. Sie wandte ſich deswegen an den zu Piſa abgeſezten Pabſt Benedict XIII, der die Scheidung bewilligte, und ihr erlaubte, ſich wieder zu verheirathen. Heinrich V hatte ſie für ſeinen Bruder, den Herzog von Gloceſter, beſtimmt; er nahm aber jetzo Anſtand, die Heirath zu vollziehen, weil er dem Herzoge von Burgund nicht mißfallen wollte. Nach ſeinem Tode heirathete ſie der Herzog doch, und ſuchte ſich in den Beſiz der ihm dadurch zugefallenen Länder zu ſetzen. (u) Der Herzog von Braband wollte auf Einrathen des Herzogs von Burgund die Sache der Entſcheidung des Pabſts überlaſſen. Der Herzog von Gloceſter ſchlug aber dieſes Mittel aus, und erbot ſich ſonſt zu einem billigen Vergleich. Indeſſen machte er, von den Vortheilen ſeines Bruders in Frankreich angefeuret, Anſtalten, ſeine Anſprüche zu behaupten, und gieng im October 1424 mit ſeiner Gemahlin

(u) *Act. publ.* T. X. p. 279.

lin nach Calais. Er hatte 5000 Mann bey ſich. (x)

Der Herzog von Burgund ließ ſich ſolches nicht beunruhigen, weil er glaubte, daß ſie zur Verſtärkung des Verweſers dienen ſollten, und gieng nach Paris, um dort denen Luſtbarkeiten beyzuwohnen, die der Herzog von Bedford über ſeine glükliche Siege anſtellte. Auf ſeiner Rükreiſe vermählte er ſich zu Dijon mit Bonnen von Artois, einer Witwe Philipps, Grafen von Nevers.

Während dem ließ der Herzog von Glocester ſeine Völker nach Hennegau gehen. Man öfnete ihm überall die Thore, und huldigte ihm und ſeiner Gemahlin.

Der Herzog von Burgund bekam kaum davon Nachricht, als er Anſtalten zur Hülfe für den Herzog von Braband machen ließ. Wir wollen, ehe wir in dieſer Erzählung weiter gehen, dasjenige beybringen, was ſich noch im Jahr 1424 in England zugetragen. Johann Mortimer, (der nach Rapin ein Bruder des Grafen de la Marche geweſen iſt, welches aber dem Dugdale zu Folge nicht ſeyn kan) wurde am Leben geſtraft, weil man ihm Schuld gegeben, daß er aus dem Tour entfliehen, und in dem Lande Wallis zum Beſten des Grafen de la Marche Unruhen erregen wollen.

Dieſer ſtarb bald darauf in Irrland ohne Erben. Sein Name fiel nebſt ſeinen Anſprüchen auf die engländiſche Crone auf den Ri-

(x) *Monſtrelet.*

chard, Herzogen von York, deſſen wir am Ende des vorigen Theils gedacht haben.

Bey dem Anfange des Jahrs 1425 ſtunden die Umſtände Carls ſo ſchlecht, daß ihn ſeine Feinde nur das Königlein von Bourges nannten, und nun wäre der rechte Zeitpunkt geweſen, die Eroberung Frankreichs zu vollenden, wenn der Herzog von Gloceſter denen klugen Vorſtellungen ſeines Bruders hätte Gehör geben, und die Ausführung ſeiner Anſprüche auf eine bequemere Zeit verſparen wollen. Allein dieſer ſezte die allgemeine Sache ſeinen beſondern Vortheilen nach, und brach mit dem Herzog von Burgund ſo, daß ihn dieſer zu einem Zweykampf herausforderte. Der Herzog von Gloceſter nahm die Ausforderung an, und beſtimmte dazu den St. Georgen Tag.

Indeſſen zog der Graf von St. Pol, ein Bruder des Herzogs von Braband, mit ſeinen Völkern nach Hennegau, und nahm die Stadt Braine nach einem mäſſigen Widerſtande ein. Man traf aber bald einen Stillſtand, weil der Zweykampf die Sache entſcheiden ſollte.

Carl ſuchte ſich dieſe Händel zu Nutze zu machen. Er ſahe aber kein beſſeres Mittel vor ſich, als daß er denen beyden Herzogen von Burgund und Bretagne einen unbedungenen Vergleich anbieten ließ, um ſie von den Engländern abzuziehen.

Den leztern hoffte er durch den Grafen von Richemont, ſeinen Bruder, zu gewinnen. Carl ſchikte

ſchikte Unterhändler an ihn, und ließ ihm, unter andern Schmeicheleyen, die Oberbefehlshabung über das franzöſiſche Heer anbieten. Dadurch faßte er den Grafen auf der empfindlichſten Seite, wo es der Herzog von Bedford bey ihm verdorben hatte. Er nahm den Antrag an, und verſprach, ſeinen Bruder zum Beytritt der königlichen Parthey zu bewegen, wenn man ihm zwey Bedingungen einräumte. Die erſte war, den Louvet und Avaugour vom Höfe zu entfernen. Die andere, daß der Herzog von Burgund zu dem, was man ihm angebotten, ſeine Einwilligung geben möchte. Man verſicherte ihn, daß dieſes keine Schwürigkeit bey dem Könige finden würde. Er gieng alſo nach Tours. Hier verſprach ihm der König, die erſte Forderung zu erfüllen; wegen der andern aber ſollte er ſich ſelbſt mit dem Herzoge unterreden. Zu gleicher Zeit ſchikte Carl die Biſchöffe von Puy und Chartres an den Herzog von Burgund, die Befehl hatten, ſeine Geſinnungen auszuforſchen.

Der Herzog von Burgund ſchien anfangs nicht geneigt zu ſeyn, die engländiſche Parthie zu verlaſſen, ob er gleich wider den Herzog von Gloceſter äuſſerſt aufgebracht war; auf vieles Zureden aber gab er zu verſtehen, daß er nicht unerbittlich wäre, und willigte darein, daß der Graf von Richemont den Degen eines Connetable annehmen möchte.

Carl war äuſſerſt verlegen, als er ſich gedrungen ſahe, ſeine Lieblinge abzuſchaffen. Du

Chatel, der den Herzog von Burgund entleibet hatte, forderte ſeine Entlaſſung ſelbſt, um dem König den Verdrus zu erſpahren, ſie ihm zu geben. Louvet aber ſuchte ſeinen Poſten zu behaupten, und hätte bey nahe alles wieder verdorben.

Ob ſchon Richemont den 7 Merz 1425 den Degen eines Connetable erhalten, ſo eilte er doch nicht, ſein Verſprechen wegen dem Herzog von Bretagne zu erfüllen, weil er den Louvet und Avaugour noch immer am Hofe ſahe. Carl konnte ſich ſehr ſchwer entſchlieſſen, beſonders den Louvet von ſich zu laſſen, und dieſer gab ſich alle Mühe, den Connetable bey ſeinem Herrn verhaßt zu machen. Er wußte dieſes ſo künſtlich zu thun, daß Carl beſchloß, ihn bey ſich zu behalten, es koſte auch, was es wolle.

Da der Connetable dieſes merkte, hezte er die Groſſen des Hofs wider den Louvet auf, die ihm ohnehin nicht gut waren, und verlies den Hof ohne Abſchied. Darauf weigerten ſich dieſe, Befehle von ihm anzunehmen, und es gieng einer nach dem andern weg. Carl, der ſich gezwungen ſahe, entweder den Louvet, oder ſeine Länder zu verlieren, beſchloß endlich ſeinen Liebling zu entlaſſen. Doch kam von Giac an ſeine Stelle, der ein Anhänger des Louvets war.

Hierauf erſchien der Connetable wieder am Hofe, und erfüllte ſein Verſprechen. Er brachte

te ſeinen Bruder nach Saumur, wo er dem Könige huldigte.

Die Uneinigkeit zwiſchen dem Herzoge von Glocester und dem Biſchof von Winchester wurde gröſſer, als ſich dieſer der Unternehmung auf Hennegau widerſezte, und ſie als nachtheilig für den König erklärte. So gerecht dieſes Urtheil war, ſo drang doch der Protector durch. Man weiß nicht, wer in ſeiner Abweſenheit die Regierung in England geführet; vermuthlich hatte aber der Biſchof den gröſten Antheil daran.

Nach der Zurükkunft des Herzogs, welche im October 1425 geſchahe, wurde das Feuer noch heftiger, und man fieng von beyden Seiten an, ſich Parthien zu machen. Es ſchien, als ſollte der Streit durch den Degen entſchieden werden.

Der Biſchof, der es nicht gerne ſo weit kommen laſſen wollte, erſuchte den Herzog von Bedford in einem Schreiben, darinn er ihm die dringende Noth Englands vorſtellte, ſich in das Reich zu begeben. Er kam den 20 December, nachdem er den Grafen von Warwik in Frankreich gelaſſen.

Gleich nach ſeiner Ankunft nahm er den Namen eines Protectors an, und eröfnete dem geheimen Rathe die Untreue des Herzogs von Bretagne und des Grafen von Richemont. Man beſchloß darauf, dem erſten den Krieg anzu-

zukündigen, und es geſchahe den 15 Januarius 1426. (y)

Nach dieſem arbeitete er an der Ausſöhnung ſeines Bruders mit dem Biſchoffe. Er berief, allen Schein der Partheylichkeit zu vermeiden, eine Verſammlung der Herren nach St. Alban, um durch ſie ein Mittel zur Einigkeit zu finden. Es war aber dieſes vergebens. Endlich gelangte die Sache an ein Parlament, welches auch ſo viel erhielte, daß ſich die beyden Fürſten wenigſtens dem Scheine nach mit einander ausſöhnten.

Unterdeſſen fiel der Connetable Richemont mit 20,000 Mann in die Normandie ein, und eroberte Pontorſon. Darauf belagerte er St. James de Beuvron, mußte aber nach einem vergeblichen Sturm mit Verluſt ſeines Heergeräthes und Geſchützes wieder abziehen.

Er warf die Schuld des übken Ausgangs der Belagerung auf den Giac, der ihn nicht zu rechter Zeit mit Geld unterſtützt hatte, und ließ ihn, da er wieder nach Hofe gekommen, erdroſſeln, und in die Loire werfen. Gleiches Schikſal hatte auch le Camus de Beaulieu, der die Stelle des Giacs wider das Verbot des Connetables angenommen.

Den König verdroß dieſes übermüthige Verfahren ſo ſehr, daß er den Richemont nicht mehr vor ſich laſſen wollte. Die Noth aber und das Anhalten des la Trimouille flößten

(I) *Act. publ.* T. X. p. 359.

flößten ihm gelindere Gedanken ein. Während der Zeit, als der Herzog von Bedford in England war, ſuchte der Graf von Warwik Montargis einzunehmen, weil man dieſe Veſtung haben mußte, wenn man nach dem Entwurf des Verweſers den Krieg jenſeit der Loire ſpielen wollte. Da er zu ſchwach war, dieſen Ort förmlich zu belagern; ſo dachte er darauf, ihn enge einzuſchlieſſen, und durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen. Die Belagerung hatte ſchon 3 Monate gedauret, als der König Carl auf den Entſaz bedacht war. Der Connetable wollte ſich dazu nicht gebrauchen laſſen, weil er fürchtete, es möchte ihm nicht viel beſſer, als bey St. James ergehen. Daher wurde dieſe Verrichtung dem Baſtart von Orleans, einem jungen und muthigen Herrn, aufgetragen, der ſie auch ſo glüklich ausführte, daß der Graf von Warwik nach einem Verluſt von 1500 Mann ſich zurücke ziehen mußte.

Seit dem Ende des vorigen Jahrs machten ſich die Herzoge von Glocester und Burgund zum Zweykampf fertig, der ohne Zweifel mit beederſeitiger Bewilligung über die angeſezte Zeit war aufgeſchoben worden. Ob es gleich ſchien, daß der Ausgang der Hennegauiſchen Streitigkeit von dieſem Kampfe abhangen ſollte; ſo hielt ſich dennoch der Herzog von Burgund nicht verbunden, denſelben abzuwarten, ſondern machte vielmehr Anſtalten, die Jaqueline in ſeine Hände zu bekommen, welches auch glüklich geſchahe. Sie wurde

 den

den 13 Junius 1426 von Mons abgeholet, und nach Gent gebracht; worauf ganz Hennegau den Herzog von Braband für ſeinen Landesherrn erkannte.

Jaqueline ſchien ſich ganz gelaſſen in ihr Schikſal zu finden, und die Entſcheidung deſſelben ruhig vom Pabſt zu erwarten. Dadurch gewann ſie ſo viel, daß ſie ihrem Stande gemäß gehalten wurde, welches ſie ſich wohl zu Nuze machte. Sie fand Mittel, im September in Mannskleidern nach Holland zu entwiſchen, wohin darauf der Herzog von Burgund den Krieg ſpielte, den wir aber nicht nöthig haben umſtändlich zu erzehlen. Wir kehren alſo wieder nach Frankreich zurücke.

Daſelbſt kam im Anfange des Jahrs 1427 der Herzog von Bedford aus England mit einer Verſtärkung an. Er wurde von dem Biſchof von Winchester begleitet, der zu Calais den Cardinalshut erhalten, und weil er von königlichem Geblüte war, insgemein der Cardinal von England genennet wird. Bald darauf wurde dieſer päbſtlicher Legat in England, zum groſſen Nachtheil ſeines Gegners, des Herzogs von Glocester.

Pontorſon wurde wieder von den Engländern belagert, und Carl hatte wichtigere Dinge zu beſorgen, als dieſer Veſtung zu Hülfe zu kommen. Der Connetable, der über die Kaltſinnigkeit des Königs mißvergnügt war, verließ den Hof, und la Trimouille war nun noch der einige, der den König nach ſeinem Gefallen

fallen lenkte. Obgleich dieſer ſich immer für einen Freund des Connetable ausgegeben; ſo beſtårkte er doch den König in dem Haß, den er bereits wider ihn gefaßt hatte, weil er durch die vorigen Beyſpiele furchtſam gemacht worden war. Der Hof war damit übel zufrieden; die Groſſen verbanden ſich wider den la Trimouille, und ſuchten ihn aufzuheben. Ob ſchon der Anſchlag nicht glükte, und ihnen nur einige Anhänger deſſelben in die Hände fielen; ſo gab es doch zu innerlichen Irrungen Anlaß, die erſt einige Monate darauf durch den Herzog von Alenzon beygelegt worden, wovor ihn der König mit 24,000 Thalern beſchenkte. Indeſſen behauptete la Trimouille ſeinen Poſten.

Während dieſer innerlichen Unruhen trachtete der Herzog von Bedford den von Bretagne wieder auf die engländiſche Seite zu bringen. Nachdem Pontorſon ſich ergeben hatte, machte er Mine, mit einem Heer von 20,000 Mann in ſein Land einzufallen. Der Herzog, welcher wohl ſahe, daß ihn Carl wider eine ſolche Macht nicht ſchützen könnte, ſchikte Geſandten an den Verweſer, um einen Frieden zu erhalten, deſſen Bedingungen er ſeinem Gefallen überlieſſe.

Der Herzog von Bedford begnügte ſich von ihm zu fordern: daß er, nebſt denen Landſtänden, den Frieden von Troyes beſchwören, und angeloben ſollte, dem jungen Könige Heinrich die Huldigung zu leiſten, ſo bald es verlangt

langt würde. (z) Dieſe Mäßigung des Verweſers hatte eine gute Würkung, und machte, daß der Herzog von Bretagne immer freundſchaftlich gegen die Engländer geſinnet bliebe.

Der Krieg, den der Herzog von Burgund wider die Jaqueline in Holland führte, ließ ſich vor dieſe nicht zum beſten an, weil der Herzog von Gloceſter ſie nicht genug unterſtüzen konnte. Er ſchikte ihr zwar eine kleine Verſtärkung, die aber kurz nach ihrer Ausſchiffung geſchlagen worden. Dadurch kam die Jaqueline in ſehr mißliche Umſtände. Endlich erhielt ſie durch Vermittelung des Herzogs von Bedford einen Stillſtand, unter welchem der Herzog von Gloceſter dahin gebracht wurde, daß er ſich den Ausſpruch des Pabſts wollte gefallen laſſen. Der Zweykampf war ſchon vorher durch den Verweſer zernichtet. Einige Zeit darauf erklärte ſich der Pabſt wider den Herzog von Gloceſter, und beſtätigte die erſte Heirath mit dem Herzoge von Braband, der einige Monate darnach ſtarb, und ſeinem Bruder, dem Grafen von St. Pol, die Regierung hinterließ. Nun ließ der Herzog von Burgund erſt ſehen, warum er ſich des verſtorbenen Herzogs ſo ſtark angenommen. Die Jaqueline hätte nun wieder zu dem ruhigen Beſiz ihrer Länder gelangen ſollen, allein er brachte es bey ihren Unterthanen dahin, daß ſie ſich weigerten, ihre Herrſchaft zu erkennen. Der Herzog warf ſich zum Mittler zwiſchen beeden Thei-

(z) *Act. publ.* T. X. p. 378.

Theilen auf, und nöthigte die Jaqueline, ihm die Statthalterſchaft ihrer Länder zu überlaſſen, ihn zu ihrem Erben einzuſetzen, und ſich verbindlich zu machen, daß ſie Wittwe bleiben wollte.

Bey ſolchen Umſtänden ließ der Herzog von Glocceſter auf Zureden ſeines Bruders und des geheimen Raths ſeine Anſprüche fahren, und vermählte ſich kurz darauf mit Eleonoren Cobham, mit welcher er ſchon zuvor ſehr genau bekannt war. Und ſo endigte ſich dieſe Sache, die vor England ſo nachtheilig geweſen. Wir kommen wieder zu dem franzöſiſchen Kriege.

Die Engländer hatten noch immer das Uebergewicht, und es ſchienen nur noch ein paar Feldzüge übrig zu ſeyn, um den König Carl aus dem Reiche zu jagen. Der Herzog von Bedford beſchloß alſo, ſein äuſerſtes zu verſuchen.

Ehe er damit den Anfang machte, verlor er den tapfern Grafen von Warwik, der als Hofmeiſter des Königs nach England berufen worden.

Dagegen kam der Graf von Salisbury im Junius mit ohngefehr 5000 Mann in Frankreich an, die er auf ſeine Koſten geworben hatte, und bekam von dem Verweſer die Anführung über ein Heer von 16,000 Mann, damit er den König Carl über die Loire treiben ſollte. Er trat ſeinen Zug im Anfange des Auguſts an, und faßte den Entſchluß, Orleans

leans zu belagern. Man ſiehet aus den öffentlichen Urkunden, (a) daß dieſes ohne Vorwiſſen und Bewilligung des Herzogs von Bedford geſchehen ſey. Die Engländer rükten den 12 October vor die Stadt. Weil ſie aber nicht ſtark genug waren, ſie von allen Seiten einzuſchlieſſen, ſo konnten die Belagerten in den erſten Tagen einige Verſtärkung erhalten. Um ſolches zu verhindern, ließ der Graf ſechzig Schanzen um die Stadt anlegen, unter welchen ſechs die wichtigſten und gröſten waren, worauf die Batterien ſtunden, von welchen die Stadt beſchoſſen wurde. Es würde zu weitläuftig ſeyn, wenn wir alles erzehlen wollten, was bey dieſer Belagerung täglich vorgefallen.

Carl, der zu ſchwach war, den Ort zu entſetzen, begab ſich nach Chinon, wohin er die Vornehmſten des Reichs berief, und von ihnen eine Geldhülfe erhielte.

Da ſich die Engländer des Brückenthurms bemächtiget hatten, von welchem ſie die ganze Stadt überſehen konnten, und der Graf von Salisbury eines Tags aus dem Fenſter deſſelben ſich umſahe, traf ihn eine Canonenkugel aus der Stadt, und nahm ihm den rechten Backen und ein Auge weg. Er ſtarb kurz darauf zu Mehun, wohin er gebracht worden, und der Graf von Suffolk, der die Anführung des Heers übernommen hatte, ſezte die Belagerung mit allem Eifer fort.

Die

(a) *Act. publ.* T. X. p. 408.

Die Franzoſen brachten von Zeit zu Zeit mit dem Degen in der Fauſt einige Verſtärkung und Zufuhr in die Stadt; dagegen wurde auch das engländiſche Heer bis auf 23,000 Mann vermehret.

Die Belagerung hatte ſchon 4 Monate gedauret, ohne daß man noch wiſſen konnte, was ſie für ein Ende nehmen würde. Weil man ſchon in der Faſten des Jahrs 1429 war, ſo ließ der Verweſer eine Zufuhr von geſalzenen Fiſchen von Paris abgehen, um es an nichts fehlen zu laſſen. Die Bedeckung von 1700 Mann führte Falſtoff. Carl bekam davon Nachricht, und ließ den Grafen von Clermont dieſelbe den 12 Februar mit 3000 Mann angreifen. Falſtoff gebrauchte ſeine Wagen ſtatt einer Verſchanzung. Der Angrif war hitzig, die Engländer hielten ihn aber tapfer aus, und brachten die Feinde in Unordnung, und in die Flucht. Auſſer vielen gemeinen Soldaten blieben franzöſiſcher Seits 120 vornehme Befehlshaber. Dieſe Schlacht wurde die Heringsſchlacht genannt.

Carl, dem dieſe Niederlage vor Orleans bange machte, ließ dem Herzog von Bedford den Vorſchlag thun, daß er die Feſtung dem Herzoge von Burgund ſo lange übergeben wollte, bis der Krieg zu Ende wäre. Allein der Verweſer ſchlug dieſes Anerbieten aus, und ſagte: er wollte nicht die Laſt haben, um andern Luſt zu machen.

Carl war hierauf ſchon im Begrif, ſich in den Delphinat in Sicherheit zu begeben, als eine ganz beſondere Begebenheit den Sachen auf einmal eine veränderte Geſtalt gab.

Nemlich es meldete ſich Johanna von Arc, aus dem Dorfe Danrenev bey dem Oberbefehlshaber in Vaucouleurs, Robert von Baudricourt zu Ende des Februars 1429, und ſagte ihm, daß ſie einen göttlichen Befehl habe, Orleans zu entſetzen, und den König Carl in Rheims krönen zu laſſen. Als dem Könige davon Nachricht gegeben wurde, entdekte er, daß eine Nonne ihm ehemals geweiſſaget habe, daß GOtt eine Perſon von ihrem Geſchlechte zum Beſten Frankreichs ausrüſten werde. Man brauchte weiter nichts, den Beruf des Mädgens für ein Wunderwerk zu halten. Diß verurſachte, daß aus der Flucht in den Delphinat nichts wurde. Das Mädgen wurde vor den König gelaſſen, und ſie erkannte ihn ſogleich unter ſo vielen andern Hofleuten, ohnerachtet er ſich Mühe gegeben hatte, alles Unterſcheidende von ſich zu entfernen. Die Sache wurde denen Gottesgelehrten zur Unterſuchung übergeben, und ſie urtheilten, daß ihr Ruf göttlich ſey. Das Parlament von Poitiers that einen gleichen Ausſpruch, und um allen Zweifel zu heben, machte der König bekannt, daß ihm das Mädgen Sachen entdecket, die Niemand, als er, wiſſen könnte.

Man ſahe alſo das Mädgen, das man insgemein la Pucelle nannte, mit Bewunderung an, und der glükliche Ausgang ihrer Erfindung, wenn man ſie ſo nennen darf, gibt noch jezo zu allerhand Betrachtungen Anlaß.

Indeſſen ſuchte Carl eine Zufuhr in das belagerte Orleans zu bringen. Das Mädgen bat ſich aus, daß ſie dabey ſeyn dürfte, und erhielt, was ſie begehrte. Die Zufuhr gieng den 25 April ab. Das Mädgen führte nach dem Bericht vieler franzöſiſchen Geſchichtſchreiber das Geleite an. (Monſtrelet ſagt das Gegentheil.) Da die Zufuhr den 29 ankam, that der Baſtard von Orleans einen Ausfall, ſchlug die Engländer, und die Zufuhr kam glüklich in die Stadt, und Johanna wurde darinnen frolockend empfangen.

In den erſten Tagen des Monats May eroberte das Mädgen mit dem Degen in der Faſt vier von den gröſten Schanzen, wobey die Engländer vieles gelitten. Sie munterte die Völker durch ihr Beyſpiel zur Tapferkeit auf, und wurde ſelbſt bey der Eroberung der 4ten Schanze, die am meiſten Zeit koſtete, zwiſchen dem Hals und der Schulter verwundet.

Die Engländer ſahen ſich durch dieſen Verluſt gezwungen, die Belagerung den 12 May aufzuheben, die 7 Monate gedauert hatte. Der Schrecken, der ſie ergriffen hatte, machte, daß ſie ſich in der gröſten Unordnung zurükezogen, und von den Franzoſen muthig

verfolgt wurden. Sie warfen ſtarke Beſatzungen in die Veſtungen, welche ſie an der Loire erobert hatten, und ſchwächten ſich dadurch ſo ſehr, daß ſie die Franzoſen, die nun ohngefehr 6000 Mann ſtark waren, nicht erwarten konnten. Ihre weite Entfernung gab denen Franzoſen Zeit, eine Veſtung nach der andern wieder wegzunehmen. Die Verwirrung war unter den Engländern ſo groß, daß Carl den Entſchluß faßte, ſich zu Rheims krönen zu laſſen, ob gleich dieſe Stadt noch in den Händen der Feinde war, und er ſich auf einem Weg von 40 Meilen vieler Veſtungen bemächtigen mußte, an die er ſich zu einer andern Zeit nicht würde gewagt haben.

Als der Connetable Richemont den glüklichen Fortgang der franzöſiſchen Waffen ſahe, ſtieß er mit einem Haufen von 1200 Reutern, und 12000 Mann zu Fuß, die er in dem Lande des Herzogs von Bretagne geworben hatte, der bey denen veränderten Umſtänden auch andere Geſinnungen bekommen haben mochte, zu dem Könige, der damahls vor Baugenci lag. Er wurde mit einer Art empfangen, die ihm empfindlich ſeyn mußte. Man verbot ihm, der Krönung des Königs beyzuwohnen, wo ſich la Tremouille von ihm nicht wollte verdunkeln laſſen.

Als Baugenci übergegangen war, beſchloß der König denen Engländern eine Schlacht zu liefern. Sie waren unter der Anführung des Talbot (denn Suffolk gerieth in

Ger-

Gergeau in die Gefangenſchaft) nur noch 6000 Mann ſtark, und wurden bey Patay unverſehens überfallen, und geſchlagen. Talbot wehrte ſich eine Zeitlang gut. Nachdem er aber zum Kriegsgefangenen gemacht worden, ergrieffen die übrigen die Flucht. Der Verluſt der Engländer belief ſich hiebey auf 2500 Mann.

Dieſer neue unglükliche Streich nöthigte den Verweſer, ſich in Paris eingeſchloſſen zu halten, und Carl machte ſich ſeine Vortheile zu Nutze, dem nun auch ſein Schwager, Ludwig III, König von Sicilien, viele verſuchte Befehlshaber zuführte.

Carl fand bey der Muſterung zu Gion, ſeine Völker 15000 Mann ſtark. Der Connetable mußte mit einem Theil derſelben in die Normandie, der Graf von Perdriac aber nach Guienne gehen. Der König ſelbſt nahm mit 10000 Mann ſeinen Weg nach Rheims. Die Einwohner jagten die engländiſche Beſazung aus der Stadt, und lieſen dem Könige die Schlüſſel entgegen tragen. Er zog hierauf im Triumph ein, und ließ ſich nach einigen Tagen krönen. Nun wollte ſich das Mädgen entfernen, blieb aber doch auf Zureden des Königs.

Während dieſem dauerten die Streitigkeiten zwiſchen dem Herzoge von Gloceſter und dem Cardinal von Wincheſter, der ſich wieder in London befande, immer fort. Dieſer wurde empfindlich gekränket, als ihm jener den Beſitz des Biſtums Wincheſter neben der Cardinalswürde ſtreitig machte, und darinnen von

dem geheimen Rath beſtärkt wurde. (b) Kurz darauf wurde der Cardinal vom Pabſt zum Legaten in Teutſchland und Befehlshaber eines Kreuzzuges wider die Huſſiten ernennet. Er übergab deswegen dem geheimen Rathe eine Bittſchrift, und begehrte, daß man ihm erlauben möchte, in England 500 Lanzenknechte und 5000 Mann Fußvolk anwerben zu dürfen, welches ihm auch unter gewiſen Einſchränkungen, die wir übergehen, verſtattet worden.

Als aber die Nachricht von der unglüklichen Schlacht bey Patay nach England kam, ſo wurden mit dem Cardinal neue Verträge gemacht, kraft deren er mit den Völkern, die das Creuz genommen, nach Frankreich gehen, und bis zu Ende des Decembers unter dem Herzoge von Bedford dienen ſollte.

Wenige Tage darauf kam der Garter (c) aus Frankreich an, durch den der Verweſer dem geheimen Rathe bekannt machen ließ: (d)

1) Daß es nöthig ſey, die Hülfe aus England zu beſchleunigen.

2) Daß der Dauphin, wenn er ſich zu Rheims würde haben krönen laſſen, willens ſey, ſich Paris zu bemächtigen.

3) Daß

(b) *Act. publ.* T. X. p. 414.

(c) So nennet man in England den erſten Wappenherold. Die beeden andern heiſſen Clarencieux und Norroy.

(d) *Act. publ.* T. X. p. 433.

3) Daß das Betragen des Herzogs von Bretagne vollkommen gut ſey.

4) Daß er, der Verweſer, in zwey Tagen ſich in die Normandie und Picardie begeben würde, um die Beſatzungen zuſammen zu ziehen, und die Völker aus England zu erwarten.

5) Daß der geheime Rath in Frankreich den König erſuchen lieſſe, ſich nach Paris zu begeben, um ſich da krönen zu laſſen.

Auf dieſen lezten Punkt wurde beſchloſſen, den jungen König, der etwa damahls 8 Jahr alt war, vorher in England zu krönen, welches auch den 6 November geſchahe. Kurz darauf verordnete das Parlament, daß die Würde eines Protectors aufhören, der Herzog von Gloceſter aber doch der erſte königliche Rath ſeyn ſollte.

Indeſſen ſezte Carl ſeine Eroberungen mit aller Geſchwindigkeit fort, und bemächtigte ſich mit leichter Mühe vieler anſehnlicher Städte, weil ihre Beſatzungen zu ſchwach, und die Bürger ihm geneigt waren.

Nachdem der Herzog von Bedford ſeine Hülfsvölker in der Picardie abgewartet, ſezte er ſich in Bewegung, um dem Fortgange der feindlichen Waffen Einhalt zu thun. Nach einigen Tagen ſtunden beyde Heere, die faſt gleich ſtark waren, bey Crepi nahe an einander. Kein Theil wollte den Angrif thun. Der Verweſer wollte die Franzoſen, die ihm an

Reuterey überlegen waren, in ſeinen Verſchanzungen anlauffen laſſen, und Carl, den die Erfahrung behutſam gemacht hatte, nichts ungewiſes wagen. Endlich hob dieſer ſein Lager auf, um ſeine Eroberungen fortzuſetzen. Der Verweſer folgte ihm auf dem Fuſſe nach. Weil er aber ohne einen augenſcheinlichen Vortheil nichts unternehmen wollte, ſo mußte er mit Verdruß ſehen, wie ſehr viele Städte dem Könige Carl zufielen, die von Beſatzungen entblößt waren.

Auf der andern Seite, hatte der Connetable Mittel gefunden, ſich in der Normandie bis auf 8000 Mann zu verſtärken, und ſich Evreux zu bemächtigen. Dieſem Lande eilte nun der Herzog von Bedford zu Hülfe, weil er daraus ſeine meiſte Lebensmittel zog.

In dieſer Zeit näherte ſich Carl Paris. Er ließ ſogleich eine Amneſtie für die Pariſer bekannt machen, in der Hofnung, ſie würden die Engländer aus der Stadt jagen. Es war aber dieſes ohne Würkung. Darauf ließ er die Vorſtadt St. Honore angreiffen, und wurde mit Verluſt zurük getrieben. Das Mädgen von Orleans wurde bey dieſem Sturm wieder verwundet.

Die Jahrszeit erlaubte den Heeren nicht, länger im Felde zu ſtehen. Carl gieng alſo nach Bourges, und der Verweſer nach Paris, nachdem er den Connetable aus der Normandie vertrieben hatte.

Der

Der Herzog von Burgund ſpielte ſeit den veränderten Umſtänden der Engländer eine künſtliche Rolle. Er war geneigt, auf die Seite Carls zu treten, ohne es ſich ſo gar deutlich merken zu laſſen, damit dieſer Herr bey ſeinem Eyfer erhalten würde, ſich mit ihm zu vergleichen, und die Engländer keinen beſondern Frieden mit den Franzoſen ſchlieſſen möchten, wobey ſeiner vergeſſen würde. Er fuhr alſo fort, den Engländern einige Hülfe zu ſchicken, und dem Könige Carl unter der Hand ſpühren zu laſſen, daß ſeine Erbitterung ſo groß nicht mehr wäre. Die Folgen verrathen, daß ſeine Abſicht geweſen, ſich auf Unkoſten der Engländer beſonders mit Carln auszuſöhnen. Ein neuer Beweiß, wie viel man ſich oft auf die Treue ſeiner Bundsgenoſſen verlaſſen dürfe!

Heinrich trat den 24 April des Jahrs 1430 ſeine Reiſe unter einer anſehnlichen Begleitung, beſonders des Cardinals von Winchéſter, an, hielt ſich kurze Zeit zu Calais auf, und begab ſich von da nach Rouen, wo er faſt das ganze Jahr blieb, da man indeſſen alles zu ſeiner Krönung in Paris veranſtaltete. Gegen die Mitte des Decembers verfügte er ſich dahin, wo er den 17 durch den Cardinal von Wincheſter feyerlich gekrönt wurde.

Der Herzog von Bedford hatte indeſſen die Geſinnungen des Herzogs von Burgund errathen, und opferte ihm die Provinz Champagne und la Brie auf, um ihn veſter an England zu knüpfen. Nachdem er einige Hülfe von

 ihm

ihm erhalten, nahm er wieder etliche Plätze in l' Isle de France weg, und der Herzog von Burgund fiel ſelbſt mit einem mächtigen Heer in Frankreich ein, eroberte Corſy und Soiſſons wieder, und rükte vor Compiegne. Den 25 May that das Mädgen von Orleans, das ſich mit dem Xantrailles hineingeworfen hatte, einen Ausfall, und fand bey dem Rükzug die Thore verſchloſſen. Man weiß nicht eigentlich, iſt es mit Fleiß von dem Befehlshaber Flavy geſchehen, der der Johanna nicht gerne wollte Theil an dem Ruhme der Vertheidigung nehmen laſſen, oder hat er würklich nicht gewußt, daß ſie noch drauſen ſey. Genug, ſie wurde von dem Baſtard von Vendome gefangen, und von dem Grafen von Ligni, der bey der Belagerung die Anführung hatte, dem Herzoge von Bedford gegen eine Belohnung ausgeliefert. Bald darauf bekam die Beſatzung einige Verſtärkung und Lebensmittel durch den Grafen von Vendome, daher wurde die Belagerung aufgehoben, und der Herzog von Burgund, der ſich bisher zu Noyon aufgehalten hatte, gieng nach Artois zurük.

Da die Franzoſen einmahl von göttlichen Eingebungen eingenommen waren, ſo lieſſen ſich der Marſchall von Bouſſac und Xantrailles durch einen Hirten, der eine ſolche vorgab, und ihnen einen verborgenen Weg nach Rouen zu zeigen verſprach, mit einem Haufen auserleſener Mannſchaft in die Hände der Engländer ſpielen. Diß ſind die merkwürdigſten Begebenhei-

heiten, welche ſich im Jahr 1430 in Frankreich zugetragen haben. Nun wollen wir auch ſehen, was in England vorgefallen.

Der Herzog von Glouceſter machte dem Cardinal von Wincheſter neuen Verdruß. Er gab in dem geheimen Rathe vor, der Cardinal wolle den König verlaſſen, und in dem Reiche Unruhen ſtiften, und ſich dazu des päbſtlichen Anſehens bedienen; diß hieſſe aber die Befehle des geheimen Raths einer fremden Macht unterwerfen. (e) Worauf dieſer ein Verbot bekannt machen ließ, daß bey Strafe kein Unterthan dem Cardinal folgen ſollte, wenn er ohne Erlaubniß den König verlaſſen würde.

Man ſchloß in eben dieſem Jahre einen Stillſtand mit dem Könige von Caſtilien und mit Schottland.

Das Mädgen von Orleans war nun in den Händen des Herzogs von Bedford, und weil man die Engländer gerne überreden wollte, daß ſie alles durch Zauberey gethan habe, ſo wurde ſie anfänglich von den geiſtlichen Richtern auf lebenslang zu einer Buſſe bey Waſſer und Brod verdammt, nachher aber unter dem Vorgeben, als ob ſie aufs neue in die vorige Irrthümer verfallen wäre, dem weltlichen Arm übergeben, um lebendig verbrannt zu werden. Dieſes Urtheil wurde auf dem alten Markt zu Rouen den 30 May 1431 vollſtrekt.

Es würde für unſere Abſicht zu weitläuftig ſeyn, wenn wir uns in eine ſittliche Unterſu-

(e) *Act. publ.* T. X. p. 172.

chung der Begebenheiten dieſes Mädgens ein-laſſen wollten. Doch ſind die Fanzoſen ohne Zweifel zu leichtglaubig geweſen, die ſie für eine göttliche Geſandtin gehalten haben; wie dann auch ſelbſt unter ihren gröſten Befehlshabern einige geweſen, die ſich davon ſo gewis nicht überzeugen konnten. Dagegen ſind die Engländer wieder zu weit gegangen, die ſie für ein Werkzeug der Hölle angeſehen haben. Diejenige urtheilen wol, wenn man alle Umſtände genau erwäget, am beſten, welche die ganze Sache für eine bloſe Erfindung angeben, die dazu dienen ſollen, denen beſtürzten Franzoſen, und vielleicht dem Könige ſelbſt, wieder einen neuen Muth einzuflöſen. So viel iſt richtig, daß dieſe Erfindung eine beſſere Würkung gethan hat, als ſich ihre Urheber wol ſelbſt verſprochen haben. Es iſt aber auch nicht das erſtemahl, daß die vermeyntliche auſſerordentliche Hülfe des Himmels gleich gute Folgen hervorgebracht hat. Die Egeria des Numa Pompilius kan zum Beyſpiele dienen. Merkwürdig iſt hiebey, was der Pabſt Pius II, unter dem Namen des Gobelinus, ſeines Schreibers, ſaget. Nachdem er die Thaten des Mädgens beſchrieben, ſetzet er hinzu: „Es fällt mir „ſchwer zu behaupten, ob es ein göttliches Werk „geweſen, oder eine menſchliche Erfindung. „Einige ſind der Meynung, daß, da die Groſ„ſen des Hofes unter ſich der oberſten Feldherrn„ſtelle wegen uneinig geweſen, einer, der ver„nünftiger, als die übrigen, war, dieſe Liſt er-

fun-

„funden habe, dieſes Mädgen abzurichten, „daß ſie ſagen möchte, ſie ſey von GOtt ge„ſandt worden, damit niemand ein Bedenken „tragen möchte, ſich unter ihre Anführung zu „begeben.„ Uebrigens ſind die Engländer ohnſtrittig mit dieſem Mädgen zu hart verfahren. Sie konnten ſie höchſtens nicht anderſt, als eine Kriegsgefangene, anſehen, und da ſie keine Unterthanin Heinrichs war, am allerwenigſten wegen einer Hexerey ſtrafen, wenn ſie auch derſelben wäre überführet worden. Carl VII ließ das Urtheil von andern Richtern für nichtig erklären, worauf einige die Unſchuld des Mädgens gründen wollen. Allein es läßt ſich auf das eine Urtheil ſo wenig Rechnung machen, als auf das andere. Das eine wurde von ihren Feinden geſprochen, denen daran gelegen war, ſie ſchwarz zu machen; das andere von ihren Freunden, die dabey ihre Ehre fanden, ſie für unſchuldig auszugeben.

Der übrige Theil des Jahrs 1431 wurde von beyden kriegenden Theilen nur vermittelſt einiger Scharmüzel und Wiedereroberungen einiger veſten Orte hingebracht, die mehrentheils ſchlecht beſezt waren.

Der Pabſt Eugenius II hatte indeſſen, daß Heinrich in Frankreich war, den Cardinal de St. Croix dahin geſchikt, um beyde Könige auf Friedensgedanken zu bringen. Seine Bemühung lief aber fruchtlos ab, weil die engländiſchen Geſandten, die in den zur Verſammlung beſtimmten Ort Auxerre abgeſchikt wer-

werden ſollten, ſich weigerten, Carls Geſandten als franzöſiſche zu erkennen.

Heinrich gieng mit dem Eintritt des Jahrs 1432 wieder nach England zurük. Wie ſeine Gegenwart in Frankreich keine erhebliche Folgen gehabt hatte, ſo änderte auch ſeine Zurükkunft wenig in den öffentlichen Angelegenheiten. Dieſe wurden, nach wie vor, von den beeden Herzogen von Bedford und Glóceſter beſorget. Jener war überaus verlegen, da er auf ſeine Feinde und Freunde ein wachſames Auge haben mußte. Er hatte die Laſt der Kriegs- und Staatsangelegenheiten faſt allein zu tragen, indem ſeine meiſte Gehülfen entweder todt, oder in feindlichen Händen waren. In dieſen Umſtänden ließ er dem Könige Carl die Auswechslung des Xantrailles gegen den Talbot anbieten, und ſein Vorſchlag wurde angenommen.

Die Sachen der Engländer ſahen in Frankreich ſchlimm, und in England nicht viel beſſer aus. Es koſtete Mühe, von dem Parlamente einige Hülfsbewilligungen zur Fortſezung eines verderblichen Krieges zu erhalten, ſeitdem er keinen ſo glüklichen Fortgang mehr hatte. Die Streitigkeiten des Herzogs von Gloceſter mit dem Cardinal wurden immer heftiger, und indem beede auf ihre eigene Vortheile aufmerkſam waren, wurde der Krieg in Frankreich hintangeſetzet, der jezo die äuſſerſten Kräfte erforderte.

Wenn

Wenn England mehr auf ſeine Vortheile bedacht geweſen wäre, ſo hatte es jezo eine Gelegenheit, ſeine Sachen wieder in etwas gut zu machen. Der König Carl vergaß ſich, den Krieg und den Staat in den Armen der Agnes Sorel, ſeiner Beyſchläferin. Jedermann gab dem la Trimouille ſchuld, daß er den König in dieſer wollüſtigen Unthätigkeit unterhalte. Allein der König fieng ſelbſt an, ſeiner überdrüſſig zu werden. Der Connetable erfuhr dieſes kaum durch ſeine Kundſchafter, die er bey Hofe hatte, als er anfieng, an ſeinem Sturz zu arbeiten. Da er ſich keine Hoffnung machen konnte, ſeine Stelle ſelbſt einzunehmen, ſo dachte er darauf, der Königin Bruder Carl von Anjou in dieſelbe einzuſchieben. Der Anſchlag wurde vollzogen, und la Trimouille zu Chinon in dem eignen Hauſe des Königs aufgehoben, und nach Montreſor gebracht. Carl wollte ſich deswegen rächen; als er aber ſahe, daß ſich alles am Hofe wider den la Trimouille erklärte, und er dieſem Liebling ſelbſt nicht mehr von Herzen geneigt war, ſo räumte er dem Carl von Anjou den Plaz ein, den jener zu verlaſſen gezwungen worden.

Man kan leicht urtheilen, daß ein Fürſt, der nur ſeine Ergözlichkeiten liebte, dem Herzoge von Bedford nicht gar furchtbar würde geweſen ſeyn, wenn er aus England zu wichtigen Unternehmungen genug wäre unterſtützet worden. Allein da dieſes unterbliebe, und die gemeine Sache Englands durch den Tod der

Ge-

Gemahlin des Herzogs von Bedford, der den 14 November erfolgte, einen groſſen Stoß bekam, weil dieſer Tod das Band zerriſſen, welches den Herzog von Burgund mit ihm noch vereinigt hielte; ſo ſahe es für England höchſt gefährlich aus.

Im Anfange des Jahrs 1433 machten 60,000 Bauren in der Normandie einen Aufſtand, welcher den Engländern das Verderben hätte bringen können, wenn dem Uebel nicht in Zeiten einigermaſſen wäre Einhalt gethan worden. Wenn Carl ein Heer in der Nähe gehabt hätte, ſie zu unterſtützen, ſo hätte er ſich der ganzen Normandie bemächtigen können. Der Graf von Arundel zog aber wider einen Theil derſelben, der ſich in Vexin verſammelt hatte, geſchwinde an, überfiel ihn bey der Nacht, und ſiegte über ihn, weil es ihm an einem geſchikten Anführer fehlte. Die übrigen giengen auf die Nachricht von dieſer Niederlage aus einander; doch blieben denen Franzoſen von denen Städten, die ſie ſchon inne hatten, zwey wichtige Veſtungen, Dieppe und Harfleur.

Die zweyte Heirath des Herzogs von Bedford mit der Jaqueline von Luxemburg, die in dieſem Jahre vollzogen wurde, brachte die Sache der Engländer noch mehr in Unordnung. Der Herzog von Burgund hielt ſich für beleidiget, daß dieſe Heirath mit einer Tochter eines ſeiner Vaſallen ohne ſein Vorwiſſen geſchehen. Die beyden Fürſten kamen zwar zu

St.

St. Omer zuſammen, um ſich auszuſöhnen. Ein Rangſtreit aber, an den ſonſt niemals gedacht worden, machte, daß ſie wider einander erbittert aus einander giengen. Der Herzog von Burgund mußte dismal einen ſolchen Streit erregen, um ſeinem künftigen Betragen eine Farbe anzuſtreichen.

In dieſer Zeit war man in England ernſtlich auf den Frieden bedacht. Der gefangene Herzog von Orleans erbot dazu ſeine gute Dienſte. Er ſchlug eine Zuſammenkunft beeder Theile vor, und bat ſich aus, derſelben beywohnen zu dürfen. Er that, was ſeine Perſon betraf, die billigſten Vorſchläge, die Unterhandlung möchte ausfallen, wie ſie wollte. Man trug alſo kein Bedenken, dieſelbe anzunehmen.

Die gar zu groſſe Herablaſſung des Herzogs von Orleans läßt aber nicht ohne Grund vermuthen, daß er ſich mit Frankreich verſtanden, und England zu hintergehen geſucht habe.

Es iſt dieſes um ſo mehr zu glauben, weil Carl mit dem Herzoge von Burgund ſchon einig war, und dieſer nur einen Vorwand ſuchte, ſich von der engländiſchen Parthey zu trennen. (f) Dazu ſollte nun die Zuſammenkunft dienen. Man wußte wohl, daß die Engländer die Bedingung nicht eingehen würden, die man ihnen vorzulegen willens war, und dieſe Weigerung ſollte dem Herzog eine Urſache geben,

(f) *Hiſt. de Charles VII. par B. J.*

ben, für ſich einen beſondern Frieden zu machen. Die Engländer, denen das Verſtändniß Carls mit dem Herzoge von Burgund unbekannt war, lieſſen ſich in dieſem Fallſtrick fangen. Die Stadt Arras wurde zum Verſammlungsort beliebet.

Indeſſen ſahe der Krieg in Frankreich einer Straſſenräuberey ſehr ähnlich. Da keine groſſe Heere ins Feld geſtellt werden konnten, ſo haußten die kleine Haufen nach ihrem Gefallen. Das merkwürdigſte, das im Jahr 1434 vorgefallen, iſt wol dieſes, daß der Graf von Arundel Rue wieder einzunehmen ſuchte, deſſen ſich die Franzoſen in der Picardie bemächtigt hatten. Auf dem Wege erfuhr er, daß dieſe Herberoi beveſtigten. Er rukte alſo vor dieſen Plaz, um ſie in der Arbeit zu ſtören. Da er aber hörte, daß Vignoles und Xantrailles mit 1200 Mann im Anzuge wären, gieng er ihnen entgegen. Hier kam es zu einem blutigen Treffen, in welchem der Graf verwundet und gefangen wurde. Er ſtarb wenig Tage darauf zu groſſem Leydweſen des Herzogs von Bedford.

Talbot kam unterdeſſen mit 3 bis 4000 Mann aus England an, zu welchem er noch einige Völker aus den Beſatzungen ſtoſſen ließ. Damit machte er ſich im Felde furchtbar, und gewann verſchiedene Orte wieder. Hingegen verſprach ſich Carl von der bevorſtehenden Verſammlung ſehr viel Gutes, weil er wußte, daß

der

der Friede mit dem Herzoge von Burgund daſelbſt würde geſchloſſen werden.

Die Friedensunterhandlungen zu Arras wurden den 6 Auguſt 1435 eröfnet. Unter den Geſandten Carls war der Connetable von Richemont der vornehmſte. Der Herzog von Burgund und der Erzbiſchof von York waren unter denen die erſten, die Heinrich ſowol aus Frankreich als England abordnete. Jene erboten ſich, dem Könige von England die Normandie und Guienne zu laſſen, doch mit der Bedingung, daß er ſich des Namens eines Königs von Frankreich enthalten, und Carln wegen dieſer Provinzen huldigen ſollte. Dieſen aber kam der Antrag ſo wenig mit ihrer Erwartung überein, wozu ihnen der Herzog von Orleans Hoffnung gemacht hatte, daß ſie ſich, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, ſehr mißvergnügt wegbegaben.

Aber damit thaten ſie eben das, was die franzöſiſche Geſandten verlangten, ob ſie gleich dieſes trozige Verfahren als einen offenbaren Beweis ausgaben, daß es denen Engländern mit dem Frieden kein Ernſt geweſen. Der Herzog von Burgund ergrif dieſe Gelegenheit, mit dem Könige Carl einen beſondern Frieden zu ſchlieſſen, nachdem ihn der päbſtliche Legat von ſeinem Eyde entbunden hatte, weil er, wie er vorgab, nicht von dem Eigenſinn der Engländer abhangen wollte. Die Sache bekam alſo ihre Richtigkeit, wie ſie ſchon zuvor

verglichen war, obwol die Friedensbedingungen vor Carln ſehr ſchimpflich waren.

Von dieſer Zeit an bekamen die Sachen der Engländer ein ſehr ſchlechtes Anſehen, und neigten ſich zu ihrem Untergange.

Die verwittibte Königin von Frankreich, Iſabelle, ſtarb 12 Tage nach dem geſchloſſenen Frieden für Verdruß, da ſie die Umſtände ihres Sohnes, den ſie äuſſerſt haßte, ſo glüklich verändert ſahe.

Dieſer Tod war weder für die eine, noch andere Parthey ſehr wichtig. Hingegen hatte das Abſterben des Herzogs von Bedford, das den 14 Auguſt zu Rouen geſchahe, gröſſere Folgen. Dieſer Herr legte während der Reichsverwaltung ſo viele Proben ſeiner Klugheit ab, daß er der erſte Staatsmann der damahligen Zeiten genennet zu werden verdienet. Seine Heldentugenden zeigte er überall, wo er in Perſon anführte. Er hatte alle Eigenſchaften, den Krieg in Frankreich glüklich zu endigen, wenn man ihn aus England beſſer unterſtüzt hätte. Man weiß ihm keinen Fehler vorzuwerfen, als daß er ſich, wenn es anderſt ein Fehler heiſſen kan, durch die Friedensunterhandlung zu Arras hat hintergehen laſſen. Man kan wol keinen beſſern Beweiß von der ihm ſchuldigen Hochachtung beybringen, als die Antwort Ludwigs II, die er einsmals, da er das Grabmal deſſelben betrachtete, einem Herrn von ſeinem Gefolge ertheilte, der ihm rieth, daß er dieſes Denkmal der Schande der Franzoſen

zoſen ſollte wegnehmen laſſen. Nein, ſprach der König, wir wollen die Aſche eines Fürſten im Frieden ruhen laſſen, welcher, wenn er noch lebte, den beherzteſten unter uns würde zittern machen. Ich wünſchte, daß man ſeinem Ruhm ein weit prächtiger Grabmal aufgerichtet hätte.

Gleich nach dem Tode dieſes Fürſten wurde der Herzog von York zum Verweſer von Frankreich ernannt.

Ganz England war über die Treuloſigkeit des Herzogs von Burgund äuſſerſt aufgebracht. Er ließ zwar ſein Verfahren durch zwey abgeſchikte Herolde mit der Noth ſeiner Unterthanen entſchuldigen, die den Krieg nicht länger hätten aushalten können, und ſeine Vermittlung zwiſchen Carl und Heinrichen anbieten; allein es fehlte nicht viel, ſo hätten die Engländer in Anſehung ihrer das Völkerrecht verletzet. Dadurch geſchah ihm abermals der gröſte Dienſt. Er brauchte nun wieder einen Vorwand, ſeine Macht mit der franzöſiſchen zu vereinigen, und er fand ihn in der Geringſchäzung, womit man ſeinen Herolden begegnet. Im Anfang des Merz 1436 ſchikte er dem Connetable von Richemont 500 Lanzen zu, und erklärte ſich damit für einen offenbaren Feind Englands.

Der Connetable rükte nun mit einer anſehnlichen Macht vor Paris, worinnen die Beſatzung nur 1500 Mann ſtark war. Mit den Einwohnern hatte er ein gutes Verſtändnis,

welche faſt alle burgundiſch geſinnt waren. Dieſe ergriffen den 13 April die Waffen, als der Marſchall von l' Isle, Adam, eben die Mauer erſtieg. Die Beſatzung wollte zwar den Sturm abtreiben, ſie wurde aber mit einem Steinhagel aus den Fenſtern begleitet, und die ganze Stadt erſchallte von dem Geſchrey: **Es lebe der König und der Herzog von Burgund.** Der Stadthalter Richard **Woodwille** warf ſich darauf mit ſeiner Mannſchaft in die Baſtille. Indeſſen öfnete man dem Connetable die Thore. Die Beſatzung konnte ſich aus Mangel der Lebensmittel nicht länger als 3 Tage in der Baſtille halten. Doch wurde ihr noch ein ehrlicher Vergleich zugeſtanden.

Bey dieſen unangenehmen Vorfällen wurde der engländiſche geheime Rath immer geneigter zum Frieden, der nun meiſtens aus Anhängern des Cardinals von **Winchester** beſtunde, welcher glaubte, ſeinen Feind, den Herzog von Gloceſter, in Friedenszeiten leichter ſtürzen zu können, der mit allen Kräften auf die Fortſezung des Kriegs drang. Der Herzog von York wurde mit einer freyen Vollmacht verſehen, mit dem Könige Carl Unterhandlung zu pflegen, wenn er dazu Gelegenheit finden würde. Kurz darauf landete der neue Verweſer mit einem anſehnlichen Haufen friſcher Völker in der Normandie, und behielt im Felde die Oberhand. Doch machte ihn die Picardie unruhig. Er hörte, daß der Herzog von Burgund eine mäch-

mächtige Flotte, ein zahlreiches Geſchüz, und eine Armee von 50,000 Mann zuſammen zöge, und urtheilte nicht unrecht, daß es damit auf Calais angeſehen ſeyn möchte. Er gab davon dem geheimen Rathe in England Nachricht. (g) Dieſer bot darauf 15000 Mann auf, und bat den Herzog von Gloceſter, dieſe Feſtung damit zu entſetzen. Dieſe Zahl würde zu einer ſo wichtigen Unternehmung viel zu klein geweſen ſeyn, wenn man ſich nicht darauf verlaſſen hätte, daß der Verweſer mit ſeiner Macht zu ihm ſtoſſen würde.

Der Herzog von Burgund hatte würklich Calais zu belagern angefangen. Seine Flotte hatte aber das Unglük, daß ſie auf einer Sandbank ſitzen blieb, und vor ſeinen Augen von den Belagerten in die Aſche gelegt wurde. Und als die Niederländer, die eben nicht die beſten Soldaten waren, von dem Anzuge des Herzogs von Gloceſter hörten, machten ſie ſich, aller Vorſtellungen ohngeachtet, zum Abzuge fertig. Der Herzog von Burgund mußte ihnen wider ſeinen Willen folgen; und kaum war er in ſein Land zurük, ſo lehnten ſich die Städte in Flandern wider ihn auf, und er hätte bey nahe zu Brügge ſein Leben verlohren. Der Herzog von Gloceſter durchſtreifte in dieſer Zeit Artois, Flandern und Hennegau, wo er 1200 mit Beute beladene Wägen wegführte. Seit dem konnte der Herzog von Burgund dem Könige Carl nur mittelmäſſige Hülfe leiſten.

(g) *Act. publ.* T. X. p. 645. u. f.

Im Anfange des Jahrs 1437 ſtarben die beyden verwittibten Königinnen von England. Der zweyte Gemahl der Wittwe Heinrichs V. Owen Tudor, deſſen wir oben gedacht, wurde nach ihrem Tod in den Tour geſezt, weil er ſich unterſtanden, die Mutter des Königs zu heirathen. (h)

Seit dem der Herzog von York in Frankreich angekommen war, bekamen die Umſtände der Engländer wieder ein günſtigeres Anſehen. Talbot bemächtigte ſich in der Nacht des Faſtnachtdienſtags der wichtigen Feſtung Pontoiſe, da die Beſatzung und die Bürgerſchaft ſich eben luſtig machten. Dieſer Verluſt war für Carln um ſo betrübter, weil ſich dadurch die Pariſer den beſtändigen Streifereyen der Engländer wieder ausgeſezt ſahen.

Die neue Uebermacht der Engländer machte dem Herzoge von Burgund viel unruhige Gedanken. Er ſtellte deswegen dem Könige Carl vor, wie nöthig es ſey, daß er mit ſeinen Völkern gegen Paris anrücke, und den Feind aus dem innerſten des Königreichs vertreibe. Er verſprach zugleich in der Picardie etwas zu unternehmen, um ihm dadurch zur Ausführung ſeines Vorhabens behülflich zu ſeyn. Carl ließ ſich durch dieſe Vorſtellungen aus ſeinem Schlafe ermuntern, und verſammlete ſeine ganze Macht, um ſich damit Paris zu nähern, wo man ihn ſehnlich erwartete. Unterwegs belagerte er Montereau.

Unter-

(h) *Act. publ.* T. X. p. 685.

Unterdeſſen ſezte der Herzog von Burgund Crotoy, einem veſten Ort in der Picardie, zu. Man trug dem tapfern Talbot auf, denſelben zu entſetzen. Dieſer rükte mit 5000 Mann an. So bald der Herzog davon Nachricht bekam, ließ er einen Theil ſeiner Völker vor der Feſtung, und mit dem übrigen ſezte er ſich an dem Ufer der Somme, um dem Talbot den Uebergang ſtreitig zu machen. Die Engländer waren bereit, alles zu wagen, weil ſie ſich an dem Herzog rächen wollten. Talbot machte ſich den guten Willen ſeiner Leute zu Nutze, und ſprang zuerſt mit dem Degen in der Fauſt ins Waſſer, und ſeine Völker folgten ihm ohne Bedenken. Die Burgunder, welche glaubten, daß ſie mehr mit Teufeln, als Menſchen, zu thun bekommen würden, ergriefen die Flucht, und brachten ein ſolches Schrecken unter die zur Belagerung zurükgelaſſene Völker, daß ſich das ganze Heer zerſtreuete. Talbot zog im Triumph in die Stadt ein, und nahm darauf wieder ſeinen Weg in die Normandie.

Thomas Gerard, der nur mit 400 Mann in Montereau lag, hielt ſich dennoch auch lange Zeit. Endlich eroberte Carl die Stadt mit Sturm, und legte dabey die erſten Beweiſe ſeiner Tapferkeit ab. Weil ſich aber die Beſazung in das Schloß geworfen hatte, ſo war eine zweyte Belagerung nöthig. Carl überließ die Anführung dieſer ſeinem Prinzen, dem Dauphin. Gerard ergab ſich erſt nach 14 Tagen. Als er vor dem Dauphin erſchien, ſagte er ihm,

daß er ſich gegen einen jeden andern, als gegen ihn, hätte länger halten können. So angenehm dieſe Höflichkeit dem Prinzen war, ſo empfindlich fiel ſie dem Könige, ſeinem Vater, der ſich dadurch auf gewiſe Art unter ſeinen Sohn erniedriget ſahe. Man gibt vor, daß er von dieſer Zeit an eyferſichtig gegen ſeinen Prinzen geworden, welches üble Folgen nach ſich gezogen hat.

Der Herzog von Orleans, der gerne ſeine Freyheit wieder gehabt hätte, erbot ſich aufs neue, am Frieden zwiſchen beyden Königen zu arbeiten. Er begehrte deswegen ſich zu Calais mit dem Herzoge von Bretagne unterreden zu dürfen. Man würde ihm auch gewillfahret haben, wenn man die Geſinnungen Carls deswegen gewußt hätte. Der Herzog von Gloceſter hielt aber dafür, es wäre an keinen Frieden zu denken, wenn er nicht mit Vortheil könnte gemacht werden.

Je älter der König wurde, je mehr gewann der Cardinal von Winchester über den Herzog von Gloceſter. Jener wußte ſich durch ſeine Reichthümer die Neigung des Königs zu erwerben, welche in den damahligen erſchöpften Umſtänden kein geringes Verdienſt waren. Der König bewilligte ihm durch einen ofnen Brief (i) eine allgemeine Verzeihung aller Arten der Verbrechen biß auf den 28 Junius 1437. Damit war dieſem aller Vorwand, ihn anzugreifen, abgeſchnitten.

Das

(i) *Act. publ.* T. X. p. 670.

Das Jahr 1438 war nicht ſonderlich fruchtbar an merkwürdigen Begebenheiten, weil die Peſt und Theurung, welche in Frankreich und England wütete, die Befehlshaber an keine groſſe Unternehmungen denken ließ.

Nachdem dieſe Landplagen aufhörten, belagerte im Monat Merz 1439 der Connetable die Veſtung Meaux, und eroberte ſie mit Sturm. Die Beſatzung zog ſich darauf in den Marche, ſo nannte man den Theil der Stadt, der durch die Maine von dem andern getrennet war. Der Connetable mußte alſo noch eine Belagerung vornehmen, welcher der König ſelbſt beywohnte, um ſeine Völker deſto mehr aufzumuntern. Talbot verſuchte zwar einen Entſaz, und war anfänglich glüklich, konnte aber doch nicht hindern, daß nicht auch dieſer Theil verloren gieng.

Es gelung ihm beſſer, als der Connetable darauf Avranche belagerte. Er erſtieg die Linien der Feinde mit Gewalt, und verſahe die Stadt mit Lebensmitteln. Nach dieſem gieng Talbot vor Harfleur, und bekam dieſe Veſtung, nachdem er ſie 4 Monate eingeſchloſſen hatte, und jagte alle franzöſiſche Beſatzungen aus der Normandie, ſo, daß ihnen nichts, als Dieppe, übrig blieb.

Mit dem Anfange des Jahrs 1439 fieng man wieder an, Friedenshandlungen zu pflegen; da aber von beyden Seiten ſolche Vorſchläge auf die Bahn gebracht wurden, womit kein Theil zufrieden ſeyn konnte; ſo gien-

gen die Geſandten unverrichteter Sache wieder aus einander.

Die Herzoge von **Burgund** und von **Orleans** zogen die meiſte Vortheile von dieſem Friedensgeſchäfte. Jener brachte es durch ſeine Gemahlin dahin, daß ein Handlungsvergleich zwiſchen **England** und den **Niederlanden** geſchloſſen wurde; und dieſer bekam ſeine Freyheit unter groſſem Widerſpruch des Herzogs von **Gloceſter** wieder, nachdem er 25 Jahre in der Gefangenſchaft gelebt hatte.

Den 30 April ſtarb der Graf von **Warwik**, Verweſer von **Frankreich**, und ihm folgte in dieſer Würde der Herzog von **York**.

Nun zeigte ſich denen **Engländern** eine neue Gelegenheit, ihre Sachen in **Frankreich** wieder gut zu machen, wenn ſie ſich derſelben zu bedienen gewußt hätten. Der **Dauphin** und die meiſten Prinzen vom Geblüte machten eine Verſchwörung wider den König **Carl**, welche auf nichts geringers abzielte, als ihm die Crone zu rauben, und ſie auf das Haupt des **Dauphins** zu bringen. Weil ſich aber unter den Verſchwornen auch der **la Trimouille** befand, den der **Connetable** äuſſerſt haßte, ſo ſezte ſich dieſer mit einem mächtigen Heer wider ihr Vorhaben, und zwang ſie, daß ſie bey dem Könige fußfällig um Gnade bitten mußten. Dieſer innerliche Krieg wird insgemein **la Praguerie** genennet.

Wie im Jahr 1440 die Loslaſſung des Herzogs von **Orleans** am meiſten betrieben wurde;

de; ſo zerſchlug ſich im Jahr 1441 eine neue Friedensunterhandlung, die zu St. Omer gehalten werden ſollte.

Im Julius dieſes Jahrs belagerte Carl mit 12000 Mann die Stadt Pontoiſe, die aber durch den Herzog von York, der eine Verſtärkung aus England erhalten hatte, glüklich entſezt worden.

Carl, dem dieſer Abzug wenig Ehre brachte, rükte von neuem vor die Stadt, und gewann ſie mit Sturm. Er ließ dabey ſo viel Tapferkeit ſehen, daß die üblen Eindrücke dadurch ausgelöſchet wurden, die ſein vorheriges Verſehen in den Gemüthern verurſacht hatte.

Da dieſes in Frankreich vorgieng, beſchuldigte man die Gemahlin des Herzogs von Gloceſter, deſſen Anſehen ziemlich gefallen war, in England, als ob ſie durch gewiſe Zaubermittel, die ihr von einigen der Schwarzkunſt ergebenen Prieſtern, und einer Zauberin an die Hand gegeben worden, dem Könige das Leben zu rauben geſucht hätte. Bey der Unterſuchung leugneten die Prieſter alles, und die Herzogin geſtund nur ſo viel, daß ſie die Frau gebeten habe, ihr einen Liebestrank zu bereiten, dadurch ſie die getheilte Neigung ihres Gemahls auf ſich allein ziehen könnte. Dem ohngeachtet wurde denen Prieſtern der Strang, und der Frau der Scheiterhaufen zuerkannt; die Herzogin aber zu einer öffentlichen Kirchenbuſſe und zu einem ewigen Gefängniſſe verurtheilet. Ob ſchon dieſes eine ſehr harte Kränkung für den

erſten

erſten Prinzen vom Geblüte war; ſo nöthigte ihn doch die Uebermacht ſeiner Feinde zum Stillſchweigen.

Da Carl eine neue Verſchwörung, wovon der Herzog von Orleans das Haupt war, glüklich gedämpft hatte, eilte er Tartas, einer Stadt in Guienne, die von den Engländern belagert wurde, zu Hülfe. Die Stadt hielt ſich bis in den Januarius des Jahrs 1442, da ſie einen Vergleich eingieng, daß, wenn ſie innerhalb 6 Monaten nicht entſezt würde, ſie ſich an die Engländer ergeben wollte.

Dieſe Zeit war für Carln lang genug, ſich in Bereitſchaft zu ſetzen. Er verſammlete ein zahlreiches Heer, und die Engländer dachten kaum daran, Guienne zu ſchützen.

Der König hielt ſich den Winter über einige Zeit zu Montauban auf, und bemächtigte ſich zum Nachtheil des Grafen von Armagnac der Grafſchaft Cominge, an welche er kraft eines Vermächtniſſes einen Anſpruch hatte.

Der Graf, den dieſes äuſſerſt kränkte, und der für ſich zu ſchwach war, ſich Genugthuung zu verſchaffen, bat den König von England um ſeinen Schuz, und trug ihm zugleich eine Heirath mit einer von ſeinen Töchtern an. Der Antrag wurde um der Angelegenheiten Frankreichs halber vom geheimen Rathe angenommen, der ſogleich Geſandten an den Grafen abſchikte, um die Sache in Richtigkeit zu bringen.

Indeſ-

Indeſſen entſezte Carl die Veſtung Tartas und eroberte noch verſchiedene Städte in Guienne.

Nun wachten die Engländer von ihrem Schlafe wieder auf, und brachten 5000 Mann auf die Beine, deren Anführung dem Talbot aufgetragen wurde, den der König zum Grafen von Schrewsbury gemacht hatte. Er brachte in der Normandie den Baſtart von Orleans, der zum Grafen von Dunois erkläret worden, gar bald zum Weichen. Nachdem er ſich des Schloſſes von Conches bemächtiget hatte, gieng er vor Dieppe. Da es ſchon im November war, ſo konnte er ſich freylich keine Rechnung machen, dieſe wichtige Veſtung den Winter über zu erobern. Er begnügte ſich alſo, die Stadt einzuſchlieſſen, und gieng, da er die Fortſetzung der Belagerung ſeinem natürlichen Sohne übergeben hatte, nach England, um neue Hülfe zu erhalten.

Die Umſtände in England aber waren ſo beſchaffen, daß er dieſelbe nicht ſo geſchwind, als er wünſchte, bekommen konnte. Der Herzog von Gloceſter gab eben um dieſe Zeit eine harte Anklage wider den Cardinal von Wincheſter ein. Weil aber der geheime Rath aus lauter Anhängern des Cardinals beſtunde, ſo wurde er unter dem Vorwand losgeſprochen, daß man denen königlichen Rechten keinen Eingrif thun wollte. Man bezog ſich auf die Amneſtie, die der König dem Cardinal im Jahr 1437 ertheilet hatte. Wie der Herzog ſahe,

daß ſeine Bemühungen vergeblich wären, ſo ließ er die Anklage liegen, und der Cardinal erhielte vom Könige einen neuen Verzeihungsbrief.

Im Anfange des Jahrs 1443 machte der Herzog von Burgund einen beſondern Stillſtand mit dem Könige von England, weil er glaubte, daß er dadurch bey den fortwährenden verwirrten Umſtänden beyder Könige den Kopf am beſten aus der Schlinge ziehen könnte.

Die Einſchlieſſung von Dieppe hatte nun 8 Monate gedauret, und Carl fand für nöthig, dieſen Ort zu entſetzen, ehe die Verſtärkung aus England ankäme. Er trug die Ausführung dieſes Unternehmens dem Dauphin auf, der ſie auch ſo gut bewerkſtelligte, daß die Feinde abzogen, ehe der Herzog von Sommerſet mit ſeinen 5000 Mann aus England ihnen zu Hülfe kommen konnte.

Unterdeſſen hatte Carl Guienne verlaſſen, und der Graf von Armagnac ſich mit Gewalt der Waffen des Antheils von Cominge wieder bemächtiget, deſſen er entſetzet worden. Weil nun der Dauphin ſeine Sachen bey Dieppe gut gemacht hatte; ſo trug ihm der König auf, den Grafen zu züchtigen. Da dieſer ſich überall verlaſſen ſahe, und die Engländer nichts zu ſeinem Vortheile unternahmen, obgleich ihr König mit ſeiner Tochter verlobt war; ſo war es dem Dauphin leicht, ſich eines Orts um den andern zu verſichern. Nachdem er ihn aber lange in dem Städtgen l'Isle en Gourdain

dain vergeblich belagert hatte, lokte er ihn endlich unter dem Verſprechen eines ſichern Geleits heraus, und ſchikte ihn dem Könige, ſeinem Vater. Erſt zwey Jahre darauf bekam er auf die Vorbitte der Könige von Caſtilien und Navarra ſein Land wieder.

Bey dieſen widrigen Umſtänden des Grafen wurde nicht weiter an die Heirath gedacht, und der Graf war zu klein, ſich wegen dieſem Schimpf zu rächen.

Nachdem der Herzog von Burgund einen beſondern Stillſtand mit Heinrichen gemacht, ſo waren die Franzoſen nicht weniger zum Frieden geneigt, als die Engländer. Man verglich ſich von beyden Seiten, daß eine Unterhandlung zu Tours ſollte vorgenommen werden. Der Graf von Suffolk war das Haupt der engländiſchen Geſandtſchaft. Ehe er abgieng, brauchte er die Vorſichtigkeit, daß er ſich vom Könige die bündigſte Verſicherungen geben ließ, die ihn bey dieſer küzlichen Sache wider alle zu beſorgende Vorwürfe ſicher ſtellten. Da man des Friedens wegen nicht einig werden konnte, ſo begnügte man ſich einen Stillſtand zu treffen, welcher den 28 May unterzeichnet wurde. (k)

Zu eben der Zeit wurde der Stillſtand zwiſchen England und Schottland auf ſieben Jahre verlängert.

Da der Stillſtand mit Frankreich getroffen war, that der Graf von Suffolk den Antrag,

(k) *Act. publ.* Tom. XI. p. 54.

trag, den König ſeinen Herrn mit **Margarethen** von Anjou, einer Tochter des Titular-Königes von Neapel, Renatus, zu vermählen. Dieſe Prinzeſſin war von einem lebhaften, kühnen und ſcharfſinnigen Geiſt, und alſo geſchikt, den König nach ihrem Gefallen zu lenken, und die Hofparthey wider den Herzog von Gloceſter zu vertheidigen. Ob ſie gleich keine Glüksgüter hatte, ſo wußte man doch dem Könige ihre ſchöne Eigenſchaften aufs beſte anzupreiſen, und dem Volke beyzubringen, daß ſie als eine Nichte der Königin von **Frankreich** viel zum Frieden beytragen könnte. Der **franzöſiſche** Hof vermochte dabey den Grafen von **Suffolk**, im Namen des Königes zu verſprechen, die Provinz **Maine** dem Könige von **Sicilien** zurükzugeben, unter der Bedingung, daß er dieſelbe ſeinem Bruder **Carl** von **Anjou** ſchenken wolle.

Nach dieſem gieng der Graf von **Suffolk** nach **England** zurük, um die Bedingung beſtätigen zu laſſen. Dieſes fand nicht den geringſten Anſtand, nur der Herzog von Gloceſter ſezte ſich mit allem Eifer dagegen. Er gab vor, es wäre ſchändlich, wenn der König ſein Wort, das er der Tochter des Grafen von Armagnac gegeben hätte, brechen wollte, und fügte hinzu, daß, da **Maine** die Vormauer von der **Normandie** wäre, man dieſe Provinz einer offenbaren Gefahr ausſetzen würde, ſo bald der Stillſtand zu Ende gienge. So ſtark dieſe Gründe waren, ſo achtete man ſie doch

im

im geringſten nicht, ſondern der Graf von Suffolk bekam Vollmacht, ſich die Prinzeſſin Margaretha im Namen des Königes antrauen zu laſſen.

Die Königin kam alſo im Monat May des Jahrs 1445 nach England, und wurde den 30ſten gecrönet. Sie bekam bald die Herrſchaft über den König, und dadurch behaupteten ſich der Graf von Suffolk, der kurz zuvor zum Marquis ernennet worden, der Cardinal von Winchester und der Erzbiſchof von York in ihrem vorigen Anſehen, und verbanden ſich einmüthig mit der Königin wider den Herzog von Glocester.

In dieſem Jahr wurde der Stillſtand bis auf den erſten November des Jahrs 1446 verlängert.

Der Herzog von York kam von Frankreich zurük, und zur Erkenntlichkeit für ſeine geleiſtete Dienſte wurde ihm vom Könige die Verwaltung von Frankreich auf 5 Jahre verlängert.

Das Parlament bewilligte im Anfange des Jahrs 1446 dem Könige einen anſehnlichen Beytrag, um den Krieg mit Frankreich nachdrüklich fortſetzen zu können. Allein es war dieſes nur ein Vorwand, Geld zu bekommen, und der Stillſtand wurde aufs neue bis auf den 1ſten April 1447 verlängert.

Ohngeachtet man nicht einſehen konnte, was die Heyrath des Königs England für Vortheile verſchaffet; ſo ließ doch das Parlament,

welches von dem Hof geleitet wurde, dem Marquis von Suffolk feyerlich für den Dienſt danken, welchen er dem Königreiche durch die Stiftung dieſer Vermählung geleiſtet habe, und hielt ihn wegen der Koſten ſchadlos, die er auf dieſe Geſandſchaft verwendet hatte.

Die Feinde des Herzogs von Gloceſter waren nun gemeinſchaftlich darauf bedacht, dieſen Herrn zu ſtürzen. Man klagte ihn einer allzugroſſen Strenge an, die er eigenmächtig als Protector des Reichs bewieſen, und ſties ihn aus dem geheimen Rathe. Er wurde zur Verantwortung vorgeladen, vertheidigte ſich aber ſo gut, daß man bey einer ſo offenbar ungerechten Anklage nicht weiter in ihn dringen wollte. Das Volk, welches ihm ſehr ergeben war, fieng an zu murren, und ſeine Feinde ſahen wohl, daß kein Mittelweg zwiſchen ihrem oder ſeinem Verderben übrig ſey. Sie beſchloſſen alſo, ſich ſeiner gar zu entledigen.

Um dieſen Anſchlag ſo geheim, als möglich, auszuführen, fand man mit Beyſtimmung der Königin für gut, ihn eines Verbrechens wegen anzuklagen, um dadurch einen Vorwand zu bekommen, ihn ins Gefängnis zu ſetzen, und die Meuterey zu vollziehen. Zu dem Ende ſprengte man überall aus, daß eine Sache von Wichtigkeit vorgefallen ſey, welche die Verſammlung des Parlaments erfordere. Es wurde auch würklich auf den Februarius des Jahrs 1447 nach St. Edmundbury berufen, weil man

die-

dieſen Ort für bequemer, als London, hielte, wo das Volk zu ſehr auf ſeiner Seite war.

Am erſten Tage der Parlaments-Sitzung wurde der Herzog in ein enges Gefängnis geleget, wo man ihm nicht einen ſeiner Bedienten zugeſtunde. Man ließ darauf bekannt machen, daß er dem Könige nach dem Leben geſtellet, und ſich mit andern verbunden habe, ſeine gefangene Gemahlin mit Gewalt auf freyen Fuß zu ſetzen. Das Volk gab der erſten Anklage keinen Glauben, und erregte einen Aufſtand in der Stadt, der aber bald geſtillet wurde. Es dachte, er würde ſich ſchon hinlänglich zu verantworten wiſſen. Man ließ ihm aber keine Zeit dazu; denn er wurde den folgenden Tag in ſeinem Bette todt gefunden, ohne daß man einige Kennzeichen der Gewaltſamkeit an ihm finden konnte. Man ſtellte ſeinen Cörper öffentlich aus, und der hätte ſehr verwegen ſeyn müſſen, der diejenige des Mords wegen hätte anklagen wollen, die man als Urheber deſſelben anſahe.

Um der Sache einen Schein zu geben, ließ man verſchiedene ſeiner Hausgenoſſen gefänglich einziehen, und ſie eben des Verbrechens wegen, daran ſie Theil ſollten genommen haben, verurtheilen. Sie wurden aber alle von dem Könige begnadiget, welches eine ſtarke Vermuthung abgibt, daß man dieſe Leute, unter der Verſicherung der Gnade, zu dem Geſtändnis eines Verbrechens gedrungen habe, darum ſie nichts wiſſen konnten.

Dieſe Gewaltthätigkeit zog der Königin und den Räthen einen allgemeinen Haß des Volkes zu, und wird billig als die Quelle angeſehen, woraus nachher ſo viele Ströme engländiſchen Blutes gefloſſen, da der Herzog von York dadurch Gelegenheit bekam, ſeine Anſprüche auf die Crone geltend zu machen. Nach dieſem Trauerſpiele wurde der Stillſtand mit Frankreich abermals bis auf den erſten Januarius 1448 verlängert.

Der Cardinal von Winchester genos das Vergnügen nicht lange, ſeinen Feind nicht mehr am Leben zu ſehen. Er ſtarb einige Monate hernach halb verzweifelnd, daß ihn ſeine Reichthümer nicht für dem allgemeinen Looß der Sterblichkeit verwahren konnten.

Inzwiſchen fieng das Volk an, öffentlich wider den Marquis von Suffolk zu murren, deſſen Handlungen es als den Urſprung des Verderbens von England anſahe. Er rechtfertigte ſich zwar, indem er ſich auf die ihm ertheilte Befehle des Königs berief, und wurde von allen Beſchuldigungen losgeſprochen, (l) und dem Volke bey königlicher Ungnade verboten, übels von ihm zu reden; allein dieſes war nicht hinreichend, die Unterthanen zufrieden zu ſtellen. Sie betrachteten ihn, und das hochmüthige Betragen der Königin, mit dem gröſten Abſcheu, doch war es keine ſo leichte Sache, ihnen ihre angemaßte Gewalt aus den Händen zu reiſſen, beſonders da bey dem Könige die Schwach-

(l) *Act. publ.* T. XI. p. 172.

Schwachheit des Verſtandes die Stelle der Verdienſte vertrat.

Doch brachte dieſe Gährung unter dem Volk den Herzog von York auf die Gedanken, ſich dieſelbe mit der Zeit zu Nutze zu machen. Er war von mütterlicher Seite der einzige Erbe des Hauſes de la Marche, welches von dem Lionnel, dritten Sohne Eduards III, und älteſten Bruder des Herzogs von Lancaſter, herſtammte, deſſen Nachkommenſchaft damals den Thron beſaß. Er begnügte ſich anfänglich damit, dem Volke unter der Hand vortheilhafte Gedanken von ſich beybringen zu laſſen, und ſich Anhänger zu verſchaffen.

Die Sache konnte aber doch nicht ſo heimlich geſchehen, daß die Königin und ihr Liebling nicht dadurch hätten ſollen aufmerkſam gemacht werden. Sie brachten es deswegen bey dem Könige dahin, daß er ihm vor Verlauf der ihm zugeſtandenen Zeit die Reichsverwaltung in Frankreich nahm, und ſie dem Herzoge von Sommerſet, Edmund, gab. Dieſe Beſchimpfung empfand der Herzog von York zu ſehr, als daß er nicht bey einer gelegenen Zeit auf Rache hätte denken ſollen.

Im Anfange des Jahrs 1448 wurde auf Anſtiften der Königin, dem Volke zum Trotz, der Marquis von Suffolk zum Herzogen gleichen Namens ernennet.

Nachdem man die Stadt Mans dem Carl von Anjou, obwohl mit Proteſtation, abgetreten hatte, wurde der Stillſtand bis auf den

erſten April 1449 verlängert; ein unvermutheter Zufall machte aber demſelben früher ein Ende.

Gegen die Mitte dieſes Jahrs erſtieg Surienne, Statthalter in der Niedernormandie die dem Herzoge von Bretagne zugehörige Stadt Fougeres, und machte daſelbſt groſſe Beute. Der Herzog beklagte ſich deswegen bey dem Könige Carl, und dieſer verlangte für ihn von den Engländern zur Schadloßhaltung eine Summe von 1600, 000 Thalern. Man trat dieſer Sache wegen in Unterhandlung, weil man die That von Seiten Englands ſelbſt nicht billigte, die ſich aber, weil die Franzoſen auf ihrer unerſchwenglichen Forderung beſtunden, wieder zerſchlug.

Carl ſuchte nur eine Gelegenheit, die Engländer zu überfallen, während daß er ſie mit fruchtloſen Unterhandlungen einſchläferte. Die Engländer hätten dem ſcheinbaren Vorwande der Franzoſen, warum ſie den Stillſtand brächen, zuvorkommen können, wenn ſie Fougeres wieder heraus gegeben, und dem Herzoge eine Genugthuung wegen des ihm zugefügten Schadens verſprochen hätten. Allein der Schwindelgeiſt hatte ſie gleichſam ſo beſeſſen, daß ſie dieſen Ort behielten, und ſich keine Mühe gaben, den Herzog zufrieden zu ſtellen. Carl bemächtigte ſich alſo verſchiedener Orte, und der Krieg gieng von neuem an, da die Engländer am wenigſten in Bereitſchaft waren.

Die

Die Abſicht des Königs von Frankreich gieng vornehmlich auf die Wiedereroberung der Normandie, und dieſes koſtete ihn um ſo weniger Mühe, da die veſten Orte ſchlecht mit Mannſchaft und Kriegsbedürfniſſen verſehen waren. Er bekam Rouen und Harfleur, ohne die andern Orte zu nennen, die weniger zu bedeuten haben, noch in dieſem Feldzuge, und das Schloß Mauleon in Guienne, ein.

Die Engländer geriethen über dieſe geſchwinde Eroberungen Carls in den äuſſerſten Harniſch. Sie nannten den Herzog von Suffolk einen Verräther des Reichs, und die Beſchwerden über denſelben waren ſo groß und häufig, daß ſie ſich nicht entbrechen konnten, ihn bey dem im Anfange des Jahrs 1450 verſammleten Parlament öffentlich anzuklagen:

1) Daß er den König Carl zu vermögen geſucht habe, England anzugreiffen.
2) Daß er den Herzog von Orleans wider den Befehl des verſtorbenen Königes in Freyheit geſetzet habe.
3) Daß er Schuld daran ſey, daß die Normandie überfallen worden.
4) Daß er gemacht habe, daß die Provinz Maine denen Franzoſen abgetreten worden.
5) Daß er den Feinden die Schwäche der engländiſchen Veſtungen und die Geheimniſſe des geheimen Raths verrathen.
6) Daß er in dem Stillſtands-Vertrage weder den König von Arragonien, noch den Herzog

von Bretagne mit begriffen, und alſo England zweyer Bundsgenoſſen beraubet habe.

Der Herzog leugnete theils dieſe Beſchuldigungen, theils berief er ſich auf die königliche Vollmachten, die ihm aber in gegenwärtigem Fall nicht zu ſtatten kommen konnten, weil er das Vertrauen ſeines Herrn gemißbraucht hatte. Nur des lezten Stüks wegen findet man von ihm gar keine Vertheidigung.

Da die Sache für den Herzog gefährlich ausſahe, ſo brachte es die Königin dahin, daß ihn der König in den Tour ſetzen ließ. Dis geſchahe aber mehr, ihn zu erhalten, als zu beſtrafen. Darauf ließ ſie das Parlament nach Leiceſter verlegen, und gleich darnach bekam der Herzog ſeine Freyheit, und ſeine vorige Würden wieder.

Das Volk hielt ſich äuſſerſt beleidiget, als der König und die Königin in Begleitung des Herzogs im Parlament erſchienen. Es übergab dem Könige eine Bittſchrift, darinn verlangt wurde, daß er diejenige nach Verdienſten ſtrafen möchte, welche die Normandie denen Franzoſen in die Hände geſpielet hätten. Um einer förmlichen Verurtheilung zuvorzukommen, wurde der Herzog auf 4 Jahre aus dem Reiche verbannet, und alle ſeine Anhänger ihrer Würden entſetzet. Er gieng zu Schiffe, um ſeine Sicherheit in Frankreich zu ſuchen. Er begegnete aber unterwegs einem engländiſchen Kriegsſchiffe, deſſen Hauptmann

ihm

ihm den Kopf abſchlagen ließ. So endigte der Herzog von Suffolk ſein Leben, der kurz vorher noch in England die gröſte Gewalt in Händen hatte.

Da ſich der Herzog von York hiedurch eines mächtigen Feindes entlediget ſahe, ſo ſuchte er die Geſinnungen des Volks zu prüfen. Er befand ſich eben damals in Irrland, und beſtellte einen von dieſer Nation, Namens **Johann Cade**, daß er unter dem verſtellten Namen **Johann Mortimers** aus dem Hauſe **de la Marche**, in die Provinz **Kent** gehen ſollte, wo der Herzog viele Anhänger hatte. Hier verſammlete dieſer ſo viel Mißvergnügte, daß er in kurzer Zeit ſich im Stande ſahe, ſich auf der Heide von **Blak-Heath** nahe bey **London** zu lagern.

Der König ließ die Aufrührer fragen, was ihre Abſicht wäre? und bekam zur Antwort: ſonſt keine, als das **Parlament** zu vermögen, die böſe Staatsbedienten zu ſtrafen. Wenig Tage darauf lieſſen ſie dem **Parlament** zwey Bittſchriften überreichen, worinnen ſie die Klagen des Volks vorſtellten. Man erklärte ſie aber für aufrührig, und beſchloß, den Aufſtand mit Gewalt zu dämpfen. Der König rükte mit 15000 Mann wider ſie an, und **Cade** zog ſich zurük, in der Hoffnung, der König würde ihn verfolgen. Weil aber **Heinrich** glaubte, die Aufrührer hätten ſich zerſtreuet, gieng er wieder nach **London**, und ließ ihnen durch den Lord **Stafford** mit einem Haufen

nachſetzen. Dieſe Mannſchaft wurde mit ihrem Anführer niedergemacht.

Kurz darauf gieng Cade mit ſeinem Heer, das ſich unterdeſſen vermehret hatte, nach London, und der Hofſtaat flüchtete auf das Schloß Kenelworth, nachdem eine Beſatzung in dem Tour gelaſſen worden. Cade gieng einige Tage hintereinander des Morgens in die Stadt, und Abends wieder heraus, um den Einwohnern alle Furcht zu benehmen. Als aber ſeine Soldaten eines Tags wider das Verbot einige Ausſchweifungen begiengen, ſo fand er, da er wieder hinein wollte, das Brükkenthor geſperret. Darauf kam es zwiſchen ihm und der Bürgerſchaft zu einem Gefechte. Der Erzbiſchof von Canterbury, der ſich in den Tour geflüchtet hatte, machte ſich dieſen Umſtand zu Nutze, und ließ bey Nachtzeit eine Amneſtie bekannt machen, die eine ſo gute Würkung thate, daß Cade ſich noch vor Tage von ſeinen Leuten verlaſſen und genöthiget ſahe, in die Provinz Suſſex zu flüchten. Der König ließ darauf eine groſſe Belohnung auf ſeinen Kopf ſetzen, und ein Edelmann aus Kent, Alexander Eben verdiente dieſelbe. So endigte ſich dieſer Aufſtand, der gefährliche Folgen hätte haben können, wenn er einen geſchiktern Anführer gehabt hätte.

Indem dieſes in England vorgieng, ſezte Carl den Krieg in der Normandie fort, und wurde in der Mitte des Monats August Herr von dieſer ganzen Provinz.

Den

Den 16 November verſammlete ſich das Parlament zu Weſtmünſter. Die Gemeinen erſuchten den König, die Aufführung des Herzogs von Sommerſet unterſuchen zu laſſen, dem man den Verluſt der Normandie ſchuld gab. Heinrich, der nicht für rathſam fand, das Volk wider ſich aufzubringen, ließ ihn in den Tour, aber auch, ſo bald das Parlament auseinander gegangen war, wieder auf freyen Fuß ſetzen, und gab ihm bey Hofe die Stelle, die der Herzog von Suffolk bekleidet hatte.

Im April des Jahrs 1451 ſchikte Carl den Grafen von Dunois mit 40,000 Mann nach Guienne, der darinnen verſchiedene Eroberungen machte. Im Junius verſammleten ſich die Stände der Provinz zu Bourdeaux, und machten, um ihrem völligen Untergang zu entgehen, mit dem Grafen einen Vergleich, daß ſie ſich dem Könige von Frankreich unterwerfen wollten, wenn ihnen vor dem 24 dieſes Monats keine Hülfe zugeſchikt würde. Da dieſe nicht erfolgte, ſo gerieth auch Guienne in die Hände der Franzoſen.

Obgleich die Unternehmung des Cade nicht glüklich ablief, ſo hatte doch der Herzog von York daraus die Geſinnungen des Volks kennen lernen, und er gab noch nicht alle Hoffnung verloren, ſeinen Anſchlag auszuführen. Er kam nach London, wo er von ſeinen Freunden mit vieler Ungedult erwartet wurde, und nahm mit ihnen gemeinſchaftliche Maasregeln. Dieſen zu Folge begab er ſich in das Land Wal-

lis,

lis, und ſchrieb an den König, daß das Volk übel zufrieden ſey, daß man die Verräther ungeſtraft lieſſe; ſein Rath wäre, man ſollte ihm Genugthuung verſchaffen, und er wäre erbötig, dem Könige darinnen beyzuſtehen. Der König antwortete dem Herzog mit vieler Mäſſigung, daß er geſonnen wäre, denen Fehlern in der Regierung abzuhelfen.

Der Herzog, der ſich dieſer Antwort nicht verſehen hatte, wollte ſeine Anſtalten nicht umſonſt gemacht haben. Er rükte alſo mit ſeinen Völkern gegen die Hauptſtadt. Der König zog ihm entgegen, um ihm ein Treffen zu liefern. Der Herzog glaubte aber nicht, daß dieſes das rechte Mittel ſey, ſich der Neigung des Volks zu verſichern. Er wich daher dem Könige aus, und eilte nach **London**, in der Hoffnung, man würde ihn daſelbſt willig aufnehmen. Da er ſich aber darinnen betrogen ſahe, gieng er über die **Temſe**, und verſchanzte ſich auf der Heide von **Burnheath**. Der König folgte ihm nach, und lagerte ſich 4 Meilen von ihm.

Der König ſchikte 2 Biſchöffe an den Herzog, und ließ ihn fragen, warum er die Waffen ergriffen hätte? und dieſer antwortete: um die böſen Rathgeber vom Könige zu entfernen, unter welchen der Herzog von **Sommerſet** der vornehmſte wäre; wenn der König dieſen Herrn wollte gefangen ſetzen laſſen: ſo ſey er bereit, ſeine Völker zu beurlauben. Man willfahrte ihm darinn wider ſein Vermuthen. Darauf

ließ

ließ er ſeine Völker auseinander gehen, und begab ſich nach London, ohne auf ſeine Sicherheit bedacht zu ſeyn. Er klagte den Herzog von Sommerſet mit vieler Heftigkeit in dem Zimmer des Königs an; ehe er ſichs aber verſahe, trat dieſer hinter den Vorhängen hervor, und beſchuldigte ihn ſelbſt, daß er dem Könige nach dem Throne ſtünde. Der Herzog beklagte ſich beſcheiden, daß man ihm nicht Wort gehalten, und im Weggehen wurde er gefangen genommen.

Man würde ohne Zweifel ſeines Lebens nicht geſchonet haben, wenn ihm nicht zwey Urſachen daſſelbe gerettet hätten. Man ſagte, daß ſein Sohn im Anzuge wäre, ihn zu befreyen, und man müßte alſo fürchten, daß ſich das entlaſſene Heer des Herzogs zu demſelben ſchlagen möchte. Hernach lieſſen die Gaſcogner dem Könige anbieten, ihm Guienne wieder zu verſchaffen, wenn er ihnen Hülfe ſchicken wollte. Beede Umſtände veranlaßten den Hof, den Herzog wieder in Freyheit zu ſetzen, der ſich hierauf in ſeine Herrſchaft Wigmor begab.

Da dieſe innerliche Unruhen geſtillet waren, wurde der tapfere Talbot, ohngeachtet er ſchon 80 Jahre alt war, mit 7000 Mann nach Guienne geſchicket. Carl ließ 10,000 Mann dieſer Provinz zu Hülfe eilen. Talbot beſchloß dieſe Völker anzugreifen, ehe die ganze franzöſiſche Macht angezogen käme. Der Angrif war beherzt und glüklich; endlich mußten aber doch die Engländer der Uebermacht weichen,

und

und Talbot ſtarb kurz darauf an der Wunde, die er in dieſem Treffen bekommen hatte, worinnen die Engländer 2000 Mann eingebüſſet haben.

Nach dieſer Niederlage ergab ſich ganz Guienne wieder unter den Gehorſam des Königs Carls, und die **Engländer** behielten von ihren Eroberungen in **Frankreich** nichts, als **Calais** und **Guiſnes**, einen kleinen Reſt von ſo vielen Provinzen, deren einige ihre Könige geerbet, andere aber durch vieles Blutvergieſſen erworben hatten.

Indeſſen, daß die **Franzoſen Guienne** entſezten, fiel **Heinrich** in eine gefährliche Krankheit, die lange anhielt. Zu eben der Zeit brachte die Königin den 23 **October** einen Prinzen zur Welt, der den Namen **Eduard** bekam.

Nachdem der franzöſiſche Krieg, der 38 Jahre gewähret, geendiget worden, ſo thaten ſich die innerliche Unruhen in **England** nur deſto heftiger hervor. Die Gelegenheit dazu gab die Mißhelligkeit zwiſchen den beyden Häuſern **Lancaſter** und **York**, von welchen jenes eine **rothe Roſe**, dieſes eine **weiſſe Roſe** zum Sinnbilde hatte.

Der Herzog von **York**, der, wie wir oben geſehen haben, vermög ſeiner Abſtammung ein Recht auf die Crone hatte, und daſſelbe bey den damaligen Umſtänden **Englands** zu behaupten ſuchte, zog verſchiedene Herrn in ſein Bündniß. Unter denen, welchen er ſeine geheimſte

heimſte Abſichten entdekte, waren der Graf von Salisbury, und ſein Sohn, Graf von Warwik. Jenen machten ſeine Verdienſte und Verſtand, dieſen aber ſeine Tapferkeit und gefälliges Weſen bey jedermann beliebt. Mit dieſen berathſchlagte er ſich über die Mittel, wodurch das Vorhaben glüklich ausgeführet werden könnte. Man verſtund ſich dahin, daß der Herzog dem Könige die vollkommenſte Unterthänigkeit bezeugen ſollte, um dadurch allen Verdacht einer böſen Abſicht zu heben.

Das Parlament wurde auf den 14 Februarius 1454 nach Weſtmünſter berufen. Die Freunde des Herzogs, die ſich für Anhänger der Hofparthey ausgaben, riethen, man ſollte, um denen üblen Geſinnungen des Volks auszuweichen, währender Krankheit des Königs, in dem geheimen Rathe den Herzog von York, und die Grafen von Salisbury und von Warwik, zulaſſen. Dieſer Rath war mit ſo ſcheinbaren Gründen unterſtützet, daß die Königin und ihr Liebling denſelben noch vor der Verſammlung des Parlaments bewerkſtelligten. Kaum waren dieſe Herrn in den geheimen Rath eingeführt, ſo gewannen ſie darinnen die Oberhand. Sie lieſſen den Herzog von Sommerſet in der Königin Zimmer in Verhaft nehmen, und in den Tour ſetzen. Das Parlament wurde bis auf den 15 Merz verſchoben. Zwey Tage vor der Verſammlung gab der geheime Rath dem Herzoge von York eine Vollmacht, daſſelbe im Namen des Kö-

nigs

nigs zu halten. In den erſten Tagen gaben die Gemeinen eine Anklage wider den Herzog von Sommerſet ein, und den 2 April wurde das groſſe Sigel dem Grafen von Salisbury anvertrauet. Den folgenden Tag machte das Parlament den Herzog von York zum Protector des Reichs, bis der Prinz Eduard das gehörige Alter würde erreicht haben. Woraus man ſiehet, daß man die Krankheit des Königs für unheilbar gehalten, und daß das Parlament dem Hauſe Lancaſter ſeine Rechte nicht ſtreitig zu machen geſuchet hat.

Da ſich der König im Anfange des Jahrs 1455 ein wenig erholt hatte, hörte die Gewalt des Herzogs von York von ſelbſt wieder auf, und dis hatte ſogleich die Folge, daß der Herzog von Sommerſet in Freyheit kam. (m) Dieſer beſchwerte ſich, daß ihm der Herzog von York während ſeiner Gefangenſchaft die Statthalterſchaft von Calais abgenommen habe. Um recht unpartheyiſch zu ſcheinen, erklärte ſich der König ſelbſt zum Statthalter von Calais.

Der Herzog von York, der ſich dadurch beſchimpft zu ſeyn glaubte, nahm ſeine Zuflucht in das Land Wallis, und ſezte ſich in Verfaſſung. Kurz darauf zeigte er ſich an der Spitze eines Heers, und der König zog ihm entgegen. Die beyden Heere kamen bey St. Alban nahe aneinander. Der Herzog von York, um zu zeigen, daß er aus keinen ſchlimmen Abſichten die

(m) *Act. publ.* T. XI. p. 361.

die Waffen ergriffen, erbot ſich abermals, ſeine Völker aus einander gehen zu laſſen, wenn man dem Volke in Anſehung des Herzogs von Sommerſet Gerechtigkeit widerfahren laſſen wollte. Der König gab aber dem Vorſchlag kein Gehör, ſondern ließ es den 31 May zur Schlacht kommen, in welcher er 5000 Mann einbüßte. Der Herzog von Sommerſet, und viele andere dem Hauſe Lancaſter zugethane Herrn, blieben auf dem Plaz, und das königliche Heer wurde in die Flucht gejaget.

Der König, der eine Wunde am Halſe hatte, rettete ſich in ein kleines Haus, welches ſogleich beſezt wurde. Der Herzog von York eilte dahin, beugte die Knie vor dem Könige, und ſagte: daß, da nunmehr der öffentliche Feind todt wäre, er bereit ſey, ſeine Befehle anzuhören. Der König erholte ſich auf dieſe Worte von ſeinem Schreken, und verſprach dem Herzoge alle mögliche Genugthuung. Darauf brachte er den König nach St. Alban, von da ſie mit einander nach London giengen.

Kurz darauf berief Heinrich ein Parlament, und ernannte auf das Geſuch der beyden Häuſer den Herzog von York zum Protector, bis der Prinz von Wallis im Stande ſeyn würde, dieſes Amt bey den ſchwächlichen Umſtänden des Königs zu übernehmen.

Indeſſen merkte die Königin, wohin die Abſichten des Herzogs von York zielten. Dieſer war zur Verwunderung ſicher, und ließ den König und die Königin in ihrer Freyheit, und

ſuchte nichts, als ſich die Gunſt des Volks zu erwerben. Der König wurde wieder geſund, und ſchikte ihme einen Befehl zu, ſich der Verrichtungen eines Protectors zu enthalten, da er ſelbſt im Stande wäre, das Ruder zu führen.

Diß war für den Herzog und ſeine Parthey eine unerwartete Sache. Inzwiſchen ſtelten ſie ſich, als ob ſie ſich die Befehle des Königs und des Parlaments willig gefallen lieſſen, und begaben ſich auf ihre Güter.

Da in dem Lauf des Jahrs 1457 die Franzoſen auf die engländiſche Küſten, und die Schottländer in die mitternächtige Provinzen einen Einfall thaten, ſo wurde dadurch die Furcht und die Eiferſucht beyder Partheyen ein wenig unterbrochen.

Da aber dieſe Sachen beygelegt worden, wären die innerliche Irrungen bey nahe wieder zum Ausbruch gekommen, wenn ſich nicht friedliebende Gemüther dazwiſchen gelegt hätten. Man ließ dem Herzog eine aufrichtige Verſöhnung antragen. Der König bat ihn ſchriftlich, mit ſeinen Freunden nach London zu kommen, und verſicherte bey ſeiner Seeligkeit, daß ſeine Abſicht redlich wäre, und ihnen kein Leyd geſchehen ſollte.

Dieſe bündige Einladung wurde angenommen, um ſeine Abſichten nicht offenbar zu verrathen, und der Vergleich wurde den 3 April geſchloſſen. Der Herzog von York und die Grafen von Salisbury und von Warwik wurden, um alle Klagen zu heben, in den geheimen Rath

auf=

aufgenommen, und den 5 April wurde GOtt öffentlich für dieſe Verſöhnung gedanket.

Es zeigte ſich aber gar bald, daß ſie nichts weniger, als aufrichtig geweſen. Der Herzog und ſeine Freunde trauten dem Hofe nur halb, und begaben ſich unter allerley Vorwande von demſelben weg.

Der Graf von **Warwik** mußte, um eines auf der See vorgefallenen Handels willen, nach **London** zurük gehen, und da geſchahe es, daß, da er eben im geheimen Rathe war, einer von ſeinen Leuten mit einem königlichen Bedienten Ungelegenheit bekam, und ihn verwundete. Die geringern Hofbedienten ſuchten ſich deswegen zu rächen. Als ſie aber den Thäter nicht finden konnten, fielen ſie andere von dem Gefolge des Grafen von **Warwik** an, und würden ſich ſelbſt an ſeiner Perſon vergriffen haben, wenn er ſich nicht noch mit genauer Noth gerettet hätte. Er glaubte, dieſer Handel wäre von der Königin angeſtellet, und wurde darinn noch mehr beſtärket, als er vernahm, daß der König Befehl gegeben habe, ſich ſeiner Perſon zu verſichern. Er entgieng aber zu gutem Glücke noch in Zeiten, und beſchwerte ſich wegen dieſem Schimpf bey ſeinem Vater, dem Grafen von Salisbury und dem Herzoge von York. Dieſe urtheilten, daß die geſchehene Verſöhnung nur ein Fallſtrik geweſen, um ſie deſto gewiſer zu fangen, und beſchloſſen, ſich zu rächen. Darauf gieng der Graf von **Warwik** eilends nach Calais zurücke, um ſich dieſes Orts zu verſi-

chern, den man ihm, wie er vermuthete, zu neh- men ſuchen würde. Diß geſchahe im Jahr 1458.

Im Jahr 1459 machte der Herzog Anſtal- ten, ſeine Anſchläge auszuführen, und während der Zeit, da er trachtete, im Lande Wallis ein Heer auf die Beine zu bringen, mußte der Graf von Salisbury mit 5 bis 6000 Mann gegen London anrücken, und Genugthuung für die ſeinem Sohne angethane Beſchimpfung for- dern. Ihm zog der Lord Audley mit 10,000 Mann entgegen, welche die Königin in aller Eil hatte anwerben laſſen. Darauf kam es bey Boreheath zum Treffen, in welchem, durch die kluge Anſtalten des Grafen, das königliche Heer, ſeiner Ueberlegenheit ohngeachtet, geſchlagen wurde. Audley blieb ſelbſt, nebſt den vornehmſten Befehlshabern, und 2400 Mann auf dem Platz.

Nach dieſem glüklichen Vorgang vereinigte ſich der Herzog von York mit ſeinen aufgebrach- ten Völkern, und der Graf von Warwik mit einem Theil der Beſatzung von Calais, mit dem Grafen von Salisbury. Der König ſuchte im Monat October mit einem neuen mächtigen Heer die Mißvergnügten im Lande Wallis auf, und als er zu Glocester war, ließ er denen Auf- rührern Verzeihung anbieten, wenn ſie die Waf- fen niederlegen wollten. Sie ſchlugen aber die- ſes Anſinnen aus, und der König rükte weiter vor. Zu gleicher Zeit übertrug er dem Herzoge von Sommerſet die Statthalterſchaft von Ca- lais.

Da die beyden Heere nur noch eine halbe Meile von einander ſtunden, ließ der König in dem feindlichen Lager eine Verordnung ausſtreuen, worinn allen Anhängern der mißvergnügten Herrn eine Verzeihung angebotten wurde, wenn ſie ſich von ihnen trennen würden. Dis that eine ſo gute Würkung, daß der Herzog von York ſich nach Irrland, und die beyden andere Häupter nach Calais flüchten mußten, nachdem ſie ſich von ihren Leuten verlaſſen ſahen.

Im December wurde der Herzog von York und ſeine Anhänger von dem Parlament des Hochverraths ſchuldig erkläret, und ihre Güter wurden eingezogen.

Darauf that der Herzog von Sommerſet einen vergeblichen Verſuch, ſich in den Beſitz der Statthalterſchaft von Calais zu ſetzen.

Im Jahr 1460 ſchikte ihm die Königin eine mit allem wohl verſehene Flotte zu Hülfe, die zu Sandwich auf einen günſtigen Wind wartete. Der Graf von Warwik, der davon Nachricht erhielte, ließ die Befehlshaber heimlich zu Sandwich überfallen, und bekam ſie in ſeine Gewalt. Darauf fand er Mittel, die Soldaten und Bootsleute zu gewinnen, und brachte die königliche Schiffe nach Calais.

Mit dieſen Schiffen begab er ſich nach Irrland, und verabredete ſich mit dem Herzoge von York.

Da der Hof zu London die Abſicht dieſer Unterredung errathen konnte, ſo wurde in einer

Rathsverſammlung beſchloſſen, die vornehmſten Anhänger des Herzogs aufſuchen und hinrichten zu laſſen. Die Provinz Kent hatte Urſache, die Ahndung des Hofs am meiſten zu fürchten. Um derſelben vorzukommen, lieſen die Einwohner denen Herrn, die zu Calais waren, wiſſen, daß ſie mit offenen Armen würden aufgenommen werden, wenn ſie in dieſer Provinz eine Landung thun wollten. Dieſe Herrn lieſen ſich nicht lange bitten. Sie landeten mit nicht mehr, als 1500 Mann, zu Sandwich, und fanden 4000 Mann zu ihren Dienſten. Mit dieſer Verſtärkung nahmen ſie ihren Zug nach London, und da ihr Heer unterwegs auf 40,000 Mann angewachſen war, ſo wurden ihnen die Thore ohne Anſtand geöfnet. Der Erzbiſchof von Canterbury, die Biſchöffe von London, von Lincoln, von Ely, von Exceter erklärten ſich für ſie.

Indeſſen verſammlete die Königin ihre Macht zu Coventry, wo ſich der Hofſtaat aufhielte, und zog gegen London an. Der junge Graf de la Marche wurde ihr mit 25,000 Mann entgegen geſchikt, und den 19 Julius kam es bey Northampton zur Schlacht. Man fochte von beyden Seiten eine Zeitlang mit vieler Hartnäckigkeit, bis der Lord Gray mit einem anſehnlichen Haufen des königlichen Heers zu den Mißvergnügten übergieng, welches darauf anfieng zu weichen, und, nach einem Verluſt von 10,000 Mann, die Flucht zu ergreiffen. Der Herzog von Bukingham, der Graf von

Schrewsbury, ein Sohn des berühmten Talbots, und viele andere vornehme Herrn, blieben auf der Stelle. Die Königin, der Prinz von Wallis, und der Herzog von Sommerſet flohen nach Dürham, und der unglükliche König, der in ſeinem Zelt geblieben war, fiel abermals in die Hände der ſiegenden Herren. Man begegnete ihm mit aller Achtung, und den 16 Auguſt wurde er nach London begleitet. Die Königin aber flüchtete mit ihrem Prinzen nach Schottland.

Der König berief gleich nach ſeiner Ankunft in London ein Parlament auf den 2 October. Diejenige, welche den König lenkten, hatten dieſen Aufſchub nöthig, um den Herzog von York aus Irrland kommen zu laſſen. Währender Zeit lieſen ſie den König alle Befehle unterzeichnen, die zu ihrem Vortheile waren. Man findet in den öffentlichen Urkunden, (n) daß dem Grafen von Warwik die Statthalterſchaft von Calais beſtätiget, und der Herzog von York und ſeine Anhänger für gute und getreue Unterthanen erkläret worden.

Wenig Tage nach der Schlacht bey Northampton fiel Jacob II, König in Schottland, mit einem mächtigen Heer in das engländiſche Gebiet, und belagerte Roxborowgh. Eine zerſprungene Canone aber nahm ihm das Leben, und die verwittibte Königin ſezte die Belagerung fort, bis ſich die Veſtung ergab.

(n) *Act. publ.* T. XI. p. 460.

Nur einige Tage zuvor ſtarb auch Carl VII König in Frankreich, der ſich aus Furcht für dem Dauphin, wie man vorgibt, ſelbſt zu tode gehungert.

Der Herzog von York kam erſt zwey Tage nach eröfnetem Parlamente in London an. Er begab ſich ſogleich in das Oberhaus. Er hielt ſeine Hand eine Zeitlang an den Thron, und ſchien zu warten, daß man ihn bitten ſollte, ſich darauf zu ſetzen. Allein das Stillſchweigen der verſammleten Herrn kam nicht mit ſeinen Wünſchen überein. Er erröthete, als ihn der Erzbiſchof von Canterbury fragte: ob er dem Könige nicht ſeine Aufwartung machen wollte, und antwortete: daß er niemand kenne, dem er dieſe Ehre ſchuldig ſey. Darauf gieng er nach Haus. Ohne weitere Zurükhaltung ſchikte er den folgenden Tag ſeine Gründe ſchriftlich an das Parlament, die ihn zur Crone berechtigten. Es wurde darüber heftig geſtritten, und endlich beſchloſſen, daß Heinrich die Crone ſeine Lebenszeit über behalten, der Herzog von York aber zu ſeinem Nachfolger erklärt werden ſollte. Dem wurde beygefüget, daß, wenn der König dieſen Vergleich brechen würde, die Crone an den Herzog, oder ſeine rechtmäſſige Erben verfallen ſeyn ſollte. Der Herzog ließ ſich dieſen Parlamentsſchluß gefallen, und legte dadurch eine groſſe Mäſſigung an den Tag, weil er mit ſeinem ſieghaften Heere ſeine Forderung leicht nachdrüklich hätte unterſtützen können, und es überdiß nicht wahrſcheinlich war, daß er den

König

König überleben würde, weil er älter geweſen, als dieſer.

Da der Herzog nach dieſem Vergleich die Regierung und den König in ſeinen Händen hatte, ſo ließ er dieſen Fürſten einen Befehl an die Königin unterzeichnen, daß ſie ſich zu ihm begeben ſolle. Er ſtellte ſich zum voraus für, daß dieſer Befehl ohne Würkung ſeyn würde; allein er wollte eben, daß die Königin durch ihre Weigerung etwas begehen ſollte, dadurch er ihr die Zurükkunft ſchwer machen könnte. Sie war aber ſchon mit einem Heer von 18,000 Mann, das ſie unter der Verſprechung der Plünderung aufgebracht hatte, mit dem Prinzen von **Wallis**, in **England**.

Der Herzog, der ſie für viel ſchwächer hielte, zog ihr mit 4 bis 5000 Mann entgegen. Nahe bey **Wakefield** erfuhr er erſt ihre Stärke. Daher warf er ſich in ſein Schloß **Sandal**, um da eine Verſtärkung abzuwarten.

Hier war er ſicher, weil die Königin kein grobes Geſchüz bey ſich hatte. Dieſe wußte ihn aber mit ſo anzüglichen Worten herauszufordern, daß er wider den Rath ſeiner Freunde ſich aus ſeinem Schloſſe locken ließ. Einige Geſchichtſchreiber meynen, daß der Haß gegen die Königin ihn zu dieſem Schritt verleitet; andere aber glauben, daß ihn der Mangel an Lebensmitteln herausgezwungen habe. Dem ſey nun, wie ihm wolle, ſo zog er heraus, und ſtellte ſeine Völker in der Ebene bey **Wakefield** in Schlachtordnung. Kaum war dieſes geſchehen,

ſo wurde er von der überlegenen Macht der Königin angegriffen, und der Hinterhalt, den ſie hinter einen Hügel geſtellt hatte, fiel ihm in Rükken. In weniger, als einer halben Stunde, verlor er die Schlacht und das Leben. Der Lord Clifford ſezte ſeinem zwölfjährigen Sohn, Grafen von Rutland, nach, ſtieß ihm den Degen in den Leib, hieb darauf dem Herzog den Kopf ab, ſezte ihm eine papierne Crone auf, und überreichte ihn der Königin, die ihn auf die Mauren von York aufſtellen ließ. So endigte dieſer Herr in einem Alter von ohngefehr 50 Jahren ſein Leben.

Der Graf von Salisbury wurde in der Schlacht verwundet, und gefangen nach Pontfract gebracht, und daſelbſt enthauptet. Sein Kopf wurde auf Befehl der Königin neben des Herzogs geſtellet.

Dieſe Schlacht, welche am Ende des Decembers vorfiel, ſo vortheilhaft ſie auch dem Hauſe Lancaſter zu ſeyn ſchien, beförderte doch deſſelben Untergang. Der Graf de la Marche ſuchte den Tod ſeines Vaters zu rächen. Er war in dem Lande Wallis mit 23,000 Mann, ohne die Beſatzung, die unter dem Grafen von Warwik zu London gelaſſen worden. Er war alſo ſtark genug, die Königin aufzuſuchen.

Die Königin nahm nach dem erhaltenen Siege ihren Zug nach London, um ſich dieſer Stadt zu verſichern. Unterwegs erfuhr ſie, daß der Graf de la Marche ſich in Bewegung

geſezt habe. Dieſem ſchikte ſie, weil ſie ihn nicht für ſo ſtark hielte, den Grafen von Pembrok entgegen. In der Ebene von Mortimer bey Hereford ſtieſſen ſie zuſammen. Pembrok verlor bey dieſer Gelegenheit 2800 Mann. Er ſelbſt rettete ſich mit der Flucht, aber Owen Tudor, ſein Vater, oder, wie andere ſagen, ſein Bruder, wurde gefangen, und nebſt vielen andern enthauptet.

Dieſer Niederlage ohngeachtet, ſezte die Königin ihren Zug nach London fort, in der Hoffnung, daß die Einwohner den Grafen von Warwik auf ihre Annäherung daraus jagen würden. Dieſer mußte ihnen auch ſelbſt nicht recht trauen, weil er ihr entgegen rükte. Bey St. Alban traf er ſie an, und hier kam es abermals zur Schlacht, in welcher die Königin ſiegte, 2800 Mann von ihren Feinden erlegte, und den König befreyete, den der Graf mit ſich geführet hatte. Sie ließ darauf verſchiedenen anſehnlichen Leuten den Kopf abſchlagen, und ihre Völker die Stadt St. Alban plündern, welches die Gemüther der Einwohner von London völlig von ihr abneigte. Dis geſchahe den 15 Februarius 1461.

Indeſſen rükte der Graf de la Marche in aller Eil heran. Die Königin hielt aber nicht für rathſam, ihn zu erwarten, theils weil ſie ſchwächer war, theils weil ſie fürchten mußte, daß ihr der Einzug in London von den Bürgern verwehret werden würde, ſondern zog ſich zurük in die mitternächtigen Provinzen.

Dar-

Darauf hielt der Graf unter dem frolocken-den Zuruf der Einwohner ſeinen Einzug in der Stadt. Die Mäſſigung, die ſein Vater ge-braucht hatte, diente ihm und ſeinen Freunden zur Warnung. Er glaubte alſo keine neue Parlamentsverordnung abwarten zu dürfen, ſondern das Recht zu haben, ſich unter der Begünſtigung des Volks und der Groſſen auf den Thron zu ſetzen.

Vermöge dieſer Entſchlieſſung ſtellte der Graf von Warwik ſein Heer nahe an der Stadt in Schlachtordnung, begab ſich in die Mitte des um ihn verſammleten Volks, und laſe den obigen Vergleich zwiſchen dem Könige und dem Herzoge von York nebſt der Parla-mentsverordnung laut ab. Darauf ſagte er, daß, da Heinrich denſelben gebrochen, er ſein Recht an der Crone verloren habe. Nach die-ſem fragte er das Volk, ob es den Heinrich von Lancaſter zum Könige haben wolle? Nein, nein, antwortete der ganze Haufe. Er fragte weiter: ob es den Eduard, einen Prinzen des verſtorbenen Herzogs von York, zum Landesherrn haben wolle? worauf das Volk ſeine Einwilligung mit einem lauten Zu-ruf zu erkennen gab.

So bald dieſes geſchehen war, berief man einen groſſen Rath zu London, dem alle vor-nehme geiſtliche und weltliche Herrn beywohn-ten, und dieſer erklärte den Eduard einmüthig zum Könige. Den folgenden Tag begab ſich Eduard in die St. Paulskirche, und von da

nach dem Saal zu Weſtmünſter, wo er ſich auf den Thron ſezte, und die Huldigung empfieng. Den nächſten Tag darauf, nemlich den 5 Merz, wurde er zu London und dem umliegenden Gebiete unter dem Namen Eduards IV ausgerufen.

Auf ſolche Art endigte ſich die Regierung Heinrichs VI, die 38 und ein halbes Jahr gedauret hatte, ohne daß er jemals ſelbſt Antheil an derſelben genommen hatte. Dieſer Herr ſchikte ſich auch in der That beſſer zum Privatleben, als zur Königswürde. Er hatte eine natürliche Unfähigkeit zu regieren. Sonſt aber war er fromm, und ein Feind von aller Ungerechtigkeit und Grauſamkeit. Wenn dieſe Tugenden mit königlichen Eigenſchaften wären verbunden geweſen, ſo würden ſie einen vollkommenen Fürſten aus ihm gemacht haben. Die Gewinnſucht des Cardinals von Wincheſter und des Grafen von Suffolk, und die Herrſchbegierde ſeiner Gemahlin, der Königin Margaretha, haben ohne Zweifel die Umſtände des Königs nach dem Tode der Herzoge von Bedford und Glouceſter in ſolchen Verfall gebracht. Der Tod des lezten wird der Königin zum ewigen Vorwurf gereichen, und die Rache des Himmels hat durch innerliche Kriege das Haus Lancaſter genug dafür beſtraft. Heinrich war etwas über 39 Jahre alt, als er abgeſezt wurde; ſein Prinz Eduard aber hatte 9 Jahre, da dieſe groſſe Staatsveränderung vorgieng.

Das

Das dreyzehente Buch,

welches die Regierungen Eduards IV, Eduards V, und Richards III enthält.

Eduard IV,

vom Jahr 1461.

Eduard war kaum zum Könige ausgerufen, ſo mußte er ſchon zu Felde ziehen. Die Königin Margaretha hatte in den mitternächtigen Provinzen in kurzer Zeit ein Heer von 60,000 Mann zuſammengebracht. Gegen dieſes rükte der neue König, der voll jugendlichen Feuers war, muthig an, und zu Pontfract bemächtigte ſich der Lord Fiz-Walther jenſeit der Aire, eines wichtigen Paſſes, deſſen man ſich verſichern mußte, um ungehindert über den Fluß gehen zu können. Kaum bekam die Königin hievon Nachricht, ſo befehligte ſie den Lord Clifford, den Feind von dieſem Poſten zu vertreiben, welches er auch ſo gut bewerkſtelligte, daß Fiz-Walther und der Baſtart von Salisbury ſelbſt ihr Leben bey dieſer Gelegenheit verloren.

Der

Der Graf von Warwik, der das Heer Eduards eigentlich anführte, konnte die Beſtürzung nicht verbergen, die ihm die Nachricht von dieſer Niederlage verurſachte, weil er fürchtete, dieſer erſte Stoß möchte dem königlichen Heer den Muth benehmen. Um aber doch zu zeigen, daß ihn ſelbſt dieſe Furcht nicht angienge, tödtete er ſein Pferd, küſſete ſein Degengefäß, und ſchwur, daß, wenn auch alle fliehen ſollten, er doch allein Stand halten wolle.

Damit Eduard allen bedenklichen Folgen vorkommen möchte, ließ er unter dem Heer ausrufen: daß, wer Luſt hätte, heimzugehen, von ihm den Abſchied haben könnte; wer aber in der Schlacht die Flucht nehmen würde, keine Gnade zu hoffen haben ſollte. Zu gleicher Zeit ſchikte er den Lord Falconbridge ab, um den Paß wieder zu gewinnen, den Clifford beſezt hielte. Die Unternehmung glükte dem Lord, und Clifford ſelbſt wurde mit einem Pfeile erſchoſſen. Nach dieſem glüklichen Vorgang, ſezte Eduard mit ſeinem Heer über den Fluß, und am Palmſonntage traf er den Feind zwiſchen Santon und Tawnton an. Beyde Heere ſtellten ſich hierauf in Schlachtordnung. Eduard war um den dritten Theil ſchwächer, als Heinrich, die Luft war ihm aber günſtig, und wehete den häufig fallenden Schnee dem Feind in die Augen. Es wurde von beyden Seiten mit vieler Wuth und Hartnäckigkeit von Morgen an bis auf den Abend gefochten.

Eduard

Eduard ſelbſt zeigte eine ungemeine Tapferkeit, und brachte endlich die Feinde zum Weichen, und im Nachſetzen wurde erſt ein greuliches Blutbad angerichtet, ſo, daß nach dem Berichte der Geſchichtſchreiber in dieſer Schlacht 36,776 Mann blieben. Unter den Todten befanden ſich viele vornehme Herrn. Der Graf von **Devonshire** wurde gefangen und enthauptet.

Nach dieſem erfochtenen Siege gieng **Eduard** nach York, und ließ die Köpfe ſeines Vaters und des Grafen von **Salisbury** von der Mauer nehmen, und an deren Stelle den Kopf des Grafen von **Devonshire** und einiger andern aufſtecken. Nachdem er die nöthige Maasregeln zur Verwahrung der Gränzen genommen, kam er den 8 Junius wieder in **London** an.

Nach ſeiner Zurükkunft wurden Anſtalten zur Crönung gemacht, wozu der 20 Junius beſtimmt war. Indem man ſich damit beſchäftigte, ſuchte er mittelſt eines Schottländers, des Grafen von **Douglas**, der ſeit einigen Jahren nach **England** geflohen war, **Schottland** etwas zu thun zu geben, damit **Heinrich** von dieſer Seite nicht unterſtüzt werden könnte, der mit ſeiner Gemahlin nach **Edimburg** geflohen war, und ließ ſich ſodann an dem beſagten Tage 1462 zu **Weſtmünſter** feyerlich krönen.

Da **Eduard** wegen **Schottland** nicht auſſer allen Sorgen war, ließ er dieſem Reich, das

das bey der Minderjährigkeit ſeines Königs in zwey Parthien getheilt war, einen Stillſtand antragen, der auch glüklich zu Stande gekommen wäre, wenn ihn die Königin Margaretha nicht dadurch vereitelt hätte, daß ſie denen Schottländern Barwik abgetreten, und ihren Prinzen Eduard mit Margarethen, einer Schweſter des König Jacobs, verlobet hat.

Als dieſe Prinzeſſin die Schottländer auf ihre Seite zu ziehen ſuchte, ließ Eduard durch ein Parlament, das er zu Weſtmünſter verſammelt hatte, ſeine Erhebung auf den Thron beſtätigen, welches er um ſo leichter erhielte, weil der Sieg auf ſeiner Seite war.

Während der Parlaments-Sitzung erhob der König ſeinen älteren Bruder, Georg, zum Herzog von Clarence, und den jüngern, Richard, zum Herzog von Gloceſter. Der Lord Falconbridge wurde Graf von Kent; Heinrich Burchier, der eine Schweſter des verſtorbenen Herzogs von York zur Gemahlin hatte, bekam den Namen eines Grafen von Eſſex, und Johann Newil, ein Bruder des Grafen von Warwik, wurde zum Baron von Montaigu ernennet.

Nachdem die Königin ihre Anſtalten in Schottland gemacht hatte, begab ſie ſich nach Frankreich, und ſuchte bey Ludwig XI Hülfe. Allein dieſer Herr, der mit den Gedanken umgieng, ſich unumſchränkt zu machen, und beſonders die Herzoge von Burgund und Bre-

tagne zu demüthigen, begnügte ſich damit, ſie mit einiger Hoffnung zu unterhalten, und die Anhänger des Hauſes Lancaſter in ſeinen Ländern aufzunehmen.

Die übrige Zeit des Jahrs 1462 gieng ziemlich ruhig vorüber. Im Jahr 1463 aber ſuchte die Königin Margaretha mit 500 Mann, die ſie vom König in Frankreich erhalten hatte, eine Landung in England zu thun, ſie wurde aber abgewieſen, und genöthiget nach Barwik zu fliehen.

Dieſes Unternehmen bewog Eduarden auf Gegenanſtalten ernſtlicher bedacht zu ſeyn. Er ſchikte den Montaigu mit denen vorhandenen Völkern voraus, und machte in aller Eil Zurüſtungen zu Waſſer und zu Lande.

Montaigu erfuhr auf dem Wege, daß die Königin würklich in Northumberland eingefallen ſey. Er rükte fort bis nach Dürham, wo er eine Verſtärkung erhielte. Darauf gieng er weiter, und ſchlug einen von dem feindlichen Heer abgeordneten Haufen in die Flucht. Dadurch bekam er neuen Muth, ſich eilends dem Heer Heinrichs zu nähern, welches ſich bey Hexham verſchanzt hatte. Er grif es in ſeinen Linien an, und erhielt einen vollkommenen Sieg. Der Herzog von Sommerſet, der ſich, ſeiner erhaltenen Begnadigung ohngeachtet, wieder zur Königin begeben hatte, wurde unter andern gefangen, und zu Hexham enthauptet.

Eduard gieng nach dieſem Siege wieder nach London, denn er war nur bis nach Dürham gekommen, und machte für die ihm geleiſtete wichtige Dienſte den Lord Montaigu zum Grafen von Northumberland, und den Wilhelm Herbert, der dem Hauſe York auſſerordentlich ergeben war, zum Grafen von Pembrook. Dieſer Namen hatten ſich Heinrich Percy und Caſpar Tudor durch ihren Uebergang zum Heinrich verluſtig gemacht. Weil ſich aber der erſte dem Könige wieder unterwarf, ſo bekam Montaigu den Namen eines Marquis. Dieſer Sieg mochte wol das meiſte beytragen, daß Frankreich und Schottland ihre Zurüſtungen wider Eduarden einſtellten, und mit ihm einen jährigen Stillſtand ſchloſſen, worinnen ausdrüklich bedungen war, daß keiner von beyden Theilen den Feinden des andern Hülfe leiſten ſollte. (o)

Da ſich Heinrich dadurch von allen Seiten verlaſſen ſahe, ſo gieng er im Jahr 1464 heimlich nach England, vielleicht in der Hoffnung, daß ſich die mitternächtigen Provinzen für ihn erklären würden. Er war aber kaum angelanget, ſo wurde er zu Wadington-Hall in der Grafſchaft Lancaſter erkannt, und gefänglich nach London gebracht, wo man ihn in den Tour ſezte. Die Königin begab ſich mit ihrem Prinzen zu ihrem Vater, Renatus von Anjou, und Edmund, des enthaupteten Herzogs von Sommerſet Bruder, ſuchte, nebſt

(o) *Act. publ.* T. XI. p. 507 ſeqq.

dem Herzoge von Exceter, ſeine Sicherheit in den Niederlanden, wo dieſe beyde Herrn anfänglich, weil ſie nicht erkannt ſeyn wollten, in der äuſſerſten Dürftigkeit lebten, bis ihnen der Herzog durch ein mäſſiges Jahrgeld ihre Umſtände in etwas erleichterte.

Eduard, der ſich nun von ſeinen Feinden entlediget ſahe, ließ allen, die es mit dem Hauſe Lancaſter hielten, Verzeyhung anbieten. Weil ſie ſich aber weigerten, ſich ihm zu unterwerfen; ſo theilte er ihre Güter unter die aus, welche ihm gedient hatten, und ſuchte durch ſein leutſeeliges Betragen die Liebe des Volks zu gewinnen.

Während dieſer Stille dachte Eduard ſich zu vermählen. Unter drey ihm vorgeſchlagenen Heurathen wählte er Bonnen von Savoyen, eine Schweſter der Königin von Frankreich. Der Graf von Warwik bekam den Auftrag, um ſie anzuhalten.

Dieſer kam um eben die Zeit am franzöſiſchen Hofe an, wo ſich die Prinzeſſin aufhielte, als Ludwig XI ſeinen Anſchlag ausführen wollte, den er gefaßt hatte, ſich eine unumſchränkte Gewalt zu verſchaffen. Er hatte würklich mit dem Herzoge von Bretagne gebrochen, der aber ein mächtiges Bündnis mit den Groſſen in Frankreich wider ihn ſchmiedete, welches man den Bund des gemeinen Beſten nennet. (p)

Der Antrag hätte alſo Ludwigen nicht gelegener kommen können, weil er wünſchte, den

König

(p) *Mezeray* T. III. p. 441.

König von England zum Freunde zu haben, damit er ſich ſeinem Entwurf nicht entgegenſetzen möchte. Doch ließ er, ehe er ſich wegen der Heurath erklärte, an einer perſönlichen Freundſchaft zwiſchen ihm und Eduarden arbeiten, davon der Erfolg war, daß ein Stillſtand zu Waſſer geſchloſſen wurde. (q)

Indeſſen betrieb der Graf von Warwik ſein Hauptgeſchäfte ſehr eifrig, und erhielt im Jahr 1465 die Einwilligung Ludwigs zur geſuchten Vermählung. Allein eine Liebesbegebenheit Eduards, die groſſe Folgen hatte, zernichtete alles.

Dieſer Fürſt legte bey der Herzogin von Bedford, die nunmehro den Ritter Richard Woodwille zum Gemahl hatte, einen Beſuch ab. Sie hatte aus der zweyten Ehe eine Tochter, Namens Eliſabeth, welche ſich, da ſie ihren Gemahl, den Ritter Gray, in Dienſten des Hauſes Lancaſter eingebüſſet, wieder bey ihren Eltern aufhielte. Dieſe liebenswürdige Perſon glaubte hier die ſchönſte Gelegenheit zu finden, bey dem Könige um die Wiedererſtattung der Güter ihres verſtorbenen Mannes anzuhalten. Sie fiel ihm in dieſer Abſicht zu Füſſen. Der König wurde von ihrem Anblik gerühret. Er hub ſie auf und ließ ſie merken, daß er ihr nichts abſchlagen könnte. Nachgehends gab er ihr allein zu verſtehen, daß ſie die geſuchte Gnade durch eine Gegengefälligkeit würde bezahlen müſſen. Obſchon die Perſon des Königs

(q) *Act. publ.* T. XI. p. 518. ſeqq.

nigs ihn zu Eroberungen von dieſer Art geſchikt machte; ſo empörte ſich doch die Tugend dieſer jungen Wittwe wider ſein Begehren, und ſie geſtund ihm frey, daß ſie zu viel auf ihre Ehre hielte, als daß ſie die Güter ihres Mannes mit dem Verluſt derſelben erkauffen ſollte. Dieſe tugendhafte Erklärung machte, daß ihr der König die Ehe anbot. Sie nahm den Antrag mit ſo viel Ehrfurcht und Erkenntlichkeit an, daß ſie das Herz des Königs dadurch noch mehr feſſelte. Er entdekte darauf ſein Vorhaben der Herzogin von York, ſeiner Mutter, die ihn durch die ausgeſuchteſte Vorſtellungen auf andere Gedanken zu leiten ſuchte. Allein der König, der mehr ſeiner Neigung, als den Gründen ſeiner Mutter, Gehör gab, ließ ſich die Eliſabeth Woodwille in Gegenwart weniger Leute antrauen, und dieſe Vermählung wurde nicht ehe bekannt, bis man Anſtalten zur Krönung der Königin machte.

Alles gerieth in England über dieſe Heurath in Verwunderung, und die Groſſen, beſonders der Herzog von Clarence, wurden ſehr eiferſichtig, als ſie der Königin Vater zur Würde eines Grafen von Rivers erhoben, und ſeinen Sohn, Anton Woodwille, mit der reichſten Erbin im Königreiche, nemlich des Lord Scales einigen Tochter, vermählt ſahen. Aber das war alles nichts gegen dem Unwillen des Grafen von Warwik. Er entdekte denſelben dem Könige von Frankreich, der ſich auch durch die geänderte Geſinnung Eduards äuſ-

ſerſt

ſerſt beleidigt fand, ob er ſchon wegen ſeiner eigenen Angelegenheiten ſeinen Verdruß damals nicht ausbrechen laſſen durfte. Der Graf von **Warwik** gieng mit einem racherfüllten Herzen wieder nach **England** zurücke, doch war er bemüht, ſolches noch zur Zeit zu verſtecken. Der König ſahe aber dennoch durch ſeine Verſtellung hindurch, und der Haß nahm von beyden Seiten zu, ohne ihn noch zur Zeit öffentlich merken zu laſſen.

Die franzöſiſche Fürſten, die mit dem Krieg des gemeinen **Beſten** beſchäftiget waren, bemühten ſich, **Eduarden** auf ihre Seite zu ziehen, ſelbſt **Ludwig XI** ſuchte ſeine Freundſchaft; allein der König von **England** weigerte ſich, mit dem einen oder dem andern Theil etwas zu ſchlieſſen, weil er ſich ſelbſt noch nicht veſt genug auf dem Thron zu ſeyn glaubte.

Mit Schottland hingegen wurde der ſchon zuvor getroffene Stillſtand auf 45 Jahre, nemlich bis 1519 verlängert.

Im Anfange des Jahrs 1466 kam die Königin mit einer Prinzeſſin nieder, welche den Namen **Eliſabeth** erhielte.

In eben dieſem Jahr wurde eine Heurath zwiſchen dem Grafen von **Charolois**, dem einigen Sohne Herzog **Philipps** von **Burgund**, und **Margarethen**, **Eduards** Schweſter, beſchloſſen.

Der Anfang des Jahrs 1467 wurde mit verſchiedenen Unterhandlungen mit Frankreich und dem Herzoge von **Burgund** zugebracht.

bracht. Dieſer ſtarb den 15 Julius, und der Graf von Charolois folgte ihm in ſeinen Ländern.

Während dem neigten ſich die Sachen in England zu groſſen Unruhen. Der Graf von Warwik verlohr immer mehr von ſeinem vorigen Anſehen, und der Königin Vater und Bruder gelangten zu den höchſten Ehrenſtellen im Königreiche. Um dieſe Zeit mag es geweſen ſeyn, daß der Graf von Warwik den Hof verließ, der die Kränkungen, die ihm widerfuhren, nicht länger ohne die empfindlichſte Rührungen erdulden konnte. Der Verfaſſer der Fortſetzung des Monſtrelets ſagt, daß er im Junius dieſes Jahrs den König Ludwig XI zu Rouen beſucht, vermuthlich in der Abſicht, ſich ſeines Schutzes zu verſichern.

Im Merz des Jahrs 1468 gieng der Stillſtand mit Frankreich zu Ende, und kurz darauf wurde die Vermählung des neuen Herzogs von Burgund mit Margarethen zu Brügge feyerlich vollzogen, und der Handlungsſtillſtand zwiſchen England und den burgundiſchen Ländern auf 30 Jahre verlängert.

Den 20 October erneuerte Eduard das engländiſche Bündnis mit dem Könige von Arragonien, und bey dieſer Gelegenheit ſolle er ihm ein Geſchenk von Widdern und Schafen gemacht haben, welche ſich dergeſtalt vermehret, daß der engländiſche Wollenhandel dadurch einen groſſen Stoß bekommen.

Mit

Mit dem Eintritt des Jahrs 1469 ſuchte der Graf von Warwik ſich an Eduarden zu rächen. Zu dem Ende ſtellte er ſeinen beyden Brüdern, dem Erzbiſchof von York, und dem Marquis von Montaigu, welcher Statthalter der mitternächtigen Provinzen war, den Undank des Königs, den er ihnen für ihre wichtige Dienſte erwieſen, mit lebhaften Farben vor, entdekte ihnen, wie er entſchloſſen ſey, Eduarden zu zeigen, daß derjenige, der ihn auf den Thron erhoben, im Stande ſey, ihn auch wieder zu ſtürzen, und bat ſie endlich um ihren Rath und Beyſtand. Der Erzbiſchof war gleich bereit dazu; der Marquis aber gab ſeine Einwilligung mehr aus Gefälligkeit gegen ſeinen Bruder, als aus eigner Neigung.

Darauf wandte ſich der Graf von Warwik an den Herzog von Clarence, von dem er wußte, daß er mit dem Könige, ſeinem Bruder, nicht allzuwol zufrieden ſey, beſonders, weil er bey der Verheurathung der reichſten Erbin im Königreiche mehr an den Woodwille, als an ihn gedacht hatte. Der Graf fand den Herzog, wie er ihn wünſchte, und um ihn ſtärker an ſich zu feſſeln, gab er ihm ſeine älteſte Tochter mit einem anſehnlichen Brautſchatze zur Ehe. Der König, welcher nichts weniger als eine Verſchwörung vermuthete, und anfangen mochte, es zu bereuen, daß er dem Grafen von Warwik ſo kaltſinnig begegnet, machte ihn den 17 Auguſt zum Oberlandrichter in dem mittägigen

Theil von Wallis, und einige Zeit darauf zum Grosſeneſchal des ganzen Landes.

Dem ohngeachtet blieb der Graf auf ſeinem Vorſatze. Im Anfange des Octobers entſtund auf Anſtiften ſeiner Anhänger ein Aufſtand in der Provinz York. Montaigu, der zu York ſeinen Sitz hatte, verſammelte einen Haufen Bürger, und erlegte eine groſſe Anzahl der Aufrührer, bekam das Haupt derſelben gefangen, und ließ ihm den Kopf abſchlagen. Dadurch wollte er zeigen, daß er den Aufruhr nicht ſelbſt erregt habe.

Der König glaubte, daß dieſe Händel von einer Parthey des Hauſes Lancaſter angeſponnen worden, doch hatte er die wahren Urheber nicht im geringſten Verdacht. Er befahl dem Grafen von Pembrook, Statthaltern in Wallis, alle Mannſchaft zuſammen zu ziehen, und ſich bereit zu halten. Die Mißvergnügten verſammelten ſich aufs neue, und giengen gerade nach London, und unterwegs nahm ihr Heer merklich zu.

Der Graf von Pembrook machte ſich in aller Eil mit 10000 Mann auf, und ſchikte ſeinen Bruder, den Ritter Herbert, etwas voraus, den Feind auszukundſchaften. Seine Leute, die er bey ſich hatte, fielen ohne ſeinen Willen auf den Hinterzug des feindlichen Heeres, wurden aber mit einem anſehnlichen Verluſt zurükgeſchlagen.

Da indeſſen die Aufrührer ſahen, daß der Graf ihnen näher käme, wollten ſie ſich nach

War-

Warwik ziehen; allein Pembrook ließ ihnen keine Zeit dazu, ſondern lieferte ihnen nahe bey Bambury eine Schlacht, die er aber verlohr. Er ſelbſt und ſein Bruder geriethen in feindliche Hånde, und wurden enthauptet.

Kurz darauf rottete ſich der Pöbel in der Provinz Northampton zuſammen, gieng auf das Landhaus Grafton loß, hob den Grafen von Rivers daſelbſt auf, und ließ ihm zu Northampton den Kopf abſchlagen.

Die Hinrichtung dieſes Herrn håtte dem Kȯnige die Augen ȯfnen kȯnnen, daß er es mit dem Grafen von Warwik zu thun habe, weil dieſer ein abgeſagter Feind von dem Vater der Kȯnigin war; allein obgleich dieſer Frevel an ihm im November begangen worden, ſo wurde der Kȯnig ſeinen Feind doch erſt im Merz des Jahrs 1470 gewahr. Denn da er dem Herzog von Clarence und dem Grafen von Warwik eine Commiſſon ausfertigen ließ, Vȯlker wider die mitternåchtigen Aufrůhrer zu werben; ſo thaten ſie es zwar, aber zu ihren eignen Dienſten, und die Mißvergnůgten erkannten ſie ohne Scheu fůr ihre Håupter.

Als ſie hȯrten, daß der Kȯnig gegen ſie anrůcken wolle, ſo vereinigten ſie ſich, und erwarteten ihn mit veſtem Fuſſe. Der Kȯnig, welcher wohl einſahe, daß er ſeine Crone mit dem unglůklichen Ausgang einer Schlacht verlieren wůrde, gab dem Vergleiche gerne Gehȯr, welchen einige von beyden Heeren auf die Bahn brachten, und da er glaubte, daß ſolcher gewiß

zu

zu Stande kommen würde; ſo hatte er die Unvorſichtigkeit, ſein Lager denen Feinden bloß zu ſtellen.

Der Graf von Warwik machte ſich dieſe Nachläſſigkeit zu Nutze, und grief unverſehens bey der Nacht das königliche Lager an, und brachte es in die äuſſerſte Unordnung. Der König ſelbſt fiel ihm in die Hände, und wurde auf das Schloß Medelham unter die Aufſicht des Erzbiſchofs von York gebracht.

Eduard wußte durch ſein gefälliges Weſen dieſen Biſchof ſo einzunehmen, daß er ihm erlaubte, zuweilen unter einer Bedeckung auf die Jagd zu gehen. Hier gewann er einen von der Wache, durch den er einigen benachbarten Edelleuten wiſſen ließ, wie ſie ihn befreyen könnten. Dieſe verſammelten in der Stille ihre Freunde, und hoben den König mit leichter Mühe auf. Anfänglich begab er ſich nach York; weil er ſich aber hier nicht ſicher genug glaubte, ſo gieng er in die Provinz Lancaſter, wo er den Lord Hoſtings antraf, welcher einige Völker zuſammengebracht hatte. Darauf machte er ſich durch Umwege nach London, wo er willig aufgenommen wurde.

Der Graf von Warwik, der nach der Gefangennehmung des Königs weiter nichts beſorgte, hatte nicht nur den gröſten Theil ſeiner Völker abgedankt, ſondern auch für unnöthig gehalten, ſich der Hauptſtadt zu verſichern. Nachdem er aber dieſe verdrüßliche Nachricht erhalten, ſammelte er, ſo geſchwind er konnte, ſeine

ſeine zerſtreute Völker wieder, und Eduard that desgleichen. Man ſuchte zwar durch eine Unterredung, die zwiſchen dem Könige und den beyden Häuptern der Gegenparthey zu Weſtmünſter gehalten worden, die Sache gütlich beyzulegen, ſie hatte aber die gehofte gute Würkung nicht.

Man rüſtete ſich alſo von beyden Seiten wieder zum Kriege. Der Lord Wells warb für den Grafen von Warwik in der Provinz Lincoln, wo ſein Haus in groſſem Anſehen ſtunde. So bald der König dieſes hörte, forderte er den Vater des jungen Lords nach London. Er kam und ſchrieb auf Befehl des Königs an ſeinen Sohn, daß er die genommene Parthey verlaſſen ſolle. Da ſich aber dieſer weigerte; ſo ließ der König aus Verdruß dem alten Greis Richard Wells, und ſeinem Schwager, Thomas Demoke, der ihn begleitet hatte, den Kopf abſchlagen.

Dadurch wurde der junge Wells ſo erbittert, daß er aus Rachbegierde den König bey Stamford ſtandhaft erwartete, wo es zur Schlacht kam, in welcher er nach einer tapfern Gegenwehr dem Könige den Sieg überlaſſen mußte. Er ſelbſt gerieth ſeinen Feinden in die Hände, und verlohr ſein Leben auf einem Gerüſte.

Nach dieſer Niederlage, die alle Maasregeln des Herzogs von Clarence und des Grafen von Warwik zernichtete, giengen dieſe Herrn nach Frankreich, und machten zu Amboiſe

voiſe dem Könige ihre Aufwartung, der ſie ſehr gütig aufnahm, und ihnen aus mehr denn einer Urſache, die ihn wider Eduarden erhizten, eine mächtige Hülfe verſprach. Die Königin Margaretha, die ſich ſeit einigen Jahren bey ihrem Vater, dem Könige von Sicilien, aufgehalten, kam mit ihrem Prinzen eben dahin, und verſöhnte ſich unter Vermittlung Ludwigs mit dem Grafen von Warwik, der würklich an allem ihrem Unglük ſchuld war. Die Verſöhnung geſchahe unter denen Bedingungen, daß der Graf alles daran ſetzen ſollte, dem Heinrich wieder auf den Thron zu helfen; ſie hingegen wollte ſich endlich verpflichten, daß ihm und dem Herzoge von Clarence bey Lebzeiten des Königs, und bey der Minderjährigkeit ihres Sohnes, die Verwaltung des Reichs überlaſſen werden, und der Prinz von Wallis die jüngſte Tochter des Grafen von Warwik heurathen ſollte. Die lezte Bedingung wurde ſogleich erfüllet.

Obgleich Eduard von dieſem Vorgang durch den Herzog von Burgund benachrichtiget worden; ſo verachtete er doch alle die Anſtalten, die in Frankreich wider ihn gemacht wurden, und überließ ſich einer weichlichen Lebensart, wozu er ſehr geneigt war.

Nur das ſchmerzte ihn, daß er ſeinen Bruder mit ſeinen Feinden verbunden ſehen mußte. Diß konnte für ihn die ſchlimmſte Folgen haben. Er ſuchte alſo dieſen Fürſten wieder auf ſeine Seite zu bringen. Er bediente ſich dazu einer

gewi-

gewiſen Frau, die bey der Herzogin von Clarence in Dienſten ſtunde. Dieſer ertheilte er, nachdem ſie wohl unterrichtet worden, einen Freybrief, um zu ihrer Herrſchaft zu gehen. Sie richtete ihr Geſchäfte gut aus, und brachte den Herzog von Clarence durch ſtarke Gründe, die ſeinen eignen Vortheil zum Gegenſtande hatten, dahin, daß er durch ſie dem Könige, ſeinem Bruder, wiſſen ließ, wie er bey der erſten günſtigen Gelegenheit ſich für ihn erklären würde. Eduard ließ auf dieſe erhaltene Nachricht alle Sorgen fahren, die ihn noch wegen dem Grafen von Warwik beunruhigten.

Indem Eduard in einer betrieglichen Sicherheit lebte, gieng der Graf mit etwas Geld und Volk, das er von Ludwig erhalten hatte, wieder nach England zurücke. Er war verſichert, daß er daſelbſt einen mächtigen Anhang finden würde. Und in der that hatte er kaum ſein Volk zu Darmouth ans Land geſetzet, als er in wenig Tagen ſein Heer bis auf 60,000 Mann vermehrt ſahe. Gleich darauf ließ er Heinrich VI zum Könige ausrufen, und in deſſen Namen einen Befehl bekannt machen, daß alle ſeine Unterthanen von 16 bis 60 Jahren die Waffen ergreifen ſollten, um den Tyrannen zu entſetzen.

Nun öfnete Eduard erſt die Augen, und ließ eilends Volk anwerben, das ſich um Nottingham verſammlen mußte. Er ſuchte eine Schlacht zu vermeiden, und wußte doch nicht, wo er ſich hinwenden ſollte. Endlich lagerte er

ſich

ſich unter Lins, einer kleinen Stadt in der Provinz Lincoln, an der See, und nahm ſeinen Aufenthalt im Schloſſe. Dieſe Vorſicht war für ihn ſehr gut. Denn als ſich ihm der Graf von Warwik bis auf 3 Meilen näherte, und überal ausrufen ließ: es lebe Heinrich; ſo befahl er, daß man die Schloßthore ſperren und die Brücke mit einer ſtarken Wache beſetzen ſollte. Da ſich aber eben dieſes Geſchrey auch unter ſeinem Heer ausbreitete, gieng er mit 4 bis 500 Mann zu Schiffe. Der Lord Hoſtings folgte ihm, der ſich an das Hintertreffen geſtellt hatte, um allenfalls die Soldaten abzuhalten, wenn ſie ſich der Flucht des Königs widerſetzen wollten.

Eduard nahm ſeine Fahrt Holland zu, um bey dem Herzoge von Burgund Zuflucht zu ſuchen. Unterwegs wäre er bey nahe denen Seeräubern in die Hände gefallen, wenn ihn nicht der Herr von Gruthuyſen, Statthalter von Holland, noch gerettet hätte.

Kaum hörte die Königin in London von der Flucht ihres Gemahls, als ſie ſich nach Weſtmünſter in die Freyſtadt begab, wo ſie mit einem Prinzen niedergekommen, der den Namen Eduard erhalten. Indeſſen zogen der Herzog von Clarence und der Graf von Warwik im Anfang des Octobers im Triumph in die Hauptſtadt ein. Den 6ten wurde Heinrich aus dem Tour geholet, wo er 6 Jahre gefangen geſeſſen hatte, und feyerlich wieder auf den Thron

Thron geſetzet. Der Graf von Warwik erwarb ſich dadurch den Namen eines Königmachers.

Heinrich VI,

Nach ſeiner Wiederherſtellung.

So bald Heinrich wieder auf dem Thron war, berief er auf den 20 November ein Parlament, (r) welches alle Verordnungen Eduards IV für nichtig, ihn ſelbſt aber mit ſeinen Anhängern für Reichsfeinde erklärte. So ſpielte das Parlament mit ſeinen Schlüſſen, die allemal von dem Glük der Waffen regiert wurden.

Eben dieſes Parlament beſtätigte die Crone Heinrich VI, und allen ſeinen männlichen Nachkommen, und verordnete, daß, wenn dieſe abgiengen, ſie an den Herzog von Clarence und ſeine Nachkommen fallen ſolle, weil ſich Eduard derſelben durch ſeinen Aufruhr unwürdig gemacht hätte. Durch dieſen übereilten Schluß wurde gleichſam ein ſaliſches Geſetz in England eingeführet, worüber man ſonſt ſo viel beiſende Anmerkungen gemacht hatte. Der Herzog von Clarence und der Graf von Warwik wurden denen Verbindungen zu folge zu Reichsverweſern beſtellet.

Unterdeſſen erfuhr der Herzog von Burgund mit groſſem Unwillen, daß Eduard, ſein Schwa-

(r) *Act. publ.* T. XI. p. 656.

Schwager, ſich im Haag befände, und Sicherheit bey ihm ſuchen wollte. Er konnte ihn nicht wol verlaſſen, und mußte ſich doch bey dem ihm verliehenen Schutze fürchten, daß er ſich die ganze Macht Frankreichs und Englandes über den Hals ziehen möchte. Er verſprach ihm alſo nur unter der Hand Hülfe, ohne ſich öffentlich für ihn zu erklären.

Dieſe Staatskunſt wollte Eduarden nicht gefallen. Er bat ſich alſo eine beſondere Unterredung von dem Herzoge aus, worinne er ihm die heimliche Verbindung entdekte, welche der Herzog von Clarence mit ihm getroffen hatte, und bewog ihn endlich durch dieſe und andere Vorſtellungen, daß er ſich entſchloß, ihm heimlich beyzuſtehen. Er ließ nemlich durch vertraute Leute 4 groſſe Schiffe und 14 öſterlingiſche Fahrzeuge ausrüſten, die Eduarden nach England führen ſollten. Darauf gab er ihm eine ſtarke Summe Geldes, und ließ ihn in Holland, er ſelbſt aber gieng nach Flandern. Auf einmal verſchwand Eduard, und der Herzog ließ bey Leib- und Lebensſtrafe ſeinen Unterthanen verbieten, demſelben auf irgend eine Weiſe Hülfe zu leiſten. Dadurch wollte er dem Grafen von Warwik die Augen blenden.

Allein die Sache konnte doch nicht ſo heimlich getrieben werden, daß dieſer nicht einigen Wind davon bekommen hätte. Er ſezte ſich alſo ſchon einigermaſſen in Bereitſchaft. Da aber die Nachrichten aus Holland zuverläſſiger wur-

wurden, bekam der Herzog von Clarence, den man in keinem übeln Verdacht hatte, den Auftrag, ein Heer zu werben, um ſich denen Unternehmungen **Eduards** zu widerſetzen.

Indeſſen war **Eduard** im Monat Merz des Jahrs 1471 mit 2000 Mann unter Seegel gegangen, und zu **Ravenspur** ans Land geſtiegen. Er glaubte, er würde freudig empfangen werden. Da ihm aber dieſes fehlſchlug; ſo ließ er ausſprengen, daß er bloß als Herzog von **York** komme, und die ſeinem Hauſe zugehörige Güter wieder haben wolle. Er mußte dieſes thun, um dem Volk ein Blendwerk für die Augen zu machen, und ſich Gunſt und Mitleyden dadurch zu erwerben.

So bald die Landung **Eduards** bey Hofe bekannt worden, fiengen der Herzog von Clarence und der Graf von **Warwik** an, ſich wider ihn zu rüſten. Der **Marquis** von **Montaigu**, welcher zu **Pontfract** mit einem Hauſen Völker ſtund, (s) bekam Befehl, ſich mit ihm zu ſchlagen, ehe er zu **York** ankäme. Allein dieſer hielt ſich, man weiß nicht aus was für Urſachen, ſtille. Die wahrſcheinlichſte mag wol dieſe ſeyn, daß, da er geglaubt, **Eduard** würde nicht ohne gegründete Hofnung wieder nach **England** gekommen ſeyn, er ſich durch dieſes Mittel ſeine Freundſchaft vorbehalten wollen.

Als ſich **Eduard** der Stadt **York** näherte, wurde er nicht eher eingelaſſen, bis er genugſam

(s) *Act. publ.* T. XI, p. 705.

ſam betheuret, daß er nichts wider den König zu unternehmen gedenke. In dem kurzen Aufenthalte zu York hatte ſein Heer ſtark zugenommen. Doch würde er es nicht gewagt haben, nach London zu gehen, wenn er ſich nicht auf den Herzog von Clarence verlaſſen hätte.

Der Graf von Warwik wußte nicht, was er gedenken ſollte, als er erfuhr, daß Montaigu den Eduard frey habe ziehen laſſen, und daß ſein Heer auf dem Wege beſtändig zunehme. Er verbarg ſeinen Verdruß, und befahl ihm, eilend zu ihm zu ſtoſſen, bat auch den Herzog von Clarence, ſich mit ihm zu vereinigen, er ſelbſt verſchanzte ſich inzwiſchen bey Coventry, und war entſchloſſen, den Eduard zu erwarten.

Dieſer Fürſt rükte auch würklich gegen den Grafen von Warwik an, und indem beede Heere ſehr nahe aneinander ſtunden, gieng der Herzog von Gloceſter mit einem kleinen Gefolge in das Lager des Herzogs von Clarence, welcher ihn ſehr liebreich empfieng, und Eduarden darauf in ſeinem Heer ausrufen ließ, deſſen oberſte Befehlshaber er zuvor ſchon gewonnen hatte. An eben dieſem Tage vereinigte er ſich mit Eduarden unter vielen Zeichen einer gegenſeitigen Freundſchaft.

Diß war für den Grafen von Warwik ein ſehr empfindlicher Streich. Dennoch wollte er keinem Vergleiche Gehör geben, wozu ihm der Herzog von Clarence ſeine Vermittelung anbot.

Eduard machte ſich nun auf den Weg nach London, weil es für ihn eine Sache von der äuſſerſten Wichtigkeit war, ſich dieſer Stadt zu bemächtigen, und den Heinrich in ſeine Gewalt zu bekommen; ob es ſchon viel gewagt hieß, da er den Grafen von Warwik hinter ſich, und von der Geſinnung der Einwohner von London keine Gewisheit hatte.

Zu ſeinem guten Glücke aber hatte die Vereinigung mit ſeinem Bruder ein ſolches Schrecken nach London gebracht, daß das Volk, ohne die Entſchlieſſung der Obrigkeit abzuwarten, ihm die Thore öfnete, um dadurch einer beſorglichen Rache zuvorzukommen. Der Herzog von Sommerſet und der Erzbiſchof von York ſezten ſich vergeblich dagegen, die dem Volke verſprachen, daß der Graf von Warwik in wenig Tagen zu ihrem Schutze ankommen würde. Während als das Volk mit Haufen auszog, ihn unter einem freudigen Zuruf zu empfangen, flohen die Anhänger Heinrichs aus der Stadt, ohne daß ſich jemand einfallen ließ, dieſem unglüklichen Fürſten Mittel zu ſeiner Rettung zu verſchaffen.

Eduard hielt alſo den 11 April ſeinen Einzug in die Stadt. Sein erſtes war, daß er dem Volk für ſeine Neigung dankte, und ſolche nimmermehr zu vergeſſen verſprach. Er verſicherte ſich auch die Herzen der Einwohner durch einige Gnadenbezeugungen noch mehr, und Heinrich, der vielleicht nicht einmal an

ſeine Flucht gedacht hatte, wurde wieder in den Tour geſetzet, woraus er ſieben Monate vorher gezogen worden war.

Fortſetzung der Regierung Eduards IV.

Der Graf von Warwik, der indeſſen ſich in aller Eil der Hauptſtadt genähert hatte, in Hofnung, daß Eduard ſo geſchwind nicht eingelaſſen würde, faßte, da er das Gegentheil ſehen mußte, den Entſchluß, Eduarden eine Schlacht zu liefern, weil er kein anders Mittel zu ſeiner Rettung übrig ſahe. Er rükte bis nach Barnet, wo ihm Eduard entgegen kam, welcher den Heinrich mit ſich führte, weil er ſeine Verwahrung keinem andern anvertrauen wollte. Hier kam es den 14 April am Oſtertage zu einer ſehr blutigen Schlacht, die vom Anbruch der Morgenröthe bis zu Mittag dauerte. Es wurde von beyden Seiten ſehr hartnäckig gefochten. Die Völker des Grafen ſchlugen ſich als Verzweifelte, und der Sieg würde vielleicht auf ihre Seite getreten ſeyn, wenn nicht ein kleiner Nebel verurſacht hätte, daß die Leute des Grafen von Warwik ſelbſt auf einander loßgegangen wären, durch welchen Irrthum eine ſolche Unordnung in ſeinem Heer entſtund, daß er nicht mehr vermögend war, derſelben abzuhelfen. Der Graf miſchte ſich darauf in den dikſten Hauffen ſeiner Feinde, und verlohr, nebſt ſeinem Bruder, dem Marquis von

von Montaigu, das Leben und die Schlacht, nachdem 10,000 Mann von ſeiner Seite auf dem Platz geblieben. Der Graf von Oxford und der Herzog von Sommerſet flohen in das Land Wallis, und der Herzog von Exceter, der verwundet war, nahm ſeine Zuflucht in die Freyſtadt von Weſtmünſter.

Nach dieſem glüklichen Sieg zog Eduard im Triumph in London ein, dankte GOtt für den ihm verliehenen Beyſtand, ſezte Heinrichen wieder in den Tour, und ertheilte dem Erzbiſchof von York Verzeihung, weil er ſich des Dienſtes noch erinnerte, welchen ihm dieſer Biſchof, obſchon wider ſeinen Willen, geleiſtet hatte, da er ihn aus ſeinem Verhaft zu Medelham entkommen laſſen.

Indeſſen war die Königin Margaretha aus Frankreich in der Provinz Dorſet angekommen, und entſchloſſen, nachdem ſie ihrem Schmerz über ihre Unglüksfälle eine Zeitlang Platz gegeben, auf Zureden des Herzogs von Sommerſet, Johann Beauforts, der Grafen von Pembrook und Devonshire, und des Barons von Venlok, noch einmal das Glük der Waffen zu verſuchen.

Sie war am meiſten für ihren Prinzen beſorgt, und willens, ihn nach Frankreich zu ſchicken, damit er, wenn die Sache übel ablauffen ſollte, in Sicherheit ſeyn möchte. Der Herzog von Sommerſet ſezte ſich aber dage-

gen, weil er glaubte, daß die Gegenwart des Prinzen nöthig wäre, um denen Völkern Muth und Standhaftigkeit einzuflöſſen.

Nachdem die Königin endlich nachgegeben, gieng der Graf von Pembrook in das Land **Wallis**, um ein Heer zuſammen zu bringen, nachdem er dem Herzoge von **Sommerſet** zuvor empfohlen, nichts zu unternehmen, bis er ſich mit ihm würde vereiniget haben.

Eduard, der dieſe Vereinigung nicht abwarten wollte, rükte mit ſeiner überlegenen Macht an, und da kam es dann abermals bey **Teuksbury** zu einem hitzigen Treffen. Der Herzog von **Glocester** grief den Feind in ſeinen Verſchanzungen an, und da er ſahe, daß er Stand hielte, zog er ſich mit einiger Eilfertigkeit gegen das zweyte Treffen zurük. Der Herzog von **Sommerſet**, der dieſes für eine Flucht hielt, brach hierauf aus ſeinen Verſchanzungen hervor, und befal dem **Venlok** ihn zu unterſtützen. Der Herzog von **Glocester** hatte ſich aber ſchon wieder geſezt, und empfieng die Feinde mit ſo viel Tapferkeit, daß ſie ſich in Unordnung in ihr Lager zurükziehen mußten. Der Herzog von **Sommerſet** gerieth in Wuth und Feuer, als er ſahe, daß **Venlok** auf ſeinem Poſten unbeweglich ſtehen geblieben, und jagte in vollem Zügel auf ihn loß, und ſpaltete ihm den Kopf.

Der Herzog von **Glocester** verfolgte die Feinde in ihr Lager, der König rükte ihm eilends nach, und ſie richteten eine ſolche Nieder-

lage

lage unter ihnen an, daß die Völker der Königin die Flucht ergriffen. Dieſe Schlacht, in welcher der Graf von Devonshire, der Ritter Beaufort, ein Bruder des Herzogs von Sommerſet geblieben, die Königin aber, der Prinz von Wallis, der Herzog von Sommerſet und andere vornehme Befehlshaber, gefangen worden, verſicherte Eduarden die Crone gänzlich. Als der junge Prinz dem Könige vorgeſtellt wurde, antwortete er auf die Frage, warum er die Waffen wider ihn ergriffen, unerſchrocken, um ſein ihm unrechtmäſſiger Weiſe entriſſenes Erbgut zu ſuchen. Eduard gab ihm darauf mit einem Panzerhandſchuh einen Streich ins Geſicht, und kehrte ihm den Rücken zu, und unmittelbar nach des Königs Abtritt wurde er von dem Herzogen von Clarence und Gloceſter, dem Grafen von Dorſet und dem Lord Hoſting mit vielen Dolchſtichen ermordet. Man weiß aber nicht gewis, ob dieſe Herrn ſelbſt Hand an ihn geleget, oder ob die Ermordung nur in ihrer Gegenwart geſchehen. Der Prinz war 18 Jahr alt, da er ſein Leben verlohr. Den Tag darauf wurde der Herzog von Sommerſet enthauptet, die Königin aber, nachdem ſie bis 1475 in dem Tour geſeſſen, von Ludwig XI mit 50,000 Thalern loßgekauft.

Die Schlacht, welche den 4 May 1471 vorgefallen, war die zwölfte ſeit dem Anfange des Streits zwiſchen der weiſſen und rothen Roſe.

Während dem, als der König wider ſeine Feinde beſchäftigt ware, wollte der Baſtart

von Falconbridge, Thomas Newill, London überfallen, und ſich mit Plünderung dieſer Stadt bereichern. Er wurde aber von den Bürgern abgetrieben, und da er von dem Anzuge des ſiegenden Königs hörte, zog er ſich nach Sandwich, wo er ſich verſchanzte. Der König gieng unverweilt auf ihn loß. Der Baſtart ließ ihm aber wiſſen, daß er ſich unter gewiſen Bedingungen unterwerfen wolle. Der König geſtund ihm ſolche zu, machte ihn zum Ritter, und Viceadmiral in der Straſe von Calais, welche Würde er zuvor ſchon von dem Grafen von Warwik erhalten hatte. Er genoß aber dieſe Gnade nicht lange. Denn kurz darauf wurde ihm der Kopf abgeſchlagen.

Nachdem Eduard wieder in London angekommen, faßte er den Entſchluß, Heinrichen ſeiner Sicherheit aufzuopfern, die er ſich nicht verſprechen konnte, ſo lange dieſer Fürſt am Leben war. Der Herzog von Gloceſter bekam den Auftrag, ihn in ſeinem Gefängnis hinrichten zu laſſen. Diejenige, welche die Geſchichte nach der Wiederherſtellung des Hauſes Lancaſter beſchrieben, geben vor, daß dieſer blutdürſtige Herr ihm ſelbſt den Dolch in die Bruſt geſtoſſen habe. Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo endigte Heinrich VI durch eine gewaltſame Hand ſeine Lebenstage in einem Alter von 50 Jahren, nachdem er ſo oft einen Glüksball abgeben müſſen. Von ſeiner Gemüthsart haben wir ſchon oben Nachricht gegeben. Hier müſſen wir nur noch gedenken, daß er das Fa-

tons

tons-Collegium bey Windſor, und das Kö-nigscollegium zu Cambridge gegründet, welche beede Stiftungen noch heutiges Tages im blühenden Stande ſind.

Der Reſt der Lancaſtriſchen Familie, Caſpar Tudor, Graf von Pembrook, und Heinrich, Graf von Richemont, waren nun, da ſie die Sache ihres Hauſes ſo verfallen ſahen, darauf bedacht, nach Paris zu gehen. Da ſie aber der Wind an die Küſten von Bretagne trieb, ſo legten ſie bey dem Herzoge von Bretagne einen Beſuch ab, der ſie nicht wieder von ſich ließ, weil er glaubte, daß ihm dieſe Herrn einigermaſſen nüzlich ſeyn könnten.

Als Eduard auf dem Throne veſt ſaß, ließ er ſeinem Prinzen Eduard, als ſeinem vermuthlichen Nachfolger, in dem Parlamentsſaal zu Weſtmünſter den 3 Julius huldigen, (t) und war darauf bemüht, ſich ſeine Ruhe damit zu verſichern, daß er Stillſtände und Bündniſſe mit auswärtigen Fürſten errichtete.

Damit niemand mehr übrig ſeyn möchte, der ihm verdächtig ſcheinen könnte, ließ er den Erzbiſchof von York, der ein Bruder des Grafen von Warwik war, der ihm ertheilten Verzeihung ohnerachtet, in das Schloß zu Guisnes feſtſetzen, wo er kurtz darauf für Kummer geſtorben. Der Herzog von Excetter, der in der Freyſtadt zu Weſtmünſter wie in einem Gefängniſſe leben mußte, machte ſich endlich aus dieſem Orte heraus, ohne daß man weiß, wie

(t) *Act. publ.* T. XI. p. 714.

wie und zu welcher Zeit. So viel iſt gewiß, daß er im Jahr 1474 an dem Ufer des Meers, in der Provinz Kent, todt gefunden worden.

Nun war der König wegen niemand mehr in Sorgen, auſſer wegen der beyden Herrn, die in Bretagne waren. Auch dieſe hätte er gerne aus dem Wege geräumet. Er ſchikte in dieſer Abſicht eine Geſandtſchaft an den Herzog von Bretagne, uud erſuchte ihn um die Auslieferung derſelben. Allein der Herzog entſchuldigte ſich ganz höflich, doch verſprach er, ſie genau zu verwahren, und davor zahlte ihm Eduard ein ſtarkes Jahrgeld, unter dem Schein, daß es zum Unterhalt beyder Gefangenen dienen ſollte.

Nachdem Eduard ſich mit dem Herzoge von Burgund, dem er ſo viel Dank ſchuldig war, wider Ludwig XI in Frankreich, dieſen unruhigen und unfriedlichen Fürſten, verbunden hatte, (u) berief er ein Parlament, welches ihm gerne einen Beytrag zu dem bevorſtehenden Kriege bewilligte, und nahm von den reichſten ſeiner Unterthanen Geld auf, welches Darlehen den Namen einer Benevolenz erhielte, damit anzuzeigen, daß die Privatleute ihr Geld gerne hergegeben hätten.

Als alles in Bereitſchaft war, ſezte er den 20 Junius des Jahrs 1475. nach Calais über, und ließ dem Könige in Frankreich durch einen Herold den Krieg ankündigen. Da er in die Picardie

(u) *Act. publ.* T. XI. p. 804. ſeqq.

cardie fortrükte, fand er nicht einen einigen Mann von dem Herzoge von Burgund, wie er gehoft hatte. Diß befremdete ihn ſo ſehr, daß er den Herzog um die Urſache befragen ließ, da dieſer eben noch mit der Belagerung von Nuys zu thun hatte. Der Herzog kam ſelbſt, ſich zu entſchuldigen, Eduard merkte aber, daß er ſich zu dieſem Kriege mehr zum Vortheile eines andern, als zu ſeinem eigenen verleiten laſſen. Er gab alſo denen Friedensvorſchlägen gerne Gehör, die ihm Ludwig antragen ließ. Die engländiſchen Geſandten, die bey dieſem Friedenswerke gebraucht wurden, hatten Vollmacht, den Frieden (x) unter folgenden Bedingungen zu ſchlieſſen: 1) ſollte Ludwig ihrem Könige innerhalb 14 Tagen 75,000 Thaler, und aufs künftige alljährlich 50,000 Thl. zahlen. 2) ſollte ſich der König verbindlich machen, den Dauphin mit der älteſten oder zweyten Prinzeſſin des Königs von England zu vermählen. Dagegen mußten ſie verſprechen, daß ihr Herr nach Erfüllung dieſer Bedingungen wieder nach England zurükkehren, einen Verbindnißvergleich mit Ludwigen ſchlieſſen, und einen Stillſtand auf 7 Jahre unterzeichnen würde.

Dieſer Vergleich wurde nahe bey Amiens den 29 Auguſt ohne ſonderliche Veränderung geſchloſſen, worüber der Herzog von Burgund ſehr empfindlich war.

Ehe

(x) *Act. publ.* T. XII. p. 14. 15.

Ehe Eduard wieder nach England gieng, kamen beyde Könige auf der Brücke zu Pequigny zuſammen, und ſchwuren einander, denſelben aufrecht zu halten. Ludwig war froh, daß er dißmal ſo gut aus dem Spiel kam, und bewieß ſich ſehr erkenntlich gegen die Vornehmſten des geheimen Rathes, um zu verhüten, daß nicht einer den König wieder auf andere Gedanken bringen möchte. Er ſchikte auch Eduarden ein Geſchenk von 300 mit Wein beladenen Wagen, um ſolchen unter ſein Heer auszutheilen, daher man Gelegenheit nahm, zu ſagen, daß ſich die Engländer vermittelſt einiger mit Wein beladener Wagen wieder in ihre Inſel zurükſchicken laſſen.

Im Jahr 1476 giengen aufs neue Geſandte nach Bretagne, um theils den Stillſtand zu erneuern, theils um die Auslieferung des Grafen von Richemont zu bitten. Wegen des leztern Puncts mußten ſie dem Herzoge ſagen, daß die Abſicht ihres Herrn dahin gehe, den Grafen mit einer ſeiner Prinzeſſinen zu vermählen, um durch dieſe Heurath die Häuſer Lancaſter und York zu vereinigen, und das Feuer der Uneinigkeit auf einmal zu löſchen, das ſo lange in England gebrannt hätte.

Der Herzog von Bretagne, der keine ſchlimme Abſichten vermuthete, gab Befehl, denen Geſandten den Grafen zu überliefern. Als ſie aber ſchon mit ihm auf dem Wege waren, ſtellte dem Herzoge einer von ſeinen Räthen vor, daß er wider Ehre, Billigkeit und

Gewiſ-

Gewiſſen gehandelt habe, daß er einen Prinzen, der ſich unter ſeinen Schuz begeben, ſeinem geſchwornen Feinde überantwortet hätte, und daß er dafür GOtt Rechenſchaft geben müſſe. Dieſe Vorſtellung würkte bey dem Herzoge ſo viel, daß er den **Peter Landais**, ſeinen Liebling, nachſchikte, mit dem Befehl, daß er den Grafen denen Geſandten wieder abnehmen ſollte. **Landais** kam eben zu St. Malo an, als ſie im Begrif waren, ſich zu Schiffe zu ſetzen, und durch ſeinen Beyſtand entgieng der Graf von **Richemont** gleichſam durch ein Wunderwerk der Gefahr, die ihn in **England** bedrohete, wo er einmal den Thron noch beſteigen ſollte.

Im Jahr 1478 zog das traurige Ende des Herzogs von Clarence jedermanns Aufmerkſamkeit auf ſich. (y) Dieſer Fürſt, der bey einem gar mäſigen Verſtande ſehr viel Ehrgeiz beſaß, hatte ſich, da der König noch unvermählt war, einfallen laſſen, daß er wol einmal den **engländiſchen** Thron beſteigen könnte. Da die Vermählung des Königs dieſe Hofnung zernichtete, ſo wußte er ſein Mißvergnügen darüber nicht zu verbergen. Der König fieng deswegen an, ſich ſeines Bruders Vortheile nicht ſonderlich angelegen ſeyn zu laſſen. Diß machte, daß er ſich mit dem Grafen von **Warwik** verband. Als er ſich dieſen Schritt reuen ließ, erwartete er dafür groſſe Belohnungen. **Eduard** aber glaubte, daß er mit der bloſen Verzeihung zufrieden ſeyn könne. Die Königin unter-

(y) *Biondi. ſabington.* **Erhard.**

terhielt ihn in dieſen Geſinnungen. Der Herzog von Glocester that an ſeinem Theil auch alles, was die Uneinigkeit unter ſeinen Brůdern erhalten konnte. Dieſer Herr wußte aber ſehr zurůkzuhalten, und ſeine Abſichten durch verborgene Gånge zu treiben, anſtatt daß der Herzog von Clarence ſeine Geſinnungen gar zu deutlich verrieth. Er mochte ſich wol ſelbſt in Gedanken auf den Thron von England ſetzen, obgleich die Mőglichkeit dazu noch ſehr entfernt war, weil ſeine beyde Brůder Kinder hatten. Inzwiſchen mußte doch der Herzog von Clarence vor allen Dingen aus dem Wege. Zu dem Ende brachte er dem Kőnige heimlich bey, daß dieſer damit umgehe, ſeinen Kindern die Crone zu rauben, und die unůberlegten Reden dieſes Herrn gaben dem Vorbringen einigen Schein.

Der Kőnig jagte in dem Thiergarten eines gewiſen Edelmanns, Namens Burdett, der ein Vertrauter des Herzogs von Clarence war, und erlegte einen weiſſen Hirſch, den der Edelmann ſehr liebte. Burdett ſtieß in der erſten Hitze die Worte aus: er wollte, daß das Hirſchgeweyhe dem im Leibe ſtåke, der ihn erſchoſſen habe. Dieſe Worte koſteten ihm das Leben. Der Herzog von Clarence beſchwerte ſich wegen der Hinrichtung ſeines Freundes auf eine bittere Art gegen den Kőnig, daß er gegen einen Bruder ſo wenig Achtung trůge, dem er doch die Crone zu danken hått. Ja er redete ſo gar von Rache, und åuſſerte, daß ſein Bruder

der auſſer der Ehe erzeuget worden, und alſo kein Recht an die Crone habe. Dis brachte ihm den Untergang. Seine Sache wurde vor dem Parlament unterſucht, und er, weil er den König, die Königin und den Herzog von Gloceſter wider ſich hatte, zum Tode verurtheilet. Der König erlaubte ihm, ſich ſelbſt eine Art des Todes zu wählen. Um ſich alſo der öffentlichen Schmach nicht auszuſetzen, bat er, daß er in einem Faß voll Malvaſier erſäuft werden möchte. Dis iſt die allgemeine Meynung. Witlok drücket ſich aber ohne Zweifel richtiger aus, wenn er ſagt: daß er, wie man glaubt, in einem Faß Wein, doch nicht ohne Vorwiſſen des Königs, erſäuft worden.

Bis in das Jahr 1480 gieng nichts beſonders in England vor, auſſer daß der König ſich gänzlich den Luſtbarkeiten überließ, die ihn viel Geld koſteten. Um dem Mangel zuvorzukommen, ließ er reiche Leute des Verbrechens der beleidigten Majeſtät anklagen, um einen Vorwand zu haben, ihre Güter einzuziehen, oder ihnen die Verzeihung für groſſe Summen zu verkaufen.

Nachdem Ludwig Eduarden lange wegen der Heurath des Dauphins mit einer engländiſchen Prinzeſſin aufgezogen hatte, ſo fand er kein ander Mittel, ſich dieſes Verſprechens zu entledigen, als daß er den König Jacob III in Schottland wider Eduarden aufhezte. Er konnte dieſes um ſo leichter thun, da ſich Ja-

cob von drey aus dem Staube erhobenen Räthen regieren ließ, denen alles für Geld feil war. Im Monat Junius 1481 fiengen die Schottländer die Feindſeligkeiten würklich an, ehe ſich noch Eduard in genugſame Verfaſſung geſezt hatte. Er eilte aber auch nicht ſonderlich, ein Heer gegen ſie anrücken zu laſſen, weil der damalige Zuſtand Schottlands ihn hoffen ließ, daß die Sache gütlich könnte beygeleget werden, und er ſich lieber an Ludwigen rächen wollte, deſſen Abſichten ihm nun ſichtbarer wurden.

Ein Umſtand aber machte, daß er denen Schottländern heftiger zu Leibe gieng, als er anfänglich Willens geweſen. Alexander, Herzog von Albanien, ein Bruder des Königs von Schottland, kam im Jahr 1482 nach England an, da er Gelegenheit gefunden hatte, aus ſeinem Gefängniß zu entkommen, darein er geſetzet worden, weil man fürchtete, er möchte den Tod ſeines Bruders Johann rächen, den dieſer erleiden mußte, weil er zu frey von der Aufführung des Königs geſprochen hatte. Alexander ſuchte ſich mit Hülfe Eduards auf den ſchottländiſchen Thron zu ſchwingen, und gieng, im Fall die Sache glüklich abliefe, ſolche Bedingungen ein, die England ſehr vortheilhaft waren (z). Der Herzog von Gloceſter mußte alſo in Schottland einbrechen. Jacob gerieth darüber in die äuſſerſte Verlegenheit, weil er unbedachtſamer Weiſe einen Krieg

(z) *Act. publ.* T. XII. p. 156.

Krieg angefangen hatte, zu deſſen Fortſetzung er nicht bereit genug war. Er wußte kein anderes Mittel zu ſeiner Rettung, als daß er den Adel verſammelte, der mit ihm ſehr übel zufrieden war. Die Herrn kamen mit ihren Völkern nach Lauther. Da ſie aber ſahen, daß der König faſt niemanden, als ſeinen drey Lieblingen, Gehör gab, ſo drungen einige in des Königs Zimmer ein, holten ſie heraus, und lieſſen ſie im Lager aufknüpfen. Jacob gab im erſten Schrecken gute Worte. Einige Tage darauf begab er ſich auf das Schloß zu Edimburg. Da ſich alſo das Heer ohne Haupt befand, gieng alles aus einander. (a)

Der Herzog von Glocester hatte nun keine Schwürigkeit, ſich der Hauptſtadt zu bemächtigen. Er wünſchte, ſich mit dem Könige zu unterreden. Da ihm aber kein Gehör gegeben wurde, ſo ließ er an allen vier Enden der Stadt bekannt machen, daß, wenn ſich Jacob nicht vor dem September bequemte, die mit England errichtete Verträge zu erfüllen, er alles in Feuer und Flammen ſetzen würde. Unterdeſſen verſammelte ſich der Adel zu Hadington, und verſprach an ſeinem Theil alles zu thun, was England mit Recht fordern könnte. Der Herzog von Alban begab ſich ſelbſt zu den ſchottländiſchen Herrn, und brachte durch ſeine Vermittelung den Frieden zuwege, wobey er ſich nicht vergaß, ſondern ſich eine Verzeihung wegen dem vergangenen, und die

(a) Buchanan. Biondi. Habington.

Wiedererſtattung ſeiner Güter bedung. Dagegen gelobte er, dem König, ſeinem Bruder, den Eyd der Treue zu ſchwören. Denen Engländern wurde unter andern zugeſtandenen Forderungen das Schloß von Barwik übergeben.

Nach geendigtem Kriege mit Schottland dachte Eduard an nichts mehr, als wie er ſich an Frankreich rächen möchte. Er konnte den Schimpf nicht verſchmerzen, der ihm durch die Verlobung des Dauphins mit Margarethen von Oeſterreich angethan worden, indem er ſeine Tochter ſchon Madame la Dauphine hatte nennen laſſen. Er mochte wol nicht mehr daran gedenken, was er Ludwigen in einem ähnlichen Falle bewieſen. Mitten unter denen Kriegszurüſtungen wurde er aber mit einer tödtlichen Krankheit befallen, über deren Urſache man nicht einig iſt. Er ſtarb den 9 April 1483 im 42ſten Jahr ſeines Alters, nachdem er 22 Jahre und einen Monat regiert hatte.

Dieſer Fürſt war einer der ſchönſten Mannsperſonen ſeiner Zeit. Er hatte ein freyes und ungezwungenes Weſen. Seine Leutſeligkeit und Tapferkeit erwarben ihm die Liebe des Volks. Eine Zeitlang war er ſehr freygebig; die Noth zwang ihn aber, ſich darinnen zu mäſſigen. Er verband viel Wiz mit einer gründlichen Beurtheilungskraft, die aber doch auch manchmal hintergangen worden. Daß er dabey grauſam, meineydig und unenthaltſam

ſam geweſen, davon haben wir die Beyſpiele in ſeiner Geſchichte geſehen. Seine Siege ſind das bewunderungswürdigſte in ſeinem Leben. Nie verlor er ein Treffen, wobey er ſelbſt gegenwärtig geweſen. Mit ſeiner Gemahlin hatte er drey Prinzen und acht Prinzeſſinen erzeugt. Ein Sohn und zwey Töchter ſtarben in der Kindheit. Von ſeinen zwey hinterlaſſenen Söhnen **Eduard** und **Richard** werden wir gleich mehreres reden.

Eduard V.

Eduard V wurde nach dem Tode ſeines Vaters zum König ausgerufen. Er war damals 12 bis 13 Jahr alt. Die Hauptſache dieſer kurzen und unglüklichen Regierung beſtehet in den Mitteln, die der Herzog von Gloceſter angewendet, ſich an ſeiner ſtatt auf den Thron zu ſchwingen. Um dieſes zu verſtehen, müſſen wir die Beſchaffenheit des Hofs noch vor dem Tode **Eduards** IV kurz anzeigen.

Es waren zu der Zeit zwey Partheyen in **England**. Die Königin, die, der Untreue ihres Gemahls ohnerachtet, ihm alle Arten von Gefälligkeiten erwieſen, hatte durch dieſe kluge Nachſicht ihre Verwandten zu den höchſten Ehrenſtuffen im Königreiche befördert. Dis hätte noch hingehen mögen, wenn ſie nur nicht durch ihr Anſehen vielen Perſonen zur Pairs-

würde geholfen hätte, die daran gar keinen Anſpruch hatten. Dis gab Anlaß, daß man einen Unterſchied unter dem alten und neuen Adel machte. Dem leztern wurden die wichtigſte Aemter im ganzen Reiche anvertrauet. Die Königin wollte ſich durch dieſen ihren Anhang der Reichsverwaltung verſichern, wenn ſie ihren Gemahl überleben ſollte. Allein eben dieſe Vorſicht war es, was ihr und ihrem Hauſe den gröſten Nachtheil brachte.

Aller ihrer Mühe ohngeachtet, die ſie anwandte, den alten Adel vom Hofe zu verbannen, konnte ſie doch nicht hindern, daß ihr Gemahl den Heinrich Stafford, Herzogen von Bukingham, Wilhelm Haſtings und Thomas Stanley, beybehielte, weil ihm dieſe Herrn die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatten.

Unter den Beyſchläferinnen des Königs hatte ſich Madame Shore, die der König um ihrer Schönheit und Grosmuth willen einem Bürger in London abgenommen, einen groſſen Rang bey Hofe erworben.

Der Herzog von Glocеſter, der ſich gut zu verſtellen wußte, bezeugte der Königin öffentlich viele Ergebenheit, insgeheim aber trat er mit denen nur genannten drey Herrn in Verbindung, weil er ſie einmal glaubte nöthig zu haben.

Ehe noch Eduard krank wurde, hatte er ſeinen älteſten Prinzen mit dem Grafen von Rivers, ſeinem Hofmeiſter, in das Land Wallis

lis geſchikt, um daſelbſt einige Unruhen zu ſtillen.

Da er merkte, daß ſein Ende herannahete, war er bemüht, beyde Partheyen mit einander zu verſöhnen, weil er von ihrer Uneinigkeit üble Folgen für ſein Haus beſorgte, und er hatte das Vergnügen, dem äuſſerlichen Scheine nach ſein Verlangen geſtillt zu ſehen. Kaum aber war er todt, ſo zeigte ſichs, daß dieſe Verſöhnung nichts weniger, als aufrichtig geweſen.

Gleich nach dem Hintritt **Eduards** ſchrieb die Königin an ihren Bruder, den Grafen von **Rivers**, daß er Volk anwerben ſollte, um den jungen König ſicher nach **London** führen zu können.

Zu gleicher Zeit gaben der Herzog von **Bukingham** und der Lord Haſtings, dem Herzoge von Gloceſter, der ſich damals zu York befand, von dem Tod des Königs und denen Anſtalten der Königin Nachricht, und ſtellten ihm vor, daß er eilen müßte, wenn er ihr in der Reichsverwaltung zuvorkommen wollte.

Dieſe Herrn, die **Eduard** IV ſehr ergeben waren, und die Königin haßten, hatten wol keine andere Abſicht, als dieſer die Reichsverwaltung zu entziehen. Der Herzog von Gloceſter bat ſie auf die erhaltene Nachricht, ſie möchten ſich zu ihm nach Northampton begeben, damit er ſich mit ihnen unterreden könnte.

Da ſie erſchienen, ſtellte er ihnen in einer langen Rede die Gefahr vor, in welcher ſie ſtůnden, wenn die Kőnigin die oberſte Gewalt bekommen ſollte. Dieſe Rede fand Beyfall, und man ůberlegte jezo nur, wie man ſich der Perſon des jungen Kőnigs verſichern kőnnte. Solches mit Gewalt zu thun, war zu ſchwer, und zu verdåchtig. Man wurde alſo einig, ſich der Liſt zu bedienen. Der Herzog von Gloceſter bezeugte in einem Schreiben der Kőnigin den ſchmerzlichen Antheil, den er an dem Tod ſeines Bruders, ihres Gemahls, nåhme, und verſicherte ſie ſeiner Treue und Redlichkeit auf eine Art, die der Kőnigin nicht den geringſten Verdacht einer bőſen Abſicht ůbrig laſſen konnte. Um ſo mehr ließ ſie ſich den Rath gefallen, ihre Vőlker, die ſie in Wallis anwerben laſſen, wieder abzudanken, da er ihr vorſtellte, daß die Beybehaltung derſelben leicht ůbel ausgelegt, und die Uneinigkeit wieder erneuert werden kőnnte, die der verſtorbene Kőnig ſo glůklich beygelegt håtte.

Der Graf von Rivers bekam alſo Befehl, den jungen Kőnig ohne Vőlker nach London zu fůhren. Als ſie nicht mehr weit von Northampton waren, giengen ihnen die Herzoge von Gloceſter und von Bukingham entgegen, und ſagten dem Grafen, daß Northampton ſo voll von Fremden wåre, daß es beſſer fůr die Bequemlichkeit des Kőnigs ſeyn wůrde, wenn er ſein Nachtlager zu Stony-Strafford nehmen wollte. Da dieſe Herrn wieder nach Northam-

hampton giengen, that einer dem Grafen wie von ohngefehr den Vorſchlag, ob er nicht einige vergnügte Abendſtunden bey ihnen zubringen wollte, und der Graf ließ ſich nicht lange bitten, weil er dieſe Einladung für ein Zeichen ihrer redlichen Ausſöhnung hielte, und glaubte, daß er in Geſellſchaft gedachter Herrn morgens zeitig genug wieder beym Könige ſeyn könnte.

Ein Theil der Nacht wurde ganz vertraulich zugebracht, frühe aber, da der Graf noch ſchlief, waren die beyde andern Herrn ſchon reiſefertig. Ein Bedienter machte ſolches dem Grafen bekannt. Er kam eilends herbey, und fand ſie in ganz andern Geſinnungen. Er mußte allerhand Vorwürfe hören, und ſich als einen Gefangenen verwahren laſſen.

Darauf ſezten ſie ihre Reiſe zum Könige fort, und ſuchten Händel an den Lord Gray, des Königs Halbbruder, und gaben ihm ſchuld, daß er ſich nebſt andern der Perſon des Königs habe bemächtigen wollen. Ob nun gleich der junge Prinz ihm ſelbſt das Wort redete; ſo wurde er doch nebſt den Rittern Vaughan und Hawſe in Verhaft genommen, und der König nach Northampton gebracht. Die gefangene Herrn wurden auf das Schloß zu Pontfract abgeführet. Der König war über ſein und ſeiner Begleiter Schikſal ſehr gerühret. Inzwiſchen hatte er keine andere Waffen, als ſeine Thränen, die aber nicht viel ausrichteten. Doch wurde ihm alle äuſſerliche Ehrerbietung erwieſen, um dem Volk einen blauen Dunſt zu machen.

Kaum hörte die Königin dieſe verdrüßliche Nachricht; ſo bereuete ſie, daß ſie dem Herzog von Gloceſter getrauet, und nahm mit ihrem zweyten Prinzen und ihren Prinzeſſinen ihre Zuflucht in die Freyſtadt von Weſtmünſter.

Der Lord Haſtings, welcher zu **London** war, vernahm in der Nacht den Vorgang zu Northampton, und gab ſogleich dem Groß=canzler davon Nachricht. Er ließ ihm dabey wiſſen, daß wegen der Perſon des Königs nichts zu fürchten ſey. Mit dieſer Verſicherung ſuch=te der Großcanzler die Königin zu tröſten. Um ihr alle ſorgliche Gedanken zu benehmen, füg=te er hinzu, daß ja der Herzog von York, des Königs Bruder, auſſer der Gewalt ihrer Feinde ſey, und daß, im Fall dieſem etwas hartes be=gegnen ſollte, er ſogleich bereit ſey, jenen zu crönen.

Indeſſen wäre es zu **London** bey nahe zu einem Aufſtand gekommen, wenn nicht der Lord Haſtings, der ſehr viel bey der Bürgerſchaft galt, ihn dadurch verhindert hätte, daß er de=nen Bürgern bekannt machte, daß der Graf von **Rivers** und einige andere Herrn nur da=rum wären eingezogen worden, weil ſie denen Herzogen von **Gloceſter** und von **Bukingham** nach dem Leben geſtanden wären.

Kurz darauf kamen leztere mit dem Könige nach **London**, und führten ihn in den biſchöf=lichen Pallaſt, wodurch dann aller Argwohn bey den Bürgern verſchwand, den die Bege=benheit zu **Northampton** in ihnen erregt hatte.

Nach

Nach dieſem berief der Herzog von Gloceſter einen groſſen Rath, um die Einrichtung der Regierung während der Minderjährigkeit des Königs zu treffen. Weil dieſe Verſammlung meiſtens aus Leuten beſtund, die ihm geneigt waren; ſo wurde er zum Protector des Königs und des Reichs ernennet.

So bald dieſes geſchehen war, wurde dem Erzbiſchofe von York das groſſe Siegel genommen, und dem Biſchofe von Lincoln anvertrauet. Der Herzog machte auch noch viele andere Veränderungen, und ſchob überall ſeine Anhänger ein.

Er konnte aber doch unmöglich ſeine Abſichten erreichen, ſo lange er den Herzog von York nicht in ſeiner Gewalt hatte. Er brachte alſo bey dem Rathe in Vorſchlag: ob es nicht nöthig ſeyn möchte, den Herzog von York der Königin zu nehmen, und ihn dem Könige zur Geſellſchaft zu geben. Er unterſtüzte dieſen Vorſchlag mit vielen ſcheinbaren Gründen, und es wurde beſchloſſen, den Erzbiſchof von Canterbury an die Königin zu ſchicken, der ſie um die Auslieferung deſſelben erſuchen ſollte.

Der Erzbiſchof übernahm den Auftrag, und wandte alle ſeine Beredſamkeit an, um die Königin zu vermögen, in ſein Geſuch zu willigen, und er redete um ſo dreiſter, weil er in der That nichts ſchlimmes für den jungen Prinzen befürchtete. Die Königin weigerte ſich lange, und äuſſerte mit deutlichen Worten ihre Beſorgniß. Der Erzbiſchof gab ſich aber alle

Mühe,

Mühe, ihr ſolche zu benehmen. Endlich ließ ſie ſich überreden, und übergab ihm ihren Prinzen, nachdem ſie unter vielen Thränen den zärtlichſten Abſchied von ihm genommen hatte. Kaum hatte der Protector beyde Brüder in ſeinen Händen, ſo ließ er ſie aus dem biſchöflichen Pallaſt unter einigem Vorwande in den Tour bringen.

Bisher mochte der Herzog von Gloceſter dem von Bukingham ſeine geheimſte Abſichten noch nicht entdekt haben. Nun aber erklärte er ſich näher gegen ihn. Und es war ihm um ſo leichter, ihn in ſeine Verſchwörung zu ziehen, da ihm die eigennüzige Grundſätze dieſes Herrn nicht unbekannt waren. Er verſprach ihm groſſe Vortheile, und von dieſer Zeit an war Bukingham eifrig bemüht, der Sache einen glüklichen Erfolg zu verſchaffen.

Der Protector trat mit ſeinen Vertrauten öfters zuſammen, um einen Entwurf zu machen, nach dem das Vorhaben am beſten könnte ausgeführet werden. Endlich wurde beſchloſſen 1) die Gefangene zu Pontfract aus dem Wege zu räumen. 2) Leute von ſchlechter Denkungsart in die Verſchwörung zu ziehen. 3) Gründe ausfindig zu machen, wodurch die Anſprüche des Herzogs von Gloceſter könnten ſcheinbar gemacht werden. 4) den Lord Haſtings entweder zu gewinnen, oder auf die Seite zu ſchaffen.

Dieſem Entwurf zu folge, gab der Protector dem Statthalter von Pontfract Befehl, die gefangene Herrn zu einer beſtimmten Zeit ent-

enthaupten zu laſſen. Er brachte Edmund Schaw, damaligen Mayor von London, deſſen Bruder Johann Schaw, einen berühmten Prediger, den Auguſtinerprovincial Pincker, und einen Vertrauten des Lords Haſtings, mit Namen Catesby, auf ſeine Seite. Durch dieſe Leute ließ er ausſprengen, daß Eduard IV und ſeine Kinder aus keiner rechtmåſſigen Ehe erzeugt wåren. Um das leztere glaubend zu machen, gab man vor, daß der König ſich ſchon zu weit mit Eliſabeth Lucy eingelaſſen gehabt, ehe er die Woodwille geheurathet habe. Weil aber doch der Beweiß hievon ſchwer zu geben war, ſo fand man für rathſamer, ſich an das erſtere zu halten, weil man es mit der Auſſage des Herzogs von Clarence ſelbſt darthun konnte. Der Herzog von Gloceſter ſcheuete ſich alſo nicht, ſeine Mutter eines Ehebruchs beſchuldigen zu laſſen, um ſeinem Ehrgeiz ein Genüge zu thun.

Nach dieſem ſezte der Protector einen eigenen Rath nieder, der ſich über die Crönung des jungen Königs berathſchlagen mußte. Er wåhlte dazu ſolche Perſonen, die dem Hauſe Eduards IV ergeben waren. Wie er aber dieſes nur verſtellter Weiſe that; ſo verſammelte er zu gleicher Zeit einen andern Rath aus ſeinen Anhångern, der dem Werk Hinderniſſe in Weg legen mußte.

Der Lord Stanley, ein Herr von ſcharfer Einſicht, fieng zuerſt an, einen Verdacht in die Abſichten des Protectors zu ſetzen. Er entdekte

dekte ſolchen ohngeſcheut denen übrigen Gliedern des Raths, und bat ſie, auf Mittel bedacht zu ſeyn, wodurch man dem Unheil zuvorkommen könnte. Der Lord Haſtings, der dem Protector würklich nichts böſes zutrauete, benam ihm aber allen Argwohn. Er verſicherte, daß er in dem gegenſeitigen Rath einen Vertrauten hätte, der ihm gleich davon Nachricht geben würde, wenn etwas wider den König ſollte angeſponnen werden. Er wußte aber nicht, daß ihm Catesby treuloß geworden wäre.

Da indeſſen der Protector dem Lord Haſtings nur halb trauete; ſo gab er dem Catesby den Auftrag, ihn auszuforſchen. Und ſo bald erfuhr er nicht, daß dieſer Herr ehe alles wagen würde, als er geſchehen lieſſe, daß etwas zum Nachtheil des Königs unternommen würde; ſo beſchloß er ſeinen Untergang.

Um dieſen zu beſchleunigen, ließ er einen Rath in dem Tour zuſammen kommen, darinne die Sache wegen der Crönung des Königs ſollte zu Ende gebracht werden. Er verfügte ſich ſelbſt morgends um 9 Uhr mit einer heitern Mine in denſelben, gieng aber bald darauf wieder weg.

Eine Stunde darnach kam er mit ganz veränderten Geſichtszügen wieder, und fragte: **Mylords, was für eine Strafe verdienet der, der ſich wider mein Leben verſchworen?** Der Lord Haſtings antwortete: er verdiene als ein Verräther beſtraft zu werden. **Die Hexe, meine Schwägerin, iſt es,** ſagte der Herzog, **mit ihren Genoſſen.** Alle Glieder des Raths erſchraken, weil

ſie

ſie der Königin ergeben waren, nur der Lord Haſtings nicht, der ſie allezeit aufs äuſſerſte gehaſſet. Darauf wieß der Herzog denen Räthen ſeinen linken Arm, der geſchwunden war, und ſagte mit einer heftigen Bewegung: ſehet, wie mich die Zauberin und die unwürdige Shore zugerichtet haben; bald würde mein ganzer Leib ſo ausſehen, wenn die ehrvergeſſene Rotte mir nicht wäre entdecket worden. Diß ſezte die Herrn in noch gröſſere Verwunderung, weil ſie wußten, daß des Herzogs Arm ſchon lang ſo beſchaffen geweſen. Der Lord Haſtings, den die Shore ſeit dem Tod Eduards bey ſich hatte, gab zu erkennen, daß, wenn auch die Königin ſchuldig wäre, er doch ſehr zweifle, daß die Shore Antheil daran habe. Was? antwortete der Protector, ich ſage euch, daß ſie ſich gegen mein Leben verſchworen haben, und daß ihr ſelbſt einer von ihren Mitgenoſſen ſeyd. Darauf ſchlug er auf den Tiſch, und es kam ein Haufe bewafneter Leute hinein, und der Protector ſagte zu dem Haſtings: du biſt mein Gefangener deines Verbrechens und Hochverraths wegen. Wer? ich, Mylord, erwiederte Haſtings. Ja, du, Verräther, antwortete der Protector, und übergab ihn der Wache. Kaum ließ man ihm ſo viel Zeit, einen Prieſter holen zu laſſen, als er in dem Hofe des Tours enthauptet wurde. Es iſt merkwürdig, daß dieſer Herr an eben dem Tage und in eben der Stunde ſein Leben verloren, als die Gefangene zu Pontfract

hingerichtet worden, zu deren Tod er geholfen hatte. Hiernächſt wurde der Lord Stanley, der Erzbiſchof von York und der Biſchof von Ely in Verhaft genommen, weil ſie der Protector auſſer Stand ſetzen wollte, ihm zu ſchaden.

Die Shore wurde darauf ihres Verbrechens wegen verhöret. Da man aber nichts auf ſie bringen konnte; ſo mußte ſie doch um ihres liederlichen Wandels willen in der St. Pauls-Kirche in bloſem Hemde, mit einer brennenden Kerze in der Hand, vor dem ganzen Volk Kirchenbuſſe thun.

In dieſem Schrecken, worein die Groſſen des Reichs geſetzet worden, glaubten der Protector und der Herzog von Bukingham, daß es Zeit ſey, ihre Abſichten zu entdeken. Nur wußten ſie nicht, wie ſie dem Volk zu London die Gerechtigkeit ihres Unternehmens begreiflich machen ſollten. Sie fanden kein geſchikteres Mittel, als daß ſie unter demſelben mehr als jemals ausſprengen lieſen, die Kinder Eduards IV wären aus keiner rechtmäſſigen Ehe erzeuget.

Der beredte Prediger Schaw ſollte dem Gerüchte auf der Canzel erſt das rechte Gewicht geben. Er predigte zu dem Ende über die Worte aus dem Buch der Weißheit 4, 3. **Was aus der Hurerey gepflanzet wird, das wird nicht tief wurzeln.** Er vergas nicht, ſeinen Saz mit vielen Beyſpielen aus der weltlichen und Kirchengeſchichte zu erläutern, und ſie auf den damaligen Zuſtand Englands zu deuten.

ten. Es war verabredet worden, daß, wenn der Doctor eben mit der vortheilhaften Schilderung des Protectors beſchäftigt ſeyn würde, dieſer ſich zeigen ſollte, weil man hoffte, daß das gerührte Volk ihn als König begrüſſen würde. Allein der Herzog kam zu ſpät, und der Redner handelte ſchon von etwas anders. Er lenkte aber ſeine Rede doch wieder auf den vorigen Gegenſtand, und wiederholte, was er bereits zum Vortheil des Protectors geſagt hatte. Seine Beredſamkeit hatte aber dißmal eine ſchlechte Würkung, worüber ſich der Doctor ſoll zu tode bekümmert haben.

Da dieſer Verſuch mißlungen war, ſo hielt der Herzog von Bukingham an das zu Guildhall, dem Stadthauß von London, verſammelte Volk eine Rede, darinnen er es an das wieder erinnerte, was ihm auf der Canzel war vorgetragen worden. Er fügte hinzu, daß der geheime Rath und die Gemeinen, beſonders der mitternächtigen Provinzen, ſich erkläret, daß die Crone dem Herzoge von Glocester, als dem einigen ächten Sohne des Herzogs von York, gebühre. Man hätte zwar Urſache zu glauben, daß dieſer großmüthige Fürſt das Anerbieten ausſchlagen würde; doch könnte es ſeyn, daß er ſich bewegen lieſſe, wenn er die Neigung der Einwohner von London ſehen würde; er bäte ſie alſo, ſich zu erklären. Das allgemeine Stillſchweigen ſezte den Herzog in groſſe Verwunderung. Daher ließ er den Recorder, der ordentlicher weiſe an das Volk zu reden pflegte, ſei-

nen Vortrag wiederholen. Darauf ſchrien einige Bediente des Herzogs von Bukingham, die ſich unter das Volk gemiſcht hatten: **Es lebe der König Richard.** Einige Bürger, die beſtochen waren, folgten dem Geſchrey, nebſt einigen von der niedrigſten Gattung des Pöbels. Der Herzog ergrief das Wort wieder, und bezeugte ſeine Freude über den Beyfall, den das Volk ſeinem Vorſchlag gegeben, und erſuchte daſſelbe, ſich den folgenden Tag um die nehmliche Zeit wieder einzufinden, da ſie denn dem Protector eine Bittſchrift überreichen wollten, daß er ſich ihre Entſchlieſſung möchte gefallen laſſen. Darauf giengen die Bürger mit betrübten Herzen nach Hauſe.

Den Tag darnach verfügte ſich der Herzog von Bukingham, nebſt dem Mayor und den Aldermans und einer groſſen Menge Leute von ihrer Rotte, in den Pallaſt des Protectors, und trugen demſelben im Namen des ganzen Volks die Crone an.

Der Protector weigerte ſich änfänglich in ihr Begehren zu willigen. Da aber der Herzog von Bukingham ihm drohete, daß, wenn er die Crone nicht annehmen wolle, ſie gezwungen wären, ſolche einem andern anzutragen; ſo ſagte er endlich: weil das Königreich keines von Eduards Kindern auf dem Throne ſehen wollte, welches ihm ſehr leyd ſey; ſo hätte freylich niemand kein näheres Recht dazu, als er. Und da er auf eine ſo freye Art von den Groſſen und Gemeinen gewählet worden; ſo übernehme er dann

dann die Regierung beyder Reiche, England und Frankreich. Nach dieſer Rede hörte man das Geſchrey: Es lebe Richard III, und ein jeder gieng wieder heim, und ſtellte Betrachtungen über dieſes Luſtſpiel an, wie ihm ſolche der Vortheil oder die Einſichten und Leydenſchaften eingaben.

Richard III,

mit dem Zunamen der puklige.

Der Herzog von Gloceſter wurde alſo den 22 Junius 1483, unter dem Namen Richards III, zum Könige ausgerufen. Er hätte ſich gleich können crönen laſſen, weil alle Anſtalten dazu gemacht waren. Er verſchob es aber bis auf den 6 Julius, weil er zuvor 5000 Mann aus Mitternacht erwarten wollte, indem er denen Bürgern zu **London** nicht trauete.

Nachdem **Richard** in den erſten Tagen ſeiner Regierung die vornehmſten Aemter nach ſeinem Gefallen beſetzet, und die bey der Hinrichtung des Lord Haſtings gefänglich eingezogene Herrn wieder frey gelaſſen hatte, auſſer den Biſchof von Ely, der nach Breknok abgeführet wurde; ſo war er auf nichts mehr bedacht, als wie er die auf eine unrechtmäſſige Art an ſich gebrachte Crone behaupten möchte. Hierin ſtund ihm niemand mehr im Wege, als

ſeine beyde Vettern. Er beſchloß alſo, ſie ſeiner Regierſucht aufzuopfern.

Damit er aber den Verdacht einer ſo ſchändlichen That von ſich entfernen möchte, unternahm er eine Reiſe nach York. Er wurde von dem Herzoge von Bukingham bis nach Glocester begleitet. Da dieſer Herr einen rechtmäſſigen Anſpruch an die Helfte der Erbfolge des Hauſes Hereford zu haben glaubte, und der König ihm als Protector den Beſitz derſelben verſprochen hatte; ſo nahm er auf dieſer Reiſe Gelegenheit, Richarden an ſein Wort zu erinnern: er bekam aber eine Antwort, die er nicht vermuthet hatte. Diß verdroß ihn ſo ſehr, daß er um die Erlaubniß bat, ſich auf ſeine Güter begeben zu dörfen. Nachdem er ſolche erhalten, ſchied er von dem Könige mit einem Herzen voll Rache.

Indem der König ſich noch zu Gloceſter aufhielt, ſchikte er dem Brakenbury, Befehlshabern im Tour zu London, einen Befehl zu, ſeine beyde Vettern hinzurichten. Da ſich aber dieſer dazu nicht entſchlieſſen wollte; ſo bekam Jacob Tyrrel dieſen grauſamen Auftrag, der auch die unſchuldige Prinzen in ihren Betten erſtikte, und ſie unter einer kleinen Treppe verſcharren ließ, wo ihre Gebeine im Jahr 1674 gefunden, und in das königliche Begräbnis zu Weſtmünſter gebracht wurden.

Nun glaubte Richard auf dem Throne ſicher zu ſeyn. Er betrog ſich aber ſehr. Der Herzog von Bukingham, ein kluger, unterneh-

men-

mender und gewiſſenloſer Herr, konnte es nicht verdauen, daß der König ihm ſein Geſuch abgeſchlagen hatte. Er wollte ſich wegen dieſem Undank rächen. Zu dem Ende trat er mit dem Biſchof von Ely, Doctor Morton, den er auf ſeinem Schloß Breknock in Verwahrung hatte, in Unterredung, die dahin abzielte, wie man Richards, dieſes Ungeheuers, loß werden könnte. Der Biſchof wollte anfänglich nicht recht mit der Sprache heraus, weil er fürchtete, der Herzog möchte ihm eine Schlinge legen. Da er ſich aber von des Herzogs Geſinnungen genug überzeugt hatte, that er ihm den Vorſchlag, er ſollte ſuchen, ſich ſelbſt der Crone zu bemächtigen, weil er niemand wüßte, der ein näheres Recht darauf haben könnte.

Der Herzog verwarf aber den Vorſchlag darum, weil er beſorgen mußte, daß alle Anhänger der Häuſer York und Lancaſter ſich ſeinen Unternehmungen widerſetzen würden, und ſagte: daß Heinrich, Graf von Richemont, nicht nur einen gegründetern Anſpruch an die Crone hätte, ſondern ſich auch der Unterſtüzung von der Parthey des Hauſes Lancaſter verſichern könnte. Ueberdis wäre ihm beygefallen, wie man auch die Anhänger des Hauſes York gewinnen könnte. Diß würde geſchehen, wenn man den Grafen die älteſte Prinzeſſin Eduards IV, Eliſabeth, heurathen lieſſe. Durch dieſe Vereinigung beyder Häuſer könnte aller Saame der Uneinigkeit erſtikt werden. Der Biſchof trat der Meynung des Herzogs gerne bey,

weil ſie billig und dem Beſten des Reichs ſehr gemäß war.

Um den Entſchluß ins Werk zu ſetzen, fand man für nöthig, der Gräfin von Richemont von der Sache Nachricht zu geben, damit ſie ihren Sohn ſolche wiſſen laſſen, und die Einwilligung der verwittibten Königin zur vorgeſchlagenen Vermählung erhalten möchte.

Die Gräfin ließ ſich bereitwillig finden. Da ſie aber nicht ohne Verdacht in die Freyſtadt von Weſtmünſter, wo ſich die Königin noch aufhielte, gehen konnte; ſo bediente ſie ſich ihres Arztes, mit Namen Lewes, der die Königin von allem, was vorgieng, unterrichten mußte. Man kan ſich leicht vorſtellen, daß es nicht viel Mühe koſtete, eine gewünſchte Antwort von ihr zu bekommen.

Nachdem dieſes geſchehen war, arbeitete man, ſich Anhänger zu machen, welches bey dem allgemeinen Haß, den das Volk gegen den blutdürſtigen Richard hegte, eine leichte Sache war.

Nach denen genommenen Maasregeln war es Zeit, den Grafen von Richemont von dem Vorhaben zu benachrichtigen. Seine Mutter fertigte zwey Botten auf verſchiedenen Wegen an ihn ab, die ihn nach England einladen mußten, wo alles zu ſeinem Empfang bereit wäre.

Der Graf war über dieſe Nachricht ſehr vergnügt. Doch ſahe er wohl ein, daß er ohne Einwilligung und Beyſtand des Herzogs von

Bretagne nichts würde unternehmen können. Er vertraute ihm alſo das gantze Geheimniß, und fand ihn geneigter, als er vermuthet hatte. Der Herzog hatte einen Anſpruch an die Grafſchaft Richemont in England, und er verſprach dem Grafen Volk und Schiffe unter der Bedingung, daß er ihm dieſelbe abtreten ſollte, wenn ſein Vorhaben glüklich von ſtatten gienge. Der Graf machte keine Schwürigkeit, und ließ ſeiner Mutter wiſſen, daß er gegen den October hofte in Bereitſchaft zu ſeyn, nach England gehen zu können. Nun verlohren die Verſchworne keine Zeit, Volk anzuwerben, und einen Aufſtand zu erregen.

So heimlich die Sache getrieben wurde, ſo konnte man doch nicht verhüten, daß Richard nicht einigen Wind von dieſen Bewegungen bekam. Er konnte ſich nicht gleich einfallen laſſen, wer der Urheber eines ſo gefährlichen Anſchlags ſeyn möchte. Endlich aber glaubte er denſelben in der Perſon des Herzogs von Bukingham zu finden. Er berief ihn deswegen nach Hofe; der Herzog entſchuldigte ſich aber mit einer Unpäßlichkeit. Dadurch wurde der König noch mehr in ſeinem Argwohn beſtärket. Um ſich indeſſen gewis zu überzeugen, daß er nicht irre, befahl er ihm nochmals, ſich ohne alle Einwendung zu ihm zu verfügen. Der Herzog, der ſich nun nicht länger verbergen konnte, ließ ihm wiſſen, daß er ſich nicht entſchlieſſen könne, ſich ſeinem Todfeind bloß zu ſtellen;

er könnte hinfort nicht mehr vom Könige abhangen.

Nach dieſer Erklärung verſammelte der Herzog ſeine Völker, welche er und ſeine Freunde in der Stille im Lande Wallis angeworben hatten, und machte ſich fertig, in die abendländiſche Provinzen zu gehen, wo der Graf von Richemont landen ſollte, um ſich mit denen Völkern zu vereinigen, die ſich bereits zum Empfang des Grafen dahin begeben hatten.

Der König machte ſchleunig Gegenanſtalten, und ſuchte mit ſeinem Feinde zu ſchlagen, ehe er ſich noch mehr verſtärkte. Doch würde er ihm ſchwerlich zuvor gekommen ſeyn, wenn der Herzog nicht durch die Ueberſchwemmung der Saverne wäre abgehalten worden, über dieſen Fluß zu gehen. Da es ihm an Lebensmitteln fehlte; ſo wurden die walliſchen Soldaten endlich des Hungers und der Näſſe müde, und giengen aus einander, ſo daß dem Herzoge niemand, als ein einiger Bedienter, übrig blieb. Mit dieſem begab er ſich in das Haus eines ſeiner vorigen Bedienten, dem er viel gutes gethan hatte, Namens Baniſter, um bey ihm verborgen zu ſeyn.

Als der König hörte, daß ſich die Völker des Herzogs zerſtreuet hätten; ſo ſezte er tauſend Pfund Sterling auf ſeinen Kopf, und nach Verhältnis eine geringere Summe auf die Köpfe anderer, die mit in der Verſchwörung begriffen waren. Diß war für den Baniſter eine gar zu ſtarke Verſuchung. Er verrieth den Herzog dem Scherif von Schrop, und dieſer ließ

ihn

ihn gefänglich nach Schrewsbury abführen. Er hielt vergeblich um die Gnade an, mit dem Könige zu ſprechen, und wurde ohne viele Umſtände an eben gedachtem Orte enthauptet. So endigte dieſer Herr ſein Leben, welcher ebenfalls zur Hinrichtung der Gefangenen zu Pontfract viel beygetragen hatte.

Auf dieſe Nachricht zerſtreueten ſich die Freunde des Herzogs, die ihn in den abendländiſchen Provinzen erwarteten. Einige verbargen ſich, ſo gut ſie konnten; andere giengen zu Schiffe zu dem Grafen von Richemont über, weil ſie ſich doch in England nicht mehr ſicher glaubten.

Unterdeſſen war der Graf den 21 October zu St. Malo mit 5000 Mann und 40 Schiffen unter Seegel gegangen, in der Hofnung, es würde alles zu ſeinem Vortheil veranſtaltet ſeyn. Ein Sturm trennete aber ſeine Schiffe, und er ſegelte mit dem ſeinigen, welches der Wuth der Wellen beſſer, als die andern, widerſtand, an die Küſten von Cornwallien, wo er am Strand viele Mannſchaft entdekte, die ihm winkten, daß er ſich nähern ſollte. Zu ſeinem Glücke ſchikte er aber vorher einen Menſchen ans Land, der ſich erkundigen mußte, ob dieſe Völker Freunde oder Feinde wären. Dieſer Abgeordnete bekam die Antwort, daß ſie vom Herzoge von Bukingham abgeſchikt wären, den Grafen zu empfangen. Allein der Abgeordnete merkte leicht das Gegentheil, und gab dem Grafen davon Nachricht, der dann wieder

in einen Hafen der Normandie einlief. Hier erfuhr Richemont erſt das Schikſal des Herzogs von Bukingham. Er mußte ſich alſo entſchlieſſen, wieder nach Bretagne zurükzugehen, wo er die engliſchen Flüchtlinge antraf. Doch gab er nach dieſem mißlungenen Verſuch noch nicht alle Hofnung verlohren. Die Flüchtigen ſagten ihm, daß Richard in England äuſſerſt verhaßt wäre, und der Herzog von Bretagne verſprach ihm ferner ſeinen Beyſtand. Er ſchwur in der Kirche zu Rennes einen feyerlichen Eyd, daß er eine Prinzeſſin Eduards IV heurathen wolle. Darauf legten ihm alle gegenwärtige Engländer den Eyd der Treue ab, deren Anzahl immer ſtärker wurde, je mehr der König nach den Mitſchuldigen forſchte, und ſie beſtrafte.

Nachdem ſich Richard glüklich aus der Gefahr gezogen, verſammelte er im Januarius 1484 ein Parlament, welches die Kinder Eduards IV für unehlich erklärte, und Richarden die Crone beſtätigte.

Hierauf gieng eine Verordnung durch, kraft welcher die Güter des Grafen von Richemont eingezogen, und ſeine Anhänger für Beleidiger der Majeſtät erkannt wurden. Es war ein Glük für die Gräfin von Richemont, daß niemand auf ſie bekannte, daß ſie Theil an der Verſchwörung gehabt habe. Weil ſich aber doch Richard unmöglich überreden konnte, daß ſie ganz und gar unſchuldig wäre; ſo befahl er ihrem Gemahl, dem Lord Stanley, auf den er damals ein groſſes Vertrauen ſezte, und den er eben

eben zum Grosconnetable gemacht hatte, ſie genau einzuſchlieſſen, um dem vorzubeugen, was ſie ferner unternehmen könnte.

Ob nun wol Richard glaubte, daß die Verſchwörung gänzlich erſtikt wäre, ſo mußte er doch gar bald das Gegentheil erfahren. Er trug alſo alle nur mögliche Vorſicht, daß ſeine Feinde nicht möchten von auswärtigen Fürſten unterſtüzt werden. Zu dem Ende erneuerte er die Bündniſſe mit Caſtilien und Portugall, und ſchikte (b) in gleicher Abſicht Geſandte nach Frankreich, ob er gleich von dieſer Seite wenig zu beſorgen hatte, indem die innern Unruhen darinnen immer fortdaureten. Am meiſten war er bemüht, den Herzog von Bretagne zu gewinnen.

Dieſer Herr, der alt und ſchwach war, ließ ſich ganz von Peter Landais regieren, den er, ob er gleich nur eines Schneiders Sohn war, zur Würde eines Schazmeiſters erhoben hatte. Er mißbrauchte aber ſeine Gewalt ſo ſehr, daß ihn alle Bretagner äuſſerſt haßten. Die Groſſen verbanden ſich in eben dem Jahr wider ihn, und ſuchten, ſich ſeiner in dem Pallaſt des Herzogs zu bemächtigen. Der Anſchlag mißlung ihnen aber, und ſie wurden der Majeſtätsverlezung ſchuldig erkläret. Doch weil Landais im Lande alles zu Feinden hatte, ſo ſuchte er fremde Hülfe. Zu dem Ende ſchikte er im Namen ſeines Herrn Geſandte nach England, um mit Richarden einen Stillſtand zu errichten. Diß mochte aber wol nicht die einige Abſicht der Ge-

(b) *Act. publ.* T. XII. p. 221. ſeqq.

Geſandtſchaft ſeyn. Denn man findet in den öffentlichen Urkunden, daß ſich Richard (c) damals verbindlich gemacht, dem Herzoge von Bretagne 1000 Bogenſchützen zu Hülfe zu ſchicken. Vermuthlich hatte Landais dem Könige Hofnung gemacht, ihm für dieſe Hülfe den Grafen von Richemont auszuliefern. Richard glaubte alſo, daß er von dieſer Seite nichts mehr zu fürchten habe.

Um endlich auch von Schottland ſicher zu ſeyn, ſchlos er im September mit Jacob IV einen Stillſtand auf 3 Jahre. Zu gleicher Zeit wurde eine Heurath zwiſchen Annen, ſeiner Mume, und dem älteſten Prinzen des Königs von Schottland, Herzogen von Rothſay, verabredet.

Da der Stillſtand mit Bretagne nur bis auf den April 1485 dauren ſollte; ſo ſchikte Richard Geſandten an den Herzog von Bretagne, unter dem Vorwand, denſelben zu verlängern. Die wahre Abſicht aber war, daß ſie verſuchen ſollten, durch Hülfe des Landais den Grafen von Richemont in ihre Hände zu bekommen.

Da Landais die verſprochene 1000 Mann nicht mehr nöthig hatte, ſo mußte man auf einen neuen Vergleich denken, der ſo wol ihm, als dem Herzoge, vortheilhaft ſeyn könnte. Was dieſen betrift, ſo verſicherte Argentre, daß Richard ihm die Grafſchaft Richemont abgetreten habe. Worinnen die Belohnung des Landais

(c) l. c. p. 226.

dais habe beſtehen ſollen, kan man eigentlich nicht ſagen. So viel iſt gewis, daß ſie anſehnlich geweſen ſeyn muß. Weil ſich aber dieſer Mann nicht mit Verſprechungen begnügen wollte, ſo mußten öfters Botten an den König abgehen. Diß verzögerte dann die Sache, und zwar zum Glük des Grafen von Richemont. Der Biſchof von Ely gab ihm Nachricht, daß etwas wider ihn angeſponnen würde, und er nicht wol länger in Bretagne ſicher ſeyn könnte. Da dieſe Nachricht von ſo guter Hand kam, ſo beſchlos der Graf nach Frankreich zu flüchten. Diß war aber keine ſo leichte Sache. Doch glükte es ihm, ſeine Aufſeher zu hintergehen, und ſich mit fünf Perſonen verkleidet davon zu machen. Einige Tage darauf erfuhr der Herzog, daß er aus Furcht geflohen ſey, und war ſehr über den Landais entrüſtet, daß er ihm Anlaß dazu gegeben habe. Er erlaubte darauf allen Engländern, ſich zu dem Grafen zu begeben, und ihm ſeine Dienſte anzutragen. Auf ſolche Art entgieng Richemont zum zweytenmal gleichſam durch ein Wunderwerk der ihm von Richarden gelegten Falle. Landais mußte aber dieſe und andere Frevelthaten am Galgen büſſen.

Richemont wurde unterdeſſen von dem jungen Könige Carl VIII in Frankreich ſehr wohl aufgenommen. Zu eben der Zeit fand der Graf von Oxford, einer der vornehmſten Anhänger des Hauſes Lancaſter, Mittel, aus ſeinem Gefängnis zu entkommen, und ſich zum

Riche-

Richemont nach Frankreich zu begeben, und viele andere Herrn lieſſen ihn heimlich ihres Beyſtandes verſichern.

Richard, der wohl wußte, daß er keine Liebe bey ſeinen Unterthanen hätte, und täglich von Bewegungen zum Beſten des Grafen von Richemont hörte, richtete ſeine ganze Aufmerkſamkeit dahin, wie er erfahren möchte, worauf die Verſchwörung gebauet wäre. Und da er entdekte, daß alles auf die Vermählung mit der Prinzeſſin Eliſabeth ankäme; ſo faßte er den Entſchluß, dieſe Prinzeſſin ſelbſt zu heurathen. Doch fand er dabey verſchiedene mächtige Hinderniſſen. Erſtlich hatte er ſchon eine Gemahlin, die eben noch nicht zu ſterben Willens war. Zum andern wußte er nicht, wie er die Eliſabeth aus der Weſtmünſteriſchen Freyſtadt ziehen ſollte; und endlich mußte er auch eine päbſtliche Vergünſtigung haben, wenn er ſeines Bruders Tochter heurathen wollte.

Um dieſen Anſchlag auszuführen, ließ er der verwittibten Königin allerhand ſüſſe und ſcheinbare Verſprechungen thun, wodurch ſie ſich bereden ließ, ihm ihre fünf Töchtern in die Hände zu liefern. Sie ſchrieb auch an den Grafen von Dorſet, ihren Bruder, der ſich bey dem Grafen von Richemont aufhielte, daß er zurükkommen, und ſich zu des Königs Füſſen werfen ſollte, der ihrer Familie alle Gnade verſprochen hätte. Dieſer Herr war ſchon

ſchon auf dem Wege nach England, als ihn der Graf von Richemont noch einholen ließ, und ihn durch vieles Zureden endlich dahin brachte, daß er bey ihm blieb.

Kaum hatte Richard ſeine Mumen in der Gewalt, ſo war er bedacht, ſich ſeine Gemahlin vom Halſe zu ſchaffen. Die Geſchichtſchreiber, die am gelindeſten von ihm urtheilen, ſagen, daß er ihr ſo widrig begegnet, daß ſie vor Verdruß geſtorben ſey. Andere aber verſichern ohne Scheu, daß er ſie mit Gift hinrichten laſſen. Er ſtellte ſich über ihren Tod ſehr betrübt; doch beſchuldigte ihn die Welt öffentlich, daß er der Mörder ſeiner Gemahlin ſey.

So bald die Königin Anna todt war, trug er der Prinzeſſin Eliſabeth eine Heurathsverbindung an. Man iſt nicht ganz einig darüber, ob ſie dieſen Antrag mit Vergnügen oder mit Abſcheu angehöret. Ehe indeſſen die Sache zur Richtigkeit kam, giengen immer mehr Herrn zu dem Grafen von Richemont über, und die, welche im Reich blieben, warteten nur auf eine günſtige Gelegenheit, ſich wider Richarden zu erklären.

Im Jahr 1485 ließ der König eine Flotte in die See laufen, um ſich dem Richemont zu widerſetzen, wenn er abermals eine Landung verſuchen wollte. Da er aber den Stillſtand mit Bretagne auf acht Jahre verlängert hatte, und Frankreich ſich es nicht ſonderlich angelegen ſeyn ließ, ſeinem Feinde zu helfen, ſo ließ

ließ er ſie im Anfang des Sommers wieder entwafnen.

Kaum hatte Richard dieſen Fehler begangen, ſo hielt der Graf von Richemont innſtändigſt um einige Hülfe bey Frankreich an, welches ihm auch ſolche zugeſtund, weil es gerne die Unruhen in England unterhalten wiſſen wollte.

Als er zu Rouen ankam, wo der Sammelplaz der Völker ſeyn ſollte, hörte er mit Verdruß die Veränderungen, die in England vorgegangen waren. Da alle Hoffnung verloren ſchien, daß er jemals die Prinzeſſin Eliſabeth heurathen würde; ſo thaten ihm ſeine Freunde den Vorſchlag, er ſollte ſich mit einer Schweſter des Ritter Herberts vermählen, weil dieſer Herr im Lande Wallis eine groſſe Macht hätte, und ihm ſeine Freundſchaft ſehr vortheilhaft ſeyn könnte. Aber zu gutem Glücke fanden die Abgeordnete, die deswegen an den Ritter abgeſchikt waren, die Wege überall ſo beſezt, daß ſie ihr Geſchäfte nicht ausrichten konnten. Wäre dieſe Heurath zu Stande gekommen; ſo hätte Richemont ohne Zweifel alle Anhänger des Hauſes Eduards IV auf einmal verloren, und ſeine Sache ſehr verſchlimmert. Wenig Tage darnach bekam er Briefe aus England, daß jezo der günſtigſte Zeitpunkt vorhanden ſey, wenn er eine Landung im Lande Wallis thun wollte. Er würde den Adel, das Volk und eine anſehnliche Summe Gelds zu ſeinen Dienſten finden.

Richard

Richard machte ſich immer verhaßter, und keine Anſtalten zur Gegenwehre.

Auf dieſe Nachricht begab ſich der Graf eilends zu Schiffe, und landete den 6 Auguſt zu Milford; den folgenden Tag gieng er nach Haversford, wo er von den Einwohnern freudig empfangen wurde.

Nach einem kurzen Aufenthalt richtete er ſeinen Weg nach Schrewsbury in dem mitternächtigen Theile von Wallis, um über die Saverne zu gehen, ehe ihm der König den Uebergang ſtreitig machen könnte.

Da Richard glaubte, daß die Landung des Richemonts von keinen groſſen Folgen ſeyn würde, ſo begnügte er ſich, dem Ritter Herbert Befehl zuzuſchicken, daß er die Walliſchen Landſoldaten verſammeln ſollte, bis er ſelbſt geſchikt wäre, ſich auf den Weg zu machen. Weil aber dieſer Ritter ſchon gewonnen war, ſo ließ er den Grafen ohngehindert ziehen.

Ganz Wallis erklärte ſich gar bald für den Grafen, worüber man ſich um ſo weniger wundern darf, da er aus einem der älteſten Häuſer in dieſem Lande herſtammte.

Der Lord Stanley, der es heimlich mit ſeinem Stiefſohn hielte, und es darum nicht öffentlich merken laſſen durfte, weil er ſeinen Sohn als Geiſſel bey dem Könige, der ihm nicht recht trauete, zurüklaſſen müſſen, brachte 5000 Mann zuſammen, zu welchen ſein Bruder, Wilhelm Strange 2000 Mann,

ſtoſſen ließ, und that, als wollte er ſich damit dem Anzuge des Richemont widerſetzen.

Da der König ſahe, daß die Sache anfieng, ernſtlicher zu werden, als er ſich eingebildet, ſammelte er ſeine Macht, in der Hoffnung, daß der Lord Stanley und ſein Bruder ſich mit ihm vereinigen würden, und war Willens, dem **Richemont** eine Schlacht zu liefern, ehe er mehrere Eroberungen machte. In dieſer Abſicht erwartete er ihn auf dem Wege nach **London**, zwiſchen **Leiceſter** und **Coventry.**

Der Graf rükte bis **Lichfield** vor, und hielte zu **Stafford** mit **Wilhelm Strange**, und darauf zu **Atherſton** mit **Stanley**, eine geheime Unterredung, davon wir die Wirkung bald ſehen werden.

Da es nicht möglich war, ſich **London** zu nähern, ohne auf den König zu ſtoſſen; ſo kam es den 22 Auguſt bey **Bosworth** zur Schlacht. Das Heer des Königs war 12 bis 13000 Mann ſtark, davon das Vordertreffen der Herzog von **Norfolk**, das zweyte aber der König mit der Crone auf dem Haupte anführte. **Richemont** hingegen hatte nicht mehr als ohngefehr 5000 Mann, die er ebenfalls in zwey Haufen theilte. Die Anführung des erſten übergab er dem Grafen von **Oxford**; er ſelbſt aber ſtellte ſich an die Spitze des zweyten.

Indem ſich beyde Heere in Schlachtordnung ſtellten, ſezte ſich der Lord **Stanley** mit

ſeiner Mannſchaft in die Mitte, und ſein Bruder gegen ihm über. Da dieſe Stellung dem Könige ſehr zweydeutig vorkam, beſonders weil ſie ohne ſein Wiſſen genommen worden; ſo ſchikte er dem Lord Stanley Befehl zu, ſich mit ſeinem Heer zu vereinigen. Der Lord antwortete, es ſollte geſchehen, wann es Zeit seyn würde. Der König war auf dieſe Antwort willens, des Lords Sohn auf der Stelle niederhauen zu laſſen. Seine Feldherrn widerriethen es ihm aber, weil Stanley, der vielleicht einen Hauptſtreich auszuführen gedächte, dadurch genöthiget würde, zu dem Richemont überzugehen. Indeſſen begieng er doch einen groſſen Fehler, daß, da die beyden Brüder ihre Abſicht deutlich genug verrathen, er ihnen nicht einen beſondern Haufen entgegen geſetzet, da er doch ſtark genug geblieben wäre, dem Richemont die Spitze zu bieten.

Nachdem die beyden Heere an einander gerathen, und Stanley, der bisher nur zugeſehen hatte, merkte, daß Norfolk den Grafen zu umringen ſuche; ſo zog er ſich an den rechten Flügel des Grafen, worauf dann das Gefecht von beyden Seiten ſehr heftig wurde. Richard fochte tapfer, und erlegte erſtlich den Ritter Brandon, hernach den Ritter Chesney, die des Grafen Standarte führten. Da er eben im Begrif war, den Richemont ſelbſt aufzuſuchen, und mit einem Streich dem Handel ein Ende zu machen; ſo fiel Strange denen Völkern des Königs in die Seite, und mach-

te eine ſolche Unordnung unter ihnen, daß ſich der König mit ihnen zum Hauptheer zurücke ziehen mußte, welches aber darüber in den äuſſerſten Schrecken gerieth, und ſich, ohne den Feind zu erwarten, auf die Flucht machte. Als Richard ſahe, daß die Schlacht verlohren gieng, ſo mengte er ſich mitten unter die feindliche Glieder, wo er gar bald ſeinen geſuchten Tod fand. So verlohr Richard ſein Leben und die Crone, die er zwey Jahre und zwey Monate getragen hatte, im drey oder vier und dreyſigſten Jahr ſeines Alters.

Die Schlacht dauerte nicht über zwey Stunden. Da auſſer einem Flügel, den der Graf von Northumberland anführte, und der das Gewehr geſtreket, der gröſte Theil des königlichen Heers die Flucht ergriffen hatte; ſo blieben davon nicht mehr als 1000 Mann; auf Seiten des Grafen aber nur 100. Unter jenen fand ſich auch der Herzog von Norfolk. Der Graf von Northumberland wurde nebſt andern begnadiget; Catesby aber zwey Tage nach der Schlacht, worinnen er gefangen worden, nebſt einigen andern ſeines gleichen, zu Leiceſter hingerichtet.

Richards Crone wurde von einem Soldaten gefunden, und von dem Lord Stanley dem Grafen von Richemont aufgeſetzet; ſein Leichnam aber zu Leiceſter ohne Gepränge in einer Kirche begraben, wo ihm einige Zeit darauf ſein Nachfolger ein marmornes Grabmal aufrichten laſſen.

Richard III hatte auſſer ſeinen Leibesfehlern, von deren einem er der Puklige genannt worden, eine laſterhafte Seele. Um ſeinen Ehrgeiz zu ſtillen, begieng er die treuloſeſte und grauſamſte Handlungen, die durch die Regententugenden, die man ihm nicht abſprechen kan, nicht gut gemacht werden können. George Buck hat daher keinen Beyfall gefunden, ob er gleich in die Sammlung der engliſchen Geſchichtſchreiber aufgenommen worden, der dieſen Fürſten in allen Stücken rechtfertigen wollen.

Er war der lezte König aus dem Hauſe Anjou, mit dem Zunamen Plantagenet, (d) aber nicht der lezte vom männlichen Stamm, weil der Graf von Warwik, ein Sohn des Herzogs von Clarence, noch übrig war. Er hinterließ nur einen natürlichen Sohn, der noch minderjährig war, da er das Leben einbüßte. Sein Tod machte dem innerlichen Krieg ein Ende, der 30 Jahre gedauert, und viel tauſend Engländern, und einer groſſen Anzahl Prinzen von beyden feindlichen Häuſern das Leben gekoſtet hatte.

Das

(d) Der Name Plantagenet ſoll nach dem Urtheil der Kenner der Alterthümer daher kommen, weil Foulque, Graf von Anjou, da er eine Wallfarth nach Jeruſalem gethan, ſich mit Ruthen von Genſt, welches ſehr häuffig zu Jeruſalem wächſet, hat geiſſeln laſſen.

Das vierzehnte Buch,

welches die Regierung Heinrichs VII enthält.

Heinrich VII,

vom Jahr 1485.

Nach der Schlacht bey Bosworth dankte Heinrich mit ſeinen Völkern GOtt auf den Knien für den ihm verliehenen Sieg. Darauf erſchallte die Luft von dem Geſchrey: Es lebe der König Heinrich VII.

Dieſer Herr war eine zeitlang unſchlüſſig, ob er mit dieſer Soldatenwahl zufrieden ſeyn, oder ſein Recht an die Crone dem Ausſpruch eines Parlaments überlaſſen ſollte. Da er aber das leztere für allzugefährlich anſahe, und vermittelſt ſeines Urſprungs, den er aus dem Hauſe Lancaſter herleiten konnte, glaubte, daß ihm das Heer weiter nichts gegeben, als wozu ihn ſeine Geburt berechtigte; ſo entſchloß er ſich, dieſes Recht geltend zu machen, und ſich krönen zu laſſen, ehe das Parlament ſich verſammelte; und ſeine Vermählung mit Eliſabethen ſo lange aufzuſchieben, bis er eine Verordnung würde herausgebracht haben, darinnen ihm die Crone als

als ein rechtmäſſiges Eigenthum zuerkannt würde, ohne daſſelbe mit den Anſprüchen des Hauſes York zu vermengen.

Indeſſen trauete er dieſem Hauſe doch nur halb, weil er wohl wußte, daß er nur wegen einer perſönlichen Feindſchaft des Reiches gegen Richard III nach England berufen worden.

Diß veranlaßte ihn, daß er den Tag nach der Schlacht den Grafen von Warwik, einen Sohn des unglücklichen Herzogs von Clarence, nach London in den Tour bringen ließ.

Da er ſelbſt willens war, ſich in aller Eil in die Hauptſtadt zu begeben, und nicht für rathſam fand, die Prinzeſſin Eliſabeth in einer weit abgelegenen Provinz zu laſſen, damit ihr nicht ihre eigene Gerechtſame in den Kopf geſezt werden möchten; ſo ließ er ſie erſuchen, ſich aus dem Schloſſe zu Scherif-Hutton, wo ſie auf Befehl des vorigen Königs verwahret ſaß, nach London zu ihrer Mutter zu verfügen.

Heinrich gieng darauf in ganz kleinen Tagreiſen, um den Schein eines Eroberers zu vermeiden, nach London, und hielt ſeinen Einzug, unter frohlockendem Zuruf des Volks, den 27 Auguſt.

Den Tag nach ſeiner Ankunft erneuerte er vor einem Rath, den er aus den Vornehmſten des Hofes und der Stadt berufen, aufs feyerlichſte den Eyd, daß er die Eliſabeth heurathen wolle. Dieſe Handlung war um ſo nöthiger, weil

weil ſich das Gerücht ausgebreitet hatte, als wäre er mit Annen, älteſten Prinzeſſin des Herzogs von Bretagne, verſprochen. Doch war er nicht willens, das Beylager vor ſeiner Crönung zu vollziehen, weil er fürchtete, das Parlament möchte ſodann in die künftige Verordnung zur Feſtſetzung der Erbfolge etwas zum Vortheil des Hauſes York mit einflieſſen laſſen.

Nachdem Heinrich diejenige erhoben, die ihm die treueſte Dienſte geleiſtet hatten; ſo ließ er ſich den 30 October krönen. An eben dem Tage errichtete er eine Leibwache von 50 Leibſchützen, welche Vorſicht er mit dem Vorwande der Hoheit dekte.

Acht Tage nach der Crönung, nemlich den 7 November verſammelte ſich das Parlament, und beſtätigte ihm die Crone mit dieſen zweydeutigen Worten, die er ſelbſt vorgeſchrieben: **Daß die Crone von England bey der Perſon des Königs und ſeinen Nachkommen bleiben ſollte.** Da in dieſer Verordnung, welche nachgehends durch eine päbſtliche Bulle bekräftiget wurde, des Hauſes York gar nicht gedacht worden; ſo blieb es unausgemacht, ob daſſelbe gänzlich ausgeſchloſſen ſeyn, oder nach Abgang des neuen königlichen Stamms das Recht der Nachfolge haben ſollte.

Darauf erkannten die Richter, daß die Parlamentsglieder, die ſich, ohngeachtet der wider ſie unter der vorigen Regierung ergangenen Urtheile, eingefunden hatten, ſo lange abtre-

treten ſollten, bis durch eine neue Verordnung dieſe Urtheile würden aufgehoben ſeyn.

Ob nun ſchon der König ſolches ſehr ungerne ſahe; ſo kam doch eine andere noch küzlichere Frage vor, die ſeine Perſon ſelbſt betraf, da er durch eine Parlamentsverordnung, als Graf von Richemont, für einen Aufrührer erkläret worden. Endlich fiel die Entſcheidung dahin aus, daß durch die Thronerhebung an ſich ſelbſt ſchon alle Flecken von der Perſon des Königs wären abgewiſcht worden. Ein Satz, der gefährliche Folgen haben könnte.

Nach dieſem bewilligte das Parlament eine Verurtheilung des vorigen Königs, unter dem Namen eines Herzogs von Glooeſter, und ſeiner vornehmſten Anhänger. Der König hatte dabey die Abſicht, ihre Güter einziehen zu können, wodurch er groſſe Summen erhielte, und ſich von der Nothwendigkeit befreyet ſahe, von dem Parlament einen Geldbeytrag zu fordern, dazu er keinen hinreichenden Grund hätte finden können, da das Reich mit den benachbarten Fürſten in Ruhe lebte.

Nachdem Heinrich eine allgemeine Amneſtie für diejenige, die dem vorigen Könige zugethan waren, hatte bekannt machen laſſen; ſo gab er dem Eduard Stafford die Güter und den Namen eines Herzogs von Bukingham wieder, die ſein Vater nebſt dem Leben zum Beſten des Königes verlohren hatte. Den Biſchof von Ely aber und den Richard Fox machte er zu geheimen Staatsräthen, die er nach der

Hand bey den wichtigſten Geſchäften am meiſten gebrauchte.

Um die feyerliche Verſprechungen zu erfüllen, die er in Anſehung der Prinzeſſin Eliſabeth gethan hatte, ließ er ſich dieſelbe am 18 Januarius 1486 antrauen. War die Freude des Volks bey ſeinem Einzug in London groß; ſo war ſie jezo noch weit gröſſer. Diß verdroß den König, weil er leicht begreiffen konnte, daß Eliſabeth der Hauptgegenſtand derſelben wäre, und machte ihn ihre ganze Lebenszeit über gegen ſie kaltſinnig. Es vergiengen zwey ganze Jahre, ehe er ſie krönen ließ, und vielleicht würde er ihr dieſe Ehre niemals gegönnt haben, wenn er keine ſchlimme Folgen von einem ſolchen Eigenſinn hätte beſorgen müſſen. Er würde ihr auch noch ein deutlichers Merkmal ſeiner Kaltſinnigkeit gegeben haben, wenn ſie nicht durch die Begierde, Kinder zu haben, wäre überwogen worden.

Obſchon der König in Anſehung der Erbfolge ſeine Abſicht glüklich erreicht hatte; ſo wußte er doch wohl, daß das Volk dasjenige keinesweges billige, was das Parlament in dieſer Sache gethan hatte. Beſonders waren die mitternächtigen Provinzen dem Hauſe York ſehr ergeben. Diß bewog ihn, eine Reiſe dahin zu thun, um durch Gnadenbezeugungen die Liebe dieſes Volkes zu gewinnen. Unterwegs erfuhr er, daß der Lord **Lovel**, einer von den Lieblingen **Richards III**, und die beeden Brüder, **Humphred** und **Thomas Stafford**, welche

die Amneſtie nicht angenommen hatten, etwas wider ihn im Sinne hätten. Weil ihre eigentliche Abſicht noch nicht bekannt war, ſezte er ſeine Reiſe nach York fort. Kurz nach ſeiner Ankunft hörte er, daß **Lovel** mit 3 bis 4000 Mann gegen dieſe Stadt im Anzuge ſey, und daß die beyden **Staffords** die Hauptſtadt in der Provinz **Worceſter** belagerten. Dieſe Zeitung machte ihn ſehr verlegen. Doch ließ er ſich ſeine Furcht nicht merken, ſondern befahl einigen treuen Leuten von ſeinem Gefolge, in der Gegend von York in aller Eil Volk zu werben. In kurzer Zeit hatte er 3000 Mann beyſammen, über die er den Herzog von **Bedford**, ſeinen Oheim, ſezte. Obgleich dieſe Leute ſchlecht bewafnet waren, ſo rükte doch **Bedford** denen Mißvergnügten entgegen, und ließ eine **Proclamation** bekannt machen, die von einer groſſen Ueberlegenheit und Zuverſicht zeugte. **Lovel** war der erſte, der ſich dadurch ſchröcken ließ. Er gieng heimlich weg, und ſeine Leute unterwarfen ſich der Gnade des Königs. Kaum hörten dieſes die beyden **Staffords**, ſo verlieſſen ſie ebenfalls ihre Völker, und flüchteten in die Kirche eines Fleckens, Namens **Colnham**. Da aber dieſe Kirche keine Freyheit hatte, wurden ſie herausgezogen, und der Aeltere enthauptet, der jüngere aber fand Gnade, weil er von ſeinem Bruder verführt worden. Und damit war dieſer Aufſtand gedämpfet.

Den 20 **September** gebar die Königin einen Prinzen, der den Namen **Arthur** bekam,

weil

weil der König damit zu verſtehen geben wollte, daß er ein Abkömmling von dieſem erlauchten Monarchen ſey; wie man dann auch nach dieſer Zeit Stammtafeln erſonnen, die dieſe Meynung beſtärken ſollten.

Da indeſſen das ganze Betragen **Heinrichs** bewies, wie wenig Achtung er für das Haus York hegte; ſo wurde das ganze Königreich ſchwürig. Ja einige ſprengten ſo gar aus, daß er willens ſey, den Grafen von **Warwik** aus dem Wege zu räumen, und daß man alſo nur einen Tyrannen mit dem andern vertauſcht hätte. Man ſprach auch öffentlich davon, daß noch einer von **Eduards** IV Söhnen am Leben ſey, und das Volk nahm dieſes falſche Gerüchte ſo begierig auf, daß der König ſeine Geſinnungen daraus ſattſam errathen konnte.

Dieſe Neigung des Volks gab Anlaß, daß ein Prieſter von Oxford, Namens **Richard Simon**, eines Becken Sohn, **Lambert Simnel**, abrichtete, ſich für **Richarden**, **Eduards** V Bruder, auszugeben. Indem er eben damit umgieng, verbreitete ſich ein andres Gerüchte, daß der Graf von **Warwik** aus dem Tour entwiſchet ſey. Die Freude, welche das Volk über dieſes ungegründete Vorgeben bezeugte, machte, daß der Prieſter ſeinen Betrug beſſer zu ſpielen glaubte, wenn er ſeinen **Simnel** die Perſon des flüchtigen Grafen annehmen lieſſe. Da dieſer falſche **Warwik** von allem unterrichtet ſeyn mußte, was den Hof **Eduards**, an welchem er erzogen ſeyn ſollte, betraf, und man nicht begrei-

begreiffen konnte, wie der Prieſter ſelbſt zu einer ſo umſtändlichen Kenntniß gekommen ſeyn ſollte; ſo warf der König einen Verdacht auf ſeine Schwiegermutter, die zur Anſpinnung verworrener Händel recht ſehr aufgelegt war. Die Kaltſinnigkeit, womit er ihrer Tochter begegnete, war hinreichend, ſie zu einer ſolchen Unternehmung zu vermögen, und den König in ſeinem Argwohn zu beſtärken.

Da es nicht rathſam zu ſeyn ſchien, den **Simnel** ſogleich in **England** auftreten zu laſſen; ſo mußte er ſeine Rolle zuerſt in **Irrland** ſpielen, wohin ihn **Simno** begleitete. **Simnel** ſtellte ſich zu **Dublin** dem Grafen von **Kildare** dar, der im Namen des Herzogs von **Bedford** die Statthalterſchaft führte, und erzehlte ihm, wie er aus dem **Tour** entkommen ſey. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Herr ſelbſt an der Verſchwörung Theil genommen, weil er, anſtatt den vorgegebenen Grafen von **Warwik** in Verhaft nehmen zu laſſen, überall ſeine Ankunft ausbreiten half. Das Vergnügen des Volks war darüber ſo groß, daß der Statthalter und der Canzler, nachdem ſie ſich mit ihren Vertrauten unterredet, kein Bedenken trugen, ihn in einem prächtigen Aufzuge in das Schloß zu führen. Wenig Tage darauf wurde er als König von **England** und Herr von **Irrland**, unter dem Namen **Eduards VI**, ausgerufen.

Kaum hörte der König dieſe ihn ſehr beunruhigende Nachricht; ſo hielt er über dieſe Begebenheit einen Rath mit ſeinen vertrauteſten

Freun-

Freunden, nach welchem er die verwittibte Kö- nigin in das Kloſter Bermondſey in Verwah- rung bringen ließ. Darauf zog er alle ihre Gü- ter ein, und weil er die wahre Urſache dieſes Verfahrens nicht öffentlich entdecken wollte, weil er vielleicht nicht Beweiß genug dazu hatte; ſo ließ er vorgeben, daß ſie dieſe Strafe damit verſchuldet, weil ſie ihre Töchter dem Richard III ausgeliefert hätte. Ob nun ſchon das Falſche dieſes Vorwands leicht zu begreifen war, und der König ſich dadurch bey dem Volk nur noch mehr verhaßt machte; ſo mußte doch die Köni- gin an dem ihr angewieſenen Orte bis an ihr Ende bleiben, welches einige Jahre darauf er- folgte.

Kurz darnach ließ der König den wahren Grafen von **Warwik** in der St. **Paulskirche** öffentlich ſehen, und mit denen ſprechen, die ihn am beſten kennen mußten. Die **Irrländer** kehrten ſich aber daran nicht, ſondern zogen hef- tig auf den König loß, daß er einen heiligen Ort durch ein falſches Vorgeben habe entwey- hen mögen. Um dem Uebel zu ſteuren, wurde für die Aufrührer eine **Amneſtie** bekannt ge- macht, und denen eine Belohnung verſprochen, die das Geheimnis entdecken würden. Doch war beedes ohne Würkung.

Selbſt in **England** fieng **Johann**, Graf von **Lincoln**, den **Richard III** zu ſeinem Nach- folger erkläret hatte, an, die Vortheile des un- tergeſchobenen Grafen von **Warwik** zu unter- ſtützen. Er war ein Sohn des **Johann Pole**,

Gra-

Grafen von Suffolk, und der Eliſabeth, einer Schweſter Eduards IV und Richards III. Vermuthlich wußte er die wahre Beſchaffenheit der Sache, und wollte ſich nur des Simnels bedienen, Heinrichen vom Throne zu ſtoſſen, und ſich ſodann ſelbſt darauf zu ſetzen. In dieſer Abſicht gieng er nach Flandern, zu ſeiner Mume, der verwittibten Herzogin von Burgund, um ſich mit ihr wegen der zu ergreifenden Mittel zu unterreden.

Dieſe Prinzeſſin ſahe mit dem gröſten Verdruß, wie ſchlecht Heinrich dem Hauſe York begegnete, und glaubte nicht verbunden zu ſeyn, ſeiner beſonders zu ſchonen. Sie verſprach daher dem Grafen von Lincoln, und dem Lord Lovel, der ſchon vorher nach Flandern geflohen war, 2000 alte und wohlverſuchte Soldaten, die Martin Swart, ein erfahrner Feldherr, anführen ſollte, weil ſie glaubte, daß dieſe fremde Hülfe die Anhänger des Hauſes York aufmuntern würde, die Waffen zu ergreifen.

Heinrichen, der die Abſicht der Entweichung des Grafen von Lincoln leicht errathen konnte, war nicht wohl bey der Sache. Um allen beſorglichen Folgen vorzukommen, brachte er zwey Heere auf die Beine.

Im Monat May des Jahrs 1487 kam der Graf mit ſeiner Hülfe aus den Niederlanden zu Dublin an, wo gleich darauf der vorgegebene König mit vieler Feyerlichkeit gekrönet wurde. Man bediente ſich dazu einer Crone, die

eine

eine Bildſeule der heiligen Maria zierte. Nur zwey oder drey Biſchöffe weigerten ſich, den neuen König zu erkennen.

Nach der Crönung beſchloß man in einem groſſen Rath, den Krieg in Irrland zu eröfnen, weil man glaubte, daß Heinrich ſich nicht entſchlieſſen würde, ſelbſt dahin zu kommen, oder, wenn er es auch thun ſollte, ſeine Abweſenheit leicht zu einem Aufſtand in Egland Anlaß geben könnte. Heinrich würde gewiß ſehr in die Enge gekommen ſeyn, wenn man dieſem Entſchluß gefolgt hätte. Allein andere ſtellten dagegen vor, daß Irrland nicht im Stande ſey, einen langen Krieg auszuhalten. Zudem müßte man gegen Heinrichen nicht bloß vertheidigungsweiſe gehen, ſondern ihn in England angreifen, wenn man ihn der Crone berauben wollte, und dieſe Meynung fand durchgängig Beyfall. Unterdeſſen verſammelte Heinrich alle ſeine Völker bey Coventry, wohin er ſich auch ſelbſt verfügte.

Bald darauf hörte er, daß Simnel mit ſeinen Anhängern in der Provinz Lancaſter gelandet ſey. Nachdem der Ritter Browgthon mit einer Anzahl Engländer zu den Aufrührern geſtoſſen war, nahmen ſie ihren Weg nach York, in der Hofnung, daß ſich ihr Anhang bald vermehren würde. Sie fanden ſich aber darin betrogen, weil die Engländer nicht willens waren, einen König von den Händen der Irrländer und Teutſchen anzunehmen. Lincoln, welcher bey dieſen Umſtänden beſorgen

gen mußte, daß ſein Heer, welches ohngefehr aus 8000 Mann beſtunde, eher ab- als zunehmen möchte, eilte **Heinrichen** eine Schlacht zu liefern.

Heinrich, deſſen Heer bis gegen 12000 Mann angewachſen war, erwartete ihn bey **Newark**. Und da kam es dann nahe an einem Dorf, mit Namen Stocke, zu einem Treffen, in welchem die Teutſchen mit vieler Ordnung fochten, und den Irrländern einen Muth einflößten. Nachdem aber die Grafen von **Lincoln** und von Kildare, und Swart, nebſt den meiſten Teutſchen, auf dem Plaz geblieben, oder verwundet waren; ſo ergriefen die Irrländer die Flucht, und überlieſſen **Heinrichen** den Sieg.

Unter den Gefangenen war auch der neue König von Irrland, und der Prieſter, der ihn abgerichtet hatte. **Heinrich** ſchenkte dem Simnel, entweder aus Großmuth, oder aus Staatsabſichten, das Leben, und machte ihn zu ſeinem Küchenjungen; der Prieſter aber wurde in ein Gefängnis gebracht. Man weiß nicht gewiß, was er nach der Hand für ein Schikſal erfahren müſſen.

Gleich nach der Schlacht gieng der König nach **Lincoln**, und von dar nach York. Auf dieſer Reiſe ließ er vielen, die an dem Aufruhr Theil genommen hatten, den Proceß machen. Doch wurden die meiſten nur zu Geldbuſſen verdammt, weil ſeine Hauptleydenſchaft darinn beſtunde, Geld zu ſammeln.

Im Anfange des Novembers begab ſich der König wieder nach London. Da er wahrgenommen hatte, daß das Mißvergnügen des Volks vornehmlich daher rührte, weil er aus einem feindſeeligen Betragen gegen das Haus York ſich weigerte, die Königin krönen zu laſſen, ſo ließ er, um neue Unruhen zu verhüten, dieſe Feyerlichkeit den 5 November vor ſich gehen.

Während daß dieſes in England vorgieng, gerieth der König von Frankreich mit Bretagne in einen Krieg, in welchen ſich Heinrich darum nicht miſchen wollte, weil er beyden Theilen ſehr verpflichtet war. Carl hatte eine Geſandtſchaft an ihn geſchicket, die ihm zu dem über ſeine aufrühriſche Unterthanen erhaltenen Sieg Glük wünſchen, und ſich bemühen mußte, Heinrichen abzuhalten, wenn er ſich etwa auf die Seite des Herzogs von Bretagne ſchlagen wollte. (e) Carl hatte keine geringere Abſicht, als Bretagne zu einer franzöſiſchen Provinz zu machen. Obgleich die Geſandtſchaft dieſelbe ſorgfältig verſtekte; ſo konnte ſie doch Heinrich leicht errathen, dem daran gelegen war, dieſes Herzogthum nicht unterdrücken zu laſſen. Inzwiſchen hatte er ſich einen ſo vortheilhaften Begrif von der Macht der Bretagner gemacht, daß er glaubte, ſie würden ſeiner würklichen Hülfe nicht nöthig haben.

Er begnügte ſich alſo, beyden ſtreitenden Partheyen ſeine Vermittlung anzubieten. Frankreich

(e) *Baco Hiſt. Henr.* VII.

reich nahm dieſelbe verſtellter Weiſe gerne an, weil es hofte, daß entweder Bretagne ſie verwerfen, oder doch zu ſpät darein willigen würde.

Von Seiten des Herzogs fiel aber die Antwort dahin aus, daß man ſich zu dem Könige von England etwas mehr, als nur einer Vermittlung verſehen hätte, da Bretagne an dem ſey, in die Hände der Franzoſen zu fallen. Die Geſandten brachten Heinrichen dieſe Antwort, und riethen ihm, den Herzog ſo lange ſeinem guten Glük zu überlaſſen, bis er genöthiget würde, dasjenige ſelbſt zu ſuchen, was er ſich anzunehmen geweigert hätte.

Heinrich, ob er ſchon von den Abſichten Carls näher überführt wurde, blieb doch immer in der Einbildung, daß ihm Bretagne allein die Spitze bieten könnte. Indeſſen bediente er ſich dieſer Gelegenheit, ein Parlament zu berufen, dem er die dringende Noth des Herzogs von Bretagne vorſtellen, und es um einen Geldbeytrag zur Unterſtützung dieſes Fürſten erſuchen ließ, den er ohne den geringſten Widerſtand erhielte, ohngeachtet er nicht willens war, denſelben zu dem vorgegebenen Zwek anzuwenden, ſondern vielmehr für ſich zu behalten. In dieſer Abſicht ſchikte er bloß Geſandten an den König Carl, und ließ ihm die Entſchlieſſung ſeines Parlaments bekannt machen. Carl merkte gar wohl, daß es Heinrichen kein rechter Ernſt ſey, Bretagne beyzuſtehen, und antwortete, daß er zwar noch geſonnen ſey, die Vermittlung Englands anzunehmen, doch

könnte er ſich auch nicht durch lange Unterhandlungen und durch einen zur Unzeit geſchloſſenen Waffenſtillſtand aus ſeinen bereits erhaltenen Vortheilen ſetzen laſſen.

Da ſich der Herzog von **Bretagne** auf allen Seiten verlaſſen ſahe, bat er um Frieden. Carl verzögerte aber immer ſeine Antwort, bis er die Nachricht bekam, daß **Heinrich** einen Stillſtand wider die Abſicht ſeines **Parlaments** unterzeichnet hätte, der bis in das Jahr 1490 dauren ſollte.

Wie ſich der König von **Frankreich** von dieſer Seite ſicher wußte, ſuchte er ſeine Eroberungen fortzuſetzen, und war auch ſo glüklich, daß er den Herzog, der keinen andern Weg mehr vor ſich ſahe, als eine Schlacht zu liefern, bey St. **Aubin** gänzlich ſchlug, wobey auch 400 **Engländer** mit ihrem Anführer, dem Lord **Woodwille**, der ſie wider den Willen **Heinrichs** dem Herzoge von **Bretagne** zugeführt hatte, meiſtens geblieben ſind. **Baco** und andere **engliſche** Geſchichtſchreiber haben ſich wol geirrt, wenn ſie vorgegeben, daß einige Tage nach der Schlacht 8000 **Engländer** angekommen wären; denn man wird aus der Folge ſehen, daß ſolches erſt ein Jahr darnach, da der Herzog ſchon todt war, geſchehen ſey.

Indeſſen ließ **Heinrich** das Geld mit allem Ernſt eintreiben, das ihm das **Parlament** zugeſtanden hatte. Alle Provinzen, auſſer **York** und **Durham**, thaten ihren Abtrag willig. Der Graf von **Northumberland**, Statthalter dieſer

ſer Provinzen, machte deswegen einen Bericht nach Hofe, und bekam hierauf Befehl, nichts nachzulaſſen. Als er ſolches mit harten Ausdrücken denen Scherifs erklärte, ſo lief der Pöbel in York zuſammen, ſtürmete das Haus dieſes Herrn, und raubte ihm ſelbſt das Leben. Ein gewiſer Achamber reizte das ſchon aufgebrachte Volk noch mehr an, ſo, daß es den Ritter Johann Egremond zu ſeinem Haupt wählte, und nach London zu gehen und dem Könige eine Schlacht zu liefern willens war.

Heinrich ſchikte ihnen den Grafen von Surrey entgegen, der ſie ſchlug, und den Achamber gefangen bekam. Egremond aber entgieng glüklich nach Flandern zur Herzogin von Burgund, die allen Feinden des Königs eine Zuflucht verſtattete. Heinrich, der ſelbſt auch gegen die Aufrührer im Anzug war, ſezte ſeine Reiſe nach ihrer Zerſtreuung bis nach York fort, wo er den Achamber an einem Galgen ſterben ließ, und darauf wieder nach London zurükkehrte. Nach der unglüklichen Schlacht bey St. Aubin befand ſich der Herzog von Bretagne in ſo ſchlechten Umſtänden, daß er gezwungen war, aufs neue demüthig um Frieden zu bitten, den auch Frankreich eingieng, weil es England doch nicht recht trauete. Die Unterhandlungen wurden zu Verger, einem Landhauſe des Grafen von Rieux, gepflogen, und endlich beſchloſſen, daß Carl die eroberten Pläze behalten, und ſeine Völker aus Bretagne

ziehen ſollte. Der Herzog genehmigte den Vergleich zu Coyron.

Kurze Zeit darauf ſtarb der alte Herzog von Bretagne, Franz II. Heinrich bezeugte öffentlich, daß er ſich der Erbin deſſelben Anna mit allen Kräften annehmen würde. Damit er ſolches glaubend machen möchte, ſchikte er Geſandten an verſchiedene Höfe, wodurch Carl auf die Gedanken gebracht werden ſollte, als ob an einem Bündnis wider ihn gearbeitet würde. Zu gleicher Zeit fertigte er andere an ihn ſelbſt ab, die ihn bewegen ſollten, die Händel mit Bretagne in der Güte beyzulegen. Er ließ auch der jungen Herzogin Hülfe anbieten, unter der Bedingung, daß ſie ſich verbindlich machen ſollte, die darauf zu wendende Koſten wieder gut zu thun. (f)

Während dem ſahe es in Schottland ſehr unruhig aus. Jacob III war den Groſſen des Reichs ſehr verhaßt. Da er ſolches wohl wußte, faßte er den Entſchluß, ſie unter ſchmeichelhaften Liebkoſungen an den Hof zu locken, und ſich ihrer auf einmal zu entledigen. Er entdekte ſein Vorhaben dem Grafen von Douglas, der es aber verrieth. Darauf kam es zwiſchen dem Könige und den Groſſen des Reichs zu einem offenbaren Bruch. Die Feinde Jacobs brachten durch ihre Drohungen ſeinen Prinzen auf ihre Seite. Jacob, der nun anfieng, ſein Unternehmen zu bereuen, ſchloß ſich in das Schloß von Edimburg ein, und ſchikte Geſandten nach

(f) *Act. publ.* T. XII. p. 336. ſeqq.

nach Frankreich und England, und bat um Hůlfe.

Da er wegen der bretagniſchen Angelegenheiten von dieſen beyden Hôfen ſo bald nichts zu gewarten hatte; ſo rieth man ihm, er ſollte nach Sterling, gehen, weil dieſer Ort bequemer, als Edimburg wåre, fremde Hůlfe aufzunehmen. Wie er aber an die Thore von Sterling kam, fand er ſie verſchloſſen. Nachdem er wieder nach Edimburg zurůk wollte, kamen ihm die Groſſen mit ihrem Heer entgegen, und nôthigten ihn zu einer Schlacht, in welcher er ſelbſt ſein Leben einbůßte. Sein ålteſter Prinz wurde an ſeine Stelle als Kônig ausgerufen, der im Julius des Jahr's 1488. Geſandte an Heinrichen ſchikte, und ihm ſeine Erhebung auf den Thron bekannt machen ließ.

Im Februarius 1489 ſchloſſen die nach Bretagne abgeordnete Geſandte mit der Herzogin einen Vertrag, krafft deſſen ſich der Kônig anheiſchig machte, ihr 6000 Mann Hůlfsvôlker zu ſchicken. Seine Abſicht hiebey war nicht ſo wol, ihr dadurch Beweiſe ſeiner Großmuth zu geben, als vielmehr Geld von ihr zu ziehen, wie ſolches aus den Vergleichspunkten zur Genůge erhellet. (g)

Die Hůlfsvôlker kamen im Monat Merz wůrklich in Bretagne an. Carl wurde dadurch aufmerkſamer gemacht. Er ließ deswegen der Herzogin einen gůtlichen Vergleich unter der Vermittlung des rômiſchen Kônigs Maximi-

(g) *Act. publ.* T. XII. p. 362.

lians anbieten. Anna gieng dieſen Vorſchlag um ſo lieber ein, weil ſie ſich von dieſem Fürſten ſehr viel Gutes verſprach, der bey Lebzeiten ihres Herrn Vaters insgeheim mit ihr verſprochen worden. Carl hingegen, der von dieſer Verbindung nichts wußte, glaubte keinen beſſern Schiedsrichter wählen zu können, weil er die Prinzeſſin Maximilians, Margaretha, in ſeiner Gewalt hatte, um ſich mit ihr zu vermählen, wenn ſie die gehörigen Jahre erreicht haben würde.

Die Geſandten von beyden Theilen kamen zu Frankfurt zuſammen, und machten einen Vergleich, in welchem unter andern bedungen war, daß die Herzogin von Bretagne die Engländer wieder nach Hauſe ſchicken ſollte. Ob nun ſchon dieſe zurük giengen, ſo blieben doch 500 Mann davon in Bretagne, um zwey veſte Plätze zu beſetzen, die ſich Heinrich bis zu ſeiner Schadloßhaltung in dem obigen Vertrag vorbehalten hatte. Diß verurſachte, daß Carl den frankfurtiſchen Vergleich nicht erfüllte, und die Sachen in dem vorigen Zuſtande blieben.

Inzwiſchen wurde die Vermählung Maximilians mit Anna durch einen Gevollmächtigten im November in der Stille vollzogen.

Da die Herzogin ohngeachtet der Ruhe, in welcher ſich Carl eine Zeitlang hielte, den Ausbruch des Kriegs aufs neue vermuthete; ſo ſchikte ſie im Februarius 1490 Geſandte an den König von England, und ließ um Hülfe anhal-

halten. Die Unterhandlungen, die deswegen gepflogen wurden, lieſen aber auf weiter nichts hinaus, als daß Heinrich ſich die Wiedererſtattung der aufgewandten Koſten noch mehr verſichern ließ.

Während dem entſtunden wegen einer Münzverordnung Unruhen in Flandern. Die Einwohner von Brügge weigerten ſich, dieſelbe anzunehmen, und erregten einen Aufruhr, in welchen ſie auch die Genter zogen. Carl, der dieſes gerne ſahe, ſchikte denen Aufrührern Hülfsvölker; Maximilian aber errichtete mit Heinrichen ein Bündniß wider Frankreich. Kraft deſſen ließ dieſer 1000 Mann nach Calais übergehen. Der Lord Aubney, ihr Befehlshaber, nahm von der Beſatzung noch 1000 Mann dazu, und rükte vor Dixmünden, welches belagert wurde. Er fand Gelegenheit, ſich unter Begünſtigung der Nacht glüklich hineinzu werfen. Mit Anbruch des Tags that er einen Ausfall, der ſo lebhaft war, daß die Feinde die Flucht ergriffen, nachdem ſie 8000 Mann hatten ſitzen laſſen. Denen Engländern koſtete dieſer Streich nicht mehr als 100 Mann, unter welchen ſich der Lord Morley befand. (h) Carl wurde dadurch gegen Heinrichen ſehr kaltſinnig gemacht, doch wollte er es ſich nicht öffentlich merken laſſen, weil er nicht mehr Recht hatte, aufrühriſchen Unterthanen, als Heinrich, ihrem Landesherrn beyzuſtehen.

(h) *Act. publ.* T. XII. p. 455.

Heinrich, der die Geſandten der Herzogin von Bretagne immer mit leeren Vertröſtungen aufhielte, und Carln durch die Furcht vor ſeinen Waffen zu einem gütlichen Vergleich zu bewegen ſuchte, fand, daß der König von Frankreich ſeine Abſichten erriethe, und ſich durch den bloſen Schein nicht ſchröcken lieſſe. Er wollte alſo denen Sachen eine fürchterlichere Geſtalt geben. Zu dem Ende machte er das Bündniß bekannt, welches er mit Ferdinanden, König von Arragonien, im vorigen Jahr wider Frankreich geſchloſſen hatte. In demſelben war veſtgeſezt, daß dieſe beyde Fürſten und Maximilian, Carln zu gleicher Zeit angreifen ſollten. Allein die beygefügte geheime Artikel gaben genug zu erkennen, daß es Heinrichen eigentlich nur darum zu thun geweſen, den König in Frankreich furchtſam zu machen. Zu dem Einbruch ſelbſt war der 15 Auguſt 1492 beſtimmet.

Carl, der nicht wußte, was er aus Heinrichen machen ſollte, der bey allen ſeinen fürchterlichen Bündniſſen doch keine Völker nach Bretagne gehen ließ, ſchikte Geſandten nach England, unter dem Vorwande, ihn von der Parthey der Herzogin abzuziehen, in der That aber, ſeine wahre Geſinnungen auszuforſchen. So künſtlich die Geſandten ihren Vortrag einrichteten; ſo war doch die Antwort des Königs keine andere, als daß er alle Kräfte daran ſezen würde, ſich den Beſiz von ganz Frankreich wieder zu verſchaffen. Da Heinrich durch dieſe

ſe groſſe Forderung die Liſt zu hoch getrieben, ſo antworteten die Geſandten ſeinem Canzler, daß der König, ihr Herr, ſich vor dergleichen Drohungen nicht fürchte, und gegen einen jeden ſein Recht zu behaupten wiſſen werde. Gleich darauf ſprach man aus einem gelindern Tone, und verſicherte, daß Heinrich eheſtens Geſandte nach Frankreich ſenden werde, die ſeine Geſinnungen näher erklären würden.

Im Februarius 1491 giengen auch würklich Abgeordnete nach Frankreich ab, um die Irrungen beyzulegen, die zwiſchen Carln und Heinrichen entſtanden waren, und die Händel mit Bretagne zu ſchlichten.

Inzwiſchen erfuhr Carl die ſo geheim gehaltene Heurath der Herzogin mit Maximilian, und er glaubte nun nicht länger gehalten zu ſeyn, ihrer zu ſchonen. Er belagerte ſie in ihrer Hauptſtadt Rennes. Da es aber mit dieſer Belagerung nicht recht fort wollte, ſo ſuchte er ein geſchwinderes Mittel, ſich den Beſiz von Bretagne zu verſchaffen. Er gewann nemlich die Räthe der Herzogin durch ſeine Freygebigkeit, daß ſie dieſelbe überredeten, ihre Ehe mit Maximilian zu trennen, und Carln zu heurathen. Die Heirath wurde auch würklich den 16 December 1491 vollzogen.

Während daß Carl mit dieſer Sache umgieng, hielt er die engliſche Geſandten immer auf. Nachdem aber dieſe nähere Kundſchaft von dem, was vorgieng, erhielten, giengen ſie

gegen

gegen das Ende des Novembers ohne Abſchied weg.

Heinrich hatte alſo dismal ſeiner geizigen Staatskunſt verfehlet. Da er aber wußte, daß Carl Gedanken auf das Königreich Neapolis hätte, und ein Bruch mit England die Eroberung deſſelben ſchwer machen könnte; ſo rüſtete er ſich mit allem Eifer zum Kriege, in der Hoffnung, daß Carl ihm die Beybehaltung des Friedens gerne abkaufen würde.

Im Anfang des Jahrs 1492 verſammelte er ſein Parlament, um ihm ſein Vorhaben bekannt zu machen, das Königreich Frankreich oder wenigſtens Guienne und die Normandie wieder zu erobern. Er verlangte einen Geldbeytrag, der einem ſo groſſen Unternehmen gemäß wäre. Ob er nun ſchon von dem, welchen er zur Unterſtützung von Bretagne erhalten, einen ſchlechten Gebrauch gemacht hatte; ſo war doch die Vorſtellung von der Eroberung Frankreichs viel zu reizend, als daß ihm das Parlament ſein Begehren hätte abſchlagen ſollen.

Im Monat Junius gebar ihm ſeine Gemahlin einen Prinzen, der den Namen Heinrich erhielte.

Indeſſen wurden die Zurüſtungen zum Kriege ſehr langſam gemacht, weil es Heinrichen mit demſelben würklich kein rechter Ernſt war. Erſt im Anfang des Auguſts gab er Befehl, eine groſſe Anzahl Völker anzuwerben. Den 2 oder, wie andere ſagen, den 6 October

ctober gieng er mit 25,000 Mann zu Fuß und 1600 zu Pferde nach Calais über.

Kaum war er zu Calais angelangt, als die an Maximilian abgeſchikte Geſandten zurükkamen, und ihm die Nachricht brachten, daß dieſer Fürſt nicht im Stande ſey, ſeiner Verbindung gemäß in Frankreich einzufallen. Kurz darauf erhielt er auch von ſeinen Abgeordneten in Spanien Briefe, die ihm ſagten, daß ſich Ferdinand mit Carln geſezt hätte. Ob nun wol Heinrich von allem dem ſchon zuvor unterrichtet war; ſo ſtellte er ſich doch ſehr beſtürzt über dieſe Nachrichten, und ernannte Abgeordnete, die mit dem franzöſiſchen Marſchall Desquerdes in Unterhandlung treten ſollten, welche dieſer vorgeſchlagen hatte, ehe Heinrich noch unter Seegel gegangen war. Doch rükte er den 15 October vor Boulogne, um dieſen Ort zu belagern. Nach acht Tagen erhielt er die Friedensbedingungen, worüber ſeine Bevollmächtigte ſich mit den franzöſiſchen verglichen hatten, wenn ſie von beyden Königen genehm gehalten würden. Ihr vornehmſter Innhalt war dieſer: (i)

1) ſollte ſich der König von Frankreich anheiſchig machen, die auf die Beſchützung von Bretagne gewandte Koſten im Namen ſeiner Gemahlin zu bezahlen, die ſich auf 620,000 Thlr. beliefen.

2) fünf

(i) *Act. publ.* T. XII. p. 489.

2) fünf rückſtändige Friſten von den 50,000 Thlr. Jahrgeldern, die Ludwig XI an Eduard IV zahlte, abzutragen.

3) wenn der römiſche König Maximilian und ſein Sohn, der Erzherzog Philipp, in dem Vergleich mit wollten begriffen ſeyn, ſo ſollte es, im Fall ſie alsdann von Frankreich angegriffen würden, Heinrichen unverwehrt ſeyn, ihnen beyzuſtehen. Würden ſie hingegen den König Carl anfallen, ſo ſollte England ihnen keine Hülfe leiſten.

Ob nun ſchon dieſe Stücke vollkommen mit dem erſten Entwurf Heinrichs übereinkamen, den er ſich bey dem bretagniſchen Krieg gemacht hatte; ſo berief er doch zum Schein einen Kriegsrath, der ihm rieth, die Bedingungen anzunehmen, weil er zuvor wüßte, daß dem Könige mit dieſem Rathe gedient wäre. Er unterſtützte zwar denſelben mit allerhand Gründen, denen man es aber leicht anſieht, daß ſie nur zur Befriedigung des Königs erſonnen worden.

Nachdem ſich Heinrich geſtellet, als ob er durch dieſe Gründe zur Annehmung des Friedens wäre bewogen worden; ſo wurde der Vergleich den 3 November zu Eſtaples unterzeichnet. Etwas beſonders hiebey war, daß dieſer Friedensvertrag nur bis an den Tod eines von beyden Königen dauren ſollte. Vermuthlich wollte man dadurch das Stillſchweigen

gen retten, welches man in Anſehung des Kö-
nigreichs Frankreich, oder wenigſtens der Guienne und Normandie darinnen gehalten hatte, obgleich der Krieg zu dem Ende war angekündigt worden.

Heinrich zog alſo aus dieſem Frieden den Vortheil, der ihm am meiſten am Herzen lag, nemlich groſſe Geldſummen, die dieſen Namen allerdings verdienen, weil das Geld in den damaligen Zeiten ungleich ſeltner war, als in unſern Tagen. Dagegen blieb Bretagne zu groſſem Nachtheil der Engländer in franzöſiſchen Händen.

Heinrich glaubte nunmehr in Ruhe leben zu können. Allein die Herzogin von Burgund gönnte ihm ſolche nicht lange. Sie ließ heimlich das Gerücht verbreiten, daß Richard, der zweyte Sohn Eduards IV noch lebe, und ſuchte unterdeſſen einen jungen Menſchen, der geſchikt wäre, die Perſon dieſes Prinzen vorzuſtellen. Dieſen glaubte ſie an Perkin Wärbek zu finden, der ein Sohn eines bekehrten Juden von Tournay war, welcher ſich lange zu London aufgehalten, und durch einen Dienſt, den er Eduard IV erwieſen, ſich die Ehre erworben hatte, daß dieſer König die Pathenſtelle bey ſeinem Sohne vertreten. Da er wieder nach Flandern zurükgieng, ließ er den jungen Perkin bey einem ſeiner Verwandten zu Antwerpen. Die reizende Eigenſchaften dieſes Kindes brachten einige auf die Gedanken, daß

Eduard

Eduard die Mutter deſſelben ſehr genau müſſe gekannt haben. **Perkin** veränderte ſeinen Aufenthalt ſehr oft, und gieng meiſtens mit **Engländern** um, die ſich in den **Niederlanden** geſezt hatten. Dadurch lernte er ihre Sprache vollkommen gut.

Dieſer **Perkin** wurde nun von der Herzogin von Burgund abgerichtet, die Stelle **Richards** zu ſpielen, und dieſer Unterricht gelung ihr ſo wohl, daß er in kurzer Zeit recht fürſtlich handeln und reden lernte.

Perkin ſollte nach der Abſicht der Herzogin auftreten, ſo bald **Heinrich** mit **Frankreich** wegen der **bretagniſchen** Händel brechen würde. Um aber allen Verdacht von ſich zu entfernen, ſchikte ſie ihn unter der Aufſicht eines engliſchen Frauenzimmers, Namens **Brampton**, nach **Portugall**, wo er ſich ein Jahr lang verborgen hielte. Endlich zeigte er ſich im Jahr 1492 zu **Cork** in **Irrland**, wo er gleich bey dem **Mayor** der Stadt Unterſtützung fand.

Ohngeachtet **Heinrich** von der Sache Nachricht erhielt, ſezte er doch ſeine Anſtalten zum Krieg wider **Frankreich** fort, weil er es für eine künſtliche Erfindung hielt, die ihn von dem Krieg abziehen ſollte. Wie er aber hörte, der vorgegebene Herzog von York wäre nach **Frankreich** gegangen; ſo wurde er ernſthafter. **Perkin** wurde auch würklich von **Carln** ſehr gnädig empfangen, und genoß alle ſeinem entlehnten Stande gemäſe Ehrenbezeugungen. In kurzer Zeit kamen über hundert mißvergnügte

Engländer nach Frankreich, die dem Perkin ihre Dienſte anboten. Weil aber Carl den Perkin bloß darum an ſeinen Hof eingeladen, damit Heinrich deſto ehe zum Frieden gezwungen würde, ſo beurlaubte er ihn auch wieder, als dieſer beynahe gewis war, damit Heinrich ſeine Auslieferung nicht unter die Friedensbedingnüſſe bringen möchte. Man wollte doch in Frankreich den Namen nicht haben, als ob man ihn um ſeiner eignen Vortheile willen ins Nez gezogen hätte.

Perkin war froh, daß er dißmal ſo gut loßgekommen, und begab ſich darauf zur Herzogin von Burgund, die ſich anfänglich ganz hart gegen ihn ſtellte, und öffentlich ſagte, daß ſie ſchon einmal durch einen Betrüger wäre hintergangen worden, ſie wollte ſich alſo durch keinen zweyten anführen laſſen. Perkin behauptete dagegen recht dreiſte, daß er würklich ihr Vetter wäre. Sie legte ihm darauf gewiſſe Fragen vor, die er ſehr geſchikt beantwortete. Die Herzogin ſtellte ſich, als ob ſie nun von der Wahrheit ſeines Vorgebens überzeugt wäre, und gab ihm eine Leibwache von dreyſig Hellebardiers. Perkin erzehlte die vornehmſte Umſtände ſeines Lebens ſo natürlich, daß der ganze Hof ſich überredete, er wäre würklich der Herzog von York, und dieſes Gerüchte breitete ſich ſehr weit aus.

Zu Anfang des Jahrs 1493 kam es nach England, und fand gar bald bey vielen nach ihren verſchiedenen Neigungen und Abſichten

allen Glauben. Der König wurde darüber ſtu⸗zig, doch verbarg er ſeinen innern Kummer, damit durch ſeine Furcht die Feinde nicht noch beherzter werden möchten.

Dem ohngeachtet wurde von dieſen an einer Verſchwörung wider den König gearbeitet. Der Großkämmerer, **Wilhelm Stanley**, hatte den gröſten Antheil daran. Dieſer Herr glaubte, daß ihn der König für ſeine groſſe Dienſte, die er ihm in der Schlacht bey **Bosworth** geleiſtet, viel zu ſchlecht belohnet hätte. Zwey von den Verſchwornen, **Clifford** und **Barley**, wur⸗den nach **Flandern** geſchikt, um das weitere zu veranſtalten, und die Nachricht, die ſie ihren Freunden in **England** ertheilten, daß ſie den wahren Herzog von York würklich gefunden hät⸗ten, flammte ſie noch mehr an, ihm Anhänger zu verſchaffen.

Der König that hingegen auf ſeiner Seite alles, was möglich war, das Volk zu über⸗zeugen, daß der Herzog von **York** todt, und der Angegebene ein Betrüger ſey. Von denen Perſonen, die bey der Hinrichtung des Her⸗zogs beſchäftigt geweſen, waren nur noch zwey übrig. Dieſe wurden eingezogen und insge⸗heim verhört, darauf aber bekannt gemacht, daß ſie die That geſtanden hätten.

Die Auſſage dieſer Zeugen hatte die ge⸗wünſchte Würkung nicht. Der König mußte alſo darauf bedacht ſeyn, wie er ausfindig ma⸗chen möchte, wer die Perſon ſey, die ſich den Namen eines Herzogs von **York** gegeben hätte.

Zu

Zu dem Ende ſchikte er vertraute Kundſchafter nach Flandern, die unter dem Schein, als ob ſie dem Prinzen ihre Dienſte antragen wollten, kein Geld ſparen durften, hinter das Geheimniß zu kommen. Damit ihre Nachforſchung deſto weniger verdächtig ſeyn möchte, ließ ſie der König alle Sonntage in den Kirchenbann thun. Sie waren auch würklich ſo glüklich, daß ſie alles erfuhren, was ſie wiſſen wollten, und man ſäumete nicht, ihre Entdeckungen in dem Königreiche auszubreiten. Das Volk wollte aber doch dem König ohne deutlichere Beweiſe nicht bloß auf ſein Wort glauben, da ihn die Sache ſelbſt ſo nahe angieng.

Um auf alle beſorgliche Fälle ſichrer zu ſeyn, ſchloß der König einen Stillſtand mit Schottland auf ſieben Jahre, und ließ durch den Pabſt Alexander VI mittelſt einer Bulle den Vergleich von Eſtaples beſtätigen.

Indeſſen war es Heinrichen ſehr vortheilhaft, daß er den Ritter Clifford auf ſeine Seite gebracht ſahe. Dieſer hatte das völlige Vertrauen der Herzogin und des Perkins. Es war ihm alſo leicht, durch ihn Nachrichten von dem geheimen Briefwechſel zu bekommen, den ſeine Feinde in England unterhielten. Der König ließ verſchiedene Perſonen in Verhaft nehmen, und, nachdem ſie ihres Verbrechens überführt worden, verurtheilen. Nur einige erhielten Gnade. Nach Stanley wurde dißmal nicht geforſcht, weil er entweder noch nicht angegeben war, oder man noch nicht hinlängliche Beweiſe

hatte, ihn zu überzeugen, daß er Theil an der Verſchwörung habe.

Dagegen erfuhr der König durch Clifforden, daß Perkin noch Anhänger in Irrland habe, unter denen auch die Grafen von Desmund und Kildare wären. Er ſezte deswegen ſeinen zweyten Prinzen Heinrich, als Statthalter in dieſe Inſel. Weil aber der Prinz erſt zwey Jahr alt war, ſo wurde ihm der Ritter Eduard Poinings, ein erfahrner und verſuchter Mann, zugeordnet.

Dieſer gieng nach ſeiner Ankunft in Irrland ſcharf auf die verdächtigen Perſonen, beſonders auf die beeden Grafen, loß. Der erſtere rettete ſich bey Zeiten mit der Flucht; der andere aber wurde gefänglich nach England gebracht, bald aber wieder vom König aufs gnädigſte loßgelaſſen, weil er der Irrländer Neigung mehr durch Gnade, als durch Strenge zu erhalten hofte.

Poinings führte während ſeiner Unterſtatthalterſchaft in Irrland zum Vortheil Englands die Verordnung ein, daß ohne ausdrükliche Erlaubniß des Königs kein Parlament in Irrland verſammlet werden ſollte, und daß alle im Parlament von England ergangene Schlüſſe auch in Irrland beobachtet werden ſollten. (k)

Gegen das Ende des Jahrs 1494 wurde Stanley der Rache des Königs aufgeopfert. Clifford, der ihn verrathen hatte, mußte auf königlichen Befehl heimlich nach England kommen.

(k) *Hiſt. d' Irland.*

men. Heinrich verſammlete den geheimen Rath im Tour, wo er ſeine Wohnung genommen hatte. Hier warf ſich Clifford zu den Füſſen des Königs, und bat um Verzeyhung. Der König ertheilte ſie ihm, unter der Bedingung, daß er die Mitſchuldigen angeben ſollte. Er folgte dem Befehl, und nannte unter andern auch den Stanley. Der König ſchien darüber beſtürzt, und ermahnte ihn, er ſollte wohl bedenken, was er ſage. Da aber Clifford auf ſeinem Anbringen beſtund, ſo wurde der Großkämmerer ſogleich in Verhaft genommen. Er konnte bey dem Verhör ſein Verbrechen nicht leugnen, und weder der groſſe Dienſt, den er dem König geleiſtet, noch das Anſehen des Grafen von Darby, ſeines Bruders, und Stiefvaters des Königs konnten ihm das Leben retten. Man glaubt, daß er vielleicht noch Gnade gefunden hätte, wenn er weniger reich geweſen wäre. Die Hauptleydenſchaft des Königs fand aber bey ſeiner Hinrichtung zu viel Rechnung, als daß er die Gnade über ſie hätte ſollen ſiegen laſſen.

Obgleich der mit Schottland getroffene Stillſtand noch dauerte; ſo waren doch einige Streitigkeiten noch unentſchieden, welche die Grenzen beyder Reiche betrafen. Heinrich wollte auch gerne dieſe Irrungen beygelegt wiſſen. Er ſchikte deswegen den Richard Fox, Biſchofen von Durham, nebſt andern, zu den ſchottiſchen Geſandten nach Caldeſtreme; allein ſie konnten ſich nicht mit einander verglei-

 chen,

chen, welches dem König ein Mißtrauen gegen Schottland erweckte, und ihn bewog, daß er dem Grafen von Surrey Befehl gab, von der mitternächtigen Seite auf der Hut zu ſeyn.

Einige Zeit darauf übergab er ſeinem zweyten Prinzen Heinrich, den er vorher ſchon zum Herzog von York ernannt hatte, neben der Statthalterſchaft von Irrland auch die von den mitternächtigen Marken, ohngeachtet er jezo nur drey Jahr alt war, und behielte auf ſolche Weiſe die Beſoldungen, die er auſſer den zwey verſchiedenen Herrn hätte geben müſſen. So gut muß ſich wol nicht leicht ein Fürſt auf die Sparkunſt verſtanden haben, als **Heinrich**.

Diß geſchah im Jahr 1495, in welchem auch die alte Herzogin von York ſtarb, nachdem ſie drey von ihren Prinzen gekrönt, und vier ermordet geſehen. Sie war die Mutter **Eduards** IV, und **Richards** III.

Perkin hatte ſich bisher ruhig gehalten; nun aber wollte er eine Landung in der Provinz **Kent** unternehmen, um die Geſinnungen des Volks zu prüfen, da mit den Groſſen des Reichs allein nichts zu thun war, die zu genau beobachtet wurden. Der König, der von dieſem Vorhaben nichts wußte, war damals eben auf einer Reiſe nach York begriffen, um bey ſeiner Mutter einen Beſuch abzulegen. **Perkin** langte nahe bey **Sandwich** an, und ließ einige Mannſchaft ans Land ſetzen. Dieſe machte ein groſſes Lermen von der Seemacht, welche der Herzog von York in **Flandern** ausgerüſtet hätte,

hätte, und davon nur ein kleiner Theil gegenwärtig wäre. Die Einwohner von Kent giengen mit dem Adel des Landes zu Rathe, wie man dieſen Leuten begegnen ſollte, und es wurde beſchloſſen, daß man ſich ſtellen ſollte, als wollte man dem **Perkin** beyſtehen, um ihn dadurch ans Land zu locken, und ſich ſeiner Perſon zu verſichern. Sie zeigten ſich alſo bewafnet an den Küſten, und gaben zu verſtehen, daß ſie den **Perkin** mit ſeinen Völkern erwarteten. Dieſer aber merkte die Liſt, und wollte ſich nicht ehe der Gefahr ausſetzen, bis einige von ſeinen Leuten mit ſichern Nachrichten zurükgekommen wären. Da das Volk ſeine Abſicht ſahe, tödtete es diejenige, die ans Land geſtiegen waren, 150 wurden gefangen und auf Befehl des Königs aufgeknüpft. Worauf **Perkin** wieder nach **Flandern** zurükſeegelte. Der König war im Begrif, umzukehren, und ſeinen Weg nach Kent zu nehmen, als er das Unternehmen des **Perkins** erfahren; da dieſer aber dißmal ſein Glük nicht weiter verſuchen wollte, ſezte er ſeine Reiſe fort, und brachte einige Zeit bey ſeiner Mutter zu **Latham**, einem Landhauſe des Grafen von **Darbey** zu, dem er dadurch ein Zeichen ſeiner fortdaurenden Gewogenheit geben wollte, ob er gleich gezwungen worden, ſeinen Bruder umbringen zu laſſen.

Den 18 **October** hielt der König ein **Parlament**, in welchem verordnet wurde, daß kein Unterthan belangt werden ſollte, der ſich zur Parthey eines regierenden Königs geſchlagen

hätte. Obſchon dieſe Verordnung mehr für die Sicherheit der Unterthanen, als des Königs zu ſeyn ſchien, ſo konnte man doch daraus leicht ſchlieſſen, wie wenig Heinrich ſeinem Recht auf die Crone getrauet habe. Ohngeachtet er nun dadurch ſeine Anhänger für allem künftigen Nachtheil verwahren wollte; ſo verringerte er doch würklich eben damit die Anzahl derſelben, indem er die groſſe Triebfeder zerſprengte, die das Volk in Bewegung ſetzet, entweder zu ſiegen oder zu ſterben, wenn ſein Verhängniß von den Folgen der Begebenheiten abhänget.

Ehe das Parlament auseinander gieng, kam die Nachricht, daß Perkin in Irrland angelanget ſey. Die Herzogin von Burgund hatte ihn in dieſe Inſel geſchikt, um, wo möglich, einen Aufruhr zu erregen. Insgeheim hatte ſie ſchon den König von Schottland in ihre Abſichten zu ziehen geſucht. Die Wachſamkeit Poinings aber ſtund ihm im Wege, daß ſein Vorhaben nicht gelung. Daher gieng er nach Edimburg, und bat ſich ein Gehör bey dem Könige Jacob aus. Dieſer that, als ob ihm dieſer Beſuch etwas ganz fremdes wäre, und empfieng ihn recht feyerlich. Perkin erzehlte ihm darauf in einer langen Rede ſein Schikſal, und bat ihn um ſeinen Beyſtand. Jacob ſchien von ſeinen Unfällen gerührt zu ſeyn, und erkannte ihn nach einem kurzen Bedenken öffentlich für den Herzog von York, und gab ihm ſeine Verwandtin Catharina Gordon, eine Tochter

des

des Grafen von Huntley, eines der ſchönſten und vollkommenſten Frauenzimmer, zur Gemahlin. (l)

Dabey ließ es aber Jacob nicht bewenden, ſondern er ſuchte, den angeblichen Herzog von York würklich auf den engländiſchen Thron zu bringen. Er that zu dem Ende einen Einfall in England, und ließ im Namen des Prätendenten eine Proclamation ausſtreuen, worinne Heinrich ein unrechtmäſſiger Thronbeſitzer, ein Mörder und Tyranne genennt wurde, und verſprach denen allerhand Vortheile, die ſich zu ihm ſchlagen würden. Allein ſie war ohne Würkung. Heinrich hatte zwar in dieſen Gegenden nicht viel Liebe, doch wollte man auch nicht gerne ſein Blut für eine ungewiſe Perſon wagen, und der Tod des Stanley gab jedermann eine Warnung. Da indeſſen Jacob ſeine Waffen nicht vergeblich ergriffen haben wollte; ſo ſtreifte er in die Provinz Northumberland, wo er groſſe Beute machte. Perkin ſtellte ſich, als ob er die Engländer bedauerte, und beſchwor den Jacob, daß er doch ſeiner armen Unterthanen ſchonen möchte. Dadurch wollte er dem gemeinen Mann beybringen, als ob er würklich der rechtmäſſige Vater dieſes Volks wäre, der zärtlichen Antheil an dem Schikſal ſeiner Kinder nehme. Jacob antwortete ihm lächelnd, daß er ſehr großmüthig wäre, da er dasjenige geſchont wiſſen wolle, was er nicht habe, um es ſeinem Feinde zu er=

(l) Stuchanan.

halten. Indeſſen gieng Jacob auf die Nachricht, daß ein engländiſches Heer im Anzug wäre, wieder in ſein Reich zurük, weil er ſeine Leute dem ungewiſen Ausgang einer Schlacht nicht bloß ſtellen wollte.

Ob ſchon **Heinrich** ſich nicht groß für dem Könige in **Schottland** zu fürchten hatte, weil ihn ſeine Bündniſſe verſicherten, daß ihn keine andere Macht unterſtüzen würde, und er hoffen konnte, bald Friede mit ihm zu machen; ſo wollte er doch die Gelegenheit nicht fahren laſſen, einen Geldbeytrag zu erhalten. Er berief deswegen im Anfang des Jahrs 1497 ein **Parlament**, und ſtellte demſelben den Schimpf nachdrüklich vor, den er von Jacoben erlitten hätte, der ihn zwänge, ſich an ihm zu rächen. Das **Parlament** verſtund, was er wollte, und bewilligte ihm einen Beytrag, worauf es wieder auseinander gieng.

Nun rüſtete ſich **Heinrich** dem Anſehen nach mit allem Ernſte zum Krieg, und machte den Anfang damit, daß er die Hülfsgelder mit vieler Strenge eintreiben ließ. Diß verurſachte aber in der Provinz **Cornwallien** einen Aufſtand, welchen ein Schmid zu **Bodmin**, Namens **Michael**, und ein Sachwalter, Namens **Flammok**, unterſtüzten. Dieſe brachten dem Volk bey, daß dieſe Bedruckung bloß von des Königs Staatsbedienten herrühre, die ſich auf Unkoſten des Volks beliebt zu machen ſuchten. Man müßte alſo die Waffen ergreiffen, und ohne jemand zu beleydigen, den König bitten,

daß

daß er die ſchädliche Rathgeber zur Strafe ziehen möchte. Flammok und Michael erboten ſich, das Volk anzuführen, bis eine vornehmere Perſon ſich an ihre Spitze ſtellen würde. Die Folge zeigte auch in der that, daß Leute von Stande darunter geſtekt ſeyn müſſen. Der Pöbel verſammelte ſich, und, nachdem ſie ſich, ſo gut ſie konnten, mit Waffen verſehen, rükten ſie unter gedachten Anführern bis nach **Wells**, wo ſich der Lord Audley, ein unruhiger und mißvergnügter Mann, zu ihnen ſchlug, den ſie zu ihrem Haupte machten. Dieſer führte ſie nach **Winchester**, und war willens, gerade nach **London** zu gehen. Doch mußte er ſein Vorhaben ändern, und ſich zuvor nach dem Verlangen ſeiner Leute mit ihnen in die Provinz Kent begeben, weil ſie ſich hier einen groſſen Beytritt verſprachen. Ihre Erwartung ſchlug aber fehl, und viele wurden dadurch bewogen, in der Stille wieder nach Hauſe zu gehen. Weil aber der König ſie ſo weit hatte ziehen laſſen; ſo bekamen die übrige einen neuen Muth, und wollten ihm eine Schlacht liefern. In dieſem Entſchluß lagerten ſie ſich zwiſchen **Eltham** und **Greenwich** einige Meilen von **London**.

Der König war anfänglich zimlich unruhig über dieſe Nachricht, weil er glaubte, daß dieſes nur der Anfang einer allgemeinen Verſchwörung ſey, deren Würkung **Perkin** in **Schottland** abwarte. Zu allem Glük aber

hat

hatte er ein Heer beyſammen, das er nach Mitternacht ſchicken wollte. Diß behielt er in der Nähe, und ließ nur einige Mannſchaft an die ſchottländiſchen Grenzen abgehen, um dieſelbe zu decken. Unterdeſſen durchſtrichen die Aufrührer die Provinzen, und der König eilte nicht ſich ihnen zu widerſetzen. Er wollte vorher ſehen, ob ſie nicht in andern Provinzen ein Verſtändniß hätten, und ſich auch nicht gerne einiger Gefahr ausſetzen.

Als ſich aber die Aufrührer zu **Blakheat** ganz nahe an **London** gelagert hatten; ſo mußte er ſich entſchlieſſen, ſie anzugreiffen, weil er ſonſt ſeine Furcht allzudeutlich verrathen hätte. Die Ueberlegenheit und eine Liſt gaben ihm den Vortheil in die Hände. Er ließ nemlich das Gerücht ausbreiten, als ob er ſie am Montag überfallen würde. Die Aufrührer glaubten demſelben, und hatten kaum Zeit, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen, da der Angrif den Sonnabend vorher, nemlich den 22 Junius, geſchahe. Zweytauſend blieben von ihnen auf dem Plaz, und die übrigen mußten ſich der Gnade des Siegers überlaſſen, weil der Graf von Oxford ſich vor der Schlacht hinter einer Anhöhe auf ihrem Rücken geſezt hatte. Von denen Gefangenen wurden nur die drey Anführer, **Audley**, **Flammok** und **Michael** hingerichtet, die übrigen aber denen überlaſſen, die ſie gefangen hatten, um ſich mit ihnen wegen der Auslöſung zu vergleichen.

Da

Da Heinrich mit ſeinen eignen Unterthanen zu thun hatte, fiel Jacob wieder in England ein, und rukte vor die Mauren von Norham. Der Graf von Surrey aber entſezte nicht nur den Ort glüklich, ſondern verfolgte auch den Feind bis in Schottland, wo er die kleine Stadt Ayton wegnahm.

Dem Könige war dieſer Krieg ſehr zur Laſt, weil er gerne das Geld behalten hätte, welches ihm das Parlament bewilliget hatte, und er wohl ſahe, daß es ſo leicht nicht angehen würde, den Perkin mit Gewalt der Waffen aus Schottland zu vertreiben. Inzwiſchen wollte er doch auch nicht die erſte Hand zum Frieden bieten, weil ihm eine abſchlägige Antwort ſehr ſchimpflich würde geweſen ſeyn. Er bediente ſich alſo des ſpaniſchen Geſandten Don Pedro d' Ayala, der nach Schottland gieng, und gleichſam für ſich einen Vorſchlag zu einem Vergleich that. Er wandte vor, daß der König Ferdinand, ſein Herr, es gerne ſehen würde, wenn ſeine Bundsgenoſſen in guter Freundſchaft lebten. Jacob war willig in eine Unterhandlung zu treten. Beyde Könige ſchikten ihre Geſandten nach Ayton, und Ayala fand ſich bey ihnen als Mittler ein. Niemand ſtund aber der Vereinigung mehr im Wege, als Perkin Waerbek, den der König von England ausgeliefert wiſſen wollte. Da dieſes verweigert wurde, ſo traf man das Mittel, daß Jacob ihn mit einem ehrlichen Abſchied von ſich laſſen ſollte, ehe man in den Friedensunter-

hand-

handlungen weiter gienge, damit es nicht ſchie- ne, als ob er zu dieſer Entlaſſung gezwungen worden wåre.

Jacob ließ ſich ſolches gefallen, und nach- dem er dem Perkin vorgeſtellt, wie er alles vor ihn gethan habe, was in ſeinen Kråften geſtan- den wåre; ſo möchte er ſein Heyl nun ander- wårts verſuchen. Perkin dankte für den ihm verliehenen Schuz, und bat, daß man ihn mit ſeiner Gemahlin nach Irrland begleiten laſſen möchte, welches ihm der König auch ſogleich bewilligte.

Nachdem das gröſte Hinderniß des Frie- dens gehoben war; ſo wurde zu Ayton ein Waffenſtillſtand auf ſieben Jahre unterzeichnet, darinn ausdrůklich bedungen war, daß keiner von beyden Königen weder für ſich, noch durch ſeine Unterthanen, noch durch irgend jemand den andern bekriegen ſollte.

Die Aufrůhrer von Cornwallien erhielten um einen ſehr geringen Preiß ihre Freyheit wie- der. Dieſe dankten ſie aber nicht ſo wohl der Gnade des Königs, als denen widrigen Geſin- nungen ſeiner übrigen Unterthanen, deren er, wie ſie ſagten, drey Viertheile můßte aufhån- gen laſſen, wenn er alle am Leben ſtrafen wollte, die mit ihnen gleiche Gedanken hegten. Dieſe Reden machten ihren Nachbarn glaubend, daß alles im Reiche bereit ſey, die Waffen wider den König zu ergreifen. Sie rotteten ſich alſo aufs neue zuſammen, und luden den Perkin zu ihrem

ihrem Beytritt ein, mit dem Verſprechen, ihm auf den Thron zu helfen.

Perkin, der ſich in **Irrland** von allen Seiten verlaſſen ſahe, nahm die Einladung freudig an. Er langte mit einer kleinen Mannſchaft zu **Bodmin** an, und brachte da ohngefehr 3000 Mann zuſammen. Darauf ließ er eine **Proclamation** bekannt machen, worinn er den Namen eines Königs von **England** annahm, und ſich **Richard IV** nannte. Sein erſtes Abſehen war auf **Exceter** gerichtet. Er ſuchte die Einwohner durch Schmeicheleyen zu gewinnen; da er aber bey ihnen kein Gehör fand, ſo wollte er einen Sturm auf die Stadt wagen, der ihm ſo übel gelung, daß er 200 Mann dabey verlohr.

Als der König die Nachricht bekam, daß **Perkin** vor **Exceter** ſtehe, ſo ſagte er im Scherz: er hoffe dißmal die Ehre zu haben, ihn zu ſehen, welches ihm bisher nicht gelingen wollen. Er ließ den Lord **Aubney** anrücken, um **Exceter** zu entſetzen, und bekannt machen, daß er mit einer zahlreichen Armee bald nachkommen würde. **Perkin** wollte aber dieſe Ankunft nicht erwarten, ſondern flüchtete ſich in das Kloſter zu **Bowley**. **Aubney** ſchikte ihm 300 Reuter nach, die, weil ſie ihn nicht mehr einholen konnten, ſich begnügten, das Kloſter bis auf weitere Befehle zu beſetzen. Wie ſich ſeine Leute, die auf 6000 Mann angewachſen waren, ohne Haupt ſahen, ergaben ſie ſich des Königs Gnade, die er ihnen auch ſchenkte, auſſer einigen Rå-

delsführern, die er andern zum Schrecken aufknüpfen ließ. Perkins Gemahlin hatte auf den Berg St. Michael geflüchtet, wovon ſie der König abholen ließ, weil er ſorgte, daß, wenn ſie ſchwanger wäre, ſie ihm in Zukunft noch Händel machen könnte. Sie gewann durch ihr ſittſames Weſen die Gnade des Königs. Er tröſtete ſie auf das liebreichſte, ſchikte ſie zu ſeiner Gemahlin, und wieß ihr ein anſehnliches Gnadengehalt an, welches ſie, ſo lange der König lebte, und auch noch einige Jahre nach ſeinem Tode, genoß. Sie wurde bey Hofe nur die weiſe Roſe genannt, theils weil ſie ſehr ſchön war, theils weil die Herzogin von Burgund ihrem Gemahl dieſen Namen beygelegt hatte.

Der König gieng hierauf ſelbſt nach Exceter, um den Urſprung des Aufſtands näher zu unterſuchen. Hier hielt er einen Rath, was man mit Perkin anfangen ſolle. Nachdem die Meynungen getheilt waren, ob man ihn mit Gewalt aus ſeiner Freyſtadt herausholen, oder nur darinn genau bewachen ſollte, folgte endlich der König denen, die dafür hielten, man ſollte ihm das Leben anbieten, wenn er ſich freywillig ergeben würde. Perkin, der kein Mittel zu ſeiner Rettung ſahe, nahm das Anerbieten willig an, und wurde nach London gebracht. Auf der Reiſe belegte ihn das Volk mit Schimpf und Spott. Nach ſeiner Ankunft ließ man ihn zweymal durch die Stadt reuten,

ten, damit die Einwohner ihn recht betrachten könnten; darauf wurde er in den Tour geſezt.

Einige Tage darauf wurde Perkin heimlich verhört, und eine umſtändliche Nachricht von ſeiner Geburt, von ſeinem Leben und Aufenthalt bekannt gemacht. Doch wollten nicht alle dieſer Erzehlung glauben, weil nichts darinn von der Verſchwörung und deren Urhebern enthalten war. Man meynt, daß der König deßwegen dieſe Umſtände verſchwiegen habe, weil er der Groſſen ſchonen wollte, die ſich ſeiner angenommen hatten.

Da im Jahr 1499 einige Mißhelligkeiten zwiſchen den engländiſchen und ſchottländiſchen Unterthanen vorgefallen waren, und König Jacob deßwegen Genugthuung verlangte; ſo ſchikte Heinrich Geſandten an ihn, durch welche nicht nur die Sache gütlich beygelegt, ſondern auch eine Vermählung König Jacobs mit Margarethen, Heinrichs älteſter Prinzeßin, in Vorſchlag gebracht wurde. Der König von England hatte ſchon einige Jahre vorher den Entwurf zu dieſer Heurath gemacht, davon er, wie es ſcheint, dem Könige von Schottland durch den ſpaniſchen Geſandten d' Ayala einen Gedanken hatte beybringen laſſen. Die Geſchichtſchreiber verſichern, daß Jacob bey dem Biſchof von Durham die Anwerbung gethan, und daß dieſer ihm gute Hofnung gemacht habe. Doch kam die Sache erſt im Jahr 1502 zu Stande.

Dem Perkin, der als ein Fürſt zu leben gewohnt war, wollte ſein Aufenthalt im Tour nicht gefallen; er ſuchte alſo Mittel, und fand ſie, aus demſelben nach Kent zu entwiſchen, in der Hofnung, daß er ein Schif finden würde, welches ihn aus dem Königreich brächte. Da er aber überall die Anſtalten zu gut getroffen ſahe; ſo nahm er ſeine Zuflucht in das Kloſter Betlehem, welches das Recht einer Freyſtadt hatte. Der Prior ſahe dieſen Gaſt ſehr ungerne. In der Verlegenheit, in der er ſich befand, verfügte er ſich zum König, und bat ihn, daß er dem Perkin das Leben ſchenken möchte, wenn er ihn ſeiner Gewalt überlieſſe. Der König willigte in ſein Geſuch, doch ließ er den Perkin einen ganzen Tag in dem Hofe vor Weſtmünſter ans Halseiſen, und einen andern Tag an den Pranger ſtellen, und ihn darauf wieder in den Tour ſetzen.

Nicht lange darnach machte Perkin eine neue Verſchwörung mit vier Bedienten des Lords Digby, Lieutenants im Tour, in welche er auch den Grafen von Warwik zog, der ſchon ſo lang ſeine Freyheit verlohren hatte. Ihr Anſchlag war, den Digby umzubringen, ſich der Schlüſſel des Tours zu bemächtigen, und ſich aus dem Staube zu machen. Er wurde aber entdekt, ehe er zu Stande kam. Man zweifelte nicht, daß der König ſelbſt der Anſtifter dieſer Verſchwörung geweſen, damit er Gelegenheit haben möchte, ſich zweyer Perſonen zu entledigen, die ihm verhaßt waren.

Der

Der Verdacht wurde dadurch gröſſer, weil ſich zu gleicher Zeit ein junger Menſch, mit Namen Walford, eines Schuſters Sohn, für den Grafen von Warwik ausgab. Patrik, ein Auguſtinermönch, war ſein Anführer, der ſo gar die Verwegenheit hatte, das Volk öffentlich zu ermahnen, daß es für ihn die Waffen ergreiffen ſollte. Sie wurden beyde in Verhaft genommen, und Walford gehangen, der Mönch aber zu einem ewigen Gefängniß verdammt. Man möchte beynahe glauben, daß auch dieſes auf des Königs Anſtiften geſchehen, damit es niemand befremden möchte, wenn er den Grafen von Warwik aus dem Wege räumte.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo hatte doch der König jezo eine ſcheinbare Urſache, den Perkin und den Grafen von Warwik den Gerichten zu überantworten. Jener wurde zum Strange verurtheilt, und mit dem Major von Cork und ſeinem Sohne, die ihm gute Dienſte gethan hatten, hingerichtet; dieſer aber, weil er an der Verſchwörung des Perkins Theil genommen, enthauptet. Er war noch der einzige Erbe des Hauſes York, und darinn beſtund wol ſein Hauptverbrechen. Der König wollte lieber ſeine Ehre aufopfern, als ſeine Crone in Gefahr ſehen. Um das Volk wegen dieſer That zufrieden zu ſtellen, ließ er ausſtreuen, daß der König Ferdinand nicht ehe in die Vermählung ſeiner Prinzeßin Catharina mit dem Prinzen Arthur wil-

ligen wollte, bis der Graf von Warwik nicht mehr am Leben wäre. Es war aber dieſes nur ein Vorwand, indem die Vermählung noch vor der Hinrichtung des Grafen durch Vollmacht vollzogen worden.

Heinrich hatte nun von auſſen und von innen Ruhe. Doch ehe er ſichs verſahe, ſchien ſich ein neues Ungewitter über ihn zuſammen zu ziehen. Der Graf von Suffolk, ein Schweſterſohn Eduards IV und Richards III, gerieth mit einem Menſchen in Händel, und entleibte ihn. Der König hätte hievon Anlaß nehmen können, ſich auch dieſen Herrn vom Halſe zu ſchaffen; er wollte ihn aber doch unter der Bedingung begnadigen, wenn er öffentlich bey ihm um Gnade anſuchen würde. Der Graf aber, der ſich zu dieſer Demüthigung nicht verſtehen wollte, gieng zur Herzogin von Burgund. Heinrich gerieth darüber in Unruhe. Er ſchikte daher eiligſt Leute nach Flandern, welche den Grafen dahin vermochten, daß er wieder nach England zurük gieng, wo er leicht Vergebung fande.

Im Jahr 1501 im October kam die Prinzeßin Catharina von Arragonien nach England, und hielte den 14 November mit Arthur, Prinzen von Wallis, Beylager. Obgleich der Prinz erſt ſechszehen Jahre alt war, ſo zweifelte doch niemand daran, daß er ſeiner Gemahlin beygewohnet habe. Der Prinz ſelbſt ließ den Tag nach der Hochzeit ſolche Worte von ſich hören, welche dieſer Sache wegen

gar

gar nicht zweydeutig waren. Indeſſen entſtanden darüber in folgenden Zeiten groſſe Streitigkeiten, die wir an ihrem Orte anführen werden. (m)

Bald darauf kam auch der Heurathsvertrag zwiſchen Jacob, Könige in Schottland, und der Prinzeßin Margaretha, zu Stande. Als darüber alles am engländiſchen Hofe in vollen Freuden war, überfiel den Prinzen Arthur eine Krankheit, woran er den 2 April 1502, im fünften Monat ſeiner Ehe, und dem 17 Jahr ſeines Alters, ſtarb. Weil man nicht wußte, ob ſeine Wittwe ſich in geſegneten Umſtänden befände, ſo wartete der König einige Monate, ehe er den zweyten Prinzen Heinrich zum Prinzen von Wallis erklärte.

In dem ganzen übrigen Jahr begab ſich nichts auſſerordentliches in England.

Den 11 Februarius 1503 ſtarb die Königin Eliſabeth im Wochenbette, ohne von ihrem Gemahl ſehr bedauert zu werden, der ihr viele empfindliche Kränkungen verurſacht hatte.

Fand ſich gleich Heinrich jezo in den glüklichſten Umſtänden, ſo unterließ er doch nicht, ſeine Unterthanen mit beſtändigen Geldabgaben zu drucken, dazu ihm zwey Bedienten, Emſon und Dudley ſehr behülflich waren. Dudley war von gutem Geſchlechte, und geſchikt, den häßlichſten Handlungen eine Schminke zu geben. Emſon hingegen war eines Siebmachers Sohn, und im höchſten Grade unverſchämt.

(m) *Act. publ.* T. XII. p. 780.

ſchämt. Er ſcheuete ſich keiner Ungerechtigkeiten, und er rühmte ſich derſelben, wenn ſie begangen waren. Dieſe Perſonen bedienten ſich der niederträchtigſten Mittel, des Königs Neigung zu ſtillen. Wir wollen nur einige Arten anführen.

1) Lieſſen ſie reiche Leute gewiſer Verbrechen wider die Geſetze beſchuldigen. Man ſezte ſie ins Gefängniß, und ließ ſie ſo lange darinn, bis ſie ihre Freyheit mit dem beſten Theil ihrer Güter erkauften.

2) Giengen ſie gar ſo weit, daß ſie in Kraft einer königlichen Vollmacht die Angeklagten für ihren eigenen Richterſtuhl zogen, und in der Eil ein Urtheil ſprachen, welches dem Könige groſſe Summen einbrachte.

3) Lieſſen ſie falſche Urkunden verfertigen, aus welchen erhellete, daß Güter, die von eignen Herrn und Privatleuten zu Lehen giengen, unmittelbare Cronlehen ſeyen.

4) Droheten ſie den geſchwornen Richtern ſo lange, bis ſie die Angeklagten für ſchuldig erklärten; und wenn ſie ſich zu ſolchen Ungerechtigkeiten nicht gebrauchen laſſen wollten, lieſſen ſie dieſelbe ſelbſt anklagen, und legten ihnen groſſe Geldſtrafen auf.

Wir brauchen nicht mehrere Arten anzuführen, weil dieſe ſchon genugſam zeigen, wie ungerecht

gerecht dieſe Leute verfahren ſind. Dennoch ſind ſie weniger, als der König, zu tadeln, der ihnen dergleichen Gewalt in ſeinem Namen erlaubte.

Man kan leicht erachten, daß dieſe Aufführung vieles Murren unter dem Volk verurſacht habe. Dieſen Zeitpunkt ſuchte ſich der begnadigte Graf von **Suffolk** zu Nutze zu machen. Er war von mütterlicher Seite aus dem Hauſe **York**, und entſchloſſen, ſeine Rechte auszuführen. In der Abſicht machte er ſich einen Anhang von einigen Herrn und Edelleuten, und entwich darauf nach **Flandern**.

Der König zweifelte nicht, daß dieſe Flucht eine Folge von einer Verſchwörung ſey, die der Graf in **England** angeſponnen. Um hinter das Geheimniß zu kommen, bediente er ſich eben des Mittels, welches ihm ſchon zuvor in Abſicht auf den **Perkin** gelungen war. **Robert Curſon**, Befehlshaber des Schloſſes **Hammes** bey **Calais**, bekam Befehl, ſich zu ſtellen, als ob er ſeine Stadthalterſchaft aus Verdruß über den König verlieſſe. Zufolge dieſes Befehls begab ſich **Curſon** zu dem Grafen von **Suffolk**, und bot ihm ſeine Dienſte an. Durch dieſen Weg erfuhr der König, daß **Wilhelm Courtnay**, Graf von **Devonshire**, **Wilhelm Pole**, ein Bruder des Grafen von **Suffolk**, die Ritter **Tyrrel**, **Windham** und andere von der Verſchwörung wären. Alle dieſe wurden an einem Tage gefänglich eingezogen. Wider die beeden erſtern

konnte man keinen zureichenden Beweis aufbringen; die beeden lezten aber wurden enthauptet.

Um noch näher hinter das Geheimniß zu kommen, ließ Heinrich den Curſon zum Scheine ſeiner Ungnade eben ſo wol in den Kirchenbann thun, als den Suffolk. Nachdem aber dieſer ſein ganzes Herz entdekt hatte, ſo verſchwand Curſon, und kam zu groſſem Vergnügen des Königs nach England zurücke. Der Graf von Suffolk, der hiedurch ſeine Abſichten verrathen ſahe, zog darauf einige Zeit in Teutſchland herum, kam aber endlich wieder nach Flandern, wo ihn der Erzherzog Philipp in Schuz nahm.

Heinrich war ſeinetwegen weiter unbeſorgt, weil ſein Anhang in England verſchwunden war. Allein nun beunruhigte ihn eine andere Sache. Da ſein Prinz Arthur ohne Erben geſtorben war, ſo hätte er entweder der Wittwe den Brautſchaz, davon die Helfte ſchon bezahlt war, wieder herausgeben, oder ihr den dritten Theil der Einkünfte des Landes Wallis überlaſſen ſollen. Beedes fiel ihm gleich ſchwer. In dieſer Verlegenheit erſann er ein geſchiktes Mittel, ſich zu helfen. Er bewirkte nemlich eine Vermählung zwiſchen Catharinen und ſeinem Prinzen Heinrich, wozu man zwar eine päbſtliche Einwilligung haben mußte, die aber auch ohne viele Mühe erfolgte.

Im Monat September wurde die Vermählung des Königs von Schottland mit

Margarethen vollzogen, wie man ſich deßhalben verglichen hatte.

Den 16 Januarius 1504 berief der König das Parlament, unter dem Vorwande, gewiſe Verordnungen zu machen. Die wahre Abſicht aber war, daſſelbe um einen Beytrag zu erſuchen, den Brautſchaz ſeiner Prinzeſſin davon zu bezahlen. Das, was ihm das Parlament bewilligte, und das anſehnliche Geſchenk, welches ihm die Geiſtlichkeit bey dieſer Gelegenheit machte, übertraf die Summe weit, die er der Königin von Schottland zu geben verſprochen hatte. Die Vermählung ſeiner Tochter war alſo mehr ein Anlaß, ſeine Schäze zu häufen, als ſie zu mindern. Er machte hiebey noch mehrere Verordnungen, die zwar den öffentlichen Nutzen zur Abſicht zu haben ſchienen, in der That aber dahin abzielten, ihm Geld zu verſchaffen.

Im Jahr 1506 wollte Philipp ſeine Gemahlin Johanna nach Caſtilien führen; er wurde aber durch einen Sturm gezwungen, in England zu landen. Heinrich hielte denſelben unter allerhand ſchmeichelhaften Bezeugungen länger in ſeinem Reiche auf, als ihm lieb ſeyn konnte. Unter andern Vortheilen, die er aus der Gegenwart Philipps zog, war auch dieſer, daß er den Grafen von Suffolk unter der Bedingung in ſeine Hände bekam, daß er ihm nichts am Leben thun ſollte.

Zu der Zeit, als der König an nichts dachte, als ſeine Käſten zu füllen, hatte er öftere

Anfälle von der Gicht. Nach und nach verwandelte ſich dieſelbe in eine Schwindſucht, welche ihm einen baldigen Tod prophezeyete. Dem ohngeachtet ließ er nicht nach, immer auf die Vermehrung ſeiner Schätze zu denken. Man ſagt, daß er 1800,000 Pfund Sterling zuſammengeſcharrt habe, welches in den damaligen Zeiten eine unglaubliche Summe war. Er hatte ſeine Schätze zu **Richemont** in Gewölben verſchloſſen, dazu er niemand den Schlüſſel anvertraute.

Im Jahr 1508 war die Vermählung ſeiner Prinzeſſin **Maria** mit dem Erzherzoge **Carl** die einzige Beſchäftigung **Heinrichs**, die auch den 17 **December** durch einen Gevollmächtigten vollzogen wurde.

Als der König merkte, daß ſein Lebensende nicht mehr weit wäre, ſo wollte er ſich durch eine allgemeine **Amneſtie** zum Tode bereiten. Hierauf machte er ſein Vermächtniß, worinn er verordnete, daß ſein Erbe alles erſetzen ſollte, was er ſeinen Unterthanen mit Unrecht abgenommen hätte. Allein dieſe Gewiſſensunruhe kam zu ſpät. Denn ſein Prinz fand nicht für dienlich, das Geld wieder herauszugeben, welches ſein Vater mit ſo vieler Sorge zuſammen gebracht hatte. Er ſtarb endlich zu **Richemont** den 22 **April** 1509 im 52 Jahr ſeines Alters, und im 24 ſeiner Regierung. Man ſagt, daß er eben zu rechter Zeit geſtorben ſey, weil ſein Prinz ſeinen ſpätern Tod ſchwerlich

würde abgewartet haben, der ſein Recht auf die Crone von ſeiner Mutter herleiten konnte.

Heinrich hatte 3 Söhne und 4 Töchter erzeugt. Arthur ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre. Heinrich, der zweyte Prinz, wurde ſein Nachfolger, und Edmund, der dritte, ſtarb in ſeinem fünften Jahre. Von 4 Töchtern waren zwey in der Kindheit geſtorben, die zwey andern aber vermählet, wie aus dem vorhergehenden erhellet.

Heinrich hatte während ſeiner Regierung eine gedoppelte Hauptabſicht. Die eine war, ſeine Crone zu behaupten, die andere, Schätze zu ſammlen. Da dieſer Gegenſtand ſein ganzes Herz erfüllete, ſo fanden Ehrgeiz, Liebe, Vergnügen an Luſtbarkeiten darinn keinen Raum. Er war beſonders ſcharfſichtig in Dingen, die ſeinen Nutzen betrafen. Ob er gleich einigemal den Degen ziehen mußte, ſo that er es doch mehr aus Noth, als aus Neigung zum Kriege. Sein unerſättlicher Geiz, ſeine Härte und ſein finſteres Weſen erwarben ihm mehr Furcht, als Liebe bey ſeinen Unterthanen. Er entdekte ſich niemanden, auſſer einem oder zweyen ſeiner Staatsbedienten. Dieſe Zurükhaltung machte, daß man öfters ſeiner Staatskunſt zuſchrieb, was ein bloſer Glüksfall war. Er verminderte mehr das Anſehen des Adels, als daß er daſſelbe erhöhete. Sein geheimer Rath beſtand mehrentheils aus Geiſtlichen und Leuten von der Feder, die weder Muth noch Gewiſſen genug hatten, ſich ſeiner zügelloſen

Lei=

Leidenſchaft mit Nachdruk zu widerſetzen. Man hat ihn der guten Geſetze wegen, die unter ſeiner Regierung gemacht worden, nur den engländiſchen Salomo genennet, ob er gleich dieſem Fürſten in nichts mehr ähnlich geweſen, als in dem ſchweren Joch, welches er ſeinem Volk auflegte. Mehr Uebereinſtimmung findet man zwiſchen ihm und Wilhelm dem Eroberer. Er war überaus mißtrauiſch, wie alle diejenige ſind, die nach verborgenen Abſichten handeln; und dieſe Eigenſchaft ließ ihn nie zu einer wahren Gemüthsruhe kommen. Sein Verſtand war mäſig, und geſchikter, ſich aus einer ſchlimmen Sache zu ziehen, als derſelben zuvorzukommen. Indeſſen gab ihm eine lange Erfahrung dasjenige, was ihm die Natur verſagt hatte. Von ſeinen Sitten und ſeiner Religion kan man nichts zuverläſſiges ſagen, weil ſeine Handlungen ſehr wider einander liefen. Er war keuſch und mäſſig, und ein Feind ärgerlicher Laſter, in den Uebungen der Gottſeeligkeit fleiſſig, und auch gerecht, wenn es ſein eigener Vortheil erlaubte. Die Hinrichtung des Grafen von Warwik gereicht ihm allemal zum gerechten Vorwurfe. Wie er mit der Religion geſpielet, ſiehet man daraus, daß er diejenige mit Bannflüchen belegen laſſen, die er zu ſeinen Kundſchaftern brauchte. Ueberhaupt kan man ihm das Lob einer groſſen Geſchiklichkeit nicht abſprechen, die aber, weil ſie nur ihn ſelbſt zum Gegenſtand hatte, eine Privatperſon beſſer, als einen Monarchen, kleiden würde. Seine Regie-

gierung war weder für ihn, noch für ſeine Unterthanen glüklich. Er lebte in einer beſtändigen Furcht, und ſeine Unterthanen ſeufzten unter ſeinen harten Bedrückungen. Das merkwürdigſte in ſeiner Regierung iſt wol dieſes, daß er den bürgerlichen Unruhen ein glükliches Ende gemacht hat.

Sein Körper hatte mehr, als die gewöhnliche Länge. Sein Geſicht war, wie ſein ganzer Leib, lang und hager, und ſeine Geberden waren ſo ernſthaft, daß man nicht ohne Furcht mit ihm ſprach. Doch konnte er auch leutſeelig ſeyn, wenn es ſeine Angelegenheiten erforderten. Er liebte mehr die Wiſſenſchaften, als daß er ſelbſt gelehrt war. In müſſigen Stunden las er gemeiniglich franzöſiſche Bücher, ob er gleich auch lateiniſch verſtand. Unter allen ſeinen Stiftungen hat ihm die Capelle in der Kirche zu Weſtmünſter die meiſte Ehre gemacht. Hier wählte er ſich ſeine Gruft, wo auch ſeine Nachfolger neben ihm ruhen.

Zuſtand
der
Kirche von England,
im fünfzehnten Jahrhundert.

In dieſem Jahrhundert war die chriſtliche Kirche in einem recht kläglichen Zuſtande. Die Hauptwahrheiten, welche den Glauben der Chriſten von andern unterſcheiden, waren beynahe völlig vergeſſen. Man behalf ſich mit äuſſerlichen Uebungen der Andacht, die noch dazu einen falſchen Gegenſtand hatten. Die Geiſtlichkeit ſuchte allein ihr Anſehen zu behaupten. Die Kirchenzucht war gänzlich verfallen; die Macht der Päbſte hingegen auſſerordentlich geſtiegen. Sie ſchrenkten ihre Gewalt nicht bloß auf geiſtliche Sachen ein, ſondern erſtrekten ſie auch auf weltliche Angelegenheiten. An den Höfen der Groſſen durfte nichts von Wichtigkeit vorgenommen werden, darein ſich die Päbſte nicht miſchten. Und es iſt ſehr glaublich, daß ſie auch die weltliche Gerichtbarkeiten völlig würden an ſich gezogen haben, wenn ſie die Kirchenſpaltung dieſes Jahrhunderts nicht daran gehindert hätte. Die Quellen, ihre Reichthümer zu vermehren, waren unerſchöpflich. Es war faſt nicht möglich, daß bey ſo vielen

len Schätzen und bey einer ſolchen Hoheit die Reinigkeit des Glaubens und der Sitten nicht immer mehr hätte leyden ſollen. Rom und Avignon waren die Städte, wo die ärgerlichſten Laſter ihren Siz aufgeſchlagen hatten. Die Päbſte hatten weder Gelehrſamkeit noch Frömmigkeit, obgleich ihre Bullen von Ausdrücken der Andacht glüheten.

Man kan leicht erachten, daß ſolche Päbſte ſich wenig bemühet haben, rechtſchaffene Männer in das ſogenannte heilige Collegium zu ſezen. Es gab zwar in dieſem Jahrhundert ſehr berühmte Cardinäle; allein es waren mehrentheils Leute, die nur zur Weltklugheit erzogen worden. Die übrige Geiſtlichkeit war nicht beſſer.

Wahre Wiſſenſchaften darf man in dieſem Zeitpunkt nicht ſuchen. Die ſcholaſtiſche Gottesgelehrſamkeit und die Kenntniß der geiſtlichen Rechte machten das ganze Verdienſt der Geiſtlichkeit aus. Auf den Lehrſtühlen der hohen Schulen wurde die Theologie und Weltweisheit in unzähliche unnütze und dunkle Fragen eingehüllet, die weiter zu nichts dienten, als über ein Nichts mit vielem Lerme zu ſtreiten.

Man darf ſich alſo gar nicht wundern, wenn damals alle Völker in Europa eine Kirchenverbeſſerung ſehnlich wünſchten. Auch viele Biſchöffe äuſſerten dieſes Verlangen. Ja es ſchien, als ob die coſtanziſche und baſeliſche Kirchenverſammlungen in dieſer Abſicht gehalten

ten worden. Allein die Redlichgeſinnten mußten auch hier der Macht und Liſt weichen.

Es würde für uns zu weitläuftig ſeyn, wenn wir uns in eine umſtändliche Erzehlung dieſer Kirchenverſammlungen einlaſſen wollten. Wir führen alſo nur kürzlich das allermerkwürdigſte davon an, in ſo ferne es einen Einfluß in die beſſere Kenntniß des beſondern Zuſtandes der engländiſchen Kirche haben kan.

Johann XXIII ſchrieb auf den Monat November des Jahrs 1414 eine allgemeine Kirchenverſammlung nach Coſtniz aus. Dieſelbe fand kein beſſeres Mittel, der Spaltung, deren wir im vorigen Theile unter der Regierung Heinrichs IV Erwähnung gethan, ein Ende zu machen, als daß man ſich aller drey Päbſte, die damals mit einander ſtritten, entledigte. Johann XXIII und Benedict XIII wurden alſo abgeſezt, und Gregorius dankte freywillig ab. Hierauf wurde der Cardinal Ottoboni Colonna erwählt, welcher den Namen Martin V annahm. Johann XXIII unterwarf ſich demſelben, und wurde Cardinal. Benedict XIII aber behielt den päbſtlichen Titel beſtändig. Er ſtarb im Jahr 1424, und ſeine Cardinäle erwählten einen andern, der ſich Clemens VIII nannte. Allein im Jahr 1429 legte dieſer ſeine Würde nieder, und ſo endigte ſich die Kirchenſpaltung, die 51 Jahre gedauert hatte.

Die langwierige Kirchenſpaltung, und der Spott, den man anfieng mit den Bannflüchen zu treiben, lief offenbar auf eine Abſchaffung

der päbſtlichen Würde hinaus, welche doch die Stütze der meiſten Vorrechte der Cleriſey iſt. Den Cardinälen und Biſchöffen, die ſich auf der Coſtnizischen Kirchenverſammlung befanden, war allzuviel daran gelegen, als daß ſie ſich nicht alle Mühe hätten geben ſollen, dieſer Sache zuvorzukommen. Und aus dieſem Geſichtspunkt läßt ſich ihre ganze Aufführung beurtheilen. Hingegen ſchonten ſie der Ketzer nicht, als welche die Vorrechte der Cleriſey öffentlich beſtritten.

Man weiß, daß Johann Huß und Hieronymus von Prag zu Coſtniz lebendig verbrannt worden. Man verdammte ſie als aufrührige und eigenſinnige Schüler des Wiclefs; als verhärtete, liſtige, boshafte und durch Zeugen überführte Ketzer. Will man ſich von ihren vorgegebenen ſchädlichen Sätzen überführen, ſo muß man ſie in den Meynungen Wiclefs ſuchen. Dieſe waren von zwey Gattungen. Einige betrafen die vornehmſten Lehrſätze des Glaubens, die andern die Hierarchie der Kirche. Wiclef verwarf die Transſubſtantiation, die Anrufung der Heiligen, die Anbetung der Bilder, die Wallfarten, die heilige Ueberbleibſel. Er glaubte aber auch, daß die Kirchen-Hierarchie in der heil. Schrift keinen Grund habe. Hieraus zog er verſchiedene Folgen wider die groſſe Gewalt der Päbſte, Cardinäle und Biſchöffe. Er beſchuldigte die Geiſtlichkeit eines verkehrten Lebens, und eines Mißbrauchs der Kirchengüter. Aus dieſen

Sätzen zogen ſeine Feinde eine Menge Folgen. Man wollte in ſeinen Schriften 260 Hauptirrthümer gefunden haben.

Johann Huß nahm die Meynungen Wiclefs an, aber nur, in ſo fern ſie die Hierarchie der Kirche betrafen. Er glaubte die Transſubſtantiation und die Nothwendigkeit des Bilderdienſtes. Es iſt alſo gewiß, daß er nicht verbrannt worden, weil er Irrthümer im Glauben geheget, ſondern weil er die ungemeſſene Gewalt der Cleriſey angegriffen. Inzwiſchen ſezte man doch in das über ihn gefällte Urtheil, daß er die Transſubſtantiation nicht glaube, ob man ſchon ihn immer vergeblich zu dieſem Geſtändniß zu bringen ſuchte. Man mußte dieſes thun, um das Aufſehen zu vermeyden, welches der gewaltſame Tod eines Mannes verurſacht haben würde, der weiter nichts geſündigt, als daß er eine Kirchenverbeſſerung in ihrem Haupte und Gliedern für nothwendig erachtet hat, welches doch ſelbſt auch die Meynung der Kirchenverſammlung, ihrem Vorgeben nach, war.

Johann Huß und Hieronymus von Prag wurden alſo als Erzketzer verdammt, weil ſie die Geiſtlichkeit eines Verbrechens beſchuldiget.

Wie es nun bey dieſer Verurtheilung bloß auf das Anſehen der Kirche ankam; ſo hatte auch das Verbot, das heilige Abendmahl unter beyderley Geſtalt zu empfangen, keine andere Abſicht. Die verſammleten Väter erkannten ſelbſt, daß dieſes an und vor ſich nichts böſes

wäre,

wäre, und daß es auch in der alten Kirche üblich geweſen. Allein ſie ſetzen einen Fluch auf diejenige, welche behaupten, daß die Kirche hierinnen keine Aenderung hätte machen können.

Andere gefährliche Irrthümer, die nur die Geiſtlichkeit unangetaſtet lieſſen, wurden weit kaltſinniger angeſehen. Johann Petit hatte vorgegeben, daß eine jede Privatperſon einem Tyrannen ſogar durch Hinterliſt und Meuchelmord das Leben nehmen könne. Dieſer Saz wurde bloß auf vieles Anhalten für irrig erkläret, ohne den Urheber deſſelben zu nennen, oder ſich ſeiner Perſon zu verſichern. Die Secte der Flagellanten behauptete viele Hauptirrthümer, und doch begnügte man ſich bloß mit dem Vorſchlag, ſie in der Güte wieder zur Vereinigung mit der Kirche zu bringen.

Was konnte man ſich für eine Verbeſſerung von einer Kirchenverſammlung verſprechen, die nur allein auf diejenige loßgieng, die dem Pabſt und der Cleriſey ihre übertriebene Gewalt ſtreitig machen wollten? Man redete zwar vor der Wahl Martins V davon, wie man den päbſtlichen Hof verbeſſern wolle; es wurde aber dieſes Vorhaben durch die Kunſtgriffe der Cardinäle zernichtet. Man erwählte einen Pabſt, und dieſer fand Mittel, die Sache bis zu einer bequemern Zeit aufzuſchieben.

Nun wollen wir auch ſehen, was das baſeliſche Concilium in Anſehung der Huſſiten gethan hat. Die Streitigkeiten, die der Pabſt

Eugenius IV mit demſelben gehabt hat, übergehen wir.

Die Böhmen, welche es gröſtentheils mit Huſſen hielten, waren ſehr aufgebracht, daß man ſo grauſam mit demſelben verfahren, und entſchloſſen, ſich in ihrem Glauben zu erhalten. Das Abendmahl unter beyderley Geſtalt war ihr vornehmſter Lehrſaz.

Wenceslaus, König in Böhmen, war in dieſen Zeiten verſtorben, und ſein Bruder, der Kayſer Sigismund, wollte ihm folgen. Allein die Böhmen verwarfen ihn, weil er ſie in ihrem Glauben ſtöhren wollte. Martin V ſchrieb daher Creuzzüge wider die Huſſiten aus, und dieſes zwang ſie, ihr Leben mit gewafneter Hand zu vertheidigen. Ziska, ein böhmiſcher Edelmann, warf ſich zu ihrem Haupte auf, und gewann verſchiedene Schlachten wider den Kayſer. Dieſer Krieg daurete bis zur baſeliſchen Kirchenverſammlung, ohne daß ſich Sigismund in ruhigem Beſiz von Böhmen ſahe.

Als dieſes Concilium, welches ſich im Jahr 1431 verſammelte, ſahe, daß mit Gewalt wider die Huſſiten nichts auszurichten wäre, entſchloß es ſich mit ihnen Friede zu machen. In dieſer Abſicht wurden die Huſſiten eingeladen, ihre Gründe der Kirchenverſammlung vorzutragen. Sie ſchikten ihre Abgeordnete, die ſich vier Stücke bedingen mußten, wenn man wollte, daß ſie ſich wieder mit der Kirche vereinigen ſollten.

1) Ver-

1) Verlangten ſie, daß denen Laien in Böhmen das Abendmahl unter beyderley Geſtalt gereichet werde.

2) Daß die Sünder nach dem Geſetze GOttes und von denen beſtrafet würden, denen es gebühre.

3) Daß das Wort GOttes von tüchtigen Leuten geprediget werde.

4) Daß die Geiſtlichkeit keine Gerichtbarkeit über weltliche Sachen habe.

Dieſes ſind die Lehren der Huſſiten, um welcher willen man ganz Europa wider ſie aufgehezt hatte. Die Kirchenverſammlung that ihr äuſſerſtes, um die Abgeordneten dahin zu vermögen, daß ſie ſich der Kirche ohne Bedingungen unterwerfen möchten. Da aber alles vergeblich war, ſo wurden ihnen endlich dieſelben bewilliget, doch ſo, daß ſie zuvor näher erklärt würden, weil ſie zu allgemein abgefaßt wären. Die Huſſiten willigten darein, und hierauf wurde ein Vergleich aufgeſezt, welcher den vier Bedingungen und der darüber gemachten Erklärung gleichförmig war.

Sigismund wurde ſodann als König von Böhmen erkannt, nachdem er die Genehmhaltung des Vergleichs unterzeichnet hatte. Nun ſchien es, als ob die Huſſiten in Ruhe leben könnten. Allein kaum war Sigismund auf dem Thron, ſo brach er ſein Wort. Der Pabſt

gab vor, daß von ihnen die Bedingungen nicht gehalten würden, unter welchen ihnen die vier Artikel zugeſtanden worden, und weigerte ſich, den Vergleich zu genehmigen. Auf dieſe Art giengen die Unruhen von neuem an, die der Römiſche Hof immer unterhielte, und hörten erſt lange hernach mit dem gänzlichen Untergange der Huſſiten auf.

Nachdem wir den Zuſtand der Kirche überhaupt betrachtet haben, ſo wollen wir nun auf die engländiſche Kirche ins beſondere fortgehen. Eben die Klagen, die wegen der eingeriſſenen Mißbräuche in ganz **Europa** gehört wurden, fanden auch hier ſtatt. Das Volk wünſchte ſolche abgeſtellt zu ſehen. Allein die Geiſtlichkeit ſezte ſich dagegen, und die Könige dachten in Anſehung der Religion, wie es ihr Vortheil haben wollte.

Im Anfange des Jahrhunderts war **Heinrich** IV gegen die Geiſtlichkeit ſehr gefällig, weil er ſie zur Beveſtigung ſeines Throns nöthig zu haben glaubte. Daher kamen die viele Verordnungen wider die **Lollarden**. **Heinrich** V war anfänglich ſehr geneigt, dem Verlangen des **Parlaments** Gehör zu geben, und der Geiſtlichkeit ihre Einkünfte zu beſchneiden. Allein der groſſe Anſchlag, ſich **Frankreich** unterwürfig zu machen, änderte ſeine Geſinnungen. Es war ihm daran gelegen, den Römiſchen Hof nicht zu beleidigen, damit er ſeinen Abſichten keine Hinderniſſe in Weg legte. Gegen die **Lollarden** verfuhr er ein wenig ſtrenge, weil er ſich

hatte

hatte beybringen laſſen, als ob ſie ſeiner Perſon gefährlich wären. Doch ſein groſſer Verſtand machte, daß er denen Verfolgungen gar bald Einhalt that. Heinrich VI war ein kleiner Geiſt, dem man alles weiß machen konnte. Hätte er ſelbſt regiert, ſo würde die Geiſtlichkeit groſſe Vortheile davon gehabt haben. So aber erlaubten die damalige Unruhen in und auſſer dem Reiche denen, die am Ruder ſaſſen, nicht, viel an die Religion zu gedenken. Eine gleiche Beſchaffenheit hatte es auch unter der Regierung Eduards IV, der ſich zwar beſonders willfährig gegen die Geiſtlichkeit bezeugte, doch ließ er ihrem Verfolgungsgeiſt den Zügel nicht ſchieſſen. Die Regierungen Eduards V und Richards III waren voller innerlichen Unruhen, die aber keinen Einfluß in die Kirche hatten. Heinrich VII ließ die Kirche, wie ſie beym Antritt ſeiner Regierung ſtunde, und beſchäftigte ſich bloß mit ſeinem Gelde, welches er überall zuſammen ſcharrte. So waren die Könige in dieſem Jahrhunderte gegen die Religion geſinnet.

Das Volk war überhaupt gewiſermaſſen Wicleſiſch. Hier muß man ſich deſſen wieder erinnern, was wir nur erſt von den Meynungen des Wiclefs geſagt haben. Nicht nur ſeine beſondere Anhänger, ſondern auch das ganze übrige Volk pflichtete ihm in dem bey, was er von der Verbeſſerung der Kirchenverwaltung lehrte. Die Engländer ſeufzten vor andern unter dem Druk der Geiſtlichkeit. Die Ver-

ordnungen wider die Proviſores und das Praemunire geben hievon einen deutlichen Beweiß ab. Hingegen dachte das Volk nicht überhaupt wie Wiclef, in Anſehung der Glaubenslehren. Er hatte zwar auch hierinn ſeine Anhänger, doch war ihre Zahl nicht die gröſte. Der Name Wicleſit oder Lollard hatte alſo damals zwey verſchiedene Bedeutungen. Einmal hieſſen die ſo, welche dem Wiclef in allen Stücken beypflichteten, hernach aber auch die, welche ihm nur in Anſehung der Verbeſſerung der Gerichtbarkeit der Geiſtlichkeit Recht gaben. Dieſer Unterſcheid dienet zur Erklärung verſchiedener Parlamentsverordnungen, die einander zu widerſprechen ſcheinen. Bald drangen ſie auf die Verminderung der Reichthümer der Geiſtlichkeit; bald verurtheilten ſie die Lollarden zum Feuer, wenn ſie dieſelben in der erſtern Bedeutung betrachteten. Die Geiſtlichkeit zog aus dieſer Zweydeutigkeit ihren beſondern Vortheil, weil ſie eins mit dem andern vermengte, wenn ſie jemand verhaßt machen wollte. Daher getraueten ſich viele nicht, auch nur im gelinden Verſtand Wiclefs Meynungen öffentlich zu billigen, weil ſie durch das Beyſpiel des Johann Huß und Hieronymus von Prag gewitziget waren.

Der Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war für die Lollarden weit härter, als die Mitte und das Ende. Denn da ihrer immer mehr wurden, ſo fanden ihre Feinde weniger Stützen, und ſie mehr Schuz. Anfang-

fänglich wurden ihrer ſehr wenige verbrannt, weil die Strafe des Feuers nur für diejenige angeſezt war, welche die Meynung Wiclefs öffentlich lehrten. Das merkwürdigſte, welches in Anſehung der Lollarden in England vorgefallen, iſt die Hinrichtung des Oldcaſtle, deſſen wir unter der Regierung Heinrichs V gedacht haben.

Wir gehen weiter zu den Streitigkeiten, welche England in dieſem Zeitlauf mit dem Römiſchen Hofe gehabt hat.

Aller wiederholten Klagen ohngeachtet, lieſſen die Päbſte von ihren Eingriffen doch nicht ab. Die Verordnungen der Parlamente dagegen waren ohne Kraft. Der Pabſt ertheilte, ohne Unterſuchung der Sache, unaufhörliche Diſpenſationen. Das Parlament machte im Jahr 1400 eine Verordnung, kraft deren alle die, ſo ſich Bullen auswürken würden, um von der Zahlung der Zehenden frey zu ſeyn, in die Strafe der wider die Proviſores gemachten Verordnung verfallen ſollten. Eine andere Verordnung ſezte eben dieſe Strafe auf die, welche vermög ausgewürkter Freyheitsbriefe ſich der Gerichtbarkeit der Biſchöffe entziehen würden. Diß galt vornehmlich die Mönche. Allein der Pabſt zehlte ſie von der Befolgung loß. Die Biſchöffe getrauten ſich nicht, etwas dagegen einzuwenden. Daher erneuerte das Parlament die deswegen gemachte Verordnungen, und verbot darinnen noch inſonderheit den Mönchen, dergleichen Gele-

genheit zu ſuchen, unter der im Praemunire geſezten Strafe. Die Kirchenſpaltung war ſchuld daran, daß ſich die Päbſte dieſem Geſetze weder im Anfange, noch lange hernach widerſezt haben. Die Päbſte, welche von England erkannt wurden, wollten dieſem Reich nicht verdrüßlich fallen. Alexander V regierte zu kurze Zeit, und Johann XXIII hatte wichtigere Geſchäfte, als daß er ſich demſelben hätte entgegen ſetzen ſollen.

Martin V ſahe die Sache nicht ſo gleichgültig an. Im Jahr 1426 ſchrieb er an Heinrich Chicheley, Erzbiſchoff von Canterbury, einen nachdrücklichen Brief, in welchem er ihm ſeine Nachläſſigkeit verwies, und ihm befahl, alles anzuwenden, damit dieſes Geſez wieder abgeſchaft würde. Ferner gebot er ihm, den beyden Parlaments-Cammern zu melden, daß alle die, welche dieſer Verordnung folgten, in den Kirchenbann verfallen ſeyn ſollten; nicht weniger ſollten die Geiſtlichen dieſe Lehre aller Orten predigen; er aber zwey Zeugen zu ſich nehmen, daß alles von ihm beſtens beſorgt worden, und darauf berichten, wie weit er in der Sache gekommen ſey.

Der Pabſt war darum gegen dieſen Erzbiſchoff ſo aufgebracht, nicht weil er Theil an dem Prämunire gehabt, als welches lange vorher gemacht worden; ſondern weil er ſich dem Verlangen des Römiſchen Hofs widerſezt hatte.

Der Erzbiſchoff that dem Pabſt darüber ver-

vergebliche Vorſtellungen. Er bekam noch 2 weit ungeſtümmere Briefe. Und da Martin die Sache recht ernſtlich treiben wollte, ſchrieb er ſo trotzig an den König und an das Parlament, als noch kein Pabſt vor ihm gethan hatte, und verlangte, daß ſie das Prämunire widerrufen ſollten, widrigenfalls ſie nicht seelig werden könnten.

Der Erzbiſchoff, der den Ernſt des Pabſtes ſahe, begab ſich in die Cammer der Gemeinen, und bat ſie, die Verordnung wieder abzuſchaffen; allein alle ſeine Vorſtellungen waren vergeblich. Auſſer denen Irrungen, welche des Prämunire wegen zwiſchen England und dem Römiſchen Hofe entſtanden, gab es noch eine andere wichtige Streitigkeit wegen Vergebung der Bißthümer. Die Päbſte hätten gern dieſes Recht ganz allein an ſich gezogen. Martin V übertraf in dieſem unbefugten Verfahren ſeine Vorgänger. Er vergab nach ſeinem Gefallen nicht nur Bißthümer, ſondern auch alle andere Pfründen im Königreich. Die beſten erhielten gemeiniglich Fremde, die kein Wort Engliſch verſtunden. Heinrich V beſchwerte ſich darüber in Rom. Als aber ſeine Geſandten lange keine Antwort erhalten konnten, ſo ſagten ſie dem Pabſt, daß der König, ihr Herr, ſie nur aus Achtung gegen den heiligen Stuhl abgeſchickt habe, und daß er künftig ſich ſeiner Rechte würde zu gebrauchen wiſſen; daß ſie indeſſen Befehl hätten, ſich in Gegenwart des heiligen Collegii feyerlich zu

verwahren, wenn man ihnen nicht ſogleich Genugthuung verſchafte. Der Pabſt wurde endlich gezwungen nachzugeben.

In dieſem ganzen Jahrhundert ſind in England keine National-Kirchenverſammlungen gehalten worden. Die Geiſtlichen der beyden Erzſtifter von Canterbury und York verſammelten ſich bloß der Lollarden wegen.

Berühmte Leute können wir in dieſem Jahrhundert wenig aufführen. Heinrich Chicheley verdienet noch vor andern genennet zu werden; und wenn es einige Gelehrte gegeben, ſo waren ſie es doch nur nach Beſchaffenheit der damahligen Zeiten. Wir halten uns um ſo weniger bey ihnen auf, da ihr Name mit ihrem Leben verloſchen zu ſeyn ſcheinet.

Das

Das fünfzehnte Buch, welches die Regierung Heinrich VIII enthält.

Heinrich VIII. vom Jahr 1509.

Heinrich VIII war beynahe 18 Jahre alt, als er ſeinem Vater in der Regierung folgte. Er war anfänglich zu einem geiſtlichen Erz-Bißthume beſtimmt, weil er einen ältern Bruder hatte, der allem Anſehen nach den Thron beſteigen würde. Er wurde alſo in ſeiner frühen Jugend in denen dazu erforderlichen Wiſſenſchaften unterrichtet. Nach dem Tode ſeines Bruders aber wurde er blos zur Erlernung der Wiſſenſchaften angehalten, damit ſein munterer Geiſt von gefährlichen Unternehmungen abgezogen würde. Heinrich fand gar bald einen Geſchmak an denſelben, den er auch niemals verlohren hat. Daher brachte er es in denſelben ſo weit, als kaum einer unter den groſſen Fürſten. Er liebte nicht nur die Muſic, ſondern er war auch ſelbſten ein Meiſter darinnen. Die Ariſtotelische Weltweisheit verſtunde er mit allen ihren Dunkelheiten

ten vollkommen. Vornehmlich aber legte er ſich auf die GOttesgelehrſamkeit, und liebte kein Buch mehr, als die Summa des Thomas von Aquino.

Heinrich war ſtolz auf dieſe ſeine Erkenntniß, und die übertriebene Lobſprüche, die er von allen Seiten hörte, machten, daß er ſchon zu der Zeit ſich geſchikt genug zu Regierungs-Geſchäften hielte, da er noch nicht die geringſte Erfahrung davon hatte.

Seine Perſon war wohl gebaut, und in allen Leibes-Uebungen that es ihm kein Prinz ſeiner Zeiten zuvor. Er war beherzt ohne Prahlerey, und hatte ein freyes und aufrichtiges Weſen. Seine Freygebigkeit war ſo gros, als der Geiz ſeines Vaters.

Im Anfange ſeiner Regierung gebrauchte er die Staats-Bedienten, die ſein Vater zurükgelaſſen hatte. Die vornehmſten waren: Wilhelm Warham, Erzbiſchoff von Canterbury; Richard Fox, Biſchoff von Wincheſter; Thomas Havard, Graf von Surrey; George Talbot, Graf von Schrewsbury, Oberhofmeiſter des königlichen Hauſes; Thomas Ruthal, Doctor der Rechte; Eduard Poinings, Ritter vom Hoſenbande, u. a. m.

Kaum hatte der König eine Proclamation bekannt machen laſſen, daß ſeine bedrükte Unterthanen ihm ihre Klagen vorbringen dürften; (n) ſo langte eine groſſe Menge Bittſchrif-

(n) *Act. publ.* T. XIII. p. 256.

ſchriften wider die beyde Blutigel, Emzſon und Dudley, ein. Sie wurden deswegen vor den geheimen Rath zur Verantwortung gezogen. Emzſon, der das Wort führte, gab dieſe Vorladung für die ſeltſamſte Sache aus, die je geſchehen wäre, da ſie nichts anders gethan hätten, als wozu ſie durch die ausdrükliche Befehle des verſtorbenen Königs berechtigt geweſen. Man gab ihnen aber die kurze Antwort, daß die Beweiſe nur allzu klar am Tage lägen, daß ſie die Befehle des Landesherrn überſchritten hätten. Darauf wurden ſie beyde in den Tour geſezt. Der König hatte einmal beſchloſſen, ſich durch ihre Aufopferung bey dem Volk beliebt zu machen. Als man aber ihre Sache näher unterſuchte, ſo fand man doch groſſe Schwürigkeiten, dem über ſie zu fällenden Urtheile einen ſcheinbaren Namen zu geben. Denn in der That beſtund ihr ganzes Verbrechen darinnen, daß ſie die Geſetze ſo weit, als möglich, ausgedehnet, und die Befehle des Königs ohne Gnade und Barmherzigkeit vollſtrekt hätten. Es würde alſo für dieſen Fürſten eine öffentliche Beſchimpfung geweſen ſeyn, wann man ſie blos darum hätte verdammen wollen. Man mußte alſo auf eine falſche Anklage denken. Man beſchuldigte ſie nehmlich, daß ſie eine Verrätherey wider den jungen König und das Reich im Sinne gehabt, und ſchon die Anſtalten dazu während der leztern Krankheit des Königs gemacht hätten. (o)

So

(o) *Herbert.*

So unwahrſcheinlich und ungegründet dieſe Anklage war; ſo wurden ſie doch deswegen zum Tode verurtheilt, ihre Hinrichtung aber bis in das folgende Jahr verſchoben.

Als man eben damit umgieng, dieſe beyden Staatsbedienten aus dem Wege zu räumen, ſo beſchäftigten ſich der König und ſein Rath mit einer Sache von gröſſerer Wichtigkeit. Wir haben unter der vorigen Regierung gehöret, daß Heinrich mit Catharinen von Arragonien, der Wittwe ſeines Bruders Arthurs, auf Päbſtliche Genehmhaltung verlobet worden. Wir haben auch ſchon angezeigt, was Heinrich VII für eigennützige Abſichten bey dieſer Verlobung gehabt habe. Nichts deſto weniger mußte ſein Prinz an eben dem Tage, da er in ſein 14tes Jahr trat, in Gegenwart einiger Zeugen eine feyerliche Proteſtation gegen ſeine Einwilligung, welche er dazu gegeben hatte, einlegen. Dieſe Proteſtation wurde aber ſo geheim gehalten, daß ſie erſt nach langen Jahren bekannt wurde.

König Ferdinand gab gleich nach dem Tode Heinrichs VII ſeinem Geſandten, dem Grafen von Fuenſalida, Befehl, die geſchloſſene Vermählung beſtätigen und vollziehen zu laſſen. (p)

Der Staatsrath zog dieſe Sache in eine reifliche Ueberlegung. Warham, Erzbiſchoff von Canterbury, verwarf dieſe Ehe als eine wahre

(p) *Act. publ.* T. XIII. p. 249.

wahre Blutſchande. Richard Fox aber, Biſchoff von Winchester, glaubte, daß der König ſein Gewiſſen durch die Diſpenſation des Pabſts, deſſen Gewalt keine Gränzen hätte, vollkommen befriedigen könnte. Dieſem Grunde ſezte er noch einen andern bey, den ihm die Staatsklugheit und die beſondern Vortheile des Königs eingaben. Endlich rühmte er die groſſe Gemüthseigenſchaften und die Tugenden der Prinzeſſin von Wallis, und fügte hinzu, daß dieſe Prinzeſſin gewis noch eine Jungfer ſey, weil ſie ſich ſelbſt erböthe, es deswegen auf alle mögliche Beweiſe ankommen zu laſſen.

Nachdem der König und faſt ſein ganzer Rath dem Gutachten des Biſchofs beygetreten, ſo wurde beſchloſſen, daß er ſeine Vermählung vollziehen ſollte. Doch mußte die Prinzeſſin zuvor durch eine feyerliche Urkunde ſich ihres Brautſchatzes von 200,000 Rthlrn. begeben. Das Beylager wurde den 7 Junius gehalten, und ſie nebſt ihrem Gemahl den 24 dieſes Monats gekrönet. 5 Tage darauf ſtarb des Königs Grosmutter, Margaretha, Gräfin von Richemont.

Heinrich, der von allen Seiten Friede hatte, dachte im Anfange ſeiner Regierung auf nichts, als wie er ſich vergnügen möchte. Die bey Hofe angeſtellten Feſte koſteten indeſſen ſehr viel. Der alte Biſchoff von Winchester war darüber ſehr ungehalten, und gab alle Schuld dem Grosſchazmeiſter, Grafen von Surrey.

Dieſer Herr richtete ſich nach der Neigung der Regenten. So lange Heinrich VII lebte, machte er allemal groſſe Schwürigkeiten, wenn er Geld auszahlen ſollte. Unter der neuen Regierung aber that er juſt das Gegentheil. Der Biſchoff fand mit ſeinen Vorſtellungen wenig Gehör, und erwekte ſich dadurch den Haß des Grafen und aller übrigen Höflinge, die ſich die Freygebigkeit des Königs wohl zu Nutzen machten. Er verlor immer mehr von ſeinem vorigen Anſehen. Er dachte daher auf Mittel, den Surrey aus dem Sattel zu heben, und er glaubte ſolches zu erhalten, wenn er den Thomas Wolſey bey Hofe anbringen könnte. Dieſer war ein Geiſtlicher, der groſſe Fähigkeit und Verdienſte hatte, ob er gleich nur eines Fleiſchers Sohn von Jeswich war. Er hoffte, daß dieſer ſich bey dem Könige gar bald nothwendig machen würde, wenn er nur einmal bey Hofe wäre. Er brachte es alſo dahin, daß ihm das Amt eines Almoſenier bey dem königlichen Hauſe verliehen wurde. Dieſer Mann fieng nun an nach und nach am Hofe empor zu ſteigen. Gleich im Anfange des Jahrs 1510 wurde er Dechant von Linkoln, und der König beſchenkte ihn mit einem in London gelegenen Hauſe, welches ſehr beträchtlich war.

Heinrich hatte ſich bishero nicht in die Italiäniſche Händel einflechten laſſen, die zwiſchen dem Pabſt Julius II und Ludwig XII, Könige von Frankreich, ſchon einige Jahre gedauert hat-

hatten, ob gleich der Pabſt und ſein Schwiegervater Ferdinand ihn gerne darein verwickelt hätten. Die Ergözlichkeiten lagen ihm mehr am Herzen, als dasjenige, was auſſer ſeinem Reich vorgieng. Man ſahe täglich nichts, als Turniere, Tänze, Feſte, muſicaliſche Spiele, welche nach und nach den ſo wohl verſchloſſenen Kaſten ſeines Vaters ausleerten. Den 1 Jan. des Jahrs 1511 gebahr ihm ſeine Gemahlin einen Prinzen. Im ganzen Königreich entſtand darüber eine groſſe Freude, die aber von kurzer Dauer war, weil der junge Prinz den folgenden Monat ſchon wieder ſtarb.

Ferdinand und die Venetianer gaben ſich ſeit dem Anfange dieſes Jahrs alle mögliche Mühe, Heinrichen in das wider Ludwig XII entworfene Bündniß zu ziehen. Sie ſtellten ihm vor, daß es ſein eigener Vortheil erfordere, ſich der anwachſenden Macht des Königs von Frankreich entgegen zu ſetzen. Heinrich ließ ſich endlich gewinnen, und im Monat Junius die Land-Soldaten mit gutem Gewehr verſehen.

Um ſich von Seiten Schottlands ſicher zu ſtellen, ernannte er Abgeordnete mit der Vollmacht, alles zu vermitteln, was dem lezten Friedensſchluß zuwider geſchehen ſeyn möchte. Aber ein gewiſer Vorfall machte ſeine Bemühungen umſonſt. (q)

Andreas Breton, ein Schottländiſcher Kaufmann, beklagte ſich bey ſeinem Könige,

 daß

(q) Buchanan.

daß die Portugieſen ſeinen Vater umgebracht, und ihm ein Schiff abgenommen hätten. Der König konnte deswegen die geſuchte Genugthuung nicht erhalten. Er gab alſo dem Breton Gegenbeleidigungsbriefe. Dieſer erholte ſich wegen ſeines Verluſtes gar bald, indem er mit 2 guten Schiffen auf alle Portugieſiſche Fahrzeuge, welche in England Handlung trieben, auslief. Der Portugieſiſche Geſandte beſchwerte ſich deswegen zu London; und der König ließ 2 groſſe Schiffe ausrüſten, die den Breton glüklich erreichten. Er ſelbſt blieb im Gefechte, und ſeine beyden Schiffe wurden nach England gebracht. Der König von Schottland forderte die Schiffe wieder zurük, und verlangte eine geſchwinde Schadloßhaltung wegen dieſer wider den Frieden vorgenommenen Handlung. Man antwortete ihm aber, daß die Seeräuber in dem Frieden nicht mit begriffen wären. Der König von Schottland proteſtirte hierauf wider das ihm angethane Unrecht, und war entſchloſſen, daſſelbe bey erſter Gelegenheit zu ahnden.

So bald Ferdinand den König von England gewonnen hatte, lieſſen ſie beyde Ludwigen durch eine Geſandtſchaft wiſſen, daß er den Pabſt in Ruhe laſſen möchte; widrigenfalls ſie gezwungen wären, die Kirche zu ſchüzen. Ludwig merkte wohl, daß er mit einer Rechtfertigung zu ſpät kommen würde; deswegen antwortete er trozig, und dieſes war es eben, was ſeine Feinde wünſchten.

Hein

Heinrich begieng ohnſtreitig einen Staats-fehler, daß er ſich in die italiäniſche Händel miſchte. Es wäre für ihn vortheilhafter geweſen, wenn er die Franzoſen, Teutſchen, Italiäner und Spanier ſich hätte herumſchlagen laſſen, ohne an ihrem Krieg Theil zu nehmen. Inzwiſchen machte doch die Vorſtellung, daß man jezo eine günſtige Gelegenheit habe, Guienne wieder zu erobern, daß Heinrich beſchloß, den Frieden mit Frankreich zu brechen.

In dieſer Abſicht ſchloſſen Heinrich und Ferdinand ein beſonderes Bündniß mit einander, dem der Schuz der Kirche zum Dekmantel dienen mußte. (r) Wir wollen unſerer Gewohnheit nach die vornehmſte Stücke deſſelben hier anführen.

1) Beyde Könige nehmen die Vertheidigung der Römiſchen Kirche auf ſich.

2) Ferdinand verbindet ſich, die Waffen zu ihrem Schuze in Italien zu ergreiffen.

3) Der Kriegs-Schauplaz ſollte in Guienne eröfnet werden, um dieſe Provinz der Krone England wieder zu verſchaffen. Zu dem Ende machte ſich Heinrich verbündlich, im Monat April 1512. 6000 Mann Fußvolk nach Guienne zu ſchicken, und ſie ohne Genehmhaltung des Königs von Arragonien nicht wieder abzurufen.

(r) *Act. publ.* T. XIII. p. 311.

4) Wenn die Bundsgenoſſen einen oder den andern Plaz in Guienne einnehmen würden; ſo ſollte derſelbe demjenigen überliefert werden, der daran den älteſten Anſpruch hätte.

5) Sollte keiner von beyden Königen ohne des andern Bewilligung weder einen Frieden noch Waffen-Stillſtand ſchlieſſen.

Ludwig XII erhielt durch einen nach England entflohenen Kaufmann von Lucca, der die Stelle eines Päbſtlichen Agenten verſahe, alle Geheimniſſe, die man gerne vor ihm verborgen gehalten hätte.

Das Parlament verſammlete ſich den 4 Febr. 1512, und der König trug demſelben vor, daß er Frankreich den Krieg ankündigen wolle, um den Pabſt von deſſen Bedrückung zu befreyen, und erhielt von demſelbigen einen anſehnlichen Geldbeytrag.

Da die Zeit erſchienen war, die Anſchläge auszuführen, ſchikte Heinrich alle Völker, welche in der Unternehmung auf Guienne dienen ſollten, nach Spanien.

Der engländiſche Admiral gieng darauf wieder unter Seegel, und ſezte einige Völker an den Küſten von Bretagne ans Land. Als Heinrich hörte, daß der König von Frankreich ſich mit Nachdruk rüſtete, ſchikte er ſeinem Admiral eine Verſtärkung von 25 Schiffen zu. Beyde feindliche Flotten ſtieſſen den 10 April

auf

auf einander, und lieferten ſich eine hitzige Schlacht, in welcher beyde Theile ſehr viel gelitten. (s)

Ferdinand, deſſen wahre Abſichten niemalen geweſen, Heinrichen zu Guienne zu verhelfen, ſondern ſich ſelbſt das Königreich Navarra zu verſchaffen, erlangte, was er wollte. Der Marquis von Dorſet, welcher das nach Spanien übergegangene Heer führte, merkte die Falſchheit des Königs von Arragonien. Indeſſen wußte doch Ferdinand durch ſeine Kunſtgriffe Heinrichen in ſeinen ſchmeichelhaften Einbildungen zu unterhalten, bis er von ſeinen Feldherren, die mit ihrem Heer im November wieder nach England zurükgekommen waren, überzeugt wurde, daß ihm eine Naſe gedrehet worden. Doch ließ er ſich nichts merken, um Ferdinanden keinen Vorwand zu geben, ſich mit Frankreich zu ſetzen.

Ob nun gleich Heinrich dadurch hätte behutſamer gemacht werden ſollen, ſo ließ er ſich doch aufs neue berücken. Die verbundene Fürſten, die mit dem Könige Ludwig XII in Italien fertig geworden waren, gaben ihm zu verſtehen, daß ſie nun mit geſammter Macht in Frankreich einfallen wollten, und, wenn er das Seinige dazu beytrüge, er leicht wieder zu Guienne und der Normandie gelangen könnte. Heinrich, der ſich auf ihre Redlichkeit verließ, trat ihrem Bündniß bey, und das Parlament, welches ſich den 4 November ver-

(s) *Herbert.*

verſammelt hatte, bewilligte ihm einen neuen Geldbeytrag.

Indem dieſer Fürſt damit umgieng, Frankreich mit Krieg zu überziehen, gab er ſich alle Mühe, mit Schottland ein gutes Vernehmen zu unterhalten. Allein Jacob hörte kaum, daß der König von England mit Ludwigen brechen würde; ſo rüſtete er eine Flotte aus, welche er nach Frankreich ſchicken wollte, unter dem Vorwand, der Königin Anna, der Gemahlin Ludwigs XII, ein Geſchenk damit zu machen. Dieſe Flotte aber gieng durch einen Sturm gröſtentheils zu Grunde.

Nachdem endlich Heinrich Frankreich den Krieg würklich angekündigt hatte, ſchloß Jacob mit Ludwigen ein Bündniß wider ihn. Er brachte ein Heer auf die Beine, und war Willens, damit in England einzufallen, ſo bald Heinrich ſeine Macht nach Frankreich würde gewendet haben. Heinrich bekam nicht ſo geſchwinde Nachricht von dieſer Zurüſtung, als er unter einem andern Vorgeben 2 Geſandte nach Schottland ſchikte, die dem Könige zu verſtehen geben mußten, daß dieſe Zubereitung ihrem Herrn ſehr bedenklich fiele; ſie bekamen aber zur Antwort, daß Heinrich von dieſer Seite nichts zu befürchten hätte. Die Geſandten wollten dieſe Erklärung ſchriftlich haben; es wurde ihnen aber abgeſchlagen, unter dem Vorwand, daß der König von Frankreich leicht eiferſüchtig dadurch gemacht werden könnte. Kurz darauf erfuhr Heinrich, was

zwi-

zwiſchen Frankreich und Schottland vorgegangen, und ließ durch den Grafen von Surrey auf den nöthigen Fall ein Heer in den mitternächtigen Provinzen anwerben.

Ehe wir Heinrichen den Feldzug wider Frankreich eröfnen laſſen, müſſen wir etwas davon ſagen, was an ſeinem eigenen Hofe vorgegangen iſt.

Thomas Wolſey ward gar bald nach ſeiner Einführung bey Hofe in den geheimen Rath gezogen, und wußte ſich ſowol durch ſeine perſönliche Eigenſchaften, als durch die Unterſtüzung ſeines Wohlthäters, des Biſchoffs, bey dem Könige näher einzuſchmeicheln. Auſſer, daß er in ſeinen Arbeiten unermüdet war, fröhnte er auch allen Leidenſchaften des Königs, ſeines Herrn. Dieſer ſahe einen ſo gefälligen Geiſtlichen mit Vergnügen an ſeinem Hofe. Wolſey ſang und tanzte mit den Hofleuten, und darf man dem Polydorus Vergilius glauben, der eben ſein beſter Freund nicht war, ſo öfnete er ſo gar ſein Haus denen geheimſten Vergnügungen des Königs. Sein zu Staatsgeſchäften aufgelegter Geiſt und ſeine Gelehrſamkeit ſezten ihn gar bald über alle andere Hofleute. Kaum ſaß er feſte, ſo entdekte er dem Könige alle ſeine bisherige Fehler. Er zeigte ihm, wie nothwendig es ſey, daß er einen Staatsbedienten von aufgeklärter Einſicht habe, der ihm die Regierungsſorgen erleichtere; und er brachte es dahin, daß der König in ſeiner Perſon dieſen Mann zu finden glaubte.

Dieſe Gunſt machte ihn ſtolz und undankbar gegen ſeine alten Freunde. Dadurch wurde er, wie durch ſeine Eigennützigkeit, ausnehmend verhaßt, auſſer dem Könige nicht. Die mächtigſten Fürſten in Europa ſuchten ſeine Freundſchaft, weil England damals auf allen Seiten den Ausſchlag geben konnte. Wolſey nuzte aber ſolches mehr für ſich, als für die Ehre ſeines Königs. Er beſorgte ſiebenzehn Jahr lang als erſter Staatsbedienter die auswärtige und einheimiſche Angelegenheiten des Königreichs.

Heinrich machte nun ernſtliche Anſtalten zum Krieg wider Frankreich, in der Hofnung, daß ſeine Bundsgenoſſen eben dieſes thun würden. Er ſahe ſich aber gar bald darinnen betrogen. Doch ließ ſeine Ruhmbegierde nicht zu, ſo gleich mit Ludwig Friede zu machen, ob er ſchon ſeine Bundsgenoſſen, von denen er ſich verlaſſen ſahe, dadurch in groſſe Verlegenheit hätte ſetzen können. Er wollte zeigen, daß er ohne ſie Frankreich gewachſen ſeye. Er ſezte ſchon in der Mitte des May mehr als die Helfte ſeines Heers nach Calais über. Nachdem ihnen die übrigen nachgefolget, ſo rükten ſie unter Anführung des Grafen von Schrewsbury, Georg Talbots, vor Terouenne (t). Der König gieng aber erſt den 30 Junius aus England, nachdem er ſeine Gemahlin zur Verweſerin verordnet hatte. Indem ſeine Völker mit der Belagerung von Terouenne zu thun hatten, blieb er mit 9000 Mann zu Calais ſtehen;

(t) *Act. publ.* T. XIII. p. 370.

ſtehen; den 2 Aug. aber vereinigte er ſich mit denſelben, weil er hörte, daß der Herzog von Longueville zum Entſaz anrücke. Einige Tage darauf kam der Kayſer in ſeinem Lager an, um unter ihm als ein Freywilliger zu dienen, und ſchämte ſich nicht täglich 100 Thaler Lohnung anzunehmen. Der Kayſer ſuchte dadurch wieder gut zu machen, daß er ſein Wort nicht gehalten hatte.

Da ſich indeſſen das franzöſiſche Heer näherte, gieng ihm Heinrich mit dem gröſten Theil ſeiner Völker entgegen. Den 16 Aug. kam es zum Handgemenge; ſolches hatte aber kaum angefangen, ſo nahmen die Franzoſen die Flucht über Hals und Kopf. Die oberſten Befehlshaber wollten ſich aber lieber zu Kriegsgefangenen ergeben, als einem ſo ſchändlichen Beyſpiele folgen. Dieſe Schlacht, wenn ſie anderſt dieſen Namen verdient, wurde die Schlacht bey Guinegaſte, und die Spohren-Schlacht genennt, weil ſich die Franzoſen dabey mehr der Spohren, als des Degens bedient hatten (u). Nach dieſem Vorfall ergab ſich den 22 Aug. die belagerte Stadt. Heinrich händigte ſie dem Kayſer ein, ohne daß man eigentlich weiß, warum ſolches geſchehen, und dieſer ließ die Veſtung ſchleifen.

Da es noch nicht ſpät im Jahr war, ſo beſchloß Heinrich, Tournay zu belagern. Er kam den 15 September mit ſeinem Heer davor an, und ohnerachtet über den Stadtthoren

(u) *Mezeray*. T. IV. p. 122.

ren ſtunde: Du haſt deine Jungferſchaft noch nicht verlohren; ſo bekam er ſie doch innerhalb 7 bis 8 Tagen ein. (x)

In dem darauf gehaltenen Kriegsrath wurde beſchloſſen, dieſe Veſtung zu behalten, und eine ſtarke Beſatzung hinein zu legen. Man wird ſich vielleicht wundern, warum Terouenne geſchleift, und Tournay beybehalten worden, da doch jenes Calais näher lag, und alſo leichter zu beſchützen war. Allein es rührte dieſes von der Eigennützigkeit des Wolſey her, der ſeine Augen auf das dortige fette Bißthum geworfen hatte. Er bekam es auch würklich, weil er vorgab, daß der Biſchoff dem Könige den Eyd der Treue nicht leiſten wollte.

Als Heinrich dieſen Feldzug geendigt hatte, ſo kam er den 24 October wieder in ſeinem Pallaſt von Richemont an. Ehe wir die Erzehlung der Begebenheiten dieſes Jahrs beſchlieſſen, müſſen wir doch auch noch ſagen, was ſich dieſe Zeit über zwiſchen England und Schottland begeben. Da Jacob IV ſahe, daß Heinrich auf Frankreich losgehen würde, beſchloß er England anzugreiffen. Er ſtellte ſeinem Parlament vor, wie unanſtändig Schottland ſeit dem leztern Frieden von den Engländern ſeye mißhandelt worden. Und die Anhänger des Königs, die ſchon durch das franzöſiſche Geld geſtimmt waren, behielten über

(x) *Act. publ.* T. XIII. p. 377.

über diejenige die Oberhand, die zu dieſem Krieg nicht rathen wollten. (y)

Jacob entdekte Heinrichen in einem Brief, der ihn bey der Belagerung von Terouenne antraf, die Urſachen ſeiner Beſchwerden, und kündigte ihm den Krieg an, wenn er in ſeinem Verfahren wider Frankreich fortfahren würde. (z)

Ehe Jacob die beißende Antwort Heinrichs auf dieſen Brief erhielt, fiel er in Northumberland ein mit einer Macht, die einige auf 60,000, andere gar auf 100,000 Mann ſetzen. Der Graf von Surrey, der mit 26000 Mann in der Provinz York ſtand, gieng gerade auf ſie los, und ließ ihnen durch einen Herold eine Schlacht anbieten. Jacob nahm die Ausforderung an, und beſtimmte den nächſt folgenden Freytag zur Schlacht. Er hatte ſich aber auf einer Anhöhe ſo vortheilhaft gelagert, daß Surrey ihn ohne offenbaren Nachtheil nicht angreifen konnte. Die Engländer erſchienen alſo an dieſem geſezten Tage nicht, und ein alter Schottländiſcher Herr ſtellte dem Könige vor, daß er nun genug zu ſeiner Ehre gethan habe, und daß er mit der gemachten Beute in ſein Land zurükgehen ſollte. Er fügte hinzu, daß, da er, blos Frankreich zu gefallen, die Waffen ergriffen, er dieſem Reich einen eben ſo groſſen Dienſt leiſte, wenn er auch nicht ſchlage, und die engländiſche Macht blos

(y) *Buchanan.*

(z) *Act. publ.* T. XIII. p. 382.

blos getheilt erhalte, als wenn er ſich dem ungewiſen Erfolg einer Schlacht ausſetze; und daß er doch auch bey dem Dienſt, den er Frankreich leiſte, das Wohl Schottlands nicht vergeſſen dürfe. Allein dieſer Rath wurde verworfen. Indeſſen machte der Graf von Surrey eine ſo kluge Bewegung, daß er den Jacob dadurch bewog, ſein Lager anzuzünden, und ſich längſt einem Fluß hinunter zu ziehen, über welchen die Engländer dem Anſcheinen nach in Schottland eindringen wollten. Zum Unglük hinderte ihn der Rauch und Dampf ſeines Lagers, daß er es nicht gewahr wurde, wie die Engländer über eine Furth dieſes Fluſſes ſezten. Jacob ſtellte ſich auf der Anhöhe von Flodden in Schlachtordnung. Hier grief ihn der Graf von Surrey an. Es wurde bis in die Nacht von beyden Seiten tapfer gefochten, und da ſich bey ihrem Einbruch beyde Heere zurükzogen, ſo ſahen die Engländer erſt den folgenden Tag, daß ſie geſieget, indem ihnen die Feinde die Wahlſtatt ſamt allem ihrem Geſchüz überlaſſen hatten. Jacob kam nach der Schlacht nicht wieder zum Vorſchein. Die Engländer glaubten ſeinen Cörper unter den Todten gefunden zu haben, ohngeachtet ſolches die Schottländer läugneten, indem ſie vorgaben, daß er vor der Schlacht 5 Männer, die ihm ziemlich ähnlich geweſen, eben eine ſolche Rüſtung anlegen laſſen, wie er ſelbſt getragen, und daß der vorgegebene Leichnam des Königs der Cörper eines

mit

mit Namen Elphiſton ſeye. Sonſt verlohren die Schottländer in dieſer Schlacht einen Erzbiſchoff, 2 Biſchöffe, 4 Aebte, 12 Grafen und 17 Barons, nebſt 8 bis 10000 Soldaten, anſtatt daß von den Engländern keine vornehme Perſon geblieben. Doch geſtehen ſie ſelbſt, daß ſie in dieſem Treffen, welches den 9 September vorgefallen, 5000 Mann eingebüſſet. (a)

Als Heinrich von ſeinem rühmlichen Feldzug wieder zu Hauſe angelanget war, ſtellte er allerhand Freudenfeſte an. Doch berief er auch ein Parlament auf den 3 Januarius des Jahrs 1514, in welchem aber nichts wichtiges vorgekommen. Ehe daſſelbe aus einander gieng, gab der König dem Grafen von Surrey, der ſich gegen die Schotten ſo gut gehalten, den Namen eines Herzogs von Norfolk, welchen ſein Vater geführet hatte.

Ludwig XII hatte unter allen ſeinen Feinden keinen, der ihm mehr Sorge machte, als der König von England. Er ſuchte alſo vor allen Dingen dieſen ſich vom Halſe zu ſchaffen. Dazu bediente er ſich des in der Schlacht bey Guinegaſte gefangenen Herzogs von Longueville. Dieſer wußte Heinrichen wegen ſeiner untreuen Bundsgenoſſen die Augen zu öffnen. Und dis hatte die Würkung, daß Heinrich dem Herzoge zu verſtehen gab, daß er zu einem billigen Frieden gerne die Hände bieten würde.

Der

(a) *Herbert*, p. 18.

Der Herzog gab ſeinem Hofe hievon Nachricht, und bekam Befehl, die wahre Abſichten des Königs zu erforſchen, und bey ihm um die Prinzeſſin Maria, ſeine Schweſter, für den König Ludwig, welcher ſeine Gemahlin Anna von Bretagne verlohren hatte, anzuwerben, damit er ſeine Forderungen nicht zu hoch ſpannen möchte. Dieſe geheime Unterhandlung, welcher niemand, als Wolſey, beywohnte, der unterdeſſen auch Biſchoff von Lincoln geworden war, hatte wegen der allzuſtarken Anforderung Heinrichs keinen ſonderlichen Fortgang. In einer beſondern Unterredung aber, welche der König mit dem Herzoge hielte, ſtunde er von den härteſten Punkten ab, und gab ihm zu verſtehen, unter welchen Bedingungen der Friede zu Stande kommen könnte, von denen er aber nimmermehr abgehen würde. Heinrich ſagte dem Wolſey in einem Brief den Inhalt dieſer Unterredung, und empfahl ihm, die Unterhandlung mit dem Herzoge auf dieſen Fuß weiter fortzuſetzen. (b)

Als Ludwigen die Geſinnung des Königs von England bekannt gemacht wurde, faßte er wieder neue Hoffnung zum Frieden. Doch fielen ihm 2 Bedingungen ſehr hart. Die erſte war, daß er jährlich 100,000 Thaler vor die Anſprüche zahlen ſollte, welche Heinrich auf das Königreich Frankreich machte. Dieſes hieß gleichſam die Rechtmäſſigkeit dieſer Anſprüche erkennen, und dem Könige von England eine

(b) *Act. publ.* T. XIII. p. 303.

eine Steuer entrichten. Die andere, daß Heinrich nichts von der Wiedergabe von Tournay gedacht. Und hier fand ſich eine andere Schwürigkeit, die Wolſey verurſachte. Dieſer Liebling des Königs mußte wegen Verluſt eines ſehr einträglichen Bißthums ſchadlos gehalten werden, wenn auch gleich Heinrich eine Summe Geldes vor Dornik annehmen wollte. Um ſich über dieſe beyden Stücke zu vereinigen, ſchikte Ludwig Geſandten nach England. Unterdeſſen wurde ein Waffen-Stillſtand beliebt. Wenn die Abtretung der Stadt Dornik den König allein betroffen hätte, ſo hätten ihn die franzöſiſche Geſandten leicht dazu bringen können. Allein da Wolſey darunter leyden ſollte, ſo war ihre Bemühung vergeblich. Viel leichter fanden ſie Mittel, den König wegen des erſtern Punkts zufrieden zu ſtellen. Sie boten ihm überhaupt eine Million Thaler an, in welcher die in dem Vergleich von Eſtaples enthaltene 745000 Thlr. begriffen waren, davon erſt ein kleiner Theil abgeführet worden. Heinrich ließ ſich dieſes gefallen, und die Verträge wurden den 7 Aug. unterzeichnet.

Es waren aber 3 Vergleiche, davon wir den weſentlichen Innhalt anführen wollen. (c)

(c) *Act. publ.* T. XIII. p. 413 ſeqq.

Erſter Vergleich,

der die Erneuerung der Freundſchaft zwiſchen England und Frankreich betrift.

In dieſem wurde feſt geſezt, daß die Freundſchaft zwiſchen beyden Königen bis ein Jahr nach dem Tode eines von beyden dauren ſollte.

Daß der Friede nicht für gebrochen gehalten werden ſolle, wenn er gleich von einem oder dem andern Theil beeinträchtiget würde.

Daß keiner von beyden Königen den Aufrührern des andern Schutz oder Aufenthalt geben ſolle.

Daß beyde Könige in gewiſen benannten Fällen einander Hülfe leiſten ſollen.

Daß der Vergleich von beyden Königen genehm gehalten und beſchworen, und von dem Parlament in England, ſo wie von den Ständen Frankreichs, beſtätiget werden ſollte.

Zweyter Vergleich,

welcher die Vermählung der Prinzeſſin Maria mit Ludwig XII betrift.

Daß Maria 400000 Thlr. zum Brautſchatz haben ſolle, davon 200000 in Ringen und Schmuck bezahlt werden, und die ande-

andere Helfte von der Million, die der König von Frankreich zu zahlen verſprochen, abgezogen werden ſolle.

Daß auf erfolgenden Tod Ludwigs der Königin der gewöhnliche Wittwengehalt auf Lebenslang gezahlt werden, und ihr dabey freyſtehen ſolle, in Frankreich oder England zu leben.

Dritter Vergleich,

wegen der Zahlung von einer Million Thlr.

Vermöge deſſelben übernahm Ludwig, dem Könige von England oder ſeinen Nachfolgern eine Million Thlr. zu zahlen, ſowol für den Rükſtand der in dem Vertrag von Eſtaples beſtimmten Summe, als für das Wohlwollen, welches er gegen ihn hege, und zur Befeſtigung ihrer Freundſchaft.

Daß die Zahlung bis zu völligem Abtrage alle 6 Monate durch 50000 Livres geſchehen ſolle.

Wir wollen über dieſe Vergleiche nur 2 Anmerkungen machen.

Die erſte; die beyden Könige machten ſich kein Bedenken, dieſe Ehe vollziehen zu laſſen, ohne den Pabſt darum zu fragen, obgleich Maria ſchon mit Carl von Oeſterreich feyerlich verlobt war. Die andere; daß ſich Heinrich

für die geforderte jährliche Steuer überhaupt mit einer Million Thlr. befriedigen laſſen, ohnerachtet er die Folgen ſeiner Forderung gar wohl einſahe, konnte wol aus keiner andern Urſache herkommen, als daß Ludwig Mittel gefunden, den Wolſey auf ſeine Seite zu ziehen.

Während dieſem Friedensgeſchäfte ſtarb zu Rom der Cardinal Bambridge, Erzbiſchoff von York. Und da Heinrich die Nachricht bekam, daß der Pabſt wegen dieſes erledigten Bißthums nichts ohne ſeinen Willen beſtimmen wolle, ſo bekam Wolſey auf die Empfehlung Heinrichs daſſelbe. Dieſer Mann hatte damals alle Achtung und Liebe des Königs, und daß auch Ludwig XII nicht unzufrieden mit ihm geweſen ſeyn müſſe, kan man daraus ſchlieſſen, weil einige ihm zugeſchikte Briefe mit den Worten angefangen: Monſieur d' York, mon bon Ami.

Ehe wir das Jahr 1514 beſchlieſſen, wollen wir noch etwas weniges von Schottland gedenken.

Jacob IV hatte 2 Söhne hinterlaſſen, davon der ältere noch nicht völlig 2 Jahr alt war. In ſeinem Vermächtniß hatte er ſeine Gemahlin, Heinrichs VIII Schweſter, zur Reichsverweſerin ernannt, ſo lange ſie Wittwe bleiben würde.

Die Schotten würden wol ſchwehrlich in dieſe bey ihnen ungewöhnliche Sache gewilliget haben, wenn ſie nicht gehoft hätten, daß

ihr Land dadurch für dem Einfall der Engländer geſichert würde. Und kaum hatte auch die Reichsverweſerin ihren Bruder um die Sicherheit gebeten, ſo antwortete Heinrich großmüthig, daß es nur auf die Schottländer ankäme, ob ſie Krieg oder Frieden haben wollten.

Indeſſen ſezte es doch in Schottland ſelbſten groſſe Unruhen ab, da ſich die Königin bald darauf an den Douglas, Grafen von Angus, wieder vermählte. Man wollte ihr nun, nach der Verordnung des verſtorbenen Königs, die Reichsverwaltung wieder nehmen. Douglas gab ſich zwar viele Mühe, ſolches zu hindern, und ſtellte vor, daß man ſich dadurch die Feindſchaft des Königs von England aufs neue zuziehen würde; allein Alexander Hums, ein hochmüthiger Herr, der den Douglas wegen ſeiner Erhebung beneidete, ruhete nicht ehe, bis er es dahin gebracht, daß Johann, Herzog von Albanien, der ſich damals in Frankreich aufhielte, zum Reichsverweſer ernennt wurde.

Ludwig XII ſtarb den 1 Januarius 1515, nachdem er ſeine Gemahlin nur einige Monate beſeſſen hatte, und nun heurathete Maria ſchon im Merz, mehr aus Neigung, als nach den Abſichten ihres Bruders, den Carl Brandon, Herzogen von Suffolk, den ſie ſchon zuvor gewählt haben würde, wenn ſie nicht ihre Liebe den Staatsvortheilen hätte aufopfern müſſen. Dieſer Herr hatte Sie nach Frankreich begleitet, ohne daß er Befehl hatte, un-

ter ihrem Gefolge zu ſeyn. (Herbert ſagt, daß er erſt nach dem Tode Ludwigs mit einigen andern Perſonen nach Paris geſchikt worden, um der Königin das Trauerſchreiben Heinrichs zu überbringen). Heinrich war anfangs ſehr übel damit zufrieden; ſein Zorn legte ſich aber gar bald, und als die Neuvermählten den 12 May an ſeinem Hofe ankamen, ſo wurden ſie ſehr gnädig von ihm aufgenommen.

Franz I hatte nicht ſo bald den franzöſiſchen Thron beſtiegen, als er eine Geſandſchaft nach London ſchikte, und das kurz zuvor geſchloſſene Bündniß mit Heinrichen erneuren ließ, um in ſeinem Vorhaben, Mayland wieder zu erobern, nicht gehindert zu werden. (d)

Obgleich Heinrich ſchon mehr als einmal von ſeinen Bundsgenoſſen hintergangen worden, und feſt entſchloſſen war, ſich von ihnen nicht mehr berücken zu laſſen; ſo ſtund es doch nicht bey ihm, in dieſer Geſinnung zu beharren. Denn auſſer dem, daß er den glüklichen Fortgang der franzöſiſchen Waffen in Italien mit Eiferſucht anſahe, ſo wollte auch Wolſey ſich an dem Könige von Frankreich rächen, weil er glaubte von ihm beleydiget zu ſeyn.

Dieſer Staatsbediente hatte das Herz ſeines Herrn in ſeiner Gewalt. Er wußte ſich aber ſo geſchikt aufzuführen, daß der König ſich doch einbildete, er führe allein das Ruder.

Er

(d) *Act. publ.* T. XIII, p. 476.

Er hatte bey groſſen Eigenſchaften auch groſſe Fehler. Er war höchſt rachgierig, Ehr- und Geldgeizig. Er begegnete dem Biſchoff von Winchester, ſeinem Beförderer, denen Herzogen von Norfolk und Suffolk, und Warham, Erzbiſchoffen von Canterbury, ſo ſchnöde, daß Sie von ſelbſt den Hof verlieſſen, um denen Kränkungen dieſes herrſchſüchtigen Biſchofs nicht länger ausgeſezt zu ſeyn. Und nun gewann Wolsey noch mehr Herrſchaft über den König, da dieſe alte Staatsräthe auf die Seite geſchaft waren, und wie er alle ſeine Rathſchläge nach ſeinen herrſchenden Leydenſchaften einrichtete; ſo iſt es kein Wunder, daß Heinrich öfters Fehltritte gethan, die wir in der Folge ſeiner Geſchichte ſehen werden.

Franz I war ſeit ſeiner Thronbeſteigung darauf bedacht, Tournay wieder an ſich zu bringen. Wolsey machte ihm deswegen die gröſte Schwürigkeit. Sein reiches Bißthum lag ihm ſo nahe am Herzen, daß er, an ſtatt daſſelbe gerne zu verliehren, vielmehr Franz I bath, er möchte dem vorigen Biſchoff, Ludwig Guillard, eine andere reiche Pfründe verleihen. Franz verſprach es ihm zwar, unter der hand aber reizte er den Biſchoff, ſeine Wiederherſtellung bey dem Pabſt zu ſuchen, weil er verſichert war, daß, wenn Wolsey dieſes Bißthum nicht mehr hätte, er Tournay bald wieder bekommen würde.

Anfänglich achtete der Pabſt das Anſuchen dieſes Biſchofs wenig; als aber Franz in Italien

lien einen Vortheil um den andern erhielt, ſo ſezte er unverzüglich den Guillard kraft einer Bulle wieder in ſein Bißthum ein. Heinrichen verdroß dieſes ſehr, und er gab ſeinem Geſandten zu Rom Befehl, dem Pabſt die Folgen dieſer Partheylichkeit mit Nachdruk vorzuſtellen. Leo X wurde darüber ſehr verlegen, und wußte ſich nicht anderſt zu helfen, als daß er die Unterſuchung der Sache zweyen Cardinälen übertrug, welche wohl wußten, daß ſie mit der Entſcheidung nicht eilen dürften. Wolſey blieb alſo dieſe Zeit über wegen des Bißthums Tournay in Ungewißheit. Und diß war es eben, was Franz ſuchte. Um aber doch die Freundſchaft dieſes Lieblings Heinrichs nicht gar zu verſcherzen, verſprach er ihm zu einem Cardinalshut beförderlich zu ſeyn. Wolſey hatte ſich ſchon ſeit dem Tode des Cardinals Bambridge zu dieſer Würde Hofnung gemacht. Er hatte deswegen den Cardinal Hadrian Cornetto, der päbſtlicher Einnehmer in England war, und dieſes Amt durch den Polydorus Vergilius verwalten ließ, um ſeine gute Dienſte gebetten. Allein dieſer Cardinal that nicht, was er verſprochen hatte. Wolſey ließ darüber den Vergilius um einer kleinen Urſache willen in den Tour ſezen, und ſeinen König an den Pabſt ſchreiben, daß er den Hadrian zurük ruffen mußte. Vergilius blieb ſo lange im Gefängniß, bis der Pabſt ſelbſt eine Vorſprache für ihn einlegte, die Wolſey darum nicht abſchlagen wollte,

weil

weil Franz I eben damals bey dem Pabſt für ihn um die Cardinalswürde anſuchte. Diß mag wol eine von den Urſachen ſeyn, warum Vergilius in ſeiner Geſchichte von England den Wolſey auf ſeiner ſchlimmen Seite recht nach dem Leben gezeichnet hat.

Wolſey wurde alſo durch Hülfe des Königs von Frankreich Cardinal. So ſehr er ſich über dieſe Würde freute, ſo ungehalten war er auf Franz I wegen der Sache von Tournay. Um ſich an ihm zu rächen, entſchlos er ſich, ſeinen König zum Beytritt eines neuen Bündniſſes wider Frankreich zu vermögen. Sein Hochmuth, ſeine Rachſucht und ſein Eigennuz hatten gleichen Antheil an dieſer Entſchlieſſung. So bald er Heinrichen nach ſeinem Wunſche geſtimmt hatte, ſo ließ er den Kayſer heimlich wiſſen, daß es gar wohl möglich ſey, ſeinen Herrn von Frankreich abzuziehen. Maximilian hörte dieſes ſehr gerne, und ließ bald darauf im Nahmen ſeines Bruders, Franz Sforze, der den Titel eines Herzogs von Mayland angenommen hatte, bey Heinrichen um Hülfe wider Frankreich anſuchen. Der König von England wollte in dieſer wichtigen Sache für ſich ſelbſt nichts thun, ſondern hielt darüber eine Rathsverſammlung, zu welcher er auch den Biſchoff von Wincheſter, und die Herzoge von Norfolk und Suffolk berufen hatte. Wolſey führte in derſelben das Wort, und ſuchte zu zeigen, daß England viel daran gelegen ſeye, ſich der an-

wachſenden Macht Frankreichs zu widerſe-zen. (e) Die neuen Räthe pflichteten der Meynung des Cardinals bey; die alten hingegen riethen dem Könige, ſeine Waffen vielmehr gegen Schottland zu kehren. Heinrich wählte den Mittelweg, und entſchloß ſich, dem Kayſer heimlich beyzuſtehen, und gab ſeinem Geſandten Befehl, ſich deswegen mit **Maximilian** in Unterhandlung einzulaſſen.

Der Cardinal **Wolſey** vergaß ſich hiebey ſelbſt nicht. Man findet, daß ſich der Herzog von **Mayland** verbindlich gemacht, ihm jährlich 10000 Ducaten zu bezahlen, ſo bald er in das Herzogthum **Mayland** wieder eingeſezt würde. (f)

Das **Parlament** verſammlete ſich den 12 **November**. Es wurde aber darinnen nichts von den Anſtalten wider **Frankreich** gedacht, weil es noch nicht Zeit dazu war. Um eben dieſe Zeit verſammlete ſich auch die Geiſtlichkeit. Der Pabſt hatte an Sie einen auſſerordentlichen Beytrag, unter dem Vorwande eines bevorſtehenden Türken-Kriegs, verlangt. Sie ſchlug ihm aber ſolchen ab, und entſchuldigte ſich mit ihrem Unvermögen, und mit einer Verordnung der **Coſtnitziſchen** Kirchenverſammlung, die dem Pabſt nicht erlaubte, ohne Beyſtimmung einer allgemeinen Kirchenverſammlung der Geiſtlichkeit etwas aufzulegen.

In-

(e) *Herbert* p. 24.

(f) *Act. publ.* T. XIII. p. 525.

Indem Sie ſich ſolchergeſtalt dem Druck des Römiſchen Hofs zu entziehen ſuchte, hatte Sie wider den Stolz des Cardinals **Wolſey** zu ſtreiten, welcher anfieng ganz unerträglich zu werden. Dieſer Biſchoff machte einen Fürſtlichen Aufzug. Er hatte 800 Perſonen in ſeiner Hofſtaat. Er ließ jederzeit ſeinen Cardinals-Hut durch einige vornehme Perſonen vor ſich hertragen. Er war der erſte Geiſtliche in England, der ſich in Seiden kleidete, und auf dem Geſchirr ſeiner Pferde Gold ſehen ließ. Jedermann ärgerte ſich darüber, und niemand getrauete ſich deswegen etwas bey dem Könige zu ſagen. **Warham** legte wegen dem Uebermuth des Cardinals ſeine Gros-Canzlerſtelle nieder; und **Wolſey** erhielte dieſelbe an eben dem Tage noch von dem Könige, der ihn immer mit neuen Wohlthaten überhäufte. Ehe wir das Jahr 1515 beſchlieſſen, wollen wir noch etwas von den **Schottländiſchen** Angelegenheiten reden.

Johann, Herzog von **Albanien**, kam erſt in dieſem Jahr als Verweſer in **Schottland** an. Er fand dieſes Reich voller Spaltungen, und ſahe, daß der König von England ſie gerne unterhielte. Es hatte dieſer den Namen eines **Protectors** von **Schottland** angenommen, ſo lange das Reich ohne Verweſer war, und die Kirchenpfründen mit ſeinen Anhängern beſezt, worüber ſich der Herzog von **Albanien**

im

im Namen des jungen Königs bey dem Pabſt ſehr heftig beſchwerte. (g)

Da der Herzog von dem Zuſtande des Reichs keine Känntniß hatte, weil er auſſer demſelben gebohren und erzogen worden, (h) ſo wandte er ſich an Hebburn, Biſchoffen von Murray. Dieſer rachgierige Mann war auf den Alexander Hums ſehr erbittert, weil er zu ſeinem Nachtheil einem andern zum Erz-Bißthum zu St. Andreas verholfen hatte. Er machte deswegen dem Verweſer ein ſolches Bild von dem Hums, daß dieſer an dem Hofe ſehr unfreundlich angeſehen wurde. Hums nahm dieſes ſo empfindlich, daß er ſich auf die Seite der verwittibten Königin ſchlug. Er rieth ihr, den jungen König nach England abzuführen, weil er ſie überredete, daß er in Gefahr wäre. Der Verweſer bekam nicht ſo bald Nachricht von dieſem Vorhaben, als er ſich des jungen Prinzen verſicherte, und ihn, um allen übeln Verdacht von ſich zu entfernen, dreyen untadelhaften Perſonen zur Erziehung übergab.

Hums entwich darauf nach England, wohin ihm die Königin mit ihrem Gemahl folgte. Der Verweſer ſchikte ſogleich Geſandten an Heinrichen, die ſeine Aufführung rechtfertigen mußten; zugleich ließ er den Flüchtigen ſolche Vergleiche anbieten, dadurch ſie bewogen

(g) *Act. publ.* T. XIII. p. 516.

(h) *Herbert* p. 26.

gen wurden, wieder nach Schottland zurük zu kehren. Die Königin mußte aber zurücke bleiben, weil ſie unterwegs mit einer Tochter niederkam, die den Namen Margaretha erhielte.

Im Jahr 1516 den 18 Februarius brachte auch die Königin von England eine Prinzeſſin zur Welt, welcher man den Namen Maria beylegte.

Heinrich, der ſich groſſe Dinge wider Frankreich in Kopf geſetzet hatte, war bemüht, die Schottländer zu vermögen, daß ſie dem Herzoge von Albanien die Reichsverwaltung nehmen möchten, weil er wußte, daß er Frankreich ſehr ergeben war. Er gab dabey zu verſtehen, daß, weil es gefährlich ſeye, die Aufſicht über den jungen König dem vermuthlichen Thronfolger anzuvertrauen, er im Weigerungsfall genöthiget ſeyn würde, ſelbſt für die Sicherheit ſeines Vettern zu ſorgen.

Weil das Schottländiſche Parlament den Hums hiebey im Verdacht hatte, ſo ließ es ihn vorladen. Da er ſich aber nicht ſtellte, und einige Feindſeligkeiten gegen ſeine Widerſacher ausübte, ſo bewilligte das Parlament dem Reichsverweſer ein Aufgebot von 10000 Mann. Hums ergab ſich darauf nach dem Rath ſeiner Freunde dem Verweſer, der ihn nach Edimburg abführen ließ, und ihn ſeinem Schwager, Jacob Hamilton, zur Verwahrung gab. Hums machte aber dem Lord Hamilton ſo ſchmeichelhafte Vorſtellungen,

wie

wie er ſelbſt auf die Reichsverwaltung einen Anſpruch machen könnte, daß dieſer ſich überreden ließ, mit ihm zu entweichen.

Indeſſen fand Heinrich für gut, den Stillſtand mit Schottland bis zu Ende des Jahrs 1517 zu verlängern.

In dieſem Jahr 1517 bewilligte der Pabſt Leo X allen denen völligen Ablaß, welche etwas zu dem vorſeyenden Türken-Krieg beytragen würden. Damit unterdeſſen bey Hebung des Geldes einige Ordnung beobachtet werden möchte, ſo wurde die ganze Chriſtenheit in gewiſe Abtheilungen gebracht, und in einer jeden gewiſe Perſonen beſtellt, welche das Geld einnehmen ſollten. **Martin Luther**, ein Auguſtiner-Mönch und öffentlicher Lehrer auf der hohen Schule zu **Wittenberg**, ſchrieb öffentlich wider dieſen Ablaß-Kram. Der Widerſpruch ſeiner Feinde trieb ihn tiefer in die Schrift hinein; und diß war der Anfang zur Kirchen-**Reformation**.

Der Pabſt machte ſich anfangs wenig aus der Widerſezlichkeit dieſes Mönchen, und hielte ihn für viel zu gering, als daß er ſeiner Gewalt ſchädlich werden könnte. Er fuhr fort ſeine Ablaß-Zettul verkaufen zu laſſen. Er ließ denen Käufern, auſſer vielen zeitlichen Vortheilen, auch die Befreyung vom Fegfeuer dafür verſprechen. (i) Doch erkaltete der Eyfer vie-

(i) Guichardin B. 13. ſagt, daß man in den Gaſthöfen die Vollmachten verſpielet, welche die Seelen aus dem Fegfeuer befreyen ſollen.

vieler Chriſten, das ihrige zu dem vorgegebenen Creuzzug beyzutragen, als man entdekte, daß der Pabſt dieſe Gelder zu ganz andern Dingen gebrauchte. Indeſſen ſprach er auch Heinrichen VIII um 200,000 Ducaten an. Allein der König wollte zu einem ungewiſen Krieg keinen ſo groſſen Vorſchuß thun. (k)

Wolſey gerieth nun wegen Tournay wieder in Sorgen. Er fieng daher an, dem Könige von Frankreich unter der Hand zu verſtehen zu geben, daß Heinrich wohl könnte bewogen werden, Tournay wieder abzutreten, wenn nur er wegen des Bißthums ſchadloß gehalten würde.

In Schottland waren die Sachen noch immer in groſſer Verwirrung. Alexander Hums und Wilhelm, ſein Bruder, verlohren endlich ihre Köpfe. (l) Nach ihrem Tode that der Herzog von Albanien eine Reiſe nach Frankreich; und da er ſich daſelbſt länger aufzuhalten gezwungen wurde, als er vermuthet hatte, ſo wurden die Schottländiſchen Angelegenheiten wegen der unter den Groſſen herrſchenden Uneinigkeit noch verwirrter.

Der Pabſt trieb nun die Angelegenheiten des heiligen Kriegs ſo ſtark, daß er an alle Höfe Legaten ſchikte, um ſie zu ermuntern, ihre Macht gemeinſchaftlich wider die Unglaubigen anzuwenden. So willig auch die Für-

ſten

(k) *Act. publ.* T. XIII. p. 592.

(l) *Herbert* p. 27.

ſten ſich dazu angaben; ſo entſchuldigten ſie ſich doch immer mit der Furcht vor ihren Nachbarn. Das vom Pabſt entworfene allgemeine Bündniß kam daher nicht zu Stande.

Indem ſich doch der Pabſt noch mit einiger Hofnung ſchmeichelte, dachte Franz I mehr an Tournay, als an den Creuzzug. Er begrif aber wohl, daß er vor allen Dingen den Cardinal befriedigen müſſe. Er ließ ſich in der Abſicht mit ihm in eine geheime Unterhandlung ein, und ſparte nichts, wodurch er ihn gewinnen konnte. Sie wurden einig, daß der Cardinal durch ein Jahrgeld wegen dem Verluſt ſeines Bißthums ſchadloß gehalten werden, und Heinrich für Tournay 600,000 Thlr. bekommen ſollte. Der Cardinal verpflichtete ſich unter dieſen Bedingungen, ſeinen Herrn nach dem Willen des Königs von Frankreich zu lenken. Ehe man in der Unterhandlung ſo weit gekommen, hatte Wolſey dem Könige vorgeſtellt, daß es ſeine Ehre, wie ſein Vortheil, erfordere, dieſen Ort zu behalten. Nun aber änderte er die Sprache, und überredete den König von dem Gegentheil. Er ſagte, daß die Unterhaltung der Beſatzung mehr koſte, als dieſer Ort dem Könige nutze; daß es überaus rühmlich vor ihn ſeye, daß Franz I ihm zuerſt die Hand biete; daß der König dadurch einen mächtigen Freund bekäme, welches um ſo nöthiger ſeye, da ſich das Haus Oeſterreich durch ſeine anwachſende Macht allen andern Fürſten furchtbar mache. Der König konnte nichts

nichts gegen dieſe Gründe einwenden, als dieſes, daß ſie der Cardinal nicht eher angeführt. Allein Wolſey hatte zu viel Gewalt über das Herz des Königs, als daß er ihn nicht zu allem hätte bereden können. Polydorus Vergilius erzehlet, daß Heinrich hiebey geſagt: wie er wohl ſehe, daß Wolſey zwey Reiche regieren wolle, nehmlich das Franzöſiſche und das Seinige.

Nachdem ſich Heinrich den Vorſchlag des Cardinals gefallen laſſen, ſo kam es nun weiter auf nichts an, als daß man deswegen Unterhandlung pflegte. Franz I ſchikte zu dem Ende eine feyerliche Geſandſchaft nach England. Zum Scheine mußte man doch einige Zeit auf die Unterhandlung wenden, obgleich der König von Frankreich und der Cardinal ſchon über die wichtigſte Punkten verſtanden waren. Ehe wir die Verträge ſelbſt, die deswegen geſchloſſen worden, anführen, wollen wir noch ein Wort von einer Sache reden, welche ſich zu gleicher Zeit zugetragen.

Der Pabſt wiederholte ſeine Vorſtellungen bey Heinrichen, daß er das Seinige zur Beſchützung der Religion beytragen möchte, die ſeit dem Siege, welchen der Ottomaniſche Kayſer über den Sultan von Egypten erhalten, in groſſer Gefahr ſchwebte. (m)

Bald darauf ſchikte der Pabſt ſeine Legaten an verſchiedene Höfe, um ſie zu einem

(m) *Act. publ.* T. XIII. p. 603.

fünfjährigen Waffenſtillſtand zu vermögen, und ſie dahin zu bringen, daß ſie mit geſamter Macht die Türken angreiffen ſollten. Der Cardinal Lorenz Campegio mußte in dieſer Abſicht nach England gehen. Den Wolſey verdroß es ſehr, daß der Pabſt bey dieſer Gelegenheit nicht an ihn gedacht hatte. Wie alſo Campegio noch unter Wegs war, ließ er dem Pabſt durch einen Vertrauten vorſtellen, wie wenig er ohne ſeine Vermittlung bey dem Könige ausrichten würde; dadurch erhielte er, was er ſuchte, und wurde dem Campegio mit gleicher Vollmacht beygeſellet. Der päbſtliche Legat hielt den 29 Julius zu London ſeinen Einzug. Weil er aber einen ſehr ſchlechten Aufzug machte, ſchikte ihm Wolſey 12 Maulthiere zu, welche die Küſten trugen, und mit reichen Decken behangen waren. Zum Unglük fielen während des Einzuges einige dieſer Küſten herab, und ſprangen auf; weil ſie aber leer waren, lachte und ſpottete das Volk über dieſe äuſſere Pracht, die nichts weſentliches hatte.

Die Vollmacht der Legaten beſtand erſtlich darinnen, dahin zu ſehen, daß ſich die Geiſtlichkeit zu einem Geldbeytrage verſtehen möchte; und dann den König zu vermögen, daß er dem Bündniß aller chriſtlichen Fürſten zur Vertheidigung der Kirche beytreten möchte. In Abſicht auf das erſtere arbeiteten die Legaten vergeblich; in Anſehung des andern aber ſchien der König geneigt zu ſeyn, in ihr Begehren zu

willi-

willigen, weil er voraus ſehen konnte, daß dieſes Bündniß auf nichts hinaus laufen würde.

Da es dem Pabſt nicht genug war, daß ſich England nach ſeinem Willen erklärte, ſo ertheilte er ſeinen Legaten Vollmacht, zwiſchen dem Kayſer und den Königen von Frankreich und Spanien ein Angrifs-Bündniß wider die Türken zu ſchlieſen. Allein da die geheime Abſicht des Pabſts dieſen Fürſten gar zu wohl bekannt war; ſo begnügten ſie ſich, ein Vertheidigungs-Bündniß beſonders gegen den türkiſchen Kayſer zu errichten.

Dis war aber gar nicht nach dem Wunſche Leo X. Er hatte ſich mit der Hofnung geſchmeichelt, daß, wenn man ſich verſtehen würde, die Türken anzugreifen, die entfernteſten Fürſten ihren Theil an Gelde entrichten würden. Wie er nun ſahe, daß er mit ſeinem Geſuch nicht durchdringen könnte; ſo beſtätigte er zwar den 31 Octobris das Bündniß; doch verſchwand von dieſer Zeit an alle Furcht für den Türken, weil die Kunſtgriffe des Pabſts die Würkung nicht thaten, welche er ſich davon verſprochen hatte.

Indem dieſes vorgieng, kamen die Verträge zwiſchen Frankreich und England zu Stande. (n)

Der erſte betraf die Vermählung der Prinzeſſin Maria mit dem Dauphin, welche vollzogen

(n) *Act. publ.* T. XIII. p. 624. ſeqq.

zogen werden ſollte, ſo bald der junge Prinz völlig 14 Jahre alt ſeyn würde.

Der zweyte gieng die Wiedergabe von Tournay an, dafür Franz I 600000 Thlr. zahlen ſollte. Von dieſer Summa ſollte Franz den Brautſchaz der Prinzeſſin Maria behalten.

Dieſe Vergleiche wurden den 14 October unterzeichnet, und Wolſey bekam offene Briefe vom Könige in Frankreich, darinnen er ſich verbündlich machte, ihm zur Schadloßhaltung wegen des Bißthums Tournay jährlich 12000 Livres zu zahlen.

Europa genoß damals eines erwünſchten Friedens. Allein der Tod des Kayſer Maximilians, welcher den 12 Januarius 1519 erfolgte, machte demſelben ein Ende. Die Könige von Frankreich und Spanien gaben ſich öffentlich zu Mitwerbern um das Kayſerthum an. (o) Leo X hätte gerne geſehen, wenn keiner von beyden wäre gewählt worden, weil er daraus üble Folgen für die Ruhe von Italien und für ſeine Gewalt beſorgte.

Es wäre möglich geweſen, daß Heinrich VIII zu dieſer Würde gelangt wäre, wenn er ſich ehe hätte einfallen laſſen, ſich um dieſelbe zu bewerben. (p) Sein Geſandte, den er auf den Wahltag ſchikte, hielt aber nicht für rathſam, die Ehre ſeines Herrn blos zu ſtellen, da man mit der Wahl Carls, Königs von Spanien,

(o) *Mezeray* T. IV. p. 150.

(p) *Herbert* p. 33.

nien, ſchon zu weit gekommen war, welche den 28 Junius würklich erfolgte.

Franz I ſahe dieſe Wahl mit ſehr eiferſüchtigen Augen an, und man vermuthete deswegen die blutigſten Kriege. Doch wollte keiner von dieſen beyden Monarchen den Anfang dazu machen, ehe er die Geſinnungen der übrigen europäiſchen Fürſten erforſcht hätte.

Es wäre allerdings in der Willkühr Heinrichs VIII geſtanden, den Frieden in Europa zu erhalten, wenn er ſich nicht ganz von dem eigennüzigen Cardinal Wolſey hätte regieren laſſen.

Carl und Franz gaben ſich gleich groſſe Mühe, dieſen Cardinal in ihre Vortheile zu ziehen. Sie gebrauchten dazu Geſchenke und Schmeicheleyen. Sie nannten ihn in ihren Briefen ihren Freund und Vater. Sie erhoben darinnen mit ausgeſuchten Worten ſeine Tugenden und ſeine groſſe Klugheit. Wolſey ſezte ſich dadurch bey ſeinem Herrn in noch gröſeres Anſehen, da er ihm zu verſtehen gab, wie furchtbar er dieſen Monarchen ſeyn müßte, da ſie ſich ſo weit gegen ſeinen Staatsbedienten herablieſen. Heinrich glaubte dieſes ſehr leichte, und machte ſich von der Fähigkeit ſeines Lieblings ſo hohe Begriffe, daß er allein mit deſſelben Augen ſehen wollte. Allein zu ſeinem Unglück arbeitete er dadurch mehr für den Nutzen des Wolſey, als für ſeinen eigenen Ruhm.

Man würde Mühe haben, den Hochmuth dieſes Cardinals zu begreiffen, wenn nicht alle Geſchichtſchreiber ihn mit gleichen Farben abmahlten. Den Cardinal Campegio konnte er nicht lange in gleichem Rang neben ſich ſehen. Er brachte es alſo dahin, daß dieſer zurük beruffen, und ihm die Geſandſchaft allein überlaſſen wurde, mit der Gewalt, in allen Clöſtern und bey der übrigen Geiſtlichkeit Unterſuchungen anzuſtellen. Er hatte dieſe Gewalt durch die nachtheiligen Berichte, die er von der engländiſchen Geiſtlichkeit nach Rom ergehen laſſen, ſich ausgewürket. Er errichtete einen neuen Gerichtshof, unter dem Namen des Legaten-Gerichts, welches ſich über alle Gewiſſenshandlungen das Urtheil anmaſete, in gleichen über alle Rechts-Händel, welche Vermächtniſſe oder Eheverträge betraffen. Die dazu beſtellte Richter drukten, wen ſie wollten, und der Legat verfuhr mit der Geiſtlichkeit auf eine unerhörte harte Art, und handelte mit den Kirchenpfründen nach ſeinem Gefallen. Er verlezte täglich das Prämunire, welches ſonſt ſo viele Streitigkeiten zwiſchen England und dem römiſchen Hofe erregt hatte. Der Erzbiſchof von Canterbury konnte endlich dieſe Gewaltthätigkeiten nicht mehr mit gelaſſenen Augen anſehen. Er gab dem Könige davon Nachricht, und bekam den Auftrag, dem Cardinal zu ſagen, daß er alles, was er eigenmächtig unternommen, ändern ſollte. Dadurch vermehrte ſich der Haß

des

des Cardinals gegen dieſen Biſchof. Einige Zeit darauf hatte ein bloſer Prieſter von London das Herz, den Richter des Legaten-Gerichts ordentlich zu verklagen; und da dieſer ſeines Unfugs überführet worden, gab der König dem Cardinal einen ſolchen Verweis, der ihn in der Folge behutſamer machte.

Der Ehrgeiz des Cardinals Wolſey war nicht geſtillet, ſo lange noch eine Stuffe übrig war, die ein Geiſtlicher beſteigen konnte. Er hatte ſich ſeit einiger Zeit den Pabſt in den Kopf geſetzet, wozu ihm der König von Frankreich behülflich zu ſeyn verſprochen hatte. Er hielte aber den Kayſer Carl für tüchtiger, ihm dieſe Würde zu verſchaffen; daher ſuchte er ſeinen Herrn von Frankreich ab- und auf die Seite des Kayſers zu lenken.

Schottland fand ſich bey der Abweſenheit des Verweſers noch immer in äuſerſter Unordnung. Der Herzog von Albanien hatte ſich zwar vorgenommen, ſich nicht lange in Frankreich aufzuhalten; allein ein Vertrag, den Franz I. mit Heinrichen errichtete, kraft deſſen er ſich verbindlich machte, ihn in Frankreich zu behalten, hinderte ihn, ſeinem Willen zu folgen. Heinrich erhielt alſo durch dieſes Mittel, was ihm das ſchottländiſche Parlament abgeſchlagen hatte. Sein Vortheil erforderte es, die Unruhen in Schottland zu unterhalten, und er würde ohne Zweifel dieſes Reich unter ſich gebracht haben, wenn er ſich nicht in den Krieg

 hätte

hätte einflechten laſſen, der ſich in der Folge zwiſchen Carl V und Franz I entſponnen hat.

Im Jahr 1520 machte Wolſey, vermög der von beyden Königen erhaltenen Vollmacht, die Anordnung wegen der Zuſammenkunft Heinrichs VIII und Franz I, die unter andern enthielt, daß ſie ſich den 4 Junius zwiſchen Ardres und Guisnes ſprechen wollten. (q)

Ehe dieſes geſchahe, verſuchte Franz den Cardinal zu bewegen, daß ihm durch ſeine Vermittlung Calais abgetreten würde. Wolſey fand ohne Zweifel bey dieſem Antrag ſeinen eigenen Vortheil, weil er ſich nicht abgeneigt dazu finden ließ. Doch getrauete er ſich nicht, dem Könige, ſeinem Herrn, die Sache gerade hin vorzuſagen, ſondern ſuchte ihm ſolche unter der Hand beyzubringen. Er lenkte daher das Geſpräch öfters auf Calais, und ſagte einmal wie von ohngefehr: Was nutzet uns doch dieſes Calais, welches auf feſtem Lande lieget, und uns ſo viel koſtet? Es wäre zu wünſchen, daß man deſſelben auf eine anſtändige Art loß werden könnte. Da ihm aber dieſe Liſt fehl ſchlug, ſo ließ er die Sache auf ſich beruhen, da er ohnehin willens war, die Parthey des Königs von Frankreich zu verlaſſen. (r)

Heinrich war ſchon auf dem Wege, um den König in Frankreich zu ſprechen, als der Kayſer zu Douvres ankam. Es iſt ausgemacht, daß Wolſey um dieſe Ankunft gewußt,

man

(q) *Act. publ.* T. XIII. p. 705. (r) *Herbert.*

man kan aber nicht ſagen, ob der König zuvor Nachricht davon gehabt habe. Der Kayſer wollte gern die Zuſammenkunft beyder Könige hintertreiben, diß war die Abſicht ſeiner Reiſe; er konnte aber doch nicht durchdringen, indem die Ehre Heinrichs dabey zu viel gelitten hätte. Doch war dieſes vermuthlich nicht die einige Abſicht, ſondern er wollte ſich auch der Neigung des Cardinals Wolſey verſichern. Und man glaubt, daß er darinn nicht unglüklich geweſen ſey, da er ſein Geſuch mit dem Verſprechen begleitet, dem Cardinal zum päbſtlichen Stul behülflich zu ſeyn. Heinrich hatte ihm zugeſagt, daß er mit dem Könige von Frankreich nichts zu ſeinem Nachtheil ſchlieſen würde, und er gieng vergnügt den 30 May wieder in die Niederlande.

Hierauf kamen beyde Könige an dem beſtimmten Orte zuſammen. Die Anordnung, die der Cardinal gemacht hatte, war überaus prächtig, daher man dieſes Lager das Camp de drap d'or, oder das Goldſtückenlager nannte. Man ſahe nichts als Freudenfeſte, Turniere, Tänze und andere Luſtbarkeiten; doch wurden die öffentliche Angelegenheiten dabey nicht vergeſſen. Den 24 Junius ſchieden beyde Könige wieder von einander. (s)

Als Heinrich nach Calais zurükgekommen war, machte er den 10 Julius zu Gravelines dem Kayſer den Gegenbeſuch, worüber Franz ſehr eiferſüchtig wurde. Wahrſcheinlicher Wei-

(s) *Herbert* p. 37.

ſe iſt auch bey dieſen Unterredungen der erſte Grund zu dem Bündniß gelegt worden, welches nachher beyde Fürſten mit einander ſchloſſen. Einige Tage darauf gieng Heinrich nach England über.

Der König in **Frankreich** fand kurz hernach mehrere Urſachen, die ihn von dem Kayſer einen unvermutheten Angrif befürchten lieſſen, und er that **Heinrichen** deßwegen Vorſtellung. Dieſer aber begnügte ſich damit, daß er beyden Theilen ſeine Vermittlung anerbot. **Franz** ließ ſich ſolches gefallen, weil er nicht wußte, daß **Wolſey** im Herzen dem Kayſer ergeben ſey.

Die Geſandten kamen würklich den 4 Auguſt zu Calais zuſammen, und **Wolſey** erſchien daſelbſt mit einem anſehnlichen Gefolge, und brachte das groſſe Siegel mit. (t) Er hatte von ſeinem König den Titul eines **Generallieutenants**, und die Freyheit erhalten, ihn mit einer Parthey zu verbinden, mit welcher er es vor gut finden würde. Man ſtritte lange darüber, wer der Anfänger des Kriegs ſey, und **Wolſey** ſuchte die Schuld auf **Frankreich** zu ſchieben. Die Kayſerl. Bevollmächtigten thaten zur Wiederherſtellung des Friedens ſolche Forderungen, die **Franz** nicht eingehen konnte, wenn er auch ſchon viele Schlachten verlohren hätte. **Wolſey**, der ſich immer ſtellte, als ob er dem Frieden geneigt wäre, erklärte endlich, daß er ſeine Hofnung aufgäbe. Im

(t) *Act. publ.* T. XIII. p. 648. 750. Herbert p. 44.

Im Anfang des Novembers giengen die Feindſeligkeiten von beyden Seiten wieder an, Wolſey blieb aber immer noch zu Calais, unter dem Schein, als ob er Mittel ſuchte, die Uneinigkeiten beyzulegen. Er ſchikte Boten hin und her, und that Vorſchläge, von denen er zum voraus wußte, daß ſie nicht würden angenommen werden. Endlich machte er dem Kayſer zu Brügge einen Beſuch. Dieſer gieng ihm eine viertel Meile entgegen, und nahm ihn mit den gröſten Ehrenbezeugungen auf. Hier ſchloß er mit dem Padſt und dem Kayſer ein Bündniß wider Frankreich, worinnen er verſprach, daß ſein Herr ſolches mit 40,000 Mann angreifen ſollte. Der Kayſer und Heinrich machten ſich anheiſchig, alle bisherige Verbindungen mit Frankreich zu zerreiſſen, und die engländiſche Prinzeßin Maria wurde dem Kayſer verſprochen, die ſchon mit dem Dauphin verlobet war. Dieſer Vergleich geſchahe den 24 November 1521, der aber bis zur Zeit der Ausführung geheim gehalten wurde.

Auf dieſe Weiſe erklärte ſich Heinrich wider Franzen, ſeinen Bundsgenoſſen, der ihn weiter durch nichts beleidigt hatte, als daß er vor kurzem den Herzog von Albanien wieder nach Schottland zurükgehen laſſen. Man kan gar nicht abſehen, was ſich Heinrich vor Vortheile von dieſer Erklärung verſprochen, wenn man ſie nicht darinnen ſuchet, daß Wolſey, auf deſſen Anſtiften ſie geſchehen, durch

Hül-

Hülfe des Kayſers Pabſt zu werden getrachtet hat. Der indeſſen erfolgte Tod Leo X, der, wie viele verſichern, am Gift geſtorben iſt, gab zu Muthmaſſungen Anlaß, die dem Wolſey nicht vortheilhaft ſind. Indeſſen hat man doch keinen gewiſen Beweis davon, daß er Theil daran gehabt habe.

Der Hochmuth des Cardinals nahm, wie ſein Anſehen und ſeine Reichthümer, zu. Die Hofleute getraueten ſich nicht, dem verblendeten König die Augen zu öfnen, der ſich von ihm zu ſo vielen Fehltritten verleiten ließ. Der Herzog von Bukingham mußte zu ſeinem Unglük erfahren, wie gefährlich es ſey, ſeine Gedanken von dieſem Liebling des Königs frey zu entdeken. Er ließ ſich einsmals gegen ſeinen Schazmeiſter, Carl Knevet, vernehmen, daß, wann der König ohne Erben ſterben ſollte, er die nächſte Hofnung zur Crone hätte, und dann wollte er den Cardinal gewiß nach Verdienſten beſtrafen. Der Schazmeiſter, der nach der Hand wegen der Klagen ſeiner Unterthanen von dem Herzoge abgeſezt wurde, verrieth dieſes dem Wolſey, der von Stund an auf ſeinen Untergang bedacht war. Zu dem Ende brachte er einige von des Herzogs Hausbedienten auf ſeine Seite, und erfuhr von ihnen, daß er ſich mit einem Mönch, der ſich auf die Wahrſagerkunſt legte, zum öftern unterredete. Es mag ſeyn, daß der Herzog zu wiſſen verlangt hat, ob der König ohne Kinder ſterben würde, und diß war Urſache genug, alle ſeine

Hand-

Handlungen ſchlimm abzumahlen. Wolſey fieng an, ihn ſeiner vornehmſten Stützen zu berauben. Den Herzog von Northumberland, ſeinen Schwiegervater, ließ er unter einem ſchlechten Vorwand in den Tour ſetzen, und ſeinen Eidam, den Grafen von Surrey, ſchikte er als Statthalter nach Irrland. Gleich darauf wurde Bukingham gefänglich eingezogen, und des Hochverraths wegen angeklagt. Die Gründe der Anklage beſtunden in denen Fragen, die er an den Mönch gethan. Der Herzog geſtunde, daß er den Mönch etlichemal geſprochen, leugnete aber, daß es in der Abſicht geſchehen, die man ihm zur Laſt legen wollte. Inzwiſchen wurde er doch als ein Verräther verurtheilt. Als ihm das Urtheil vorgeleſen wurde, ſchrie er: **Als ein Verräther, nein, das bin ich nie geweſen. Doch bitte ich GOtt, Mylords, daß er euch meinen Tod verzeyhen wolle, wie ich euch denſelben von ganzem Herzen vergebe. Ich werde den König nicht um Gnade anflehen, ohnerachtet ich ihn als einen ſehr gnädigen Fürſten kenne. Lebet wohl, Mylords, und betet für mich.** Er wollte den König nicht um Gnade bitten, weil er wohl wußte, daß er ein Schlachtopfer des Cardinals ſey, der bey dem König alles vermochte. Doch erhielt er, daß er, an ſtatt der Strafe der Verräther, enthauptet wurde. Das Volk murrete öffentlich wider dieſe Hinrichtung. Man ſtreuete Stachelſchriften aus, worinnen unter andern

ſtun-

ſtunde, daß man ſich gar nicht wundern dürfe, wenn eines Fleiſchers Sohn Gefallen am Blutvergieſſen habe. Diß war aber auch die ganze Rache, die man ſich wegen dieſer Ungerechtigkeit nahm.

Unterdeſſen gewann die Kirchenverbeſſerung in Teutſchland immer gröſſern Fortgang, und **Luthers** Schriften wurden eifrig geleſen. Ob es gleich erſt 3 Jahre waren, daß er wider den Pabſt aufgetreten, ſo hatte er doch ſchon viele Anhänger und noch mehr Feinde. Unter ſeinen Büchern machte das: **Von der babyloniſchen Gefangenſchaft**, das gröſte Aufſehen.

Es kamen verſchiedene Widerlegungen deſſelben zum Vorſchein, darinnen man ſich, das päbſtliche Anſehen zu erweiſen, beſonders auch auf die Werke des **Thomas von Aquino** berief. **Luther** zeigte in ſeinen Antworten, wie wenig er auf die Werke dieſes Verfaſſers hielte. Weil nun **Heinrich**, wie wir oben gehöret, ſeine theologiſche Wiſſenſchaft gröſtentheils aus dieſem Schriftſteller erlernet, ſo mochte wol dieſes die nächſte Urſache ſeyn, die ihn wider **Luthern** aufgebracht hat. Er entſchloß ſich, ihn ſelbſt zu widerlegen, und ſchrieb wider ihn ein Buch unter der Aufſchrift: **Von den ſieben Sacramenten**, darinnen er den Ablaß, die päbſtliche Gewalt, die Anzahl der ſieben Sacramenten, und andere Lehren mehr vertheidigte, und mit dem Anſehen des **Thomas** ſchützte. Es iſt faſt zu vermuthen, daß **Wolſey** an dieſer Schrift auch einen Antheil

ge-

gehabt hat. Leo X, der damals noch lebte, nahm es mit groſſen Freuden auf, und belegte dafür Heinrichen und alle ſeine Nachfolger mit dem Namen eines Beſchützers des Glaubens.

Heinrich, der die Wiederkunft des Herzogs von Albanien nach Schottland zum Hauptgrund ſeines Bruchs mit Frankreich machte, ſuchte denſelben zum zweytenmal zu entfernen. Er ließ ihm deßwegen vorwerfen, daß er bloß darum nach Schottland zurükgekommen ſey, um ſich mit der verwittibten Königin, die ſich von ihrem jezigen Gemahl wollte ſcheiden laſſen, zu vermählen, und dem jungen Könige die Crone zu rauben. (u)

Ob nun ſchon der Herzog ſich gegen dieſe Beſchuldigungen gut vertheidigte, ſo wiederholte doch Heinrich dieſelbe in einem Brief an das ſchottländiſche Parlament, an welches er verlangte, ihn aus dem Reiche zu jagen. Das Parlament beantwortete dieſes Schreiben zum Vortheil des Herzogs, bot Heinrichen einen Waffenſtillſtand an, im Fall er ſich der ſchottländiſchen Händel gänzlich entſchlagen würde, und ſagte ihm, daß im Gegenfall ſie ſich nach aller Möglichkeit wider die Gewalt vertheidigen würden. (x)

Heinrich ſchikte auf dieſe Antwort den Lord Dacres mit 500 Mann nach Schottland, welcher an den Grenzen bekannt machen mußte, daß, wenn die Schottländer binnen einer

(u) *Buchanan.* (x) *Act. publ.* T. XIII. p. 761.

einer gewiſen Zeit nicht Friede mit ihm machen würden, er ſie es nachdrüklich wollte empfinden laſſen. Er wollte dadurch ſeinen Anhängern in Schottland bloß eine Urſache geben, ihre Hülfe dem Verweſer zu verweigern, wenn er Frankreich zu Gefallen einen Einfall in England unternehmen ſollte. Und dieſe brauchten auch dieſen Vorwand würklich, als der Verweſer ſolches zu thun im Begrif war, und nöthigten ihn dadurch, daß er einen Waffenſtillſtand in Vorſchlag bringen mußte, den England mit Freuden annahm. Gegen das Ende des Octobers gieng der Verweſer aufs neue nach Frankreich, um mit dem Könige neue Maasregeln zu nehmen, und Heinrich gieng ſolchergeſtalt einem Bruch mit Schottland aus dem Wege, der ihm bey den damaligen Umſtänden ſehr beſchwerlich geweſen ſeyn würde.

Als Franz I etwas davon erfahren, was zwiſchen dem Kayſer und dem Cardinal zu Brügge vorgegangen war, ſo forderte er Heinrichen öffentlich auf, den Vergleich zu erfüllen, welchen er feierlich beſchworen hatte. Dieſer antwortete ihm aber mit einer Kriegserklärung, worinn er zum Grunde legte, daß Franz den Kayſer zuerſt angegriffen, und den Herzog von Albanien wider ſein gegebenes Wort hätte nach Schottland zurükgehen laſſen. Man ſiehet leicht, daß dieſes geringe Urſachen geweſen, einen Krieg mit Frankreich anzufangen,

de-

denen Wolſey allein bey ſeinem Herrn das Gewicht zu geben wußte.

Wie nun der Cardinal bloß darum zu dieſem Krieg gerathen hatte, um ſich durch Hülfe des Kayſers auf den päbſtlichen Thron zu ſchwingen, ſo mußte er doch bald darauf zu ſeinem gröſten Verdruß erfahren, daß er ſich in ſeiner Hoffnung betrogen habe. Denn der Kayſer war niemals willens, das Verſprechen, das er dißfalls dem Wolſey gegeben, zu erfüllen. Daher wußte er es nach dem Tode Leo X auf eine geſchikte, aber geheime Weiſe dahin einzuleiten, daß der Cardinal Adrian Florens, Biſchoff von Tortoſa, der ehedem ſein Lehrmeiſter geweſen, gewählet wurde, weil er an dieſem einen von ihm ganz abhängigen Pabſt zu haben hofte. (y) Wolſey war viel zu klug, als daß er den Streich, den ihm der Kayſer geſpielt, nicht hätte merken ſollen, doch verbiß er ſeinen Unwillen, weil er vielleicht auf eine günſtige Gelegenheit wartete, ſich an dem Kayſer zu rächen, oder ſich ſeine Gunſt aufs künftige zu Nutze zu machen, da der neue Pabſt ſchon alt und ſchwächlich war.

Nachdem der Kayſer mit ſeinen Angelegenheiten in Teutſchland fertig war, gieng er wieder nach Spanien. Auf dieſer Reiſe beſuchte er Heinrichen, um die zu Brügge mit dieſem Fürſten errichtete Verträge zu beſtätigen, und die Freundſchaft des Cardinals Wolſey zu erhalten. Bey dieſer Gelegenheit wurde er

(y) Guicciardini.

mit vielem Pracht in den Orden des blauen Hoſenbandes aufgenommen, worauf beyde Monarchen den Vergleich von Brügge beſchworen.

Wolſey vergaß ſeiner hiebey nicht. Der Kayſer machte ſich verbindlich, ihm die Jahrgelder von 12000 Pfund zu zahlen, welche er vom Könige von Frankreich für das Bißthum Tournay zog. Einige Tage vorher machte er ſich anheiſchig, ihm jährlich 2500 Ducaten zu zahlen, die er bisher von dem Bißthum Badajoz gehoben hatte. Dieſe Freygebigkeit des Kayſers wurde durch einen ſtarken Vorſchuß vergütet, den ihm Heinrich vor ſeiner Abreiſe gethan hat.

Während daß der Kayſer und Heinrich gemeinſchaftlich auf Frankreich loßgiengen, ſtarb der Pabſt Adrian, und Wolſey bekam neue Hofnung, ſeine hochmüthige Abſichten erfüllt zu ſehen. Er ſchmeichelte ſich, der Kayſer würde ſich für ſeine ihm geleiſtete gute Dienſte wenigſtens dißmal erkenntlich erzeigen; allein er mußte wiederum zu ſeinem äuſerſten Verdruß erfahren, daß ihm der Cardinal de Medicis vorgezogen wurde. (z) Doch verbarg er denſelben in ſeinem Herzen, und begnügte ſich damit, daß ihm der neue Pabſt Clemens VII die engländiſche Legation auf lebenslang beſtätigte. Diß iſt das erſte und vielleicht das einige Beyſpiel einer beſtändigen Legation.

Nach-

(z) *Act. publ.* T. XIV. p. 2. *Guicciardini.*

Nachdem ſich Heinrich in einen Krieg mit Frankreich einflechten laſſen, machten ihm die Schottländer immer ſorgſame Gedanken. Er verſuchte alſo auf einem andern Weg, was er auf dem erſten nicht hatte erhalten können. Er trug darauf an, daß dem Herzog von Albanien die Reichsverweſung abgenommen, und der Königin wieder gegeben werden möchte. Um ſeine Abſichten auszuführen, ließ er eine Flotte auslaufen, die, wo möglich, den Herzog, wenn er wieder aus Frankreich zurük wollte, auffangen ſollte. (a) Zu gleicher Zeit ließ er den Grafen von Surrey in Schottland einrücken, der mit Feuer und Schwerdt groſſe Verwüſtung anrichtete. Dadurch wollte Heinrich denen Schotten zeigen, was ſie von ihm zu gewarten hätten, wenn ſie ſich nicht nach ſeinem Willen fügten. Da er ſie die Macht ſeiner Waffen empfinden laſſen, mußte Surrey auf ſeinen Befehl wieder nach England zurükgehen. Allein kaum war ſolches geſchehen, ſo ſtreiften die Schottländer an den Grenzen von England herum, und nöthigten ihn, wieder in Schottland einzurücken, bey welcher Gelegenheit er ſich Jedburgh bemeiſterte.

Der Herzog von Albanien hatte nicht ſo bald von dieſen Vorfällen Nachricht erhalten, als er eilte, Schottland zu Hülfe zu kommen. Er bekam zu dem Ende von Franz I eine Hülfe von 3000 Mann zu Fuß und 200 Mann ſchwerbewafneter Reuter, und betrog die

(a) *Herbert* p. 56.

Wachſamkeit der Engländer ſo künſtlich, daß er in Schottland war, da die Engländer meynten, daß für dieſes Jahr nichts mehr von ihm zu befürchten wäre.

Bald nach ſeiner Ankunft berief er den Adel nach Edimburg, und ſtellte ihm die Nothwendigkeit vor, ſich den Anſchlägen des Königs von England entgegen zu ſetzen. Ob nun ſchon die Gnadengelder Heinrichs mehr vermochten, als ſeine Beredſamkeit, ſo rükte er doch den 20 October mit einem Kriegsheer an die Grenzen, gieng aber bald wieder zurücke, da die Befehlshaber der engländiſchen Parthey ſich weigerten, ihm zu folgen, und er hörte, daß Surrey mit einer ſtarken Macht im Anzug ſey, und beyde Theile legten bey der ſchon verſtrichenen Jahreszeit ihre Völker in die Winterquartiere.

Im Monat May 1524 gieng der Herzog von Albanien wieder nach Frankreich, und während ſeiner Abweſenheit beredeten die verwittibte Königin und der Graf von Aran den jungen König, der ohngefehr 14 Jahr alt war, die Regierung ſelbſt zu übernehmen. Dadurch bekamen ſie alle Gewalt in ihre Hände. Einige Groſſen des Reichs, die darüber eiferſüchtig waren, beriefen den Grafen von Angus, der ſich mit ſeiner Gemahlin, der Königin, völlig überworfen hatte, aus Frankreich, und machten mit ihm ein Bündniß, unter dem Vorwande, den König aus ſeiner vorgegebenen Gefangenſchaft zu entledigen. Nachdem

ſie

ſie Sterling weggenommen hatten, zogen ſie nach Edimburg, wo der König war. Die Königin und der Graf lieſen ihn auf das Schloß bringen. Weil ſie aber vergeſſen hatten, daſſelbe mit Lebensmitteln zu verſehen, wurden ſie gezwungen, ihn auszuliefern; worauf der König aufs neue unter die Vormundſchaft der Grafen von Angus, von Lenox, und von Argyle kam, die ſich mit einander verglichen hatten, das Reich, nach der Reihe, ein jeder 4 Monate, zu verwalten. Der Graf von Angus ſchikte ſodann Geſandten nach England, um ſich mit Heinrichen wegen der Heurath des Königs von Schottland mit der Prinzeßin Maria zu unterreden. Um dieſe Unterhandlung zu erleichtern, wurde der Waffenſtillſtand bis auf den 25 Januarius des Jahrs 1525 verlängert.

Ohnerachtet der Vergleich von Brügge den Kayſer und Heinrichen feſt zu verknüpfen ſchien, ſo waren ſie doch mit einander unzufrieden, weil ein jeder mehr auf ſeine, als ſeines Bundsgenoſſen Vortheile ſahe. Wolſey mag auch wol, um ſich an dem Kayſer zu rächen, keine Mühe geſpart haben, ſeinen König von ihm abzuziehen.

Heinrich hatte ſich kein Bedenken gemacht, die Prinzeßin Maria dem Könige von Schottland anzutragen, ob ſie ſchon mit dem Kayſer verlobet war; und der Kayſer ſchloß ſeine Vermählung mit Iſabellen von Portugal, ohne daran zu gedenken, daß er mit Marien ver-

ſprochen ſey. Doch wollte er die Schuld dieſer zerſchlagenen Heurath gerne auf Heinrichen ſchieben. Er ſchikte deßwegen im Merz 1525, da er ſchon von der ſchottländiſchen Unterhandlung wußte, Geſandten nach England, die ſeine Braut abholen ſollten. Heinrich merkte, worauf der Kayſer umgieng, und dieſer hatte nicht weniger Urſache, mit dem Könige von England mißvergnügt zu ſeyn. Heinrich hatte verſprochen, den Kayſer in ſeinen Unternehmungen wider Frankreich entweder mit Geld oder Volk zu unterſtützen, und beydes blieb ohne Erfüllung. Dagegen forderte er die Carln vorgeſtrekte Summe zu einer Zeit wieder, da der Kayſer am wenigſten im Stande war, ſie zu bezahlen. Ueberdiß hatte der Kayſer erfahren, daß eben damals, als Franz I im Anzuge nach Italien war, ein Abgeordneter von der Reichsverweſerin, ohne eine Würde zu bekleiden, zu London angekommen ſey, der ſich mit dem Cardinal Wolſey öfters unterredet habe. Und alſo waren beyde Monarchen an dem, einander den Handel aufzukündigen.

Die Kayſerliche Geſandten befanden ſich noch in London, als die Nachricht von der Schlacht bey Pavia und der Gefangennehmung des Königs von Frankreich einlief. Hier war nun die Frage, ob man ſich dieſer Gelegenheit bedienen ſollte, ſeine Anſprüche auf Frankreich auszuführen, oder ſich der anwachſenden Macht des Hauſes Oeſterreich zu widerſetzen. Es war auſſer Zweifel, daß Frankreich zwey

ſo mächtigen Feinden unmöglich hätte widerſtehen können; allein man ſahe auch, daß es gefährlich ſey, den Kayſer durch den Umſturz Frankreichs gar zu groß werden zu laſſen, und ſich inskünftige ſeinen Eroberungen ſelbſt Preiß zu geben. Der König entſchloß ſich alſo mit ſeinem geheimen Rath, ſich den Namen eines Erretters von Europa zu erwerben, und das darnieder liegende Frankreich wieder aufzurichten.

Nun kam es bloß darauf an, wie man einen Vorwand finden möchte, mit dem Kayſer zu brechen, und die Schuld des Bruchs auf ihn zu wälzen, und man fand ſolchen in übertriebenen, aber doch ſcheinbaren Forderungen, die man an den Kayſer machte. Heinrich verlangte an dem Sieg von Pavia Theil zu nehmen, und in den Beſitz desjenigen geſezt zu werden, was ihm in Frankreich zugehöre. Könnte man dieſes von dem gefangenen Könige nicht in der Güte erhalten, ſo ſollte der Kayſer, vermög ihres Vertrags, von der ſpaniſchen Seite in Frankreich einfallen, er aber wollte in der Picardie loßbrechen. Kein Theil ſollte die Waffen eher niederlegen, bis Heinrich erobert hätte, was ihm gebührte, welches der Kayſer um ſo leichter eingehen könnte, da vermittelſt ſeiner Heurath mit der Erbin von England ihm alles dieſes mit der Zeit heimfallen würde. Und weil auch in dem Brügger Vergleich veſtgeſezt wäre, daß beyde Monarchen einander die Gefangene ausliefern ſollten; ſo

erwarte er an eben dem Tage den König von Frankreich, da die Prinzeßin Maria dem Kayſer überlaſſen würde.

Dieſe Forderungen lieſſen Carln leicht errathen, worauf ſie abzielten. Er gab alſo nur eine allgemeine Antwort darauf, woraus man genug leſen konnte, daß er wenig Luſt habe, dieſelbe einzugehen. Und Heinrich bekam dadurch den geſuchten Vorwand, mit der Verweſerin von Frankreich in ein Bündniß zu treten. Die vornehmſte Urſachen, die man deßwegen bekannt machte, waren: Daß der Kayſer dem Könige die ihm ſchuldige Gelder nicht bezahlt habe: daß er bey den Bedingungen, unter welchen er Franzen die Freyheit angeboten, der Rechtsanſprüche Heinrichs nur obenhin gedacht habe, und daß er mit Verachtung der Prinzeßin Maria ſich mit der Prinzeßin von Portugal zu vermählen willens ſey. Die wahre Urſache aber war die gerechte Eiferſucht, welche wegen des Kayſers Macht ganz Europa erregte. Heinrich wollte aber doch ſo gerade hin dem Kayſer den Krieg nicht ankündigen, ſondern begnügte ſich, ſeinen Geſandten in Spanien den Befehl zuzuſchicken, daß ſie ſich für den gefangenen König ins Mittel ſchlagen ſollten. Inzwiſchen bat er ſich von der Verweſerin in Frankreich Geſandte aus, mit denen er in Unterhandlung treten wollte, woraus vielleicht viel gutes für den König, ihren Sohn, und für beyde Königreiche erwachſen könnte,

und die Verweſerin nahm keinen Anſtand, in dieſes Begehren zu willigen. (b)

Indem man in London mit denen franzöſiſchen Geſandten in Unterhandlung war, ließ Wolſey im Namen des Königs Befehle ausfertigen, den ſechſten Theil der Güter von den weltlichen, und den vierten von den geiſtlichen Unterthanen zu heben. Darüber entſtunden unter dem Volke auſſerordentliche Bewegungen, welche mit einem allgemeinen Aufſtand droheten. Um denſelben vorzukommen, machte der König bekannt, daß Wolſey in dieſer Sache eigenmächtig gehandelt habe; er verlange von dem Volke nichts mit Gewalt, ſondern begnüge ſich mit dem, was ihm daſſelbe vermittelſt einer Benevolenz geben wolle. Da aber dieſe Benevolenz, die der König forderte, nicht viel weniger betrug, als was er Befehlsweiſe begehret hatte; ſo entſtund auf dem Lande, nahe um London, ein Aufruhr, der üble Folgen hätte haben können, wenn er nicht in Zeiten wäre gedämpft worden. Die Sache wurde aber doch noch gütlich beygelegt. So bald man merkte, daß der König anfange, nicht alle Handlungen des Cardinals zu billigen, ſo wurde man freyer, ſich wider ſeine Aufführung zu beſchwehren. Allen, ſein Caplan, war das vornehmſte Werkzeug ſeiner Gewaltthätigkeiten. Auf dieſen gieng eine Privatperſon ſo herzhaft loß, daß der König davon Nachricht bekam. Er ſtunde bisher in

(b) *Act. publ.* T. XIV. p. 37.

den Gedanken, daß ſeine Regierung eine der gelindeſten ſey, und gerieth in den heftigſten Zorn, als er hören mußte, was für einen Mißbrauch Wolſey von ſeinem Anſehen machte. Es war beynahe an dem, daß er ihn ſeine Ungnade nachdrüklich wollte fühlen laſſen. Wolſey wußte aber doch derſelben noch auszuweichen, da er ſich dem Könige völlig unterwarf, und ihm ein Vermächtniß zeigte, in welchem er ihn zu ſeinem Erben einſezte. Dadurch wollte er dem Könige zu verſtehen geben, daß, wenn er auch die Grenzen überſchritte, es bloß geſchähe, um einmal deſto mehr hinterlaſſen zu können, und erhielt dißmal noch Verzeihung. (c)

Da der Cardinal ſahe, was ſeine Feinde thun würden, wann ſie des Königs Gunſt hätten, ſo entfernte er alle diejenige vom Hofe, die ihm verdächtig waren, und ſuchte ſich der Achtung und Liebe des Königs aufs neue zu verſichern. Er hatte ſchon einige Zeit zu Hamptoncourt an einem prächtigen Pallaſt arbeiten laſſen, der an Schönheit alle königliche Luſtſchlöſſer übertreffen ſollte. Dieſen ſchenkte er dem Könige, um ihm dadurch die Meynung beyzubringen, daß er bloß für ihn Güter ſammle. Dadurch gewann er wieder das vorige Vertrauen des Königs, das durch das Murren des Volks in etwas geſchwächet war.

Unterdeſſen kamen die Unterhandlungen des Cardinals mit den franzöſiſchen Geſandten ſo weit,

(c) *Herbert.*

weit, daß man den 30 Auguſt zu Moore, einem königlichen Luſtſchloß, verſchiedene Verträge unterzeichnete, unter denen der erſte ein Vertheidigungsbündniß zwiſchen Frankreich und England enthielte, wobey ſich Heinrich verbindlich machte, um die Freyheit Franz I nachdrüklich anzuhalten. Der zweyte betraf verſchiedene Geldſummen, welche der König von Frankreich Heinrich VIII ſchuldig war, die zuſammen zwey Million Thlr. ausmachten, und innerhalb 20 Jahren völlig abgeführt werden ſollten. (d)

Dieſe Verträge wurden von der Verweſerin von Frankreich genehm gehalten und beſchworen, und von den Parlamenten zu Paris, Touloſe und Bourdeaux beſtätiget, und endlich auch den 27 December von Franz I mit eigner Hand unterzeichnet.

Der Kayſer erhielte nicht ſo bald Nachricht von dieſem Vergleich, als er ſeine Geſandten aus England zurük rufte, und Heinrich that ein gleiches in Abſicht ſeiner Geſandten in Spanien. Kurz darauf vollzog Carl ſeine Vermählung mit Iſabellen von Portugal.

Indem der Kayſer in Italien immer weiter um ſich grif, und zu beſorgen war, daß er ſich daſſelbe ganz unterwürfig machen möchte, ließ ſich Heinrich durch den Cardinal Wolſey, welchen Franz I in ſeine Vortheile zu ziehen beſorgt geweſen war, bewegen, den 30 April des Jahrs 1527 ein Wehr- und Angrifsbündniß

(d) *Act. publ.* T. XIV. p. 48. ſqq.

niß mit Frankreich unterzeichnen zu laſſen. Ein Theil dieſes Vergleichs enthielt auch eine gegenſeitige Verbindung der Vermählung Franz I, oder ſeines Prinzen, des Herzogs von Orleans, wegen, mit der Prinzeßin Maria, über welche man einig werden wollte, wenn es Zeit ſeyn würde.

Der Cardinal Wolſey gieng den 3 Julius von Hof ab nach Abbeville, um ſich mit Franz I mündlich zu unterreden. Die Abſicht dieſer Unterredung gieng dahin, Maasregeln zu einem Kriege wider den Kayſer zu nehmen. Zu dem Ende wurden den 18 drey Vergleiche daſelbſt geſchloſſen, welche nichts anders, als Folgen und Erklärungen der vorhergehenden waren, die wir deßwegen auch mit Stillſchweigen übergehen.

Nachdem dieſe Verträge unterzeichnet waren, trat Wolſey ſeine Rükreiſe nach England wieder an, da er vorher von Franz I reichlich beſchenket worden.

Um dieſe Zeit nahm die Eheſcheidungsſache zwiſchen Heinrichen und der Königin Catharina ihren Anfang, die in Anſehung der Perſonen, die daran Theil nahmen, und der Folgen wegen höchſt merkwürdig iſt.

Heinrich hatte mit Catharinen von Arragonien 18 Jahre in der Ehe gelebt, und mit ihr 3 Kinder gezeuget, als er den Entſchluß faßte, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen. Er gab vor, daß er Gewiſſensbiſſe fühlte, die ihm die Heurath mit ſeines Bruders Wittwe erregte.

Weil

Weil man aber bemerken wollen, daß ſein Gewiſſen erſt ſo zärtlich geworden, nachdem er ſich in eine Hoffräulein der Königin, mit Namen Anna von Bollen, verliebet hatte, ſo hat man daraus geſchloſſen, daß dieſe neue Liebe ihn ſo gewiſſenhaft gemacht habe. Andere aber ſagen, daß ſein Zweifel und ſeine Liebe gar keine Verbindung miteinander hätten. Ueberleget man alle Umſtände genau, ſo läßt ſich in dieſer Sache gar nichts mit Gewißheit behaupten. Wir müſſen aber doch vor allen Dingen die Perſon näher kennen lernen, die die erſte Urſache zu des Königs Eheſcheidung gegeben haben ſoll.

Anna von Bollen war eine Tochter des Ritter Thomas Bollen, der eine Schweſter des Herzogs von Norfolk zur Gemahlin hatte, und im Jahr 1507 gebohren. Ihr Vater war zweymal Geſandter in Frankreich, und zulezt Graf von Ormond und Wiltshire. Sie kam im Jahr 1514, und alſo in ihrem ſiebenden Jahr nach Frankreich, da Maria ſich mit Ludwig XII vermählte. Sie wurde in dieſem Reiche zurük gelaſſen, da Maria nach einigen Monaten mit dem Herzoge von Suffolk wieder nach England gieng. Man gibt vor, daß ſie von der Zeit an, ihrer Jugend ohngeachtet, in die Dienſte der Königin Claudia getreten ſey; daraus kan man auf ihre Schönheit, Artigkeit und lebhaften Verſtand ſchlieſen. Die Geſchichtſchreiber ſind uneinig, wann ſie wieder nach England zurükgekommen ſey; mit Gewiß-

wißheit läßt ſich ſolches auch nicht beſtimmen. Diß wird aber für ausgemacht gehalten, daß ſie in ihrem 20ſten Jahre in die Dienſte der Königin Catharina getreten ſey, folglich im Jahr 1527. Wäre dieſe Vermuthung veſt gegründet; ſo hätte man einen zureichenden Beweis, daß des Königs Eheſcheidung keine Würkung ſeiner Neigung geweſen, indem dieſelbe ſchon vor dem Ende des Jahrs 1526 beſchloſſen worden. Aus alle dem ſiehet man wenigſtens ſo viel, daß diejenige zu kühne urtheilen, die den erſten Gedanken des Königs, ſich von Catharinen ſcheiden zu laſſen, in der Liebe gegen Annen von Bollen ſchlechterdings finden wollen.

Heinrich ließ ſich wider das Bedenken des Erzbiſchoff Warhams, wider ſeine eigene geheime Proteſtation, und wider das Verbot ſeines Vaters auf ſeinem Todbette, Catharinen antrauen, nachdem er den Thron beſtiegen hatte. Es geſchahe darauf, daß Carl V ſich weigerte, die Prinzeßin Maria zu heurathen, weil der ſpaniſche geheime Rath über die Geburt dieſer Prinzeßin Schwierigkeiten machte. Als man hernach damit umgieng, ſie entweder an Franz I, oder an den Herzog von Orleans zu vermählen, hielt ſich der franzöſiſche Geſandte, der Biſchoff von Tarbe, über eben dieſen Punkt auf.

Alles dieſes war hinreichend, dem Könige über ſeine Ehe Gewiſſenszweifel beyzubringen. Heinrich geſtund ſelbſt in einer Verſammlung

der Herrn, welche er um ſeiner Eheſcheidung willen zuſammen berief, daß der Biſchoff von Tarbe ihn auf die Gedanken gebracht habe, ſeine Ehe trennen zu laſſen. Wenn es aber wahr iſt, was einige verſichern, daß der Biſchoff von dem Cardinal Wolſey geſtimmt worden, ſo zu reden; ſo kan man vermuthen, daß der Vorſaz ſchon vorher gefaßt geweſen ſey, und man nur einen Vorwand ſuchte, den Handel anzufangen.

Dem ſey nun, wie ihm wolle, ſo machte Heinrich ſelbſt folgende Gründe ſeiner Eheſcheidung bekannt. Erſtlich ſagte er, daß ſein Gewiſſen über die Ehe mit ſeines Bruders Wittwe unruhig ſey. Er wüßte, daß eine ſolche Ehe in dem göttlichen Geſetze unter die verbotenen gezehlet werde. Er hätte zwar eine päbſtliche Diſpenſation. Allein es wäre ihm nicht unbekannt, daß viele Gottesgelehrte dafür hielten, der Pabſt könne in ſolchen Fällen, die im göttlichen Geſetze ausgemacht wären, nicht diſpenſiren. Er fande eben dieſes in dem Thomas von Aquino, und mochte vielleicht ſonſt nicht ſo genau darauf Achtung gegeben haben. (e) Als er von einem Gottesgelehrten in dieſen ſeinen Zweifeln beſtärkt worden, bat er den Erzbiſchoff Warham, das Gutachten der engländiſchen Biſchöffe darüber einzuholen. Einige wollen verſichern, daß Longland, des Königs Beichtvater, dieſe Zweifel auf geheimes Anſtiften des Wolſey in ihm unterhalten ha-

(e) *Hiſt. de la Reform. d'Angleterre.*

habe. Es iſt dieſes um ſo mehr wahrſcheinlich, weil die Königin eine Mume des Kayſers war, an dem er ſich auf alle Art zu rächen ſuchte, und weil die Königin ſelbſt ihr Aergerniß nicht bergen konnte, welches ihr durch den anſtößigen Wandel eines **Biſchoffs**, eines **Cardinals**, und eines **Legats** des heiligen Stuls gegeben wurde. Genung, der Erzbiſchoff **Warham** überreichte bald darauf dem Könige eine von allen Biſchöffen unterzeichnete Schrift, darinnen ſeine Ehe als eine dem göttlichen Geſetze zuwider laufende erkläret wurde. Der einige **Fiſcher**, Biſchoff von **Rocheſter**, weigerte ſich, ſeinen Namen dazu herzugeben, und man ſagt, daß der Erzbiſchoff ſolchen ohne ſein Vorwiſſen ſelbſt unterſchrieben habe. Zweytens behauptete der König, daß, wenn er auch ſeine Gewiſſenszweifel unterdrücken wollte, ihn doch das Beſte ſeines Volks nöthigte, auf ſeinem Vorhaben zu beharren. Er beſorgte, wenn die Gültigkeit ſeiner Ehe nach ſeinem Tode in Zweifel gezogen werden ſollte; ſo würde, die Prinzeßin **Maria** möchte vermählet werden, an wen ſie wollte, **England** in Abſicht der Thronfolge in Unruhen verfallen, aus denen es ſich kaum befreyet ſähe. Es wäre aber nur ein einiges Mittel, dieſer Gefahr vorzukommen, nemlich eine andere Gemahlin zu nehmen, mit welcher er unter göttlichem Segen männliche Erben erzeugen könnte. Es mag nun dieſe Gefahr dem Könige ſo nahe zu Herzen gegangen ſeyn, oder nicht, ſo war ſie doch gewiß

wiß

wiß und unvermeidlich. Er hatte zwar bey ſeiner Trennung von Catharinen einen mächtigen Widerſpruch vom Kayſer zu beſorgen; allein da dieſer Monarch ſelbſt über dieſe Sache Zweifel erregt hatte, ſo hofte Heinrich, daß er nicht allzuhartnäckig auf ſeinem Widerſpruch beſtehen würde. Ueberdiß ſchienen die Umſtände dißmal überaus günſtig, dieſe Sache zu unternehmen. Der Pabſt ſaß auf der Engelsburg gefangen, da die Kayſerl. Rom mit Sturm eingenommen hatten, und ſahe kein ander Mittel zu ſeiner Rettung übrig, als die Hülfe Frankreichs und Englands, und Heinrich zweifelte keineswegs, daß Franz I, der ſeiner benöthigt war, ihn unterſtützen würde. Es wurde demnach beſchloſſen, ſich an den römiſchen Hof zu wenden, um dieſe Ehe ſcheiden zu laſſen.

Es wurde alſo der geheime Schreiber Knight nach Rom geſchikt, um den Pabſt zu erſuchen, vier die Eheſcheidung betreffende Schriften, die in England verfertigt worden, zu unterzeichnen. Weil er aber bey dem Pabſt wegen ſeiner Gefangenſchaft kein Gehör haben konnte, ſo ließ er ihm einen ſchriftlichen Aufſaz einhändigen, welcher die Bedingungen ſeines aufgetragenen Geſchäfts enthielt, und bekam darauf eine günſtige Antwort.

Als der Pabſt den 9 December 1527 aus der Gefangenſchaft nach Orvieto geflohen war, unterredete ſich Knight mündlich mit ihm über die ihm anbefohlne Sache. Der

Pabſt verſprach alles mögliche zu thun; bat ihn aber nichts zu übereilen. Er befand ſich damals in ſolchen Umſtänden, daß er noch nicht wußte, ob er den König von England nöthig haben, oder der Kayſer ſich mit ihm vergleichen werde. Deswegen ſuchte er Zeit zu gewinnen, um ſich ſeinem Vortheil gemäß zu verhalten. Knight wollte aber in keine Verzögerung willigen, und erhielt endlich vom Pabſt, daß er verſprach, die Urkunden zu unterzeichnen, doch mit der Bedingung, daß man davon keinen Gebrauch machen ſollte, bis die Franzoſen und Teutſchen Italien verlaſſen hätten. Nachdem der Pabſt die Sache auf eine künſtliche Weiſe noch einige Zeit hinaus geſchoben hatte, ſahe er ſich endlich gedrungen, dem Knight einen Befehl für den Cardinal Wolſey nebſt der Diſpenſationsbulle für den König einzuhändigen, und zu verſprechen, daß er die Decretalbulle zur Eheſcheidung nach England nachſchicken wolle. Er bediente ſich aber hiebey einer Liſt, auf welche der Geſandte nicht merkte. Er ſezte nemlich dieſe beyde Urkunden in die Zeit zurük, da er auf der Engelsburg gefangen geſeſſen hatte. Heinrich fand nicht für rathſam, ſich derſelben zu bedienen, weil alle Urkunden, die von einem Gefangenen ausgeſtellt werden, für nichtig erklärt werden können. So ſehr alſo der König dieſe Sache betrieb, ſo war er doch darinnen bey dem Ende des Jahrs 1527 noch nicht weit gekommen.

Den

Den 21 Januarius 1528 kündigten England und Frankreich dem Kayſer den Krieg an. Dieſer antwortete dem engländiſchen Wappenherolde, Clarencieux, mit vieler Mäſigung, und gab zu erkennen, daß es ihm nicht lieb ſey, ſeinen Herrn zum Feinde zu haben. Doch beſchwerte er ſich über Heinrichen, daß er ihm eine Prinzeßin zur Gemahlin geben wollen, die er willens ſey, für unehrlich erklären zu laſſen. Er warf aber alle Schuld auf den unermeßlichen Ehrgeiz des **Cardinals Wolſey**.

So bald der Kayſerl. Geſandte zu **London** hörte, daß ſeinem Herrn der Krieg angekündigt worden, ſo rüſtete er ſich zu ſeiner Abreiſe. Allein der **Cardinal Wolſey** ließ ihm ſagen, daß der Wappenherold ſeine Befehle überſchritten habe, und dafür nach ſeiner Rükkunft ſollte beſtraft werden. Mit dieſer Nachricht ſchikte der Geſandte einen eilfertigen Botten nach **Spanien**. Clarencieux erſchrak, als er ſahe, daß man ihn einer Sache wegen zur Verantwortung ziehen wolle, dazu er gemeſſenen Befehl hatte. Er bat ſich eine Abſchrift von des Geſandten Brief aus, und gieng damit, da er in **London** ankam, gerade zu dem Könige, zeigte ihm ſolchen Brief nebſt 3 andern, darinnen ihm der Cardinal ausdrüklich befohlen, dem Kayſer den Krieg anzukündigen. (f) Heinrich erſtaunte über die Verwegenheit ſeines Staatsbedienten, und würde ihn dißmal gewiß ſeine völlige Ungnade haben empfinden laſſen, wenn

 er

(f) *Herbert.*

er ihn nicht in ſeiner Eheſcheidungsſache noch gebraucht hätte. Dennoch aber ließ er ihn eine bittere Kränkung fühlen, indem er dieſe Sache für dem geheimen Rath unterſuchen ließ, der ihn ohne Zweifel würde geſtürzt haben, wenn ſich der König nicht mit der Betheurung des Cardinals begnügt hätte, daß er geglaubt habe, dem Willen ſeiner Majeſtät darinne gemäß zu handeln.

Da ſich Heinrich der erhaltenen Bullen nicht bedienen konnte, ohne ſich vielen Einwendungen auszuſetzen; ſo gab er ſeinem Geſandten zu Rom Befehl, um andere Bullen bey dem Pabſt Anſuchung zu thun. Caſali arbeitete aber vergeblich. Daher wurden Stephan Gardiner, der für den geſchikteſten Rechtsgelehrten in Abſicht des geiſtlichen Rechts, und Eduard Fox, der für den gröſten Gottesgelehrten in England gehalten wurde, nach Rom abgeſchikt, um dieſer Sache einen beſſern Fortgang zu verſchaffen. Endlich erhielt man ſo viel, daß der Pabſt in einer Bulle, die den 6 Junius zu Orvieto gegeben war, den Thomas Wolſey, Cardinal von York, und den Lorenz Campeggio, Cardinal Biſchof von Salisbury zu ſeinen Legaten ernannte, und ſie beyde mit der Gewalt verſahe, in der Eheſcheidungsſache an ſeiner ſtatt zu ſprechen. (g) Er lieferte auch ein Decretale, welches des Königs Ehe aufhob, in die Hände des Campeggio. Nun glaubte Heinrich alles in Rich-

(g) *Act. publ.* T. XIV. p. 237.

Richtigkeit zu haben. Allein er kannte die Liſt des römiſchen Hofs noch nicht recht. Der Pabſt ſuchte blos Zeit zu gewinnen. Und man kan aus allen Umſtänden beynahe gewis verſichern, daß, als Campeggio von Rom abgegangen, der Pabſt ſchon entſchloſſen geweſen, in die Eheſcheidung nicht zu willigen. Denn er gab ſeinem Legaten folgende Verhaltungsbefehle:

1) Die Sache möglichſt auf die lange Bank zu ſchieben.

2) Kein Urtheil in der Eheſcheidung zu ſprechen, ehe er von ihm einen ſchriftlichen Befehl dazu erhalten hätte.

3) Verbot er ihm ausdrüklich, die Bulle jemand anders, als dem Könige und dem Cardinal Wolſey, zu zeigen, noch dieſelbe ohne ſeinen Befehl unter irgend einem Vorwande aus den Händen zu geben.

Campeggio kam erſt im October in England an, und gab ſich anfänglich Mühe, den König zu überreden, daß er von der Scheidung abſtehen möchte. Dagegen drang er in die Königin, ſich derſelben nicht lange zu widerſezen, weil doch alles vergeblich ſeyn würde. Wie er weder von dem König noch der Königin etwas erhalten konnte, ſo ſagte er, daß er nun neue Befehle von Rom haben müßte, die über 6 Monate ausblieben. Indeſſen unterhielt er immer den König in ſeiner Hofnung, und zeig-

te zu dem Ende ihm und dem Wolſey ſeine mitgebrachte Bulle. Der König wollte, daß er ſolche auch einigen Herrn des geheimen Raths vorweiſen ſollte. Er entſchuldigte ſich aber mit dem Befehl des Pabſts. Heinrich wurde verdrüßlich, und beklagte ſich deswegen in Rom. Der Pabſt billigte aber das Verfahren ſeines Legaten.

Indeſſen ſuchte der Pabſt ſich mit dem Kayſer zu ſetzen, und ſich von Frankreich und England zu trennen. Er wandte vor, daß dieſe beyde Höfe ihm nicht Wort gehalten hätten, da ſie verſprochen, ihm Cervia und Ravenna wieder zu verſchaffen, ſo ihm von den Venetianern weggenommen worden. Er hätte gerne dieſe beyde Städte wieder gehabt, ehe er mit dem Kayſer etwas abſchlöſſe, und hätte gerne geſehen, daß man in England geglaubt, als ob die Eheſcheidung blos dadurch aufgehalten würde. Heinrich merkte ſeine Abſichten, und beklagte ſich darüber. Um dieſen Verdacht von ſich abzulehnen, ſchikte er einen mit Namen Campana nach England, welcher dem Könige wieder neue Verſicherungen geben mußte, zu gleicher Zeit aber ließ er dem Campeggio befehlen, die Decretalbulle zu verbrennen, und das Urtheil in der Eheſcheidungsſache immer weiter hinauszuſchieben, welches dieſer auch getreulich befolgte.

Heinrich ſandte von neuem den Vannes und Bryan nach Rom ab, um der Sache erſtlich durch gute Worte, und, wenn dieſe

nichts

nichts helfen wollten, durch Drohungen ein Gewicht zu geben. Wie dieſe beyde Abgeſandten ſahen, daß der Pabſt auf des Kayſers Seite hieng, ſagten ſie ihm frey heraus: daß, wenn er fortfahre, ihrem Könige die geſuchte Gefälligkeit zu verſagen, er ſich gewiſe Rechnung machen dürfe, daß England für ihn verlohren ſeyn würde. Die Antwort des Pabſts war wieder auf Schrauben geſezt, und die Abgeordneten ſahen genugſam, was er im Schilde führe. Sie berichteten dem Könige, daß er von Seiten des römiſchen Hofs nichts zu erwarten hätte, wenn er nicht ſchleunig darauf dränge, daß die Legaten einen Ausſpruch thäten. So verlief das ganze Jahr 1528 wieder fruchtloß, auſſer daß dem Könige von Seiten des Campeggio noch einige Hofnung übrig blieb, der ſich immer ſtellte, als ob er ihm völlig ergeben wäre.

So viel Verdruß der Pabſt dem Könige machte, ſo geneigt bewieß er ſich gegen ſeinen Liebling, den Cardinal Wolſey. Dieſer hatte ſich vorgenommen, zwey Collegia, eines zu Oxford, das andere zu Ipswich zu ſtiften; und man findet unter den öffentlichen Urkunden vom Jahr 1528 zehn bis zwölf Bullen, welche theils die Einziehung verſchiedener kleiner Klöſter betrafen, theils andere Dinge, welche ſich auf den Fortgang dieſer Stiftung bezogen. Wolſey verſäumte den glüklichen Zeitpunkt nicht, dasjenige vom Pabſt zu erhalten, was

er in der Folge der Zeit ſchwerlich von ihm hätte erwarten dürfen. (h)

In dieſem Jahr bekamen die Sachen in Schottland auch eine andere Geſtalt. Die Königin Margaretha, die ſich von dem Grafen von Angus hatte ſcheiden laſſen, und ſich mit Heinrich Stuart wieder vermählt hatte, ließ dem Könige, ihrem Sohne, heimlich beybringen, daß er den Händen des Grafen von Angus entweichen, und nach Sterling flüchten ſollte. Jacob vollbrachte dieſes glüklich, und ließ bekannt machen, daß er nun ſelbſt regieren würde, und Angus verſuchte vergeblich, ſich der Perſon des Königs wieder zu verſichern.

So bald Heinrich von dieſer Veränderung Nachricht bekam, ſchikte er Geſandten nach Schottland, um mit dem jungen Könige einen Frieden zu errichten, ehe er wider ihn eingenommen würde. Man konnte aber in dieſem Geſchäfte doch nicht weiter kommen, als daß ein Waffenſtillſtand auf 5 Jahre geſchloſſen wurde.

Im Anfange des Jahrs 1529 wurde Clemens VII gefährlich krank, und man hatte von Seiten Englands und Frankreichs ſchon alles eingefädelt, den Wolſey, im Fall er ſterben ſollte, auf den päbſtlichen Thron zu erheben. Die Wiedergeneſung des Pabſts aber machte die ehrgeitzige Erwartung des Cardinals zu nichte.

Ehe

(h) *Act. publ.* T. XIV. p. 240. ſeqq.

Ehe Clemens VII ſich mit dem Kayſer völlig geſezt hatte, ließ er die Eheſcheidungsſache immer auf ſich beruhen. Nach der hand aber ſuchte er einen Vorwand, ſich offenbar wider Heinrichen zu erklären. In dieſer Abſicht brachte er die Wiedererſtattung der Städte Ravenna und Cervia abermals auf die Bahn, und der Kayſer, welcher die Geſinnung des Pabſts wußte, proteſtirte im Namen der Königin Catharina wider alles, was in England dieſer Sache wegen gehandelt werden dürfte, mit der Erklärung, daß ſie beyde Legaten als partheyiſche Richter verwerfe.

Da man in Rom dieſe Proteſtation angenommen hatte, beſchloß Heinrich die Eheſcheidung vor den Legaten mit allem Ernſt zu betreiben, ohne ſich länger mit ſüſſen Worten aufhalten zu laſſen. Er berief ſeinen Geſandten von Rom zurük, und ſchikte den Bennet dahin, der blos verhindern ſollte, daß die Sache nicht nach Rom zurükgerufen würde. Dieſem gaben die Legaten ein Schreiben an den Pabſt und die Cardinäle mit, in welchem ſie ſagten, daß bey der ganzen Sache alles auf die Unterſuchung der Frage ankomme, ob Julius II die Diſpenſation habe ertheilen können; und da ihnen der Ausſpruch darüber nicht zukomme, ſo würde es am beſten gethan ſeyn, wenn der Pabſt die Sache für ſich forderte; ſie zweifelten nicht, daß der König ſolches genehm halten würde, wenn er nur die Verſicherung erhielte, daß die Entſcheidung für ihn vortheil-

haft ausfallen ſollte. Man kan nicht begreifen, wie Wolſey ein ſolches Schreiben habe unterzeichnen können, das ſo offenbar wider die Abſichten des Königs lief. Hat er es ohne Vorwiſſen des Königs gethan, ſo iſt er gar nicht zu entſchuldigen; iſt es aber mit Vorbewuſt des Königs geſchehen, ſo läßt ſich nicht abſehen, wie der König ſo blind ſeyn können, daß er die Folgen einer ſolchen Verſtellung nicht hätte einſehen ſollen.

Nachdem der König lange genug vergeblich gehoft hatte, eine Bulle von Rom zu bekommen, die ſeine Ehe aufhöbe, ohne ſolche einem förmlichen Rechtshandel zu überlaſſen; ſo ließ er den 31 May eine Erlaubnis ausfertigen, daß die Legaten nach dem ihnen vom Pabſt ertheilten Befehl verfahren ſollten. Gleich bey der erſten Sitzung verſchob Campeggio die Vorladung des Königs und der Königin auf den 18 Junius, woraus man ſehen konnte, daß er die Sache in die Länge zu ziehen willens wäre. Ueberdiß ließ ihm Wolſey, ob er gleich ein älterer Cardinal war, den Vorſiz, um dadurch ſeine Unpartheilichkeit zu erkennen zu geben. Und ſo that Campeggio vom erſten Tage an bis zu Ende alles allein, ohne daß man ſiehet, daß Wolſey ſich denen Verzögerungen ſeines Gehülfen ernſtlich widerſezt hätte.

In der zweyten Sitzung verwarfen die Sachwalter der Königin beyde Legaten als Richter. Man nahm dieſe Verwerfung nicht an, und ſezte der Königin noch eine Friſt bis

auf

auf den 21ſten. An dieſem Tag erſchien ſie und der König perſönlich. Die Königin warf ſich zu des Königs Füſſen, und ſuchte ihn mit rührenden Worten auf andere Gedanken zu bringen. Hierauf entfernte ſie ſich, und der König ſagte, daß er keine andere Urſache hätte, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen, als die ihm Religion und Gewiſſen eingäben. Die Königin wurde auf den 25ſten abermals vorgeladen, anſtatt aber zu erſcheinen, ließ ſie bey den Legaten eine förmliche Appellation einlegen. An eben dieſem Tage wurden die Hauptſtücke des Rechtsſtreits entworfen, über welche die Zeugen abgehört werden ſollten. Das vornehmſte dieſer Stücke betraf die durch eheliche Beywohnung mit dem Prinzen Arthur vollzogene Heurath, welche die Königin endlich leugnete, und dennoch durch das Zeugniß verſchiedener Perſonen erwieſen wurde, in ſo weit dieſe Sache eines Beweiſes fähig war. Man berief ſich auf das Alter und die Geſundheit des Prinzen, und auf die Reden, welche man den Tag nach ſeinem Beylager von ihm gehört hatte. Es mußte alſo entweder Arthur aus Eitelkeit, oder Catharina aus Eigennuz, der Wahrheit zu nahe getretten ſeyn.

Nachdem der Pabſt ſich mit dem Kayſer verglichen hatte, fertigte er den 15 Julius eine Bulle aus, welche die Eheſcheidungsſache nach Rom abrief. Er gab ſogleich den folgenden Tag dem Caſali, des Königs ordentlichen Geſandten, und dem Bennet davon Nachricht, und ſchikte ſie 3 Tage darauf nach England,

wo

wo Campeggio dieſes Geſchäfte ſehr langſam fortſezte.

Als die Abrufungsbulle zu London ankam, weigerte ſich der König, dieſelbe anzunehmen, weil er darinn nach Rom vorgeladen wurde, doch ließ er den Legaten wiſſen, daß ſie den Befehlen des Pabſts nachleben könnten.

Wolſey ſpielte bey dieſer Rechtsſache eine ganz beſondere Rolle. Er war ſtolz und frech, und dennoch gab er dem Campeggio in allem nach. Dadurch zog er den Verdacht auf ſich, daß er dem König ſchlecht gedienet habe. Heinrich wurde darinn durch Annen von Bollen beſtärket, die nun wieder nach Hof berufen worden. Sie glaubte, die Sache würde gewiß anderſt gegangen ſeyn, wenn nur Wolſey gewollt hätte, und ſahe denſelben nun mit ganz andern Augen, als zuvor, an. Sie arbeitete bey dem Könige an ſeinem Sturz, und wurde darinn von verſchiedenen Perſonen vom höchſten Range unterſtützet, die keine Urſache hatten, dieſem Biſchof gewogen zu ſeyn.

Heinrich wurde äuſerſt verdrüßlich, als er ſich auf einmal ſo weit von ſeinem Ziel entfernt ſahe. Um ſein Gemüth wieder in etwas aufzuheitern, entſchloß er ſich, eine Reiſe in einige Provinzen ſeines Reichs zu thun.

Auf dieſer Reiſe lernte er zu Waltham den D. Thomas Cranmer kennen, der ſein öffentliches Lehramt in der Gottesgelahrtheit zu Oxford verlohren, weil er ſich verheurathet hat-

hatte. Dieſer Mann hatte auf ſeinen Reiſen nach Teutſchland Luthers Schriften geleſen, und deſſelben Lehrbegrif angenommen. Er wurde über ſeine Meynung in der Eheſcheidungsſache des Königs befragt, und ſein Rath gieng dahin, Heinrich ſollte ſchriftliche Gutachten von allen Univerſitäten in Europa und von allen in der Theologie und den Rechten berühmteſten Männern einholen. Hielten ſie die Diſpenſation des Pabſts Julius II für gültig; ſo könnte der König ſein Gewiſſen damit beruhigen; hielten ſie aber ſolche für unzulänglich, ſo würde der Pabſt ſich nicht unterſtehen, wider die Meynung der geſchikteſten Männer in der Chriſtenheit einen Spruch abzufaſſen. Heinrich pflichtete ſogleich dieſem Rath bey, und ſchrie voller Freuden: **Nunmehr habe er die Sau bey den Ohren gefaßt.** Cranmer ſezte ſich dadurch bey dem Könige in eine ſolche Achtung, daß er ihm von Stund an befahl, ſeiner Hofſtatt zu folgen. Diß iſt der merkwürdige Mann, den wir bald den erſten Grund der Kirchenverbeſſerung in England werden legen ſehen.

Nachdem Heinrich von ſeiner Reiſe zurük kam, nahm der Cardinal von Campeggio von ihm Abſchied. Der König verbiß ſeinen Unwillen, und beurlaubte ihn ganz freundlich; als er aber ſich zu Schiffe ſetzen wollte, durchſuchten die Zollbediente alle ſeine Geräthe, um zu ſehen, ob nichts von verbottenen Waaren darunter ſeyn möchte. Allem Anſehen nach hofte

der

der König die Decretalbulle darunter zu finden, weil er nicht wußte, daß ſolche verbrannt worden. Campeggio beſchwerte ſich wegen dieſer Beleydigung ſchriftlich bey dem König, der ihm aber ganz trocken antwortete, daß die Zollbediente weiter nichts, als ihre Pflicht gethan hätten.

Nun bekamen die Angelegenheiten des Cardinals Wolſey eine ganz andere Geſtalt. Er wurde den 9. October von dem Generalprocurator wegen einer Uebertretung des Prämunire angeklagt. Den 17. ließ ihm der König das groſe Siegel abfordern, ob er es ihm gleich auf Lebenslang anvertrauet hatte, und übergab ſolches dem Thomas Morus, einem Mann von ganz beſonderer Redlichkeit. Der Generalprocurator brachte hierauf noch andere Anklagen wider ihn an, wobey ihm der Schuz der Geſeze verſagt wurde.

So bald dieſes geſchehen war, ließ ihm der König befehlen, ſich auf ein Landhauß zu begeben. Hierauf wurde ein Verzeichniß ſeiner Güter gemacht, die aus unermeßlichen Reichthümern beſtunden. Doch ließ ihm der König noch das Erzbiſtum York und das Biſtum Wincheſter. Und zu eben der Zeit, da er am meiſten wider ihn aufgebracht zu ſeyn ſchien, gab er ihm ein Unterpfand ſeiner fortdaurenden Gnade, indem er ihm einen gewiſen Ring zuſchikte, den er nahe bey Asbur auf den Knien mit der gröſten Freude empfieng. Er bekam dadurch wieder neue Hofnung, die aber von

kurzer

kurzer Dauer war. Denn ſeine Feinde lagen dem König ſo lange an, bis er endlich ſeine Sache für das Parlament bringen ließ.

Nachdem die Anklagen des Oberhauſes vor die Cammer der Gemeinen gebracht worden, unternahm Thomas Cromwell, ein Hausbedienter des Cardinals, ſeine Vertheidigung auf eine ſolche Art, die ihm viel Ehre brachte, und eine der vornehmſten Urſachen ſeiner folgenden Erhöhung war. Er ſuchte ihn zwar nicht in allen Stücken zu rechtfertigen, ſondern ihn blos von dem Verbrechen des Hochverraths frey zu machen, welches ihm auch nach Wunſche gelungen iſt.

Franz I hatte in dem Krieg, den er mit dem Kayſer geführet, viel Ungemach ausgeſtanden, denen der Friede zu Cambray ein Ende machte. Heinrich hatte zwar auch dem Kayſer durch einen Herold den Krieg ankündigen laſſen, doch wurde unter ihnen kein beſonderer Vertrag errichtet, ſondern der König von England begnügte ſich damit, daß in gedachtem Frieden die Bedingung eingerükt wurde, daß ihm Franz I 290,000 Rthlr. die ihm der Kayſer ſchuldig war, zahlen, und den koſtbaren Diamant, welchen der Kayſer Maximilian Heinrich VII für 50,000 Thlr. verpfändet hatte, einlöſen wollte. Doch begab ſich Heinrich aus einer beſondern Freygebigkeit nicht nur dieſer Summe, ſondern auch aller anderer Anforderungen, die er in Abſicht auf die Kriegsunkoſten hätte machen können, mit dem einigen Vorbehalt,

daß,

daß, wenn Franz I den Frieden und das Bündniß, welches ſie untereinander errichtet hätten, verletze, er dieſe Summen noch zu zahlen gehalten ſeyn ſollte.

Nun hatte Heinrich kein anders Anliegen, als die Eheſcheidungsſache, die ihm mit der Gefahr drohete, den Kayſer auf den Hals zu kriegen. Doch ließ er ſich dadurch nicht abſchröcken, ſondern gab dem Thomas Cranmer Befehl, über dieſe Sache zu ſchreiben, welches er mit allgemeinem Beyfall that. Er muſte auch die Geſandten begleiten, welche der König an den Pabſt und den Kayſer, die damals zu Bologna waren, abſchikte, um den lezten Verſuch zu thun, dieſe Angelegenheit zu Ende zu bringen. Der Pabſt unterſtand ſich aber nicht, etwas ohne Genehmhaltung des Kayſers zu beſchlieſen, und dieſer erklärte ſich frey, daß er die Königin nie verlaſſen würde.

Indeſſen liefen die Gutachten über die Eheſcheidungsſache des Königs von vielen auswärtigen Univerſitäten ein, die alle darinnen übereinſtimmten, daß Heinrichs Ehe den göttlichen Geſetzen zuwiderlaufe, in welchen der Pabſt nicht diſpenſiren könne. Die Univerſitäten in England waren gleicher Meynung, jedoch nicht ohne Widerſpruch verſchiedener Doctoren. Dieſer rührte nicht ſo wohl von der Frage, als von den Folgen her, welche dieſe Entſcheidung haben konnte. Sie ſahen nicht gerne, daß Anna von Bollen die Gemahlin des Königs werden ſollte, weil ſie zur Refor-

formation ſehr geneigt war, und viele Achtung für Cranmern hatte, für deſſen Beförderung ſie ſich aus gleicher Urſache fürchteten.

Heinrich hatte allerdings darinn gefehlt, daß er ſich der Vortheile des Pabſts nicht beſſer angenommen, ehe dieſer ſich mit dem Kayſer vereiniget hat. Er erkannte ſeinen Fehler, da es nicht mehr Zeit war, denſelben zu verbeſſern. Nun, da er entſchloſſen war, des Pabſts nicht länger zu ſchonen, würde es ihm Mühe gekoſtet haben, ſich gegen ihn und den Kayſer zu behaupten, wann nicht zu ſeinem guten Glücke der Kayſer durch die Türken und die Proteſtanten in Teutſchland wäre verhindert worden, an England zu denken. Heinrich ſahe nun kein anderes Mittel mehr für ſich, ſein Vorhaben auszuführen, als daß er ſich der Neigung ſeiner Unterthanen bediente, die größtentheils wider den Pabſt eingenommen waren.

Die Engländer waren ſchon lange über die Tyranney der Päbſte ſchwürig. Die Grundſätze der Lollarden waren noch bey vielen tief eingewurzelt. Luthers Schriften, die häufig nach England kamen, brachten ihnen ganz andere Begriffe von der päbſtlichen Gewalt bey, als ihre Vorfahren gehabt hatten, und die der Religion zuwiderlaufende Aufführung der leztern Päbſte machte, daß dieſelbe um ſo mehr Eingang bey ihnen fanden. Sie waren alſo

ſehr geneigt, das Joch des Pabſtes abzuwerfen; nur furchten ſie ſich vor dem Könige, deſſen Staatsabſichten bisher noch erforderten, das Anſehen deſſelben unter ſeinem Volke zu erhalten. Dieſes Bedenken fiel aber weg, ſo bald ſich die Vortheile des Königs mit den ihrigen vereinigten. Dieſem Grunde muß man alle künftige Veränderungen zuſchreiben.

Heinrich, der es nicht länger gelaſſen anſehen wollte, daß ſich der Pabſt ſeinem Wunſche widerſezte, ließ durch die Groſſen ſeines Reichs einen nachdrüklichen Brief an ihn ſchreiben, darinn ſie ihm ſagten: „daß, da des „Königs Sache ihre eigne ſey, ſie, wenn er „länger auf ſeiner Weigerung beharren würde, „endlich ſuchen müßten, ſich ſelbſt Mittel zu „verſchaffen, welche ſie von ihm vergeblich hof„ten.„ Der Pabſt antwortete auf eine ſehr gemäſigte Art, und ſuchte ſein Verfaren ſo viel möglich zu entſchuldigen. Darneben gab er dem Caſali zu verſtehen, daß die Sache beygelegt werden könnte, wenn er dem Könige erlaubte, zwey Frauen zu haben. Heinrich wollte aber von dieſem Vorſchlag nichts hören. Um den Bannſtralen zuvorzukommen, ließ er eine Proclamation bekannt machen, welche unter harter Strafe verbot, eine Bulle von Rom anzunehmen, die den Vorrechten der Crone nachtheilig ſeyn könnte, und einen Auszug der Gründe drucken, die ihn nöthigten, ſich von der Königin ſcheiden zu laſſen.

Unterdeſſen lebte Wolſey auf ſeinem Landhauſe zwiſchen Furcht und Hofnung. Obgleich alle ſeine Güter eingezogen waren, ſo ließ ihn der König doch von Zeit zu Zeit einen Stral ſeiner Gnade ſehen. Den 12 Februarius 1530 erhielt er ſo gar einen Begnadigungsbrief über alle Verbrechen, die er begangen haben möchte. (i) Der König ließ ihm nebſt dem Erzbiſtum York ein anſehnlich Jahrgeld anweiſen, und der Cardinal erkannte ſolches für eine beſondere Gnade. Nichts fiel ihm empfindlicher, als daß ſeine beyde Collegia, dadurch er ſeinen Namen verewigen wollte, auch eingezogen wurden. Der König nahm Beſitz von allen Einkünften dieſer Häuſer, und ſtiftete ſie unter ſeinem eigenen Namen von neuem.

Dem ohngeachtet hatte Wolſey noch nicht Urſache, alle Hofnung verlohren zu geben, da ihm der König erlaubte, ſich zu Richemont aufhalten zu dürfen, wo er ihm näher war. (k) Heinrich that noch mehr. Er ließ ihn, da er krank geworden, durch einen Herrn in ſeinem Namen beſuchen, und durch Annen von Bollen an ihn ſchreiben, die ihm auch eine goldne Schreibtafel ſchikte, welche ſie an der Seite trug. Dieſe Zeichen der Gnade ſezten ſeine Feinde in Furcht, er möchte ſein voriges Anſehen wieder bekommen. Sie ſuchten alſo auf alle mögliche Weiſe den König wider ihn zu erbit-

(i) *Act. publ.* T. XIII. p. 371.

(k) *Herbert.*

erbittern. Und ſie brachten auch endlich einen Befehl heraus, der ihn in ſein Erzbiſtum York verwieß. Da er im Monat September zu Cawood, einem erzbiſchöflichen Schloß, anlangte, und Zubereitungen zu ſeinem Einzug machte, wurde er von dem Grafen von Northumberland wegen dem Verbrechen des Hochverraths in Verhaſt genommen. Zu gleicher Zeit wurde ſein Arzt gefänglich eingezogen und nach London abgeführt. Man weiß nicht, ob dem Könige beygebracht worden, daß ihm der Cardinal nach dem Leben geſtanden. Genug, er machte ſich auf den Weg, und der Verdruß, den er über dieſes harte Schickſal empfand, zog ihm eine Krankheit zu, die ihn nöthigte, in der Abtey zu Leiceſter zu verweilen, wo er den 30 November ſein Leben endigte. Burnet ſezet ſein Ende auf den 28 November, und Cavendiſch muthmaſſet, daß er ſey vergiftet worden. Ehe er verſchied, ſagte er zu einem Königlichen Bedienten, daß, wenn er GOtt ſo eyfrig, als dem Könige, gedient hätte, er ihn nicht ſo verlaſſen haben würde, und rieth ihm, daß, wenn er einmal in den geheimen Rath gezogen werden ſollte, er ſich hüten möchte, dem Könige Dinge in den Kopf zu ſezen, die er ihm nachgehends wieder zu benehmen wünſchte. Vielleicht zielte er damit auf die Eheſcheidungsſache, davon er den König gern wieder abgelenkt hätte. Ein ſolches Ende nahm dieſer berühmte Cardinal, welcher an Troz, Hochmuth, Ehr- und Geldgeiz ſeines gleichen nicht gehabt hatte.

hatte. Man ſagt, daß er dem Könige nie einen Rath gegeben, ohne ſich ſelbſt mit in Rechnung zu bringen. Und dieſes allein wäre ſchon genug, ſeine gute Eigenſchaften zu verdunkeln, die doch in weiter nichts beſtunden, als in einer guten Einſicht, davon er einen ſchlimmen Gebrauch machte. Der König ſchien ſeinen Tod zu bedauren, der doch aller Wahrſcheinlichkeit nach beſchloſſen war, da er ihn um des Hochverraths willen in Verhaft nehmen laſſen.

Nachdem **Heinrich** ſahe, daß das Anſehen des Pabſts bey den meiſten **Engländern** ſehr gefallen wäre, ſo entſchloß er ſich, das Parlament und die Geiſtlichkeit ſeines Königreichs in der Eheſcheidungsſache, die man damals die wichtige **Sache des Königs** nannte, urtheilen zu laſſen.

Den 6 **Januarius** 1531 eröfnete der Kanzler **Brain Tüke** das Parlament mit einer Rede, worinnen er vorſtellte, daß der Wunſch des Königs ſey, ſeine Ehe trennen zu laſſen, um theils ſein Gewiſſen zu erleichtern, theils ſein Volk für allen Unruhen wegen der künftigen Thronfolge zu verwahren. Er las auch zwölf mit den Siegeln der **Univerſitäten** beſtätigte Schriften mit lauter Stimme in der Kammer der Gemeinen vor. Eben dieſes wurde der Geiſtlichkeit vorgetragen, welche ſich erklärte, daß ſie überzeugt ſey, daß die Ehe des Königs dem göttlichen Geſetz zuwider laufe. Der König war für dißmal damit zufrieden,

weil er vorher eine andere Sache mit der Geiſtlichkeit auszumachen hatte, ehe er weiter gieng.

Wir haben kurz vorher geſehen, daß Wolſey von dem Generalprocurator angeklagt worden, daß er die Gewalt eines Päbſtlichen Legaten mißbraucht, und verſchiedene Kirchenpfründen ohne des Königs Erlaubniß wider das Geſetz Prämunire vergeben habe. Diejenige hatten ſich alſo auch ſchuldig gemacht, die ſich an ihn gewandt hatten. Nun aber fand ſich wol kein Glied der Geiſtlichkeit, das nicht nöthig gehabt hätte, ſich in einem oder dem andern Fall an den Cardinal während der Verwaltung ſeines Legatenamts zu wenden. Daher ließ ſie der König insgeſamt anklagen, daß ſie die Reichsgeſetze übertreten hätten. Der König hatte hiebey eine gedoppelte Abſicht. Er wollte einmal eine Summe Gelds von der Geiſtlichkeit ziehen, und dann ihre Gewalt ſchwächen. Beedes gelung ihm nach Wunſche. Es wurde ein Urtheil wider ſie geſprochen, kraft deſſen ſie aller ihrer Güter verluſtig erklärt wurde. Das Volk, beſonders die, welche der neuen Religion anhiengen, bezeugte hierüber eine groſe Freude, und die Geiſtlichkeit konnte keine Hülfe von Rom erwarten, ſeitdem ſich der Pabſt mit dem Könige überworfen hatte. Da ſie ſich alſo weder auf das Volk, noch auf den Pabſt ſtüzen konnte, ſo beſchloß ſie dem König 100000 Pfund Sterling zu bewilligen, um damit eine Begnadigung zu erkaufen. Einige Glieder der Verſammlung hatten Befehl, dar-

darüber eine Verordnung aufzuſezen. Warſcheinlicher weiſe hatten dieſe ein geheimes Verſtändniß mit dem Hofe, welcher ſich dieſer Gelegenheit bedienen wolte, dem Könige ein ganz neues Vorrecht zu verſchaffen. In der öffentlichen Urkunde, (l) kraft deren die Geiſtlichkeit dem Könige dieſe Summe gab, hieß es, daß es geſchehe, 1.) in Betrachtung ſeiner groſſen Verdienſte, 2.) um ihm ihre Erkenntlichkeit an den Tag zu legen für die groſſen Vortheile, die er der allgemeinen Kirche durch ſeine Feder und durch ſeine Waffen erworben habe, 3.) ſeines Eifers wegen, welchen er wider die Lutheraner bewieſen habe, welche bemühet wären, die Engländiſche Kirche zu zerſtören, für deren Beſchüzer und Oberhaupt die Geiſtlichkeit den König erkenne; und endlich 4.) in Hofnung, daß er ihr eine Begnadigung aller Fehler wegen, welche ſie wider die Verordnungen von den Proviſoren und vom Prämunire begangen haben könnten, gewähren würde.

Als dieſe Verordnung in der Verſammlung verleſen wurde, machten viele groſe Einwendungen darwider, daß man den König als Beſchüzer und Oberhaupt der Engländiſchen Kirche erkenne. Es entſtund darüber ein heftiger Wortwechſel, und man gieng auseinander, ohne etwas geſchloſſen zu haben. Den folgenden Tag begab ſich Thomas Cromwell in Begleitung einiger Herrn des geheimen Raths in die Verſamlung, und gab

 ihr

(l) *Act. publ.* T. XIV. p. 413.

ihr zu verſtehen, daß dieſer Ausdruk dem Könige ſehr angenehm ſey, und daß er die, welche ihn verwerfen würden, für ſehr übelgeſinnte Leute halten müßte. Nach dieſer Erklärung wolte ſich niemand mehr gerade dagegen ſezen, beſonders, da der Erzbiſchof von Canterbury und viele andere Biſchöfe öffentlich behaupteten, daß der König das wahre Oberhaupt der Engländiſchen Kirche ſey. Dieſe Urkunde wurde daher ſo, wie ſie war aufgeſetzt worden, genehm gehalten. Einige thaten bloß den Vorſchlag, daß man die Einſchränkung hinzufügen möchte: inſofern es das Gebot Chriſti verſtatte. Der König wollte aber denen keine Ausflucht übrig laſſen, welche ſich künftig beygehen laſſen würden, ihm die höchſte Kirchengewalt ſtreitig zu machen. (m) Den 22 Merz wurde die Urkunde nebſt dem Geſchenk dem Könige überreicht, der beides ſehr gnädig annahm.

Die verſammlete Geiſtlichkeit des Yorkiſchen Kirchengebiets faßte auch den Entſchluß, dem Könige 18,840 Pfund Sterling zu verehren. Weil ſie aber in der deßwegen entworfenen Urkunde den Zuſaz, von dem wir eben geredet, weggelaſſen hatte, ſo gab man ihr zu verſtehen, daß ihr Geſchenk nicht angenehm ſeyn würde. Sie ſahe ſich alſo genöthiget, dem Beyſpiel der Verſammlung von Canterbury zu folgen. Auf ſolche Art erzwang ſich gleichſam der König den Namen eines Oberhaupts

(m) Burnet P. I. p. 112. Herbert p. 151.

haupts der Engländiſchen Kirche, den er ſich nach der Hand ſehr zu Nuze gemacht hat.

Der Pabſt gerieth hierüber in große Verlegenheit. Weil er aber mit dem Kayſer nicht zufrieden war, und derſelbe genug mit den Türcken und Proteſtanten zu thun hatte, Frankreich und England auch aufs genaueſte miteinander verbunden waren, und er folglich nirgends einige Hülfe ſahe; ſo ergrief er die Partey, ganz ſtille zu ſitzen, biß ſich eine bequemere Gelegenheit zeigen würde, loß zu brechen, oder ſich mit Heinrichen zu vergleichen.

Nachdem der König in ſeiner Sache ſo weit gekommen war, ließ er die Bedenken der Univerſitäten und die Gutachten der Gelehrten über ſeine Ehe drucken. Und weil er willens war, nach ſeiner Scheidung die Anna von Bollen zu heuraten, ſo wünſchte er nichts mehr, als daß die Königin ihre Einwilligung in dieſelbe geben möchte. Allein es war nichts vermögend, ſie von ihrer Berufung auf den Pabſt abwendig zu machen. Diß bewog dann Heinrichen, ſie auf eines von den königlichen Luſtſchlöſſern zu verweiſen. Er nahm den 14 Julius 1531 von ihr Abſchied, in dem Vorhaben, ſie nicht weiter zu ſprechen.

Das, was bißher in England vorgegangen war, machte denen, die eine Kirchenverbeſſerung wünſchten, neuen Muth. Die Streitigkeiten über die Religion wurden daher häufiger und offenbarer. Allein der König, der wohl ſahe, was man für Folgerungen aus ſeinem

bißherigen Verfahren ziehen würde, wollte zeigen, daß er bey Abwerfung des Päbſtlichen Jochs nicht willens ſey, Neuerungen in der Religion einzuführen. Er gebot deßwegen, die Geſetze wider die Kezer aufs ſchärfſte zu vollſtrecken. Worauf drey Proteſtanten ihr Leben auf dem Scheiterhaufen beſchlieſen mußten.

Während dem wurden die Sachen in Teutſchland immer verworrener. Der Kayſer ſuchte ſeine Herrſchaft zu erweitern, unter dem Schein, die Vortheile der Religion und des Reichs zu behaupten. Franz I ſahe ſolches mit ſcheelen Augen an, und ſuchte alle Gelegenheit, ſeine Abſichten zu vereiteln. Zu dem Ende machte er den Proteſtanten Hofnung zu einer mächtigen Hülfe, im Fall ſie der Kayſer angreifen würde. Beſonders gab er ſich Mühe, ſich des Königs von England zu verſichern. Er beſtärkte ihn in ſeinem Vorhaben, ſich von Catharinen ſcheiden zu laſſen, um die Uneinigkeit zwiſchen ihm und dem Kayſer und dem Pabſt zu unterhalten. Er that ſo gar dem Pabſt ſchrifftliche Vorſtellungen, ſich dem Willen Heinrichs nicht länger zu widerſetzen. Allein Clemens, der die Macht des Kayſers in Italien ſcheuete, gab ihm kein Gehör.

Nachdem beyde Könige ſahen, daß der Pabſt nicht zu gewinnen ſey, entſchloſſen ſie ſich, mündliche Abrede zu nehmen, wie die Maasregeln des Kayſers könnten vernichtet werden. Sie kamen im Monat October 1532 zwiſchen Calais und Boulogne zuſammen.

men. Heinrich beſchwerte ſich ſehr über den Pabſt, und Franz beſtärkte ihn in ſeinen Klagen. Doch geſchahe ſolches nur zum Schein. Denn zu gleicher Zeit pflog er mit dem Pabſt eine geheime Unterhandlung, eine Vermählung zwiſchen dem Herzoge von Orleans, ſeinem zweiten Prinzen, und der Catharina de Medicis zu ſchlieſſen. Er drang ſo gar in ihn, die päbſtliche Diſpenſation nicht abzuwarten, um Anna von Bollen zu heuraten, welche ſich unter dem Namen der Marquiſe von Pembrook bey ihrer Zuſammenkunft gegenwärtig befand. Den 30 October ſchieden ſie wieder voneinander. Heinrich blieb noch einige Zeit zu Calais, wo er ſich durch Richard Lee, nachmaligen Biſchof von Lichfield und Coventry, in Gegenwart des Erzbiſchofs Cranmer, des Herzogs von Norfolk und der Eltern und Brüder der Braut, Anna von Bollen den 14 November heimlich antrauen ließ. (n)

Das Parlament hatte ſich den 15 Januarius 1532 verſammelt, und war einmüthig entſchloſſen, den Mißbräuchen abzuhelfen, über welche die Engländer in Abſicht der Päbſtlichen Gewalt und der Freiheiten der Geiſtlichkeit ſo lange vergeblich geklagt hatten. Dieſes zu bewerkſtelligen, konnte man wol keinen günſtigern Zeitpunkt abwarten. Die Cammer der Gemeinen überreichte zu dem Ende dem Könige eine Schrift, darinn ſie ihn bat, in die Abſtellung dieſer Mißbräuche zu willigen. Der

König

(n) Herbert p. 101.

König antwortete, er wolle zuvor hören, was die Geiſtlichkeit zu ihrer Vertheidigung vorbringen könne. Unter dieſem Schein der Billigkeit wollte er die Geiſtlichkeit lehren, wie unentbehrlich ihr ſein Schuz ſey. Die Sache wurde aber dißmal nicht weiter getrieben, ſondern man war ſo gar bemühet, den Geiſtlichen ihren Verluſt in etwas zu vergüten, indem man eine Verordnung machte, welche ſie von dem Abtrage der **Annaten** (ſo nennet man die erſten Einkünffte der Biſtümer:) befreyete. Dieſe Verordnung beſagte, daß das Königreich durch die ſtarken Geldſummen, welche für die **Annaten**, für die Pallia und für die **Bullen** der **Biſtümer** nach **Rom** giengen, täglich ärmer gemacht werde, und daß der Schade wegen dem hohen Alter der meiſten Biſchöfe noch gröſſer werden müſſe; daß hiernächſt die **Annaten** bloß als eine Beyſteuer zum Kriege wider die Unglaubigen eingeführet worden, dazu man ſie doch niemals angewendet hätte. Dieſe Verordnung enthielt ferner, daß für die **Bullen** der **Biſtümer** nur fünf von hundert von den jährlichen Einkünfften gezalet werden ſollten, und wenn der Pabſt ſich weigerte, die Bullen dafür auszufertigen, ſo ſollte der erwählte Biſchof von dem Könige dem Erzbiſchof ſeines Gebiets vorgeſtellet werden, und dieſer gehalten ſeyn, denſelben einzuweyhen. Würde der Erzbiſchof ſolches nicht thun wollen, unter dem Vorwande, daß er ſelbſt ſeine Bullen noch nicht erhalten habe, ſo ſollten zwey von dem Könige ernannte Biſchöfe dieſes Amt ver-

verrichten. Doch erklärte das Parlament darneben, daß es in des Königs Macht ſtehen ſolle, dieſe Verordnung binnen einer gewiſen Zeit aufzuheben oder zu beſtätigen; würde der Pabſt das Königreich deswegen mit Bannflüchen belegen, ſo ſollten dieſelbe für nichtig gehalten werden, und den Geiſtlichen verbotten ſeyn, dieſelbe bekannt zu machen. Endlich ſollten die Geiſtlichen, aller päbſtlichen Unterſagung des Gottesdienſtes ohngeachtet, denſelben mit ruhigem Gewiſſen nach wie vor halten können. Durch dieſe Verordnung ward der Grund zur nachmaligen Trennung von der römiſchen Kirche gelegt.

Der Pabſt beſchwerte ſich bey des Königs Staatsbedienten gewaltig über dieſe Verordnung, bekam aber zur Antwort, daß er ſelbſt Schuld daran ſey; doch ſtünde es noch in des Königs Willen, darinn eine Aenderung zu treffen. Dadurch wollten ſie ihm ſagen, daß des Königs Verhalten ſich nach dem ſeinigen richten würde.

Der Großkanzler, Thomas Morus, ein Mann von tiefer Einſicht, ſahe vorher, daß die Sache endlich zu einem völligen Bruch mit dem römiſchen Hofe kommen würde. Er hätte nichts dagegen gehabt, wenn einige Mißbräuche wären abgeſchaft worden. Allein er begrief wohl, daß die Reformation weiter gehen werde. Um alſo kein Werkzeug dazu abgeben zu dürfen, gab er den 16 May dem Könige das groſe Siegel wieder, welches einige

Tage

Tage darauf der Lord Thomas Audley erhielte.

Heinrich bediente ſich verſchiedener Mittel, dem Pabſt die Gefahr begreiflich zu machen, welcher er ſich durch eine längere Weigerung ausſezte, und der Kayſer betrieb mit allem Eifer einen Ausſpruch zum Vortheil der Königin Catharina. Der Pabſt wußte nicht, wozu er ſich entſchlieſen ſollte. Auf der einen Seite ſahe er den Verluſt von England, auf der andern befürchtete er, Florenz zu verlieren. Beedes war ihm empfindlich. Doch weil die leztere Furcht die nächſte war, ſo behielt ſie in ſeinem Gemüth die Oberhand. Er erklärte ſich alſo gegen die engländiſchen Staatsbedienten, daß er ſich nicht länger entbrechen könne, den König nach Rom zu fordern. Der König ließ ihm aber wiſſen, daß er nicht verbunden ſey, zu Rom weder in Perſon noch durch Gevollmächtigte zu erſcheinen, und legte ſeiner Proteſtation die Gutachten einiger Univerſitäten bey, deren Bedenken er über dieſe Sache hatte einholen laſſen. Dennoch ließ er dem Pabſt drey Vorſchläge thun, die aber von ihm verworfen wurden. (o)

Es iſt ganz gewiß, daß, wenn der Kayſer nicht mit im Spiel geweſen wäre, der ſeine Drohungen mit gewafneter Hand unterſtützen konnte, der Pabſt ſich nach Heinrichs Willen würde bequemt haben. Denn es wäre nichts leichter geweſen, als dem Könige ohne Nachtheil

(o) *Act. publ.* T. XIV. p. 416. 420.

theil ſeiner päbſtlichen Würde ein Genüge zu leiſten. Er hätte ihm nur die Verſicherung geben dörfen, daß die Sache zu ſeinem Vergnügen entſchieden werden ſollte; ſo würde ſich Heinrich gerne dem Ausſpruch des Pabſts unterworfen haben. Allein dieſe Verſicherung konnte er ihm aus Furcht für dem Kayſer nicht geben. Und alſo konnte ſich auch Heinrich nicht entſchlieſen, ihn als Richter zu erkennen, und Gefahr zu laufen, ein widriges Urtheil zu erhalten. Wer ſiehet hier die göttliche Vorſehung nicht, die einen Vergleich zwiſchen dem Pabſt und dem Könige unmöglich machte, um eine Begebenheit hervorzubringen, die ſo wichtige Folgen haben ſollte?

Heinrich berief auf den 4 Februarius des Jahrs 1533 ein Parlament. Dieſes verbot, mittelſt einer Verordnung, ſich irgend mit einer Appellation an den römiſchen Hof zu wenden, unter der Strafe des Prämunire. Der König war feſt entſchloſſen, ſeine Sache in dem Königreich abthun zu laſſen, ohne ſich weiter um den Pabſt zu bekümmern. Das Erzſtift Canterbury war durch Abſterben Warhams erlediget, und dieſes mußte nothwendig wieder beſezt werden, weil der Primas des Königreichs das Urtheil ſprechen mußte. Heinrich warf ſeine Augen auf den Cranmer, der damals in Teutſchland war. Dieſer ließ aber keine groſſe Neigung zu dieſer Würde ſpüren, indem er ſich nicht entſchlieſſen knonte, dem Pabſt den gewöhnlichen Eyd abzulegen.

Weil

Weil aber Heinrich ihn für den Mann hielte, der ihm in ſeiner Sache die beſte Dienſte leiſten könnte, ſo ſchlug er ihm vor, daß er eine Proteſtation wider den Eyd einlegen ſollte, den er ſchwören würde. Cranmer willigte endlich unter dieſer Vermittlung in das Geſuch des Königs, obgleich dieſes keiner von den ſchönſten Zügen in ſeinem Lebenslauf iſt, und wurde den 13 Merz eingewenhet. (p)

Nach dieſem mußte die Geiſtlichkeit des canterburiſchen Kirchengebiets ihr Gutachten über folgende zwey Fragen geben. Die erſte war: ob des Pabſts Julius II Diſpenſation über des Königs Ehe mit Catharinen hinreichend ſey, dieſelbe gültig zu machen? Die zweyte: ob die Vollziehung der erſten Ehe der Catharina mit dem Arthur hinlänglich erwieſen worden? Die erſte Frage wurde von ihr verneinet, und die andere bejahet. Die verſammelte yorkiſche Geiſtlichkeit ſtellte den 13 May ein gleichlautendes Gutachten aus.

Während dem ſchikte Franz I den Wilhelm du Bellay an Heinrichen, und ließ ihm die Vermählung des Herzogs von Orleans mit Catharinen de Medicis bekannt machen. Zugleich ließ er ihm wiſſen, daß der Pabſt und er ſich bey dem Beylager zu Marſeille einfinden würden, und daß er glaube, Heinrich würde wohl thun, wenn er bey dieſer Gelegenheit perſönlich mit dem Pabſt Unterhandlung pflegte, oder doch jemand in ſeinem Namen dahin

(p) *Act. publ.* T. XIV. p. 447.

dahin abfertigte. Heinrich ſagte aber, daß er bereits die Anna von Bollen geheurathet, und beſchloſſen habe, ſeine erſte Ehe durch den Erzbiſchof von Canterbury aufheben zu laſſen; doch wolle er ſeine zweyte Ehe noch bis auf den Monat May geheim halten, um zu ſehen, was der König von Frankreich bey dem römiſchen Biſchof (ſo nannte er den Pabſt) ausrichten könne. Würde ſeine Bemühung vergeblich ſeyn, ſo ſey er willens, ſich von der päbſtlichen Gewalt gänzlich los zu machen. Er glaubte damals, daß Franz I und der Pabſt im Monat May beyſammen ſeyn würden; allein es geſchahe erſt im Monat October. (q)

Kurz darauf wurde des Königs Vermählung mit Annen von Bollen bekannt gemacht. Es läßt ſich ſchwerlich entſchuldigen, daß der König nicht damit gewartet hat, bis ſeine erſte Ehe getrennet geweſen, ob auch gleich ſeine neue Gemahlin ſchon ſeit vier Monaten ſchwanger gieng. Weil er den Pabſt nicht mehr fürchtete, und ſeine Sache zu Ende bringen wollte, ſo mußte der Erzbiſchof von Canterbury ſich bey ihm die Erlaubniß ausbitten, die Catharina einladen zu dürfen. Ehe aber dieſes geſchah, that der König noch verſchiedene Verſuche, ihre Einwilligung in die Scheidung zu ertheilen. Wie aber alle Mühe vergeblich war, ſo ertheilte er endlich dem Erzbiſchofe die geſuchte Erlaubniß. Die Königin wurde demnach vor-

(q) *Mezeray* T. IV. p. 241.

vorgeladen, den 20 May zu Dunſtapel, einem ihrem Aufenthalt nahe gelegenen Ort, zu erſcheinen. Auf ihre Weigerung aber ſprach der Erzbiſchof den 23 deſſelben Monats ein Urtheil, in welchem er des Königs Ehe mit der Catharina, als dem göttlichen Geſetze entgegenlaufend, für nichtig erklärte. Den 28 that er einen andern Spruch, welcher des Königs Vermählung mit Annen von Bollen beſtätigte, und den 1 Junius wurde die neue Königin gecrönet.

So endigte ſich dieſe berühmte Streitſache, die zu verſchiedenen Urtheilen Anlaß gab. Des Königs Gegner rechneten es ihm als einen Fehler an, daß er eine zweyte Gemahlin genommen, ehe ſeine erſte Ehe aufgehoben geweſen, und tadelten an ihm, daß er Cranmer zum Richter erwählet, deſſen Partheylichkeit nicht in Zweifel gezogen werden könnte.

Diejenige, welche es mit dem Könige hielten, ſagten, daß das Eheſcheidungsurtheil eine bloſe Feyerlichkeit ſey, welches die Ehe nicht ſo wohl aufhebe, als ſie nur für nichtig erkläre. Es ſeye genug, daß daſſelbe dem Gutachten der Geiſtlichkeit und der Univerſitäten in Europa gemäß, und an und vor ſich gerecht ſey.

Nachdem das Urtheil in der Eheſcheidungsſache bekannt gemacht worden, mußte ſolches der Lord Montjoy der Catharina hinterbringen. Er hatte Befehl, ſie durch Verheiſſungen und Drohungen zur Annehmung deſſelben zu überreden. Allein ſie blieb unbeweglich.

Wor-

Worauf der König verbot, ihr einen andern Namen, als der verwittweten Prinzeßin von Wallis beyzulegen. Bald hernach ließ er denen regierenden Fürſten, und beſonders dem Kayſer, von ſeiner Scheidung und neuen Vermählung Nachricht geben, welcher dem engländiſchen Geſandten ganz trocken antwortete, daß er wiſſen werde, was er dieſer Sache wegen zu thun habe.

Der Pabſt hörte nicht ſo bald den Vorgang in England, als er wider Heinrichen in den heftigſten Zorn entbrannte, und das um ſo mehr, da ſchon eine Abſchrift von dem Buch in Rom herum gieng, welches Heinrich wider die Päbſtliche Gewalt geſchrieben hatte. Die dem Kayſer ergebene Cardinäle machten ſich den Zorn des Pabſts zu Nuze, und drangen heftig in ihn, wider den König einen Spruch zu thun, wenn er das Anſehen des heiligen Stuhls nicht gänzlich wollte fallen laſſen. Dieſe Vorſtellung that ihre Würkung. Der Pabſt ſtieß das Urtheil des Erzbiſchofs um, uud drohete dem König mit dem Kirchenbann, wann er biß auf den September nicht alles wieder auf den vorigen Fuß ſezte. Er begnügte ſich vor dißmal damit, weil er hoffte, ihn durch Vermittelung des Königs von Frankreich wieder zu gewinnen, mit welchem er ſich zu Marſeille zu beſprechen willens war.

Heinrich hatte zwar alle mögliche Mittel angewandt, Franzen von dieſer Zuſammenkunft abzuhalten, weil er ſich für einer Verei-

nigung dieſer beiden Fürſten fürchtete, die ihm nicht anders als nachtheilig ſeyn mußte. Da er aber nichts erhalten konnte, fertigte er den Hertzog von Norfolck als Geſandten an den König von Frankreich ab, mit dem Befehl, ihn nach Marſeille zu begleiten, und zu ſehen, ob noch einige Hofnung zum Vergleich übrig ſey, ehe er ſeinen Bruch mit Rom weiter triebe.

Als der Herzog im Anfang des Auguſts hörte, was zu Rom wider ſeinen Herrn vorgegangen ſey, hielte er ſeine Gegenwart zu Marſeille für unnüze, und holte deßwegen neue Verhaltungsbefehle ein, die ihn ſogleich zurük beriefen. Doch wurden auf langes Anhalten des Königs von Frankreich an ſeiner ſtatt Stephan Gardiner, und der Ritter Bryan, dem Edmund Bonner, ein geſchickter Mann, beygefüget war, nach Marſeille geſchikt.

Hier erklärte ſich der Pabſt gegen Franzen, daß er auf ſein Zureden dem Könige von England ein völliges Genüge geben, doch, um ſeine Ehre zu retten, die Sache in einem Conſiſtorio ſelbſt entſcheiden wolle, von welchem die Cardinäle der Kayſerlichen Parthei ausgeſchloſſen ſeyn ſollten. So weit gieng alles gut. Bonner aber, der von dieſem Geheimniß nichts wiſſen mochte, that in einem bey dem Pabſt erhaltenen Gehör die Erklärung, daß der König wider ſeinen Ausſpruch an eine künftige Kirchenverſammlung appellire. Der Pabſt wollte hierauf nicht gleich antworten, ohne die bey ſich habende Cardinäle vorher um Rath gefragt

zu haben. Und einige Tage hernach ſagte er dem Bonner, daß nach der Meinung der Cardinäle die Appellation nicht ſtatt finde. Worauf Bonner herzhaft erwiederte, daß der Erzbiſchof von Canterbury auch eine Appellation wider ſeinen aufgehobenen Richterſpruch eingewendet habe. Hierüber erzürnte ſich der Pabſt ſo heftig, daß er Bonnern bedrohete, ihn in einen Keſſel voll ſiedenden Oels werfen zu laſſen.

Clemens gieng voller Mißvergnügen über Heinrichen den 12 November wieder von Marſeille ab. Franz ſchickte darauf den Biſchof von Paris Johann du Bellay nach England ab, um dem Könige neue Mittel zum gütlichen Vergleich vorzuſchlagen. Dieſer war auch ſo glüklich, mit einem ſeiner Vorſchläge bey Heinrichen durchzudringen. Aus Vergnügen übernahm er, dieſe fröliche Bottſchaft dem Pabſt ſelbſt zu hinterbringen, ob es gleich gegen das Ende des Decembers war. Er fand den Pabſt geneigt, zu einer gütlichen Beylegung der Sache die Hand zu bieten. Doch verlangte dieſer vorher eine von dem Könige unterzeichnete Handſchrift, daß er das Verabredete genehm halte. Um alle Verzögerungen zu vermeiden, beſtimmte er einen gewiſen Tag, da der nach England abzufertigende Botte wieder ankommen ſollte.

Die Kayſerliche Staatsbedienten drungen ſehr in den Pabſt, ſeine Zuſage zu widerrufen. Er gab ihnen aber zur Antwort, daß er ſein

Wort nicht brechen könne. Endlich erhielten ſie doch ſo viel von ihm, daß er verſprach, wenn die Antwort Heinrichs nicht zur geſetzten Zeit ankomme, er an ſein Wort nicht gebunden ſeyn wolle. Da der Botte etwas länger ausblieb, ließ ſich der Pabſt durch die Kayſerliche Drohungen bewegen, ohne eine Antwort aus England zu erwarten, die Ehe Heinrichs mit Catharinen für gültig zu erklären, und dieſem Fürſten zu gebieten, unter Androhung verſchiedener Kirchenſtrafen, ſeine vorige Gemahlin wieder anzunehmen. Zwey Tage darauf kam die Vollmacht aus England für den Biſchof von Paris, ſo, wie ſie der Pabſt verlangt hatte. Verſchiedene Cardinäle thaten den Vorſchlag, das geſchehene zu widerrufen. Allein des Kayſers Anhänger hielten den Pabſt ſo veſte, daß derſelbe verworfen wurde. Und ſo war der Pabſt ſelbſt Schuld daran, daß das Königreich England für die Römiſche Kirche verlohren gieng. (r)

Heinrich verſammelte zu eben der Zeit, als er den Botten wieder nach Rom abfertigte, nehmlich den 15 Januarius 1534 ein Parlament zu Weſtmünſter, in welchem verſchiedene der Geiſtlichkeit nachtheilige Verordnungen gemacht wurden. Unterdeſſen erhielt Heinrich die Nachricht von dem wider ihn zu Rom ausgeſprochenen Urtheil. Da dieſes übereilte Verfahren des Pabſts ihn belehrte, wie wenig Achtung man in Rom für ſeine Perſon trüge, ſo

(r) *Mezeray* T. IV. p. 242. 243.

ſo machte er weiter kein Bedenken, ſeine Entſchlieſung, ſich ganz von dem römiſchen Hofe zu trennen, auszuführen. Das Parlament war über den Pabſt eben ſo entrüſtet, als der König. Daher beſchloß es, des Pabſts Anſehen in England völlig aufzuheben. Zu dem Ende verfaßte es eine Verordnung, welche verſchiedene Abſchnitte enthielt, die alle auf einerley Zwek hinausliefen.

Der erſte beſtätigte die Verordnung, kraft welcher die Annaten waren abgeſchaft worden.

In dem zweyten wurde verordnet, daß der Pabſt hinführo keinen Antheil an der Einſezung der Biſchöfe haben ſolle. So wurde auch ausdrüklich unterſagt, daß ſich Niemand an den römiſchen Biſchof wenden ſollte, um von demſelben Bullen, oder Pallia oder andere Dinge, welche mit der Religion eine Verwandſchaft hätten, zu erhalten.

In dem dritten wurde der Peterspfennig, und alle von dem römiſchen Hofe ergangene Procurationen, Delegationen, Ausfertigungen der Bullen und Diſpenſationen abgeſchaft, und dem Erzbiſchofe von Canterbury anbefohlen, ſolche dem göttlichen Geſetze gemäß zu ertheilen.

In dem vierten wurde des Königs Ehe mit Catharinen für nichtig, die hingegen mit Annen von Bollen für gültig erklärt, und die Thronfolge auf die in dieſer Ehe zu erzeugende Kinder feſtgeſezt. Weiter wurde geordnet, daß alle Unterthanen ohne Ausnahme gehalten

ſeyn ſollten, einen Eyd abzulegen, daß ſie denen in dieſer Verordnung enthaltenen Satzungen Gehorſam leiſten wollten.

Das Volk bezeugte eine groſſe Freude, da es ſich durch eine Parlamentsverordnung von dem Joche befreyet ſahe, welches ihm bisher ſo ſchwer zu tragen war. Die Mönche allein machten viel Geſchrey darüber, die aber der König ſeinen Unwillen nachmals hart empfinden ließ. Diejenige, welche eine Kirchenverbeſſerung wünſchten, waren ſehr vergnügt, weil ſie nun das gröſte Hinderniß für gehoben hielten. Doch hatte unter dieſer Regierung die Reformation nicht allen den Fortgang, den ſie ſich verſprachen.

Das Parlament gieng den 30 Merz auseinander, nachdem alle Glieder einen Eyd geleiſtet hatten, daß ſie über dieſer Verordnung veſt halten wollten. Hierauf ſchikte der König durch das ganze Königreich Gevollmächtigte ab, einen gleichen Eyd von allen ſeinen Unterthanen abzunehmen. (s) Der einige Biſchof von Rocheſter, Fisher, und der geweſene Großkanzler, Thomas Morus, weigerten ſich, die Parlamentsverordnung zu unterſchreiben, und den Eyd abzulegen. Sie erboten ſich zwar, den Punkt wegen der Thronfolge endlich zu genehmigen, aber die übrigen, ſagten ſie, könnten ſie Gewiſſens halber nicht billigen. Cranmer rieth, daß man den Eyd ſo von ihnen annehmen ſollte, wie ſie ihn ablegen wollten, damit

(s) *Act. publ.* T. XIV. p. 487 ſeqq.

damit andere Leute durch das Beyſpiel dieſer groſſen Månner nicht irre gemacht wůrden; dieſer kluge Rath aber wurde verworfen, und ſie in den Tour geſezt. (t)

Der Pabſt Clemens VII ſtarb den 26 September. Doch ånderte ſein Tod nichts in den Maasregeln des englåndiſchen Hofs. Man war ſchon zu weit gegangen, als daß man das angefangene Werk unausgefůhrt håtte laſſen ſollen. Das Parlament verſammelte ſich demnach den 23 November, und machte verſchiedene wichtige Verordnungen, deren weſentlicher Innhalt dahin abzielte, die Bande zu zerreiſſen, welche die Englånder bisher in der Unterwůrfigkeit der Påbſte gehalten. Es verdammte auch Fishern und Thomas Morus zu einem ewigen Gefångniß, und zog alle ihre Gůter ein, weil ſie ſich geweigert hatten, den vorbeſagten Eyd abzulegen.

Einige Zeit darauf verbot der Kőnig durch eine Proclamation, dem rőmiſchen Biſchof den Namen eines Pabſts zu geben, und die Biſchőfe leiſteten freywillig einen Eyd, dadurch ſie den Gehorſam gegen denſelben ausdrůklich abſchwuhren.

Die Kirchenverbeſſerung hatte nicht nur in Teutſchland, ſondern auch an vielen andern Orten einen glůklichen Fortgang. Der Cardinal Wolſey war ihr in England einigermaſen gůnſtig, indem unter ihm Niemand der Kezerey wegen angefochten wurde. Der Kanzler

(t) *Burnet* P. I. p. 156.

ler Morus war ſchon viel ſtrenger. Auf ſein Einrathen durften keine von Luthers Schriften ins Königreich gebracht werden. Doch konnte dieſes Verbott nicht verhindern, daß nicht verſchiedene derſelben, wie auch die von Tindal ins Engländiſche überſezte Bibel in daſſelbe kamen. Der Biſchof von London ließ zwar einige Exemplarien durch des Scharfrichters Hand öffentlich verbrennen; allein dieſes machte die Engländer nur begieriger, die Bibel zu leſen, und der Haß gegen den Pabſt nahm durch die Leſung Lutheriſcher Bücher ungemein zu.

Je mehrern Fortgang die Reformation hatte, deſto eifriger wurde Morus, ſie auszurotten. Viele von ihren Bekennern erduldeten den Märtyrertod mit groſſer Standhaftigkeit. Wie endlich der König die Proteſtanten in Teutſchland zu ſchonen hatte, that er der von Morus erregten Verfolgung Einhalt. Anna von Bollen, Cranmer und Thomas Cromwell beſänftigten des Königs Gemüth in dieſem Stük gar ſehr, obgleich der Herzog von Norfolk, Gardiner, Biſchof von Wincheſter, Longland, Biſchof von Lincoln, der Reformation ſehr entgegen waren.

Ehe wir die Begebenheiten des Jahrs 1534 beſchlieſſen, müſſen wir noch gedenken, daß ein im vorhergehenden Jahre zwiſchen England und Schottland geſchloſſener Waffenſtillſtand den 11 May dieſes Jahrs in einen Frieden verwandelt worden, der bis auf das

Ab-

Abſterben eines von beyden Königen dauren ſollte. (u)

Obgleich die Verordnungen, welche des Königs Ehen und die päbſtliche Gewalt betrafen, die öffentliche Genehmhaltung erhalten hatten, ſo war doch nicht jedermann damit zufrieden. Die Mönche legten ihr Mißvergnügen am meiſten an den Tag. **Heinrich** wurde dadurch bewogen, nach der Strenge der Geſetze wider ſie zu verfahren. Damit man aber nicht glauben möchte, als wollte er dadurch die neue Religion unterſtüzen, ſo wurden auch die, welche die **Reformation** offenbar angenommen hatten, mit den übrigen verurtheilt. Um endlich durch ein Beyſpiel die kühneſten in Furcht zu ſetzen, beſchloß er, **Fishern** und **Morus** ſeinen Vortheilen aufzuopfern. Zu dem Ende ließ er den erſten auffordern, den Eyd der **Supremacie** abzulegen, deſſen er ſich weigerte. Zu gleicher Zeit wurde er wider ſein Geſuch und wider ſeinen Willen von **Paul III** zum **Cardinal** ernannt. Und dieſes beſchleunigte vermuthlich ſeinen Tod. Er wurde verdammt, und den 21 **Junius** 1535 einige Tage vorher, ehe der **Cardinalshut** zu **London** ankam, in einem Alter von 80 Jahren auf dem Plaz des **Tours** enthauptet, und ſein Kopf auf der Brücke von **London** aufgeſtekt. (x) Als hierauf **Morus** den Eyd ablegen ſollte, antwortete er weiter nichts, als daß das Geſez,

(u) *Act. publ.* T. XIV. p. 524.

(x) *Burnet* P. I. p. 354.

ſez, welches denſelben verordnet habe, ein zweyſchneidig Schwerd ſeye, welches entweder die Seele oder den Leib tödte. Er mußte alſo gleiches Schikſaal mit Fishern in dem 53ſten Jahr ſeines Alters erfahren. Er war ein Mann von groſſer Gelehrſamkeit, beſaß vielen Wiz und eine gründliche Beurtheilungskraft, dabey war er aber dem Scherzen ſo ergeben, daß ihn dieſe Gewohnheit auch auf dem Richtplaz nicht verließ. Als er auf dem Blok den lezten Streich bekommen ſollte, merkte er, daß ſich ſein Bart unter ſeine Kinne verwickelt hatte. Dieſes machte, daß er geſchwind wieder aufſtund, und zum Nachrichter ſagte, er ſolle ein wenig Gedult haben, bis er ſeinen Bart zurecht geleget, weil es nicht billig ſey, daß derſelbe, da er keinen Hochverrath begangen, mit abgehauen würde.

Während daß dieſes in **England** vorgieng, ließ der Pabſt Paul III eine heftige Bulle wider **Heinrichen** aufſetzen, kraft welcher er denſelben in den Kirchenbann that, und deſſelben Unterthanen ihres Eydes entband. Da er aber wohl ſahe, daß dieſer geiſtliche Wetterſtral ohne Waffen wenig Würkung haben würde, ſchob er die Bekanntmachung dieſer Bulle auf.

Weil aber die Sache nicht ſehr geheim gehalten wurde, bekam Heinrich gar bald davon Nachricht, und brachte ihn zu dem Entſchluß, ſich mit den **Proteſtanten** in Teutſchland zu verbinden. Dieſe aber, die wohl ſahen, daß es dem Könige nicht ſo wol um die Religion,

als um die Behauptung ſeiner ihm angemaß-
ten Gewalt zu thun ſey, wollten ehe nichts ein-
gehen, bis er öffentlich das augſpurgiſche
Glaubensbekänntniß angenommen hätte. Und
dieſes hinderte, daß ihre Verbindung nicht zu
Stande kam. Doch wurden durch dieſe Un-
terhandlung der Pabſt und der Kayſer zu
groſſem Nachdenken gebracht, die wohl begrif-
fen, daß, wenn ſie Heinrichen antaſteten, er
ſich im Ernſt mit den ſchmalkaldiſchen Bun-
desgenoſſen vereinigen würde.

Die Mönche fuhren indeſſen fort, dem
Volke beyzubringen, daß Heinrich die ganze
Religion ändern würde. Um dieſen gefährli-
chen Feinden zuvorzukommen, trug Heinrich
ſeinem geheimen Rathe vor, ob es nicht am be-
ſten wäre, daß man die Klöſter alle auf einmal
einzöge. Man ſtritt mit vieler Lebhaftigkeit
über dieſe Frage. Cranmer und Cromwell
waren vor die Einziehung der Klöſter, der Her-
zog von Norfolk aber, und die Biſchöffe von
Winchester und Lincoln darwider. Nach-
dem der König die Gründe beyder Theile über-
legt hatte, wollte er vorderſamſt dem Volke
das Vorurtheil benehmen, mit welchem daſſel-
be von den Mönchen eingenommen war. Zu
dem Ende trug er dem Thomas Cromwell
auf, die Klöſter zu unterſuchen, um eine völli-
ge Kenntniß von der Rechtmäßigkeit ihrer Ein-
künfte, von dem Wandel der Mönche und Non-
nen, und andern Dingen gleicher Art einzu-
ziehen. Er hofte hiedurch manche Mißbräuche

zu

zu entdeken, durch deren Bekanntmachung die Achtung für die geiſtliche Perſonen einen groſſen Stoß bekommen würde. Cromwell erhielt den Namen eines Generalviſitators, und ernannte Abgeordnete, deren Verhaltungsbefehle 86 Artikel enthielten. Die Unterſuchung ſelbſt geſchahe im Monat October. Die Viſitatores, die ohnehin der Mönche Freunde nicht waren, entdekten viel Mißbräuche, und droheten mit aller Schärfe der Geſetze; ſie riethen zugleich den Mönchen, daß hier kein beſſeres Mittel ſey, als daß ſie ihre Häuſer dem Könige überlieſſen, der für eines jeden Unterhalt Sorge tragen würde. Die Furcht für der Strafe bewog dann viele Prioren, mit Genehmhaltung ihrer Mönche dieſem Rath zu folgen. Andere willigten darein, um ihre Freyheit zu genieſſen, und noch andere, weil ſie nicht Standhaftigkeit genug hatten, ſich zu widerſetzen. Der Abt von Langden that die erſte Uebergabe, der mit einer Beyſchläferin im Bette angetroffen worden, die als ein Laienbruder gekleidet war. (y) Man entdekte in einigen Klöſtern ſolche abſcheuliche Greuel, die denen in Sodom völlig gleich waren. Man fand, daß mit denen Bildern und heiligen Ueberbleibſeln ein ſchändlich Gewerbe getrieben wurde, um die Klöſter zu bereichern. Der Bericht der Abgeordneten wurde bekannt gemacht, um einen jeden zu überzeugen, daß der König dieſe Unterſuchung nicht ohne Noth angeſtellet habe.

Die-

(y) *Burnet* P. I. p. 191.

Dieſes würkte eine Verordnung, kraft welcher der König allen Mönchen, die ſich vor ihrem 24ſten Jahr zu dem Kloſterleben begeben hatten, ihrer Gelübde entließ, und allen übrigen erlaubte, die Klöſter zu verlaſſen, und nach ihrem Belieben weltlich zu werden. Die meiſten aber blieben, weil ſie ſich entweder für der Arbeit fürchteten, oder weil ſie ſich ein Gewiſſen machten, ſich dieſer Erlaubniß zu bedienen. Der König wurde dadurch genöthiget, andere Maaßregeln zu nehmen.

Die Königin **Catharina** ſtarb den 18 Januarius 1536 zu **Kimbolton** im 50ſten Jahr ihres Alters. Ihr Tod wurde ihrer Tugend und Arbeitſamkeit ohngeachtet wenig bedauert. Ehe ſie verſchied, ſagte ſie jemand einen überaus zärtlichen Brief an den König in die Feder, der ihn ſehr zu rühren ſchien. Sein Leydweſen währte aber nicht lange. Im Anfange ſeiner Ehe hatte er ſie ſehr geliebet, weil ſie den Mangel einer beſondern Schönheit durch ihr liebreiches und ſittſames Weſen erſezte. In der Folge der Zeit begegnete er ihr kaltſinniger, doch immer höflich, bis er ſie endlich als ſeine Feindin anſahe, da ſie ſich geweigert hatte, in die Eheſcheidung zu willigen. Er wollte ihr die Hausbedienten nicht einmal laſſen, die ihr als einer Königin begegneten; wenigſtens verbot er ihr dieſen Namen öffentlich beyzulegen.

Das **Parlament** hatte ſich den 6 **Februarius** wieder verſammelt. Der König erſuchte daſſelbe, der groſſen Menge der Klöſter, die dem Reich

Reich nur zur Laſt fielen, abzuhelfen. Dieſes machte darauf eine Verordnung, welche alle kleine Klöſter aufhob, deren Einkünſte nicht 200 Pfund Sterling betrugen. (z) Es befanden ſich deren an die 376, und die Crone bekam dadurch 32,000 Pfund Sterling an Einkünften, und ein Capital von mehr als 100,000 Pfund Sterling an Silberwerk, Hausrath, Kirchenſchmuk und andern Dingen. Man errichtete deßwegen einen neuen Gerichtshof, welcher das Gericht der vermehrten königlichen Einkünfte genannt wurde. Man kan leicht abſehen, daß der König hiebey ſein Ziel weiter geſezt und ſich vorgenommen habe, die ſämmtliche Einkünfte aller Klöſter im Reich ſich zuzueignen.

Die Geiſtlichkeit verſammelte ſich gewöhnlicher maſſen mit dem Parlament, und billigte den Vorſchlag, dem Volk die Bibel in Engländiſcher Sprache zu geben. Der König wollte dadurch das Volk belehren, daß ſein Verfahren gegen den Pabſt der Bibel gar nicht entgegen ſey . Allein Cranmers, Cromwells und anderer Reformatoren Abſichten giengen weiter. Sie hofften, daß das Volk in vielen andern Dingen eine beſſere Einſicht in die Religion bekommen würde. Sie hüteten ſich aber ſehr, ihre Abſichten dem Könige zu verrathen, der durchaus kein Reformation in den Lehrſäzen haben wollte.

Als

(z) *Act. publ.* T. XIV. p. 575.

Als Heinrich von dieſem Parlament alles, was er verlangte, erhalten hatte, hob er es den 14 April auf, nachdem er es ſechs Jahr nacheinander fortgeſetzt hatte, wovon man kein Beiſpiel vom Anfange der Monarchie an findet.

Alle Schritte des Kayſers gaben Heinrichen nicht undeutlich zu verſtehen, daß er willens ſey, ihn anzugreiſen. Er beſchloß deßwegen, die mit den Proteſtanten in Teutſchland angefangene Unterhandlung fortzuſezen, um ihm in dieſem Lande etwas zu ſchaffen zu machen. Die Vorſchläge von beiden Theilen waren aber ſo beſchaffen, daß man ſo bald zu keinem Schluß kommen konnte. Ob nun gleich die Schmalkaldiſchen Bundsverwandten keinen Anſchein zu einer genauen Vereinigung vor ſich ſahen; ſo ernannten ſie dennoch den Sturmius, Draco, Bucer und Melanchthon, um mit Heinrichen und ſeinen Gottesgelehrten in Unterhandlung zu treten. Indeſſen gaben ſie denſelben vornehmlich dieſe Verhaltungsbefehle, nichts zu des Kayſers und des Reichs Nachtheil zu ſchlieſen. Dieſe Unterhandlung wurde durch den Tod der Anna von Bollen unterbrochen, welcher des Königs Geſinnung in Anſehung der Reformation, welche dieſe Königin offenbar unterſtüzte, ſehr änderte.

Zwey Leidenſchaften herrſchten zu gleicher Zeit in dem Gemüthe des Königs, eine heftige Liebe gegen die Johanna Seymur, ein Hoffräulein der Königin, und eine ſtarke Eiferſucht wider ſeine Gemahlin. Kaum nahmen dieſes

die Feinde der Königin gewahr, als ſie einen Gebrauch davon zu machen ſuchten. Sie beſchuldigten ſie einer Untreue gegen ihren Gemahl, den König. **Anna** hatte viele Freundſchaft für ihren Bruder, den Lord **Rochefort**. Dagegen haßte ſie ſeine Gemahlin, die ein ſehr böſes Gemüth hatte. Und dieſe Frau brachte dem Könige zuerſt bey, daß die Königin einen unerlaubten Umgang mit ihrem Bruder hätte. Die Liebe gegen die **Seymur** machte, daß der König dieſe Beſchuldigung nicht ungerne hörte. Und ſo bald merkten dieſes die übrige Feinde der Königin nicht, die zugleich Feinde der neuen Religion waren, als ſie derſelben verſchiedene Liebesverſtändniſſe mit ihren eigenen Hausbedienten Schuld gaben. Neben der Religion miſchte ſich auch die Staatskunſt in ihren Anſchlag, die Königin zu ſtürzen. Sie ſahen wohl, daß, ſo lange ſie lebte, an keine Ausſöhnung mit dem Römiſchen Hofe zu denken ſey. Der Herzog von **Norfolk**, der ein eyfriger Anhänger der alten Religion und ein guter Hofmann war, nahm dieſe Gelegenheit in acht, das Beſte ſeiner Parthey zu befördern, und ſich bey ſeinem Herrn in Gnade zu ſezen. Und man glaubt durchgängig, daß dieſer Herr das meiſte zum Untergang der Königin beygetragen habe. Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo wurde doch dem Könige eine raſende Eiferſucht beygebracht. Man beſchuldigte die **Anna**, daß ſie auſſer ihrem Bruder mit dem **Norris**, **Smeton**, **Weſton** und **Berreton**, ihren Hausbedien-

bedienten, ihre Pflichten übertreten habe. Es iſt wahr, die Königin hatte eine freye Aufführung, und war nicht ſorgfältig genug, ſich für allem Argwohn zu ſchüzen. Der König achtete ſo genau nicht darauf, ehe ſie ihm verdächtig gemacht worden. Nun aber bekamen ihre unſchuldigſte Handlungen und Reden einen verhaßten Anſtrich. **Heinrich** ließ ſeine Eiferſucht nicht ehe merken, als auf einem Turnier **zu Greenwich**, da er vermuthlich etwas wahrgenommen, das ihn in ſeinem Verdacht beſtärkte. **Sanderus**, aber auch **Sanderus** allein, ſagt, daß die Königin ihr Schnupftuch habe fallen laſſen, welches einer von denen, mit denen ſie verdächtig war, aufgehoben, und ſich das Geſicht damit abgewiſcht habe. Genug, der König gieng zornig hinweg, und ließ ſogleich den Lord **Rochefort** und die übrigen benannte Perſonen in Verhaft nehmen. Die Königin muſte in ihrem Zimmer bleiben, und den folgenden Tag in den Tour wandern. Die Abſicht ihrer Feinde kan man deutlich daraus ſchlieſen, daß ſie einen Befehl vom Könige herausbrachten, der den Erzbiſchof von Canterbury in ſeinen Pallaſt zu **Lambeth** gehen hieß, um ihm die Gelegenheit abzuſchneiden, ein Wort zum Vortheil der Königin zu reden.

Es iſt nicht zu verwundern, daß die Königin in dem traurigen Zuſtand, in welchem ſie ſich befande, in die Fallſtricke gerathen, die man ihr gelegt hatte. Die Frau Bollen, ihres Oheims Frau, mit der ſie ſich äuſerſt überworfen

 hatte,

hatte, muſte in ihrem Zimmer ſchlafen, und ſie auszuforſchen ſuchen. Und von dieſer erfuhr man, daß die Königin in ihrem Gefängniſſe gewiſe Dinge geſprochen habe, die den auf ſie geworfenen Verdacht beſtärkten. Indeſſen leugnete ſie bey denen ihr vorgelegten Fragſtüken ſchlechterdings, daß ſie ihrem Gemahl untreu geweſen ſey. Doch bekannte ſie in Abſicht des Norris, daß, als ſie ihm einsmals zugeredet habe, er ſollte ſeine Vermählung mit ſeiner Braut vollziehen, dieſer ihr geantwortet habe, es habe damit keine Eile. Worauf ſie erwiedert, daß ſie wohl ſehe, daß er einige Hofnung habe, ſie zu heurathen, wenn der König bald ſterben ſollte. Dieſes verräth nun wohl einige Vertraulichkeit zwiſchen ihr und dem Norris, wenn die Wahrheit dieſes Umſtands vorausgeſezt wird.

Von dem Muſikanten Smeton ſagte ſie, daß er nicht öffters, als zweymal, in ihrem Zimmer geweſen ſey, und daß er das leztemal bey ihrer Unterredung die Verwegenheit gehabt habe zu ſagen: **Madame, ein einiger Blik von ihnen iſt mir genug.** (a)

In Anſehung des **Weſtons** bekannte ſie, daß er ſich die Freiheit genommen, ihr zu ſagen, daß er ſie liebe, und daß ſie ihm deßwegen Troz geboten habe.

Bey alle dem bleibt immer die Frage übrig: ob den gerichtlichen Verzeichniſſen dieſer Fragſtücke zu trauen, oder ob das Verhör mit Parthei-

(a) *Burnet* P. I. p. 197. ſeqq.

theilichkeit ſey niedergeſchrieben worden. Rechtfertiget dieſen Zweifel ſchon die Königin nicht ganz, ſo iſt es doch auch nicht unwahrſcheinlich, daß man an ſtatt ihrer eigenen Worte habe hinſezen können, was den Abſichten des Königs gemäß geweſen.

Wegen dem Lord Rochefort konnte man keinen andern Beweiß wider ſie aufbringen, als daß man ihn einmal geſehen habe, ſich auf ihr Bette lehnen.

Bey dem Verhör ſchwur Norris, daß er glaube, die Königin ſey unſchuldig, und blieb dabey biß an ſein Ende. Smeton hingegen ſagte, daß er dreimal bey ihr geſchlafen habe; allein er wurde nie gegen die Königin geſtellt. Ja er wurde ſo gar verdammt, ehe man ſie gerichtlich vernahm, und dieſes kommt der Königin ſehr zu ſtatten, indem man nicht wohl einen ſo ſtarken Beweiß würde verabſäumt haben, wenn man ihn für richtig gehalten hätte. Die andern betheuerten, daß ſie unſchuldig ſeyen. Doch hinderte ſolches ihre Verurtheilung und Hinrichtung nicht. Smeton allein verſicherte, daß er den Tod mit Recht verdiene. Sie wurden alle enthauptet, auſſer dem Smeton, welcher gehangen ward. Man ſagte überall, daß man ſein Bekenntnis unter der gemachten Hofnung zum Leben erzwungen habe; indeſſen war es doch nicht rathſam, einen Menſchen unter ſolchen Umſtänden am Leben zu laſſen, der das Geheimniß mit der Zeit hätte verrathen können. Dem Norris, der bey dem Könige in

 groſſen

groſſen Gnaden ſtunde, wurde das Leben auch angeboten, wenn er ſein Verbrechen bekennen würde. Er verwarf aber dieſes Anerbieten, und ſagte, daß er lieber tauſendmal ſterben, als eine unſchuldige Perſon ins Verderben ſtürzen wolle. (b)

Drey Tage hernach erſchienen die Königin und der Lord Rochefort vor den Pairs, und der Herzog von Norfolk vertrat das Amt eines Groſſenechals. Die Königin wurde angeklagt, daß ſie ihren Bruder und die 4 andern Mannsperſonen bey ſich ſchlafen laſſen; daß ſie zu ihnen geſagt, der König habe niemals ihr Herz beſeſſen; und daß ſie einen jeden insbeſondere verſichert, daß ſie ihn mehr liebe, als irgend einen andern. Man hatte der Anklage noch beygefügt, daß ſie und ihre Mitſchuldige den König ums Leben bringen wollen; allein es iſt wahrſcheinlich, daß dieſes nur zur Vergröſſerung des Verbrechens dienen ſollen. Die Königin und der Lord beriefen ſich auf ihre Unſchuld. Nichts deſtoweniger wurden ſie verurtheilt, ohne daß man weiß, auf welchen Grund ihre Verurtheilung gebauet worden. Das Urtheil beſagte, daß der Lord Rochefort enthauptet, ſein Cörper geviertheilet, und dem Volck zur Schau aufgeſteckt werden ſollte. Die Königin aber ſollte lebendig verbrannt oder (enthauptet werden, wie es dem Könige belieben würde.

(b) *Burnet* P. I. p. 201. P. III. p. 120.

Das Urtheil wurde den 19 May vollzogen. Anna verlor ihren Kopf mit vieler Standhafftigkeit. Sie hielt an die Umſtehende eine Rede, worinnen ſie ihr Verbrechen weder bekannte noch leugnete. Sie bat GOtt für den König, und erſuchte das Volk, daß es für ſie beten ſollte. Ihr Beichtvater war von Morgends um Zwey Uhr an bey ihr, und als ſie an eben dem Morgen das heilige Abendmal empfahen wollte, ließ ſie den Ritter Kingſton, Befehlshaber des Tours, rufen, damit er einen Zeugen von der Rechtfertigung ihrer Unſchuld abgeben möchte. Zu dieſem ſagte ſie: ich höre, daß ich nicht vor Mittag ſterben werde: es iſt mir nicht lieb, indem ich um dieſe Stunde meine Schmerzen überſtanden zu haben hofte. Dieſer gab ihr zur Antwort, daß der Nachrichter ſo geſchikt ſey, daß ſie keine Schmerzen zu beſorgen habe. Hierauf ſagte ſie: ich habe gehöret, daß der Nachrichter geſchikt iſt; ich habe überdiß auch einen dünnen Hals. Worauf ſie ihre Hände übereinander ſchlug, und von ganzem Herzen lachte.

Diß war das traurige Ende, welches Anna von Bollen nahm, die von den Feinden der Reformation ſehr übel beſchrien, von den Freunden derſelben aber eyfrig vertheidiget worden, ohne daß man noch jezo zuverläßig weiß, ob ſie ſchuldig oder unſchuldig geweſen.

Gleich den Tag nach der Hinrichtung hielt der König mit Johanna Seymur Beylager, wo-

durch er eine Leidenſchaft verrieth, die nicht wenig zur Rechtfertigung der Königin beytrug.

Die Prinzeßin Maria, der Catharinen Tochter, die bißher bey dem Könige übel angeſchrieben war, erhielt nun ſeine Gnade wieder, nachdem ſie ſich verbündlich gemacht hatte, gewiſe Bedingungen zu unterzeichnen, die ſie ſeither verworfen hatte. Dieſe betrafen die oberſte Kirchengewalt, die Entſagung des Biſchofs zu Rom, und die Ungültigkeit ſeiner Ehe mit Catharinen, ihrer Mutter. Der Prinzeßin Eliſabeth aber, die der König mit Anna von Bollen gezeugt hatte, und die damals nicht älter als vier Jahre war, wurde der Name einer Prinzeßin von Wallis, den ſie ſeit ihrer Geburt geführt hatte, genommen. Doch ließ ſie der König bey ſich erziehen, und bezeugte bey aller Gelegenheit viele Liebe für ſie.

Den 8 Junius wurde ein neues Parlament verſammelt, welches die Kinder aus beiden erſten Ehen für unehelich erklärt, (denn der König hatte auch ſeine Ehe mit Annen von Bollen nach ihrer Verurtheilung aufheben laſſen,) und zu ewigen Zeiten von der Thronfolge ausgeſchloſſen. Doch überließ es dem Könige freye Macht und Gewalt, die Ordnung ſeiner Nachfolger zu beſtimmen. Hiedurch ſtand es bey dem Könige, die Maria und die Eliſabeth wieder in die Reyhe zu ſezen, in welche es ihm beliebte. Woraus man ſiehet, daß das Parlament damals mehr darauf bedacht gewesen,

weſen, dem Könige zu gefallen, als Recht und Billigkeit zu beobachten.

Nachdem die verſammelte Geiſtlichkeit das Urtheil in des Königs Eheſcheidung mit Annen von Bollen aus eben dem Grunde beſtätiget, auf welchem der Ausſpruch deſſelben beruhet hat, nehmlich daß ſie mit dem Lord Perci, nachmaligen Herzog von Northumberland ſchon verlobet geweſen, obgleich dieſer Herr mit einem Eid betheuerte, daß es nicht geſchehen ſey; ſo führte ſie heftige Klagen wider diejenigen, welche in der Religion Neuerungen einführen wollten. Dieſe Klagen betrafen hauptſächlich Cranmer, Cromwell, Sharton, Latimer und einige andere, ob ſie gleich nicht genennet wurden. Die Feinde der Reformation hoften ſie dadurch beym Könige zu ſtürzen, weil er wider die Kezer ſehr ſtrenge verfuhr. Allein ſie wurden in ihrer Hofnung betrogen. Cranmer und Cromwell ſtunden nie ſo gut bey dem Könige in Gnaden, und Cromwell wurde noch dazu zu ſeinem Viceregenten in allen Kirchenſachen ernannt. Sie überredeten ſogar den König, in der Reformation um einen Schritt weiter zu gehen, und die Gebräuche bey dem öffentlichen GOttesdienſte abzuſchaffen, die keinen Grund in dem Göttlichen Worte hätten. Ja ſie brachten es durch ihr Anſehen bey dem Könige dahin, daß er ſelbſt gewiſe Artikel aufſezte, die verſchiedene Veränderungen des Lehrbegrifs enthielten, über die ſich die Geiſtlichkeit nach vielem Streit und

Wortwechſel vereinigte, und darüber Verordnungen abfaßte. Ihr weſentlicher Innhalt iſt dieſer:

1.) Wurde die heilige Schrift, nebſt den drey Glaubensbekenntniſſen, dem apoſtoliſchen, nicäniſchen und athanaſianiſchen, und vier erſten allgemeinen Kirchenverſammlungen, zum Grund der Glaubenslehre gelegt.

2.) Wurden zur Buſſe drey Stücke erfordert, die Reue oder Zerknirſchung, die Ohrenbeichte und die Beſſerung des Lebens.

3.) Die würkliche Gegenwart des Leibs JEſu Chriſti im Abendmahl wurde als eine Grundlehre veſtgeſezt.

4.) Geſagt, daß die Rechtfertigung durch die Wiedergeburt, welche in der Reue, dem Glauben und der Liebe beſtehe, erhalten werde.

5.) Die Bilder ſollten in der Kirche beybehalten werden, doch ſollte der ihnen zu leiſtende Dienſt ſich auf GOtt beziehen.

6.) Daß man die Heiligen anrufen könne, wenn es nur ohne Aberglauben geſchehe.

7.) Daß es heilſam ſey, für die Todten zu beten, aber auch nöthig, den Mißbräuchen des Fegfeuers und des Ablaſſes abzuhelfen. Und da man den Zuſtand der Seelen der Verſtorbenen nicht wiſſe, ſo ſolle man ſich begnügen laſſen, dieſelbe GOtt in allgemeinen Gebeten zu empfehlen.

Die-

Dieſe Verordnungen wurden von Cromwell, Cranmern, ſiebzehn Biſchöfen, vierzig Aebten und Prioren und fünfzig Archidiaconis, oder Abgeordneten des Unterhauſes von der Geiſtlichkeit, unter welchen Polydorus Vergilius war, unterſchrieben, und hernach auf des Königs Befehl bekannt gemacht. Es waren aber weder diejenige, die es mit der Reformation hielten, noch die eyfrige Anhänger der römiſchen Kirche damit zufrieden. Jene glaubten, daß man zu viel nachgegeben habe; und dieſe entrüſteten ſich, daß man Wahrheiten verlaſſen, die ſchon ſo lange in der catholiſchen Kirche behauptet worden. Allein es ſtund nicht in der Macht einer oder der andern Parthey, es anderſt zu machen, weil der König ſelbſt alles anordnete, und ein hartnäkiger Widerſpruch ſchädliche Würkungen hätte haben können.

Nachdem die Einziehung der kleinen Klöſter im Monat Auguſt bewerkſtelliget, und denen Geiſtlichen eine Vorſchrift des Lebens und Wandels gegeben worden, ſo ſuchten die Mönche den Geiſt des Aufruhrs anzublaſen, der ſeine Würkungen gar bald äuſerte.

Nicht nur in der Provinz Lincoln brach ein Aufſtand aus, der durch eine bekannt gemachte Amneſtie wieder gedämpft wurde, ſondern auch in der Provinz York, der mit gefährlichen Folgen drohete. Er legte ſich aber doch auch wieder, nachdem der König eine Amneſtie denen Aufrührern ohne Ausnahme anbieten,

und ihnen verſprechen laſſen, daß das erſte Parlament in den mitternächtigen Provinzen gehalten werden ſollte.

Den 12 October 1537 kam die Königin mit einem Prinzen nieder, der den Namen Eduard erhielt, und ſtarb 12 Tage nach ihrer Niederkunft. Der junge Prinz bekam wenig Tage nach ſeiner Geburt den Namen eines Prinzen von Wallis, weil er der vermuthliche Thronfolger ſeyn ſollte. Der Königin Bruder aber, Eduard Seymour wurde zum Grafen von Hartford ernannt.

Im Jahr 1538 faßte der König den Entſchluß, alle in England übrig gebliebene Klöſter einzuziehen. Da er wußte, daß vornehmlich die Mönche den Engländern aufrühriſche Gedanken beybrachten, ſo ſuchte er dadurch dieſe trübe Quelle zu verſtopfen. Weil aber die Einziehung eines Theils der Klöſter ſchon Unruhen im Königreiche erregt hatte; ſo war zu vermuthen, daß ſein Vorhaben neue hervorbringen möchte. Um denenſelben zuvorzukommen, ließ er die Ausſchweifungen der Mönche und Nonnen, die man bey einer neuen Unterſuchung gefunden hatte, bekannt machen. Nicht nur das zügelloſe Leben der geiſtlichen Perſonen, ſondern auch die Betrügereyen, welche ſie mit den Ueberbleibſeln und Bildern geſpielt hatten, wurden dem Volke entdekt. Der König ließ die unächte heilige Gebeine, nicht weniger das Triebwerk, welches man gebrauchte, um den Bildſäulen die Bewegungen zu geben, die über-

übernatürlich ſchienen, zur öffentlichen Schau ausſezen. Nach dieſem wurde auf Befehl des Königs alles, was das Volk zu einem aber-gläubigen Dienſt verleitet, öffentlich verbrannt. (c) Die falſche Andacht wurde am meiſten ge-kränkt, als man die Gebeine des Thomas Becket, den man den heiligen Thomas von Canterbury nannte, dem Feuer übergab. Dieſer Mann wurde ſeit 300 Jahren für einen der gröſten Heiligen gehalten. Man beſchul-digte den König, daß er blos aus einem kir-chenräuberiſchen Geiz ſo ſtrenge mit dieſem Hei-ligen verfahren ſey, damit er einen Vorwand haben möchte, ſich des reichen Schatzes deſſel-ben zu bemächtigen. In dieſem befand ſich un-ter andern Edelgeſteinen ein ſehr ſchöner Dia-mant, welchen Heinrich I, König von Frank-reich, im Jahr 1177, als er nach Canterbury gewallfartet, dahin geſchenkt hatte. Dieſes erbitterte die Anhänger der alten Religion ſo ſehr, daß ſie die anzüglichſten Schriften wider den König nach Rom ſandten. Daraus ent-ſtunden unzähliche Stachelſchriften, die Hein-richen als den verabſcheuungswürdigſten un-ter allen Menſchen vorſtellten. Der König er-fuhr durch ſeinen Kundſchafter in Rom, daß die meiſten Schriften dieſer Art aus England an den Cardinal Polus gerichtet würden, und daß einige von dieſen Stachelſchriften ſelbſt aus ſeiner Feder gefloſſen wären. Dieſer Mann war aus dem Lande Wallis gebürtig, und hat-

te

(c) *Herbert* p. 213.

te es in ſeinen jüngern Jahren in den Wiſſenſchaften ſchon ſo weit gebracht, daß ihn der König zu den höchſten Würden in der Kirche beſtimmte. Er gieng anfänglich nach **Paris**, und verſcherzte da die Gnade **Heinrichs**, weil er ſich weigerte, ſich in der Eheſcheidungsſache zum Vortheile des Königes brauchen zu laſſen. Er kam wieder nach **England** zurük, und that von da aus eine Reiſe nach **Italien**, und erwarb ſich die Freundſchaft der gelehrteſten Leute. Der Ruhm, den er ſich überall erwarb, bewog den König, ihn wieder nach **England** zu berufen, um ſeine Verdienſte zu belohnen. Er verbat es aber, weil er die in **England** gemachte Veränderungen in der Religion nicht billigte. **Heinrich** ſuchte ihn dadurch zu locken, daß er ihm eine Schrift zuſchikte, in welcher die Vertheidigung ſeines Verhaltens gegen den Pabſt enthalten war. **Polus** antwortete hierauf in einem Buch, das die Aufſchrift führet: **Von der Einigkeit der Kirche**, in welchem er des Königs ſo wenig ſchonte, daß er ihn ſogar mit dem **Nebucadnezar** verglich, und alle Welt wider ihn aufhezte. **Heinrich** ſtellte ſich, als ob er ſein Buch ſehr hoch ſchäzte, aber einige Dunkelheiten darinn fände, deren Erläuterung er aus ſeinem Munde zu hören wünſchte. **Polus** hütete ſich aber, ſich in dieſer Schlinge fangen zu laſſen. Da **Heinrichen** ſeine Liſt mißlungen war, ſo nahm er ihm alle ſeine Pfründen, die aber der Pabſt und der Kayſer reichlich erſezten. Er bekam den **Cardinals**-

hut,

hut, und verurſachte durch ſein Bezeugen, daß der König ſeinen Zorn ſeine ganze Freundſchaft in England empfinden ließ.

Wie der Pabſt ſahe, daß in dem Gemüthe des Königs keine Aenderung hervorzubringen wäre, machte er die im Jahr 1535 ausgefertigte Bannbulle bekannt. Ueberdiß ſuchte er alle chriſtliche Fürſten wider ihn in Harniſch zu bringen, und trug das Königreich England dem Könige von Schottland an. Polus behauptete ſo gar in einem kurz darauf herausgegebenen Buche, daß es verdienſtlicher ſey, wider Heinrichen, als wider die Türken Krieg zu führen. Allein die Bannſtralen hatten in England ſchlechte Würkung. Sie erbitterten nur den König je länger je mehr, und machten, daß er die Reformation viel weiter trieb, als er willens geweſen war. So bald die Bulle bekannt gemacht worden, forderte er von den Biſchöfen und Aebten einen neuen Eyd, kraft deſſen ſie der päbſtlichen Gewalt entſagten. Zu gleicher Zeit ließ er die neu überſezte und abgedrukte Bibeln in die vornehmſte Kirchen vertheilen, und gab jedermann die Erlaubniß, ſolche zu leſen, in der Verſicherung, daß man nichts darinn finden werde, welches die gränzenloſe Gewalt des Pabſts rechtfertige.

Kurz darauf gebot der Viceregent, daß man die Glaubigen das Vater Unſer, das Glaubensbekänntniß und die zehen Gebote in engländiſcher Sprache ſollte lernen laſſen. Den Geiſtlichen wurde befohlen, das Volk zu beleh-

belehren, daß man ſich nicht auf fremde, ſondern auf ſeine eigene Werke verlaſſen müſſe, und daß die Ueberbleibſel, Roſenkränze, und anderes mehr, nichts zur Seeligkeit beytrügen. Er ließ alle Bilder niederreiſſen, denen man ſonſt zu opfern pflegte. Endlich wollte er, daß das bitte für uns bey den Gebeten an die Heiligen wegbleiben ſollte.

Die Anhänger der alten Religion geriethen über dieſe Verordnung in die äuſſerſte Beſtürzung; doch getrauete ſich niemand, ſich dagegen zu regen, ſo groß war die Gewalt des Königs über ſeine Unterthanen.

Gardiner, Biſchof von Winchester, war ein eifriger Verfechter der alten Religion, daneben hatte er aber eine blinde Gefälligkeit gegen den König. Diß machte, daß der König ihn nicht für verdächtig hielt. Er hörete ihn beſonders gern, wenn er wider die Sacramentirer ſprach, indem er beſtändig vor die würkliche Gegenwart des Leibes Chriſti im Abendmal eingenommen war. Dieſer Biſchof verleitete nun den König mehr aus Bewegungsgründen der Staatskunſt, als der Religion, die Sacramentirer zu verfolgen. Er ließ in dieſem Jahr ein Beyſpiel der Härte ſehen, welches ſehr fähig war, den Reformatoren die geſchöpfte Hofnung, weiter zu kommen, zu benehmen.

Ein Mann, mit Namen Lambert, wurde bey den Gerichten als ein Sacramentirer angegeben. Der König berief eine groſſe Verſamm-

ſammlung auf den Saal zu Weſtmünſter, wo es ihm gefiel, wider den angeklagten ſelbſt das Wort zu führen. Lambert ſtand allein, und der König war von einer Menge Leute umgeben, die ſeinen Schlüſſen beyfielen, da hingegen ſich niemand getrauete, dem beyzupflichten, was Lambert darauf einwarf. Die Diſputation endigte ſich mit der Wahl, welche der König Lamberten gab, entweder ſeine Meynung abzuſchwören, oder verbrannt zu werden. Lambert wählte lieber den grauſamſten Tod, als daß er wider ſeine Ueberzeugung gehandelt hätte, der auch kurz darauf an ihm zu Smithfield auf eine unmenſchliche Art vollzogen wurde.

Als Cromwell und Cranmer ſahen, daß ihre Parthey ſeit der Königin Abſterben immer ſchwächer wurde, und der König anfange, den Feinden der Reformation Gehör zu geben, ſo glaubten ſie dieſelbe zu verſtärken, wenn ſie ihn überreden könnten, eine Gemahlin zu wählen, die ihre Religion ſchüzte. Sie wendeten ſich deßwegen nach Teutſchland, und Cromwell übernahm es, eine Vermählung zwiſchen dem Könige und Annen, einer Schweſter des Herzogs von Cleve und der Herzogin von Sachſen, zu Stande zu bringen. Wir werden bald ſehen, was dieſe Unterhandlung für einen Ausgang gehabt.

Während daß der König alles mögliche veranſtaltete, ſich wider ſeine Feinde zu verwahren, arbeitete der Cardinal Polus, ſeine

Unterthanen aufzuwiegeln. Er hatte ein geheimes Verſtändniß in England, und ließ überall ausſprengen, daß der König eine ganz neue Religion nach ſeinem Eigenſinn zu ſchmieden willens ſey. Viele haben geglaubt, daß der Cardinal hiebey ganz beſonders eigennüzige Abſichten gehabt habe. Er ſtammte von mütterlicher Seite aus dem Hauſe York her, und man ſagt ſo gar, daß er eine Liebe gegen die Prinzeſſin Maria gehabt habe, und willens geweſen ſey, ſie zu heurathen, und ſie an die Stelle ihres Vaters auf den Thron zu ſezen. Doch iſt dieſes eine bloſe Muthmaßung. Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo berichtete der Ritter Gottfried de la Pole, des Cardinals Bruder, dem Könige heimlich, daß derſelbe mit Heinrich Courtney, Marquis von Exceter, einem Enkel Eduards IV, mit Heinrich de la Pole, einem andern Bruder des Cardinals, Lord Montaigu, mit dem Ritter Eduard Newill, und mit Carew, Oberſtallmeiſter und Ritter vom Hoſenbande, ein Verſtändniß unterhalte, und daß er ſich dazu eines Prieſters und eines Matroſen bediene. Auf dieſe Anzeige wurden alle dieſe Leute eingezogen, verurtheilt und hingerichtet. Der Anbringer erhielt Verzeihung. Man weiß von ihren Verbrechen ſonſt nichts, als daß ſie einen Briefwechſel mit dem Cardinal unterhalten, aber auch dieſes war in den Augen des Königs ſchon groß genug, ſie am Leben zu beſtrafen.

Nach der angeſtellten Unterſuchung der Klöſter zog nun der König dieſelbe im Jahr 1539

würk-

würklich ein. Die Zahl derſelben belief ſich auf 643, nebſt 90 Schulen, 2374 geſtifteten Chören und Capellen, und 110 Hoſpitälern. Die Einkünfte der eingezogenen geiſtlichen Häuſer beliefen ſich auf 161,000 Pfund Sterling nach den Geldſummen, für welche die Güter zulezt waren verpachtet geweſen. Man muß aber hiebey merken, daß die Pachtgelder von den Aebten und Prioren auserordentlich heruntergeſezt worden, weil ſie ſchon voraus ſahen, was geſchehen würde. Sie lieſen ſich von den Pachtern heimlich Geld geben, um davon leben zu können, wenn ſie ihre Klöſter würden verlaſſen müſſen. Der König that, als ob er dieſes nicht merkte, und es war ihm lieb, daß das Volk nicht erfuhr, wie viel ihm die Einziehung der Klöſter einbrächte. Auſſer den Einkünften der den Klöſtern zugehörigen Grundſtücke gewan der König noch ein ſehr anſehnliches an Kirchengeldern, an Hausrath, an Bley und andern Sachen, die er nicht für rathſam hielt, ſchäzen zu laſſen. In der einigen Abtey St. Edmundsbury befanden ſich an 5000 Mark ungemünzten Goldes und Silbers.

Der Untergang der Mönche verurſachte denen, die die Reformation wünſchten, eine ausnehmende Freude. Allein Heinrich benahm ihnen ſolche gar bald. Er wolte zeigen, daß ſeine Reformation nicht weiter als auf die Oberherrſchaft des Pabſts in geiſtlichen Dingen und das Mönchsweſen gienge. Denn nachdem ſich das Parlament den 28 April

verſammelt hatte, verordnete daſſelbe auf Antrieb des Hofs ein Geſez, unter dem Namen: Verordnung, um die verſchiedenen Meynungen über gewiſe Hauptſtücke der chriſtlichen Religion zu unterſuchen. Diß iſt das Geſez, welches man gemeiniglich das Geſez der ſechs Artikel nennet, und dem man mit Recht den Namen des Blutgeſetzes beygelegt hat. In demſelben wurde die Strafe des Feuers oder des Stranges auf diejenigen geſezt, welche

1. Mündlich oder ſchriftlich die Verwandlung im Abendmahl leugnen,
2. Die Nothwendigkeit, das Abendmahl unter beyderley Geſtalt zu genieſſen,
3. Daß es den Prieſtern erlaubt ſey, ehlich zu werden, oder
4. Daß man das Gelübde der Keuſchheit brechen könne, oder
5. Daß die Privatmeſſen unnütze ſeyen, oder
6. Daß die Ohrenbeichte zur Seeligkeit nicht nothwendig ſey, behaupten würden.

Gardiner war die Haupturſache dieſes Geſetzes, wider welches ſich Cranmer ſehr geſezt hatte. Er hatte dem Könige beygebracht, daß dieſes das einzige Mittel ſey, ein wider ihn zu ſtiftendes Bündniß zu verhüten, und daß ihn niemand für einen Ketzer halten könne, ſo lange er dieſe ſechs Stücke behaupten

werde.

werde. Auſſer dieſem Bewegungsgrund hatte der König noch einen andern. Denn durch dieſes Geſez machte er ſich ſeine Unterthanen dergeſtalt unterwürfig, daß ſich faſt keiner fand, welcher nicht verdrüßlichen Unterſuchungen ausgeſezt war.

Obgleich Cranmer ſich dem Geſez der ſechs Artikel ſehr widerſezt hatte, ſo verlor er doch dadurch nichts von des Königs Gnade, weil er darinn, wie der König wohl wußte, blos nach den Trieben ſeines Gewiſſens handelte. Heinrich nahm es nicht ungnädig, als er ihm in einer mündlichen Unterredung die Gründe ſeines Widerſpruchs genauer entwickelte. Der König befahl ihm ſogar, dieſelbe ſchriftlich aufzuſetzen, obgleich dieſes kraft der Verordnung ein Verbrechen war, dadurch man den Scheiterhaufen verdienen konnte. Cranmer vollbrachte den königlichen Befehl; ſeine Schrift gieng aber durch einen Zufall verlohren, den Burnet umſtändlich erzehlet. Dieſer Schriftſteller meynet, daß dieſes zu gutem Glük des Erzbiſchofs geſchehen ſey. Man ſiehet aber nicht, wie ſich Cranmer einer groſſen Gefahr würde ausgeſezt haben, wenn die Schrift in die Hände des Königs gekommen wäre, da er ſie auf Befehl deſſelben aufgeſezt hatte.

Die Einkünfte der eingezogenen Klöſter wurden nicht zum beſten angewandt. Heinrich hatte zwar anfänglich beſchloſſen, achtzehen neue Biſtümer zu ſtiften; er ließ es aber

nachgehends nur bey ſechſen bewenden, und dadurch konnte er dem Vorwurf nicht entgehen, daß er die Kirchengüter geraubt habe. Er bediente ſich des Geldes zu ſeinen Ergözlichkeiten, und beſchenkte diejenige Hofleute reichlich, die durch niederträchtige Mittel ſich ihm gefällig zu machen wußten.

Heinrichs Vermählung mit **Annen von Cleve** wurde endlich durch **Cromwells** Vermittlung in Richtigkeit gebracht, und die Prinzeßin kam gegen das Ende des Jahrs 1539 in **England** an. Der König fand ſie aber bey dem erſten Anblik nicht nach ſeinem Geſchmacke. Er würde ſie ohne Zweifel gleich wieder zurük geſchikt haben, wenn ihn nicht dringende Urſachen davon abgehalten hätten. Der Herzog von **Cleve** war des Kayſers Nachbar in den **Niederlanden**, und konnte den Kayſer in groſſe Verlegenheit ſetzen, wenn er ſich einfallen laſſen wollte, mit **England** zu brechen. Seine Schweſter war an den Herzog von **Sachſen** vermählt, der das Haupt des **ſchmalkaldiſchen** Bündniſſes geweſen, und mit dieſen Bundsverwandten wollte es der König nicht gerne ganz verderben. Er hielte alſo wider ſeine Neigung den 6 **Januarius** 1540 mit ihr Beylager. Nach dieſem war er noch mißvergnügter, weil er einen unangenehmen Geruch an ihr entdekt haben wollte. Er beſchlos, ſich von ihr zu ſcheiden, ob er es gleich noch nicht öffentlich merken ließ.

Den 12 April verſammelte ſich das Parlement, und Cromwell gab beyden Kammern zu verſtehen, daß der König wegen der vielen Religionsſpaltungen unter ſeinen Unterthanen willens ſey, Gevollmächtigte zu ernennen, die den Glauben nach GOttes Wort prüfen und feſtſetzen ſollten, nachher ſey er entſchloſſen, diejenige ohne Gnade zu beſtrafen, die ſich einfallen laſſen würden, ihre beſondere Meynungen denen vorzuziehen, über die man einig werden würde. Die vom König ernannte Abgeordnete wurden gebilligt, und erhielten Befehl, ohne Verzug an dieſer Sache zu arbeiten. Zwey Tage darauf erhob der König den Cromwell zum Grafen von Eſſex.

Nicht lange hernach zog ſich ein groſſes Ungewitter über Cromwellen auf. Dieſer Staatsbediente hatte viele Feinde und Neider. Er war nur eines Schmids oder Schloſſers Sohn von Pulney, dem ohngeachtet erhob ihn das Glük zu einem ſo hohen Range, daß er gleich nach den Prinzen vom Geblüt folgte. Die Anhänger des Römiſchen Hofs haſſeten ihn tödtlich, weil ſie ihn als das vornehmſte Werkzeug der Religions-Veränderung in England anſahen. Unter dieſen hatten der Herzog von Norfolk und Gardiner vielen Eingang bey dem Könige. Und ſo bald merkten ſie die Kaltſinnigkeit des Königs gegen die Königin nicht, ſo glaubten ſie jezo die beſte Gelegenheit zu haben, ihn zu ſtürzen, weil er Heinrichen zu dieſer Vermählung verleitet hatte.

Darneben hatte ſich der König in die Catharina Howard, des Herzogs von Norfolk Mume, verliebet. Dieſer Umſtand vermehrte das Anſehen des Herzogs, welches er ſich zu Nutze machte, das Verderben des Cromwells zu befördern. Seine Bemühungen, die von andern unterſtüzt wurden, hatten endlich die gewünſchte Würkung. Der König beſchlos ſeinen Untergang, ohne noch zu wiſſen, weſſen er ſich ſchuldig gemacht habe. Der Herzog von Norfolk klagte ihn den 13 Junius vor dem geheimen Rathe des Hochverraths an, und erhielt Befehl, denſelben in den Tour ſetzen zu laſſen. Sogleich ſahe ſich Cromwell von allen ſeinen Freunden verlaſſen; nur Cranmer allein wagte es, bey dem Könige eine ſchriftliche Vorbitte für ihn einzulegen, die aber nichts fruchtete.

Die Artikel ſeiner Anklage beſtanden blos in allgemeinen Dingen, über die man keinen Beweis führte. Der König wußte, daß, wenn man ihm nach dem Weg Rechtens den Proceß machte, er Befehle vorweiſen könnte, die ihn aller Schuld entledigten. Es wurde daher beliebt, ſeine Sache vor das Parlament zu bringen, und ihm das Leben abſprechen zu laſſen, ohne ihm eine Vertheidigung zu erlauben. Dieſes verdammte ihn als einen Verräther und Ketzer zu einer Todesſtrafe, die dem Könige gefallen würde. Cromwell erfuhr hier eben das, was er andern gethan hatte: die Marquiſin von Exceter und die Gräfin von Salisbury,

eine

eine Mutter des Cardinal Polus, wurden um des mit dieſem unterhaltenen Briefwechſels wegen zum Tode verurtheilt, ohne ſie zur Verantwortung zuzulaſſen. Dieſe Verordnung des Parlaments fand ſtarken Widerſpruch. Cromwell ließ die Richter des Reichs zu ſich kommen, und fragte ſie: Ob das Parlament angeklagte Leute verdammen könne, ohne ihre Vertheidigung zu hören. Dieſe antworteten, daß es zwar wider alle Geſetze liefe, doch da von dem Parlament, als dem höchſten Reichsgerichte, keine Appellation ſtatt fände, ſo ſeye niemand befugt, die Gültigkeit ſeiner Ausſprüche ſtreitig zu machen. Und hiemit wurde das ſchädlichſte Vorurtheil eingeführet, welches für ſeinen Urheber die traurigſte Folgen hatte. Die Vollziehung des über Cromwelln ergangenen Urtheils wurde bis nach geendigter Parlamentsſitzung ausgeſezt.

Da die Staatsurſachen, warum Heinrich Annen von Cleve geheurathet hatte, verſchwunden waren, ſo ſuchte er nun einen Vorwand, ſich wieder von ihr trennen zu laſſen. Er fand denſelben in einem Verſprechen, in welches ſich die Königin vorher mit dem Prinzen von Lothringen eingelaſſen hatte. Obgleich dieſer Vertrag, der während der Minderjährigkeit der Partheyen von den Vätern geſchloſſen worden, niemals beſtätiget, ſondern vielmehr durch eine Urkunde für null und nichtig erkläret worden, ſo wollte doch Heinrich ſeine Eheſcheidung darauf gründen.

Er ſchikte die Königin nach Richemont, und einige Tage darauf brachte ein Herr im Oberhauſe in Vorſchlag, den König zu bitten, die Gültigkeit ſeiner Ehe unterſuchen zu laſſen. Er würde wol nimmermehr auf dieſen Einfall gekommen ſeyn, wenn er nicht von dem Beyfall des Königs wäre verſichert geweſen. Die Bittſchrift wurde dem Könige überreicht, und er betheuerte, daß er nichts, als die Ehre GOttes, nebſt dem Beſten ſeines Volks, ſuche. Hierauf bewilligte er, daß die Sache von der Geiſtlichkeit ſollte unterſucht werden. Alles, was man herausbringen konnte, beſtand darinnen: daß eine Verbindung zwiſchen der Königin und dem Prinzen von Lothringen vorher geſchehen ſey, über welche ſich Schwierigkeiten gefunden, denen nicht völlig abgeholfen ſey; daß der König die Königin wider ſeine Neigung geheurathet habe, und die innerliche Einwilligung müſſe doch erſt denen Zuſagen ihre rechte Verbindlichkeit geben; daß der König ſeine Ehe nie durch eheliche Beywohnung vollzogen habe, und dem Königreiche daran gelegen ſey, daß viele Kinder vorhanden wären, welches, ſo lange dieſe Ehe daure, nicht zu hoffen ſey.

So ſeichte auch dieſe Gründe miteinander ſind, ſo fällete doch die Geiſtlichkeit um derſelben willen das Urtheil der Eheſcheidung, und das Parlament war ſo niederträchtig, dieſes Urtheil zu beſtätigen, damit die Leydenſchaft des Königs befriedigt würde. (d) So ſehr war

(d) *Burnet* P. I. p. 281.

war die Gewalt Heinrichs geſtiegen, daß ſich niemand getrauete, der Wahrheit und Gerechtigkeit das Wort zu reden, wenn es dem Könige gefiel, ſie zu kränken.

Die Königin wurde über das, was in ihrer Abweſenheit geſchehen war, nicht ſonderlich gerührt. Sie gab ihre Einwilligung in die Eheſcheidung, die der König erſt ſuchte, da dieſe ſchon beſchloſſen war. Sie war mit dem neuen Namen der angenommenen oder Wahlſchweſter des Königs zufrieden, und begnügte ſich mit einem Jahrgeld von 4000 Pf. Sterling. Sie ſchrieb an den Herzog von Cleve, ihren Bruder, daß die Eheſcheidung mit ihrer Einwilligung geſchehen ſey, und bat ihn, mit dem Könige in gutem Vernehmen zu leben. (e)

Die ganze übrige Regierung des Königs wird uns merkliche Beweiſe geben von der Knechtſchaft, in welche das engländiſche Volk war gebracht worden. Allein in dieſer Parlamentsſitzung findet man drey derſelben, die wir nicht mit Stillſchweigen übergehen dürfen.

Die Gevollmächtigte, welche die Glaubenslehren unterſuchen mußten, hatten einen weitläuftigen Aufſaz entworfen, und darinn gewiſe Stücke als ſchlechterdings nothwendig veſtgeſezt, und das Parlament ließ über das, was ſie bereits gethan hätten, und künftig auf Befehl des Königs thun würden, eine Verordnung ergehen, die alle dem eine Kraft der Geſetze

(e) *Act. publ.* T. XIII. p. 710.

ſetze beylegte. Diß hieß dem Könige die Untrüglichkeit beylegen, die dem Pabſt abgeſprochen worden.

Es verordnete weiter, daß eine ſchon würklich vollzogene Ehe, weder eines vorhergehenden Ehevertrags wegen, noch um anderer im Göttlichen Rechte nicht gegründeten Urſachen willen, nicht ſolle aufgehoben werden. Der erſte Theil dieſer Verordnung hatte die Abſicht, die Prinzeßin **Eliſabeth** für ehelich zu erklären; und der andere, die Hinderniſſe zu heben, welche die Kirchenverordnungen ſeiner Entſchließung, die Howard zu heurathen, die mit Annen von **Bollen** Geſchwiſterkind war, entgegen ſezten.

Es beſtätigte endlich das Geſchenk, welches die Geiſtlichkeit des Kirchengebiets von **Canterbury** dem Könige mit dem fünften Pfennig ihrer Einkünfte machte, weil er ſie von der Tyranney des Pabſts befreyet, und bewilligte ihm ſelbſt einen ſo ſtarken Geldbeytrag, als ob er in den gefährlichſten Krieg eingeflochten wäre.

Das **Parlament**, welches ſich gegen den König ſo gefällig bewieſen, wurde den 24 Julius aufgehoben, nachdem der König zuvor eine allgemeine Amneſtie für ſeine Unterthanen hatte bekannt machen laſſen, in welcher doch diejenige ausgenommen waren, die die höchſte Kirchengewalt des Königs leugneten, oder wegen Verletzung des Blutgeſetzes waren verdammt worden.

Cromwell, den dieſe Amneſtie nahmentlich ausſchloß, hatte bey dem Aufſchub ſeiner Hinrichtung immer noch einige Hofnung, begnadigt zu werden. Er ſchrieb einen ſehr demüthigen Brief an den König, der ihn ſo rührte, daß er ſich denſelben dreymal vorleſen ließ. Allein das Anhalten des Herzogs von Norfolk und des Biſchofs Gardiner, welches die Howard unterſtüzte, vereitelte alle Bemühungen des Gefangenen. Der König unterſchrieb einen Befehl, demſelben den 28 Julius den Kopf abzuſchlagen. Weil er einen Sohn hatte, den er ſehr liebte, ſo hütete er ſich, auf dem Gerüſte etwas zu ſagen, das dem Könige hätte mißfallen können, und dieſe Behutſamkeit hatte die Folge, daß Gregorius Cromwell noch in eben dem Jahr zum Pair des Königreichs unter dem Namen eines Barons erhoben wurde. Die Bedienung eines Viceregenten blieb nach ſeinem Tode unbeſezt, weil ſich niemand nach einer Stelle ſehnte, die dem Neid ſo ſehr ausgeſezt war.

Einige Tage nach Cromwells Tode wurden drey Prieſter, und ſieben andere Perſonen durchs Feuer und durch den Strang hingerichtet, weil ſie theils des Königs höchſte Kirchengewalt geleugnet, theils die Lehren der Lutheraner behauptet hatten, theils einiger andern Verbrechen wegen angeklagt waren.

Den 8 Auguſt wurde Catharina Howard, des Herzogs von Norfolk Bruders Tochter, welche ſich der König einige Zeit vorher heimlich

lich antrauen laſſen, zur Königin erklärt. Weil ſie über das Herz des Königs viel vermochte, und ſich ganz von ihrem Oheim und dem Biſchofe von Winchester regieren ließ, ſo würden ohne Zweifel groſſe Aenderungen in der Religion erfolgt ſeyn, wenn ihre Ungnade, von der ich bald reden werde, ihre Anſchläge nicht zernichtet hätte. Cranmer hätte wol das erſte Opfer werden müſſen, wenn ſeine Feinde mehr Zeit gehabt hätten, ihre Abſichten auszuführen. Weil er viel bey dem Könige galt, ſo wollten ſie Schritt vor Schritt gehen; überdis fanden ſie bey ihm keine andere Blöſe, als die Religion, und auch darinn nahm er ſich überaus in acht, weil er wohl wußte, daß unter einem Fürſten von Heinrichs Gemüthsart es das rechte Mittel, die Reformation zu befördern, gar nicht wäre, wenn man ſich ſeinem Willen gerade widerſetzen wollte.

Die Veränderung, welche die neue Königin bey Hofe gewürket hatte, wurde bald offenbar. Der König ließ die von denen Abgeordneten verfaßte Auslegung der chriſtlichen Glaubenslehre bekannt machen. Obgleich verſchiedene Mißbräuche verbeſſert waren, ſo herrſchte doch noch die alte Religion darinnen, und die Anhänger derſelben glaubten viel gewonnen zu haben, daß ſie in derſelben Lehrſätze fanden, zu welchen wahrſcheinlicher Weiſe ſich die Reformatoren nie bequemen würden; (f) Dieſe hin-

(f) Man findet davon einen Auszug in Burnets Reformations-Geſchichte.

hingegen hoften, daß bey einer günſtigern Gelegenheit die richtige Grundſätze, die darinne behauptet wurden, die irrigen Lehren von ſelbſt umſtoſſen würden.

Nachdem die Auslegung des Glaubens gedrukt war, fügte Heinrich derſelben eine Verordnung bey, kraft welcher er alle diejenige für Ketzer erklärte, die mehr oder weniger glauben würden, als in dieſem Buche enthalten ſey.

Heinrich, der nun von allen Seiten Ruhe hatte, und es mit Vergnügen ſahe, daß der König von Frankreich und die Türken im Begrif waren, dem Kayſer ſo viel zu ſchaffen zu machen, daß er nicht an England würde denken können, war doch wegen dem Könige von Schottland nicht auſſer allen Sorgen. Er befürchtete, daß dieſer Herr, der anfieng, ſich von den Pfaffen regieren zu laſſen, aus einem Religionseifer etwas wider ihn unternehmen möchte. Schon ſeit vielen Jahren verfolgte man die Reformirten in Schottland mit Feuer und Schwerd. Jacob V war denen Ergözlichkeiten ergeben, und dabey ſehr geldbegierig. An ſeinem Hofe waren zweyerley Partheyen. Die eine war dem Könige von England und den Reformirten günſtig, die andere war auf dieſe äuſſerſt erbittert. Die erſte ſuchte den König zu überreden, dem Beyſpiele ſeines Oheims zu folgen, und durch die Einziehung der Klöſter ſich einen beträchtlichen Vortheil zu verſchaffen. Die andere rieth ihm, die Ketzer zu verfolgen,

und durch die Einziehung ihrer Güter ſich zu bereichern. Nachdem Jacob eine Zeitlang unſchlüßig war, folgte er endlich dem leztern Rath, und ließ der Geiſtlichkeit freyen Zügel, worauf in Schottland eine heftige Verfolgung entſtand, die beynahe den berühmten Geſchichtſchreiber Buchanan das Leben gekoſtet hätte, wenn er ſich nicht noch durch die Flucht gerettet hätte.

Die Furcht Heinrichs wurde dadurch gröſer, weil der ſchottländiſche Hof gewohnt war, ſich von dem franzöſiſchen leiten zu laſſen, und Heinrich Urſache hatte, nicht viel gutes mehr von Frankreich zu erwarten. Diß bewog ihn, es zu verſuchen, ob er den König, ſeinen Vetter, nicht zum Bruch mit dem Pabſt verleiten könnte. Zu dem Ende ließ er ihm eine mündliche Unterredung zu York vorſchlagen. Jacob war damit zufrieden. Die Geiſtlichkeit aber, die ſich für dieſer Zuſammenkunft fürchtete, wußte ihn wieder auf andere Gedanken zu bringen. Da Heinrich ſchon mit den Anſtalten zu ſeinem Empfang beſchäftigt war, erhielt er von ihm ein Schreiben, worinn er ſich entſchuldigte, daß er das Glük nicht haben könne, ſein Verſprechen zu erfüllen. Dis verdroß Heinrichen ſo ſehr, daß es bald darauf zwiſchen beyden Reichen zum Bruch kam. Doch war dieſer Verdruß mit dem nicht zu vergleichen, den er bey ſeiner Zurükkunft in London erfahren mußte.

Heinrich war mit ſeiner neuen Gemahlin überaus vergnügt, und dankte GOtt täglich für das Glük, welches er ihm durch dieſelbe geſchenket hatte. Deſto empfindlicher fiel es ihm, als er hören muſte, daß ſie durch ihre Untreue ſeine Liebe und Achtung nicht verdiene. Ein gewiſer Menſch, mit Namen Laſſels, hinterbrachte Cranmern, daß die Königin vor ihrer Vermählung ein ſehr unanſtändiges Leben geführet, und ſolches noch fortſetze. Er hatte dieſe Nachricht von ſeiner Schweſter, die in Dienſten der verwittibten Herzogin von Norfolk ſtunde. Es war gefährlich, dieſes Geheimniß dem Könige zu entdecken, und noch gefährlicher, es zu verſchweigen.

Cranmer faßte endlich den Entſchluß, es dem Könige durch einen ſchriftlichen Bericht zu offenbaren. Heinrich hielt es anfänglich für eine Verläumdung, und in dieſem Vorurtheil wollte er es ſo heimlich, als möglich, unterſuchen laſſen, um den Urheber derſelben nachdrüklich zu beſtrafen. Laſſels hatte beſonders zwey Bediente des Herzogs vor Norfolk, Namens Durham und Mannock, angegeben, die mit der Königin oft einen unerlaubten Umgang gepflogen. Er blieb beſtändig auf ſeiner Ausſage, und ſeine Schweſter bekräftigte das, was ſie zu ihrem Bruder geſprochen hatte. Beede verdächtige Perſonen wurden hierauf in Verhaft genommen, und ſie bekannten bey dem Verhör mehr, als man zu wiſſen verlangte. Sie geſtunden, daß gemeiniglich drey Hoffräulein,

der Königin Vertraute, Zeugen ihrer ſchändlichen Luſt geweſen, auſſer der Frau von Rochefort, die ihren Gemahl beſchuldiget hatte, daß er mit Annen von Bollen, ſeiner Schweſter, Blutſchande getrieben. (e) Die Königin leugnete anfangs alles, im zweiten Verhör aber bekannte ſie das, was vor ihrer Vermählung geſchehen war. Der König wurde hierüber ſo bewegt, daß er eine Fluth von Thränen vergoß. Nachdem die Mitſchuldige der Königin zum Tode verurtheilt worden, wurde ihre Anklage dem Parlament übergeben, welches ſich den 26 Januarius des folgenden Jahrs 1542 verſammelte.

Die Abgeordnete, welche die Königin verhörten, berichteten, daß die Anklage genugſam erwieſen worden. Darauf erklärten beyde Häuſer dieſelbe ſchuldig, und erſuchten den König um die Erlaubniß, ſie am Leben zu beſtrafen. Eben dieſes baten ſie ſich auch in Abſicht der Frau von Rochefort, als Gehülfin ihrer Ausſchweifungen, und aller übrigen aus, die Wiſſenſchaft um der Königin Untreue gehabt, und ſolches nicht angezeiget haben. Nach erfolgter Bewilligung des Königs wurde die Königin, nebſt der Frau von Rochefort, den 12 Februarius enthauptet. Die Königin blieb bey ihrem Geſtändniß, daß ſie vor ihrer Vermählung die Grenzen der Keuſchheit übertreten, leugnete aber, daß ſie jemals des Königs Bette beflekt habe. Die Frau von Rochefort ſtarb, ohne von jemand bedauert zu werden, und ihr Tod war einigermaſen eine

(e) *Herbert* p. 228.

Rechtfertigung ihres Gemahls und der Annen von Bollen. In Anſehung der übrigen mäßigte der König ſeine Schärfe, und begnadigte die meiſten, unter denen doch einige ſehr lange im Gefängniß geſeſſen.

Nachdem dieſer Handel zu Ende war, beſtätigte das Parlament eine in dem Parlament von Irland durchgegangene Verordnung, kraft welcher dieſe Inſul zu einem Königreich erhoben wurde. Seit dem nennen ſich die Könige von England auch Könige von Irland.

Heinrich konnte die Beſchimpfung nicht vergeſſen, die ihm von dem Könige von Schottland widerfahren war. Er beſchloß daher, mit Gewalt der Waffen zu verſuchen, was er in der Güte nicht erhalten konnte. Er glaubte, daß es jezo die bequemſte Zeit ſey, Schottland anzufallen, da es ſich keine Hülfe von Frankreich verſprechen durfte, welches mit dem Kayſer genug zu thun hatte. Doch muſte er einen Vorwand zum Bruch haben, und er fand ihn darinn, daß er die alten Anſprüche der Könige von England auf die Landesherrliche Hoheit über das Königreich Schottland wieder hervorſuchte.

Heinrich ließ ſich nicht ehe heraus, bis ſein Heer im Begrif war, in Schottland einzurücken. Doch rüſtete ſich Jacob auch auf ſeiner Seite, da er hörte, daß in England Werbungen angeſtellet würden. Er ſchikte Geſandten an ſeinen Oheim, die ſuchen ſollten, ihn zu befriedigen; allein ſie wurden nicht ehe zurükgelaſſen,

 bis

bis der Herzog von Norfolk mit 20,000 Mann gegen Mitternacht anzog.

Jacob ſchikte unter den Befehlen des Gordon 10,000 Mann an die Grenzen, um daſelbſt die übrigen Völker zu erwarten. Allein er konnte nicht hindern, daß der Herzog von Norfolk nicht gegen das Ende des Octobris in Schottland einrükte, und das Land durchſtreifte. Weil die Jahreszeit es nicht erlaubte weiter zu gehen, zog ſich das Engländiſche Heer nach Barwik zurük. Während dieſem Rükzug ließ der König Jacob den Lord Marwel mit 15,000 Mann aufbrechen, und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Völker, und war nach gehaltenem Kriegsrath völlig entſchloſſen, denen Engländern eine Schlacht zu liefern. Er war aber auch allein dieſer Meinung. Man gab ihm die Gefahr zu erkennen, der das Königreich ausgeſezt ſeyn würde, wenn die Schlacht verlohren gehen ſollte. Als endlich die Feldherrn und der Adel ſahen, daß er auf ſeinem Vorſaz bliebe, gaben ſie ihm zu verſtehen, daß ſie ihm nicht gehorchen würden. Darüber wurde er ganz raſend, und übertrug dem Olivier Sinclair, ſeinem Lieblinge, das Oberbefehlshaberamt, der demſelben nicht gewachſen war. Als dieſer neue Feldherr im Lager erſchien, entſtund ein ſolches Mißvergnügen unter den Völkern, daß ſie anfiengen auszureiſſen, als ſich ein Hauffe von 500 Engländiſchen Reutern auf einer Anhöhe ſehen ließ, um das feindliche Heer zu beobachten. Dieſer Anblik vermehrte die Unordnung

nung unter den Schottländern, und weil ſie meynten, daß das ganze Engländiſche Heer im Anzug wäre, ſo zogen ſie ſich mit einem ſolchen Schrecken zurük, daß ſie ſich nicht einmal umſahen, um die geringe Anzahl ihrer Feinde zu bemerken. Als die Engländiſche Reuter eine ſo ſchnelle Flucht ſahen, verfolgten ſie die Flüchtigen, machten eine groſſe Anzahl nieder, nahmen ſieben Herren, 200 Edelleute, 800 Soldaten gefangen, und bemächtigten ſich 25 Feldſtücke. Nie iſt ein Sieg ſo leicht erfochten worden, als dieſer. Unter den vornehmen Gefangenen waren der Lord Maxwel und Olivier Sinclair.

Dieſe Niederlage verſenkte den König Jacob in eine tiefe Schwermüthigkeit, zu welcher er ſchon einen ſtarken Anſaz hatte, und er ließ ſich von derſelben dergeſtalt hinreiſſen, daß er darüber den 14 December 1542 den Geiſt aufgab. Er hinterließ nur eine Prinzeſſin, Namens Maria, mit der ſeine Gemahlin ſieben Tage vor ſeinem Tod entbunden worden.

Heinrich, welcher nicht wuſte, was in Schottland vorgegangen war, ließ die gefangenen Schottländer nach London führen, wo ſie den 19 December ankamen. Wenig Tage darauf erhielt man die Nachricht von der Geburt der Prinzeſſin Maria und dem Tode des Königs. Heinrich hielt dieſes für einen günſtigen Zeitpunkt, Schottland mit England zu vereinigen, wenn er ſeinen Prinzen Eduard mit der neuen Königin von

Schottland vermählete. Er ließ dieſer Sache wegen die gefangene Herrn erforſchen, und als er ſie nach ſeinen Geſinnungen fande, ließ er ſie unter der Bedingung in Freyheit, daß ſie ihm zur Verſicherung ihrer Rükkehr Geiſeln ſtellen müſten, wenn aus der Vermählung nichts werden ſollte. Wir werden bald ſehen, was dieſer Anſchlag für einen Erfolg gehabt hat.

Das **Engländiſche Parlament** kam den 22 Januarius 1543 wieder zuſammen, und bewilligte dem Könige einen Beytrag, ſowol zur Erſetzung der auf den ſchottländiſchen Krieg verwendeten Koſten, als auch zu ſeiner weitern Nothdurft. Man verſtand darunter den Krieg wider **Frankreich**, den der König im Sinne hatte, nachdem er eben im Begrif war, mit dem Kayſer ein Bündniß zu ſchlieſſen. Die Anhänger der alten Religion ſchmeichelten ſich nun mit der angenehmen Hofnung, daß kraft dieſer Vereinigung die **Reformation** in **England** völlig fallen würde. Doch kränkte es ſie nicht wenig, als zu gleicher Zeit **Cranmer** eine Verordnung auswürkte, welche denen Herren, Edelleuten und Kaufleuten die Erlaubniß gab, eine **Engländiſche** Bibel nebſt einigen andern Glaubens-Büchern in ihren Häuſern zu haben.

Nachdem das **Parlament** auseinander gegangen war, ſchloß **Heinrich** den 11 **Februarius** würklich mit dem Kayſer ein Bündniß, welches aber erſt im Monat **Junius** bekannt

wur-

wurde. (h) Obgleich die Staatsvortheile ſolches gar nicht erforderten, indem der Kayſer ſchon für ſich mächtig genug war, ſo wollte es doch des Königs Leydenſchaft haben. Er hatte mehr als eine Urſache, mit Franzen I unzufrieden zu ſeyn, der ſich ganz gleichgültig gegen ihn bezeugte, ſeitdem er ſeiner Hülfe nicht mehr benöthiget war, und dieſen wollte er es empfinden laſſen.

Der weſentliche Innhalt des Vergleichs iſt folgender: Beyde Monarchen wollten Geſandten an den König von Frankreich ſchicken, und ihn ermahnen, den mit den Türken gemachten Bund aufzuheben, und den Schaden zu erſetzen, den dieſe grauſame Feinde der Chriſtenheit verurſacht hätten.

Franz I ſollte dem Könige von England alles bezahlen, was er demſelben ſchuldig ſey, und ihm wegen richtiger Abführung der Jahrgelder hinlängliche Sicherheit geben, dem Kayſer aber das Herzogthum Burgund wieder abtreten.

Würde der König innerhalb zehen Tagen dieſe Bedingungen nicht eingehen, ſo wollten beyde Monarchen demſelben den Krieg ankündigen, und nicht ehe Friede machen, bis England in dem Beſiz der Normandie, Guienne und der Crone von Frankreich, und der Kayſer in dem Beſiz von Abbeville, Bray, Corbeil, Peconne, und des ganzen Herzogthums Burgund ſey.

(h) *Act. publ.* T. XIV. p. 768.

Endlich machten ſie ſich anheiſchig, daß ein jeder Frankreich mit 25,000 Mann angreifen ſollte.

Dieſe Anſchläge waren groß, aber auch die beyden Monarchen viel zu klug, als daß ſie hätten glauben ſollen, ſie mit 50,000 Mann auszuführen. Vermuthlich wollten ſie durch die Beſtimmung einer ſo geringen Macht Franzen nur Anlaß geben, keine allzugroſſe Gegenanſtalten zu machen, denn die Folge wird zeigen, daß ſie ihn würklich mit mehr als 100,000 Mann angegriffen.

Die Hauptabſicht dieſes Bündniſſes war auf Seiten Heinrichs, dem Könige von Frankreich in ſeinem eigenen Lande ſo viel zu ſchaffen zu machen, daß er ſich ſeinen Maasregeln in Schottland nicht widerſetzen könnte. Er ſchikte einen Geſandten dahin, als eben das ſchottländiſche Parlament verſammelt war, um die obgedachte Vermählung in Vorſchlag zu bringen. Der Geſandte war mit einer guten Summe Geldes verſehen, welches in dieſem Lande die Unterhandlungen ungemein erleichtern konnte. Die Königin und der Cardinal Beton thaten ihr äuſerſtes, die Abſicht des Königs von England zu vereiteln. Nach vielen Widerſprüchen wurde aber doch endlich ſein Antrag angenommen. Das Parlament ſchikte den Georg Douglas, einen Bruder des Grafen von Angus, nebſt einigen andern Herrn, nach London, wo den 1 Julius zwey Verträge geſchloſſen wurden, davon der erſte

einen dauerhaften Frieden unter beyden Königreichen, der andere aber die Vermählung des Prinzen Eduard mit der jungen Königin von Schottland veſtſezte. Heinrich gab ſich viele Mühe, die Maria in ſeine Hände zu bekommen; aber die ſchottländiſche Geſandten wollten nicht ehe darein willigen, bis die Prinzeſſin das zehnte Jahr würde zurükgeleget haben. Bis dahin ſollten vier von dem ſchottländiſchen Parlament ernannte Herrn ihre Erziehung beſorgen, Heinrich aber einen Engländiſchen beyfügen, um den Hofmeiſtern mit Rath an die Hand zu gehen, zur Beſtätigung des Heuratvertrags aber ſechs ſchottländiſche Herrn als Geiſeln nach England geſchikt werden.

So gut dieſe Maasregeln gefaßt waren, ſo ſezte doch der Cardinal Beton alles gar bald wieder in Verwirrung. Durch ſeine liſtige Streiche brachte er es ſo weit, daß die loßgelaſſene Gefangene, auſſer einem einzigen, ſich entſchloſſen, ihre Geiſeln nicht auszulöſen. Er machte mit ſeinem Anhang, der zimlich ſtark geworden, die gröſten Schwierigkeiten wegen der Abſchickung der dem Könige von England verſprochenen Geiſeln, und ließ dem engländiſchen Geſandten ſchimpflich begegnen. Alles dieſes bewog Heinrichen, Schottland den Krieg aufs neue anzukündigen, deſſen er ſich vor einigen Monaten leicht hätte bemächtigen können, wenn er ſich ſeinen Sieg und die Beſtürzung, worein die Schottländer durch den

Tod ihres Königs geſezt worden, hätte zu Nutze machen wollen.

Im Monat Julius dieſes Jahrs vermählte ſich Heinrich zum ſechstenmale mit **Catharina Parr**, einer Tochter des **Thomas Parr** von **Kendal**, und Wittwe des Lord **Latimers**. Dieſe neue Königin war den **Reformirten** günſtig, doch durfte ſie es ſich nicht öffentlich merken laſſen, um ihrem Gemahl nicht mißfällig zu werden. Deßwegen ſie auch keine Vorbitte für 3 **Proteſtanten** einlegte, die auf Antrieb des Biſchofs von **Wincheſter**, **Gardiners**, zu **Windſor** verbrannt wurden.

Die Feinde der **Reformation** waren beſonders **Cranmern** aufſäzig, den ſie als das gröſte Hinderniß ihrer Anſchläge betrachteten. Sie ſuchten alſo vor allen Dingen, denſelben um des Königs Gnade zu bringen. Zu dem Ende brachten ſie ihm bey aller Gelegenheit bey, daß es vergeblich ſey, die Ketzer zu beſtrafen, wenn er deren vornehmſte Stützen in Ruhe leben laſſe. Heinrich merkte, daß man damit auf **Cranmern** ziele, und antwortete nichts. Er wollte durch ſein Stillſchweigen zu erkennen geben, daß ſie vergeblich an dem Sturz dieſes Biſchofs arbeiteten. Als er aber damit nichts ausrichtete, that er endlich, als ob er ihren Eingebungen Gehör gäbe, um hinter den ganzen Handel zu kommen, den ſie vorhatten. Er ließ ſich die Stücke der Anklagen, die man wider ihn hatte, und die Namen ſeiner Ankläger übergeben. So bald er dieſelbe in Händen hatte, fuhr

er

er in einem Fahrzeug nach Lambeth, wo der Erzbiſchof ſein Haus hatte. Cranmer gieng auf die Nachricht von der Ankunft des Königs demſelben eilig entgegen, und muſte ſich auf Befehl des Königs zu ihm in ſein Fahrzeug ſezen. Hier ſagte ihm Heinrich alleine, daß er willens ſey, die Ketzerey in ſeinem Reiche auszurotten, und zu dem Ende die vornehmſte Beſchüzer derſelben nach aller Strenge der Geſetze zu beſtrafen; und er ſey gekommen, ſein Gutachten darüber zu vernehmen. Cranmer lobte ſeinen Eifer, bat ihn aber auch um GOttes willen, vorher genau zu prüfen, was eigentlich Ketzerey ſey, damit er nicht das Schwerd wider GOtt führe. Endlich ſagte der König, daß er es ſey, den man für das Haupt der Ketzer hielte, und händigte ihm die Anklagen ein. Als Cranmer ſolche durchlaufen hatte, bekannte er zu den Füſſen des Königs freymüthig, daß zwar das Geſez der ſechs Artikel in ſeinen Meynungen nichts geändert habe, doch ſey er immer aus Ehrfurcht für die Geſetze bedacht geweſen, nichts zu reden oder zu thun, das denenſelben entgegen wäre. Er bitte unterthänigſt, daß ihn der König nach den Reichs-Geſetzen möchte richten laſſen, weil er überzeugt ſey, daß er dieſelbe nie übertreten habe. Hierauf fragte ihn der König, ob es wahr ſey, daß er ſich verheurathet habe. Cranmer geſtand es, ſezte aber hinzu, daß, ſo bald das Geſez der ſechs Artikel im Parlament durchgetrieben worden, er ſeine Frau nach Teutſchland geſchikt habe. Heinrichen

geſiel

gefiel die Aufrichtigkeit dieſes Biſchofs; er entdekte ihm alle Anſchläge ſeiner Feinde, und befahl ihm, wider ſie gerichtlich zu verfahren. Cranmer wollte ſich entſchuldigen, der König wiederholte aber ſeinen Befehl mit einem ſtärkern Tone. Wäre Cranmer rachſüchtig geweſen, ſo hätte er jezt die ſchönſte Gelegenheit gehabt, ſeinen Feinden wehe zu thun. Er betrieb aber die Sache ſo kaltſinnig, daß der König endlich müde wurde, weiter in ihn zu dringen; doch behielt er alle vorige Achtung für ihn, und ſeine Feinde muſten daraus erkennen, wie gefährlich es ſey, ihn anzugreifen.

Während dem wurde der Krieg zwiſchen dem Kayſer und dem Könige von Frankreich an verſchiedenen Orten fortgeſezt, und in dieſem Feldzug kam Heinrich dem erſtern nur mit 6000 Mann unter der Anführung des Wallops zu Hülfe. Sie entwarfen aber auf den folgenden im Jahr 1544 weitausſehende Anſchläge. Sie waren willens, ein jeder mit 40,000 Mann in Frankreich einzufallen, und ſich in der Gegend von Paris zu vereinigen. Um dieſen Entſchluß auszuführen, muſten ſie in einem guten Vernehmen bleiben. Heinrich konnte alſo dem Kayſer die Anforderung nicht abſchlagen, der Prinzeſſin Maria eine Stelle in der Ordnung der Erbfolge anzuweiſen.

Das Parlament verſammelte ſich den 14 Januarius 1544, und machte eine Verordnung wegen der Thronfolge, wobey es wieder nichts

that,

that, als was der König haben wollte. In dieſer Verordnung wurde der Prinz Eduard mit ſeiner Nachkommenſchaft oben an geſezt. Darauf folgten die männlichen Erben mit ihren Nachkommen, die der König mit ſeiner jezigen, oder einer künftigen Gemahlin erzeugen würde; hiernächſt die Prinzeßin Maria und ihre Abkömmlinge, und endlich die Prinzeßin Eliſabeth mit ihren Kindern. Hiebey ließ das Parlament dem Könige die Freyheit, im Fall eine von dieſen Prinzeßinnen ſich ungehorſam beweiſen, oder ohne Kinder verſterben ſollte, die Ordnung der Thronfolge nach ſeinem Gutbefinden feſt zu ſetzen.

Vermöge einer andern in eben derſelben Sizung abgefaßten Verordnung wurde der Name eines Königs von England, Frankreich und Irland, Beſchützers des Glaubens und Oberhaupts der engländiſchen und irländiſchen Kirche, mit der Krone England unzertrennlich verknüpfet.

Unter noch mehrern Verordnungen bewilligte das Parlament dem Könige einen Geldbeytrag auf eine bisher unerhörte Art, indem es verordnete, daß diejenige, welche ihm Geld geliehen, und die Bezahlung ganz oder zum Theil wieder erhalten hätten, alles wieder an die Schazkammer ausliefern, und den König darüber quittiren ſollten. So ungerecht dieſe Verordnung in Abſicht auf die Darleiher war, ſo willigte doch das Parlament in dieſes Begehren des Königs, damit der Gebrauch, Darlehen

hen aufzunehmen, aufhören möchte, der mit der Zeit das Parlament würde unnütze gemacht haben.

Ehe die fürchterliche Kriegsheere, welche Frankreich überfallen ſollten, in völliger Bereitſchaft waren, ließ Heinrich einen Theil ſeiner Völker zweymal in Schottland einbrechen, und groſſe Verwüſtungen anrichten. Er hätte ſich gar leicht des ganzen Reichs bemächtigen können, wenn er ſeine Völker nicht gegen Frankreich nöthig gehabt hätte. Zu dem wollte er auch nicht ſowol Eroberungen machen, als nur den Schottländern zeigen, weſſen ſie ſich zu verſehen haben würden, wenn ſie ſich nicht bald entſchlöſſen, in die begehrte Vermählung zu willigen. So auſſerordentlich dieſe Art der Anwerbung war, ſo gründlich iſt das Urtheil, welches damals jedermann fällete, daß Heinrich der Sache entweder zu viel, oder ihr nicht genug gethan habe.

Seit dem im vorigen Jahr getroffenen Vergleich wurden der Kayſer und Heinrich einig, Frankreich mit mehr als 100,000 Mann anzugreifen. Der Kayſer eröfnete den Feldzug mit der Eroberung von Commercy und Ligny. Weil Heinrich wegen dem ſchottländiſchen Krieg nicht ſo bald fertig ſeyn konnte, als er verſprochen hatte, ſo ließ er erſt gegen Pfingſten einen Theil ſeines Heers nach Calais unter dem Herzog von Norfolk einſchiffen; er ſelbſt aber blieb mit ſeinen übrigen Völkern noch bis zur Mitte des Monats Julius in England.

Wä-

Wären beyde Theile zu rechter Zeit erſchienen, ſo würde Paris in groſſer Gefahr geweſen ſeyn, da Franz I nicht mehr als 40,000 Mann hatte. Allein der Kayſer hielt ſich zu lange mit der Belagerung von St. Didier in Champagne auf, und Heinrich wollte auch nicht alleine auf Paris loßgehen. Er begnügte ſich alſo mit der Belagerung von Boulogne. Dieſes Mißverſtändniß war Frankreichs Errettung. Seit deme warfen beyde Fürſten einander vor, daß ſie ihren Verbindungen nicht nachgekommen, und das Vertrauen zu einander hörte auf. Ein jeder gab Franzen zu verſtehen, daß er zum Frieden nicht ungeneigt wäre. Der Kayſer ſchloß den ſeinigen am 19 September, ohne Heinrichen darinnen zu begreifen, an den ſich Boulogne den 14 eben dieſes Monats ergeben hatte.

Nachdem Heinrich dieſen Ort wohl befeſtigen laſſen, ließ er den Admiral Dudley als Befehlshaber darinnen, und reiſete den 30 September ab, um wieder nach England zu gehen, und ſeine Völker zogen ſich nach Calais zurük, wo einige Tage darauf eine Unterhandlung wegen dem Frieden zwiſchen beyden Königen gepflogen worden, die aber fruchtlos ablief, weil die Franzoſen darauf beſtunden, daß die Engländer auf bloſe Hofnung eines Friedens Boulogne, auf welches der Dauphin einen vergeblichen Verſuch gethan hatte, zurük geben ſollten.

In

In dem Lauf dieſes Jahrs wurden die meiſten Collegia, Collegialkirchen und Spithäler dem Könige abgetretten. Obgleich die darüber ausgeſtellte Urkunden alle freywillig zu ſeyn ſchienen, ſo waren ſie es doch eben ſo wenig, als die, welche die Prioren unterzeichneten, als ſie ihm ihre Klöſter überlieſſen.

Franz I rüſtete ſich nun mit aller Macht wider England. Seine Flotte landete 1545 auf der Inſul Wight, damit aber nicht viel ausgerichtet wurde. Die Abſicht ſeiner mächtigen Zurüſtung zur See gieng eigentlich dahin, Boulogne von der Seeſeite eingeſchloſſen zu halten, während daß ſolches belagert würde. Die ſchlechte Anordnung aber, welche der Marſchall von Biez vor dieſer Veſtung machte, vereitelte ſeine Abſicht.

Weil es ſchon zu ſpät im Jahr war, die Belagerung von Boulogne vorzunehmen, ſo gab Franz dem Marſchall von Biez Befehl, das dem Könige von England zuſtändige Land Oye zu verheeren. Das eingefallene Regenwetter nöthigte ihn aber, ſich bald wieder heraus zu ziehen. Doch litten die Einwohner dieſes Landes viel, weil die Beſatzung von Calais zu ſchwach war, ſich einer ſo groſſen Macht zu widerſetzen. Auf der andern Seite ſchlug Briſſac einen Haufen von 2000 Engländern. Diß war der ganze Schade, den Heinrich dieſen Feldzug über von einem Heer erlitte, das über 200,000 Mann ſtark war, und dem Feind erſtaunliche Koſten verurſacht hatte. Ver-

nuth-

muthlich trugen dieſe, nebſt dem ſchlechten Erfolg des Feldzugs, das meiſte zu dem kurz darauf geſchloſſenen Frieden bey.

Die Schwierigkeit, die ſich dabey hervorthat, beſtand darinn, daß Heinrich die Bezahlung desjenigen, was Franz ihm ſchuldig war, haben wollte, und dieſer Mangel an Geld hatte. Hiernächſt verlangte Franz die Wiedergabe von Boulogne, und wollte Schottland in dem Frieden mit begriffen wiſſen. Doch da Franz ſeit dem Tode des Herzogs von Orleans dem Kayſer nicht trauen durfte, und Heinrich befürchtete, es möchte eben derſelbe, wenn er mit den Proteſtanten in Teutſchland fertig wäre, ſeine Waffen mit der geſammten teutſchen, ſpaniſchen, italiäniſchen und niederländiſchen Macht wider England gebrauchen; ſo gab er endlich in Abſicht auf Schottland nach, und was Boulogne betraf, kamen beyde Monarchen miteinander überein, daß Heinrich daſſelbe ſo lange behalten ſollte, bis er bezahlt wäre, und Franz verſprach, die Schuld in 8 Jahren abzuführen. Demnach wurde der Friede den 7ten Junius 1546 unterzeichnet. (h) Dieſer Friede wurde den 13 Junius zu London aufs feyerlichſte bekannt gemacht. Man hielt dabey einen Umgang, bey welchem alle Koſtbarkeiten der Kirchen an Silbergeräthe und Edelgeſteinen zur Schau ausgeſtellet wurden. Es war aber auch das leztemal,

(h) *Act. publ.* T. XV. p. 93.

mal, daß man dieſe Dinge öffentlich zu ſehen bekam. Denn kurz darauf ließ Heinrich alle dieſe Reichthümer in ſeinen Schaz bringen, ohne eine andere Urſache anzuführen, als ſeinen Willen.

Während daß die Proteſtanten in Teutſchland und die Reformirten in Schottland verfolgt wurden, wurde Heinrich in ſeinem Reiche gegen die Sacramentirer ſtrenger. Er war ſeit einiger Zeit mit einem Geſchwür an dem Schenkel beſchweret, welches ihn nebſt ſeiner auſſerordentlichen Fettigkeit ſo verdrüßlich machte, daß man ſich ihm nicht ohne Zittern nahete; und diß war die Urſache, warum er am Ende ſeiner Tage grauſamer wurde, als er im Anfange derſelben geweſen.

Die Feinde der Reformation ſuchten dieſe ſeine Gemüthsart zu nutzen, und die Königin nebſt dem Erzbiſchof von Canterbury zu ſtürzen. Um ſich des leztern endlich einmal zu entledigen, gaben ſie ihn bey dem Könige offenbar als das Haupt und Beſchützer der Sacramentirer, und überhaupt derjenigen an, welche die ſechs Artikel verwarfen. Heinrich wußte aus dem eigenen Geſtändniß Cranmers, daß er die ſechs Artikel in ſeinem Herzen mißbilligte. Um aber doch zu ſehen, wie weit die Bosheit ſeiner Feinde gehen würde, bewilligte er, daß er vor dem geheimen Rath vernommen werden ſollte, und machte nach dem Wunſche ſeiner Ankläger Hofnung, ihn in den Tour ſezen zu laſſen. Allein kurz darauf ſagte er Cran-

mern ſelbſt, was wider ihn beſchloſſen ſey, und verlangte von ihm zu wiſſen, wie er ſich verantworten wollte. Cranmer dankte dem König für dieſe Gnade, und begehrte von ihm ſolche Richter, die der Glaubensſachen kundig wären. Allein der König antwortete ihm, daß ſeinem Leben dadurch ſchlecht gerathen ſeyn würde, weil ſeine Feinde ohnfehlbar ſolche Zeugen aufſtellen würden, welche die Richter nöthigten, ihn zu verurtheilen. Er befahl ihm, von dem geheimen Rath zu begehren, daß mit ihm als mit einem Gliede deſſelben verfahren werden möchte, d. i. daß man ſeine Ankläger gegen ihn verhöre, und wann dieſes Geſuch verworfen würde, ſo ſollte er an den König appelliren. Zugleich zog er ſeinen Ring vom Finger, und gab ihm denſelben mit den Worten, daß, wenn ſeine Appellation verworfen würde, er den Räthen dieſes Kennzeichen ſeines Schutzes vorzeigen ſolle. Den andern Tag erſchien Cranmer an der Thür der geheimen Rathsſtube, wo man ihn unter den Bedienten und Aufwärtern lange ſtehen ließ. Des Königs Leibarzt, der D. Buts, kam dazu, und hinterbrachte dem Könige, wie wenig Achtung man vor den Primas von ganz England trüge. Hierauf ließ der König der Rathsverſammlung ſagen, daß ſie ihn ſogleich vorlaſſen ſollte. Was der König vorher geſehen hatte, das traf auch richtig ein, ſo, daß Cranmer genöthigt wurde, des Königs Ring vorzuzeigen, welches ſeinen Feinden eine empfindliche Kränkung war. Der geheime

me Rath ſtattete hierauf dem Könige von dem, was vorgegangen war, Bericht ab. Der König ſchalt aber die Räthe Narren, und ſchwur, mit der Hand auf der Bruſt, daß er den Erzbiſchof vor ſeinen getreueſten Unterthanen halte. Der Herzog von Norfolk wollte den geheimen Rath damit entſchuldigen, daß er blos geſucht habe, Cranmers Unſchuld in ein helleres Licht zu ſetzen. Allein der König gab ihm einen ernſthaften Blik, und antwortete, daß er Leute, die er liebe, nicht ungeſtraft antaſten laſſen würde. Hierauf gebot er ihnen, ſich mit dem Erzbiſchofe zu verſöhnen, welches ſeine Feinde auch dem äuſſerlichen Scheine nach, er aber von Herzen thate, wie die Folge genugſam bewieſen hat.

Man hätte denken ſollen, daß dieſe Leute dadurch würden behutſamer geworden ſeyn; allein die Begierde, ihre Abſichten auszuführen, brachte ſie gar dahin, ſich an die Königin zu wagen, weil ſie glaubten, daß es ihnen leichter ſeyn würde, dieſe zu ſtürzen, indem der König nicht zugeben würde, daß ſeine Gemahlin von den ſeinigen unterſchiedene Religionsmeynungen hege. Sie war in ihrem Herzen eine Reformirte, und ließ bisweilen in ihrem Zimmer in Gegenwart einiger Hoffräulein vor ſich predigen. Der König erfuhr ſolches, bezeugte aber keinen Unwillen darüber. Er geſtattete ſo gar, daß ſie mit ihm über Religionsſachen diſputirte, weil er glaubte, daß eine Lehrbegierde bey ihr zum Grunde läge. Allein da die-

ſe

ſe Streitigkeiten zu weit getrieben wurden, begegnete ihr der König kaltſinniger, als vormals. Dieſen Zeitpunkt wollten ihre Feinde nicht ungebraucht vorbey gehen laſſen.

Gardiner war der erſte, dem der König ſein Mißvergnügen über die Königin entdekte. Und damit wandte er ſich eben an den gröſten Widerſacher derſelben, der ſich alle Mühe gab, des Königs Verdruß zu unterhalten. Der Kanzler Thomas Wriothesley unterſtüzte den Biſchof von Winchester aus allen Kräften, und brachte ſo gar dem Könige bey, daß ſie wider das Reich Verſchwörungen ſchmiede. Sie giengen endlich ſo weit, daß ſie gewiſe Anklagen wider ſie aufſezten, welche der König ſelbſt unterſchrieb. Der Kanzler verlohr dieſes Papier aus Unvorſichtigkeit, und es kam in der Königin Hände, die ſich ſchon für verlohren hielte, als ſie des Königs Unterſchrift ſahe. Es rieth ihr jemand, der bey ihr war, daß ſie den König ſelbſt ſprechen, und ihn zu beſänftigen ſuchen ſollte. Sie gieng demnach mit einer zuverſichtlichen Mine in ſein Gemach, und that, als ob ſie von dem Vorgang nichts wüßte. Der König lenkte das Geſpräch gleich auf Religionsſachen. Sie antwortete, daß ſie erſt von ihm lernen müßte, was man glauben ſolle. Nein, nein, erwiederte der König, ihr ſeyd ſo gelehrt als ein Doctor, und ihr könnet mir ſelbſt Unterricht geben. Die Königin ſtellte ſich über dieſe Worte beſtürzt zu ſeyn, und ſagte ganz gelaſſen, ſie bedaure, daß er ihre Frey-

 heit,

heit, ſich mit ihm in Religionsgeſpräche einzulaſſen, nicht gnädig aufgenommen habe; ſie habe darunter weiter nichts geſucht, als ihn zu vergnügen und ſich zu unterrichten; ihre Erkänntniß habe auch würklich dadurch zugenommen, und ſie hätte blos deswegen Einwürfe gemacht, um ſich die Schwierigkeiten, die den Begrif eines Frauenzimmers überſteigen, benehmen zu laſſen. Darauf erwiederte der König: Wenn dem alſo iſt, ſo ſind wir gute Freunde. Hierauf ließ er ſie nach einer zärtlichen Umarmung von ſich. Den folgenden Tag, an welchem die Königin in den Tour ſollte geſezt werden, ließ ſich der König in den Garten führen, und die Königin zu ſich rufen. Sogleich erſchien der Kanzler mit einer Wache. Allein der König gieng ſchnell auf ihn zu, und kurz darauf hörte man ihn mit ſtarker Stimme ihn einen dummen Kerl, einen Narren und Böſewicht ſchelten. Als er wieder zur Königin kam, ſuchte ſie ihn zu beſänftigen. Allein der König antwortete ihr, daß niemand weniger, als ſie, Urſache habe, für ihn eine Fürbitte einzulegen.

Nun ſahe der König, daß die Feinde der Reformation weiter nichts ſuchten, als alle ſeine Einrichtungen umzuſtoſſen, und fieng an, ſie zu haſſen. Gardiner fiel in Ungnade, und wurde von der Zahl derer ausgeſchloſſen, welche der König zu Vollziehern ſeines Vermächtniſſes und Mitgliedern des Raths ſeines Sohns Eduard beſtellt hatte.

Ein weit härteres Schikſal aber mußten der Herzog von Norfolk und ſein Sohn, der Graf von Surrey, erfahren. Heinrich merkte an ſich, daß er nicht mehr lange leben würde. Und weil er beyde Herrn als eifrige Anhänger des Pabſts kannte, ob ſie ſich ſchon klüglich verſtellten; ſo war er beſorgt, ſie möchten nach ſeinem Tode die Ruhe ſeines minderjährigen Sohnes ſtöhren, ja wol gar mit Hülfe des Pabſts und des Kayſers die Crone der Maria zuwenden. Um dieſem Uebel vorzubeugen, beſchlos er ihren Untergang. Der Vorwand dazu fand ſich gar bald. Man beſchuldigte ſie, daß ſie ſchädliche Abſichten wider das Reich hegten, und nur auf des Königs Tod warteten, um dieſelben auszuführen; daß der Graf von Surrey Abſichten auf die Prinzeßin Maria habe, und daß etwas darunter verborgen ſeyn müſſe, daß er in ſeinen Schild das Wappen des H. Eduards ſetzen laſſen, und der Herzog, ſein Vater, dieſes Viertel nur darum leer lieſſe, um es zu einer bequemern Zeit damit auszufüllen. Auf dieſe Beſchuldigungen ließ ſie der König in den Tour ſetzen, und bekannt machen, daß, wenn jemand etwas wider dieſe Gefangene anzubringen habe, er ein günſtiges Gehör finden ſolle.

Einige Zeit vorher ſezte der König die beyden Univerſitäten Oxford und Cambridge in alle ihre Güter und Freyheiten wieder ein, ob ſie gleich nach der Parlamentsverordnung hätten eingezogen werden ſollen. Kurz darauf ſtif-

tete er das Dreyfaltigkeitscollegium, welches eine der beſten Stiftungen dieſer Art iſt.

Indem man beſchäftigt war, alles aufzuſuchen, was wider den Herzog von Norfolk und ſeinen Sohn zu einer förmlichen Anklage dienen konnte, ließ der König das Teſtament umſchreiben, welches er vor dem lezten Feldzug wider Frankreich gemacht hatte. In der Thronfolge räumte er die fünfte Stelle der Franciſca Brandon ein, welche die älteſte Tochter ſeiner Schweſter Marien und des Herzogs von Suffolk war; die ſechste aber ihrer jüngern Schweſter, Eleonora Brandon. Endlich wollte er, daß, wenn alle dieſe Perſonen ohne Nachkommen ſterben ſollten, die Krone an die allernächſte Erbin fallen ſolle. Dadurch konnte er wol niemand anders, als die junge Königin von Schottland, Maria, ſeiner älteſten Schweſter Margarethen Enkelin, verſtehen, welche nach der natürlichen Ordnung der Erbfolge, den Kindern der Maria, jüngern Schweſter des Königs, hätte vorgehen ſollen.

Zu Vollziehern ſeines Teſtaments ernannte er dreyzehn Herrn, die auch den geheimen Rath ſeines Prinzen, bis er das 18te Jahr zurükgelegt hätte, ausmachen ſollten, und befahl denenſelben, alle ſeine Schulden zu bezahlen.

Während daß der König ſein Vermächtniß ins reine bringen ließ, wurde der Rechtshandel obbenannter Herrn eifrig fortgeſezt. Weil der König nicht wollte, daß ſie ihn überlebten,

ſo war nichts fähig, ſie zu retten. Der Graf von Surrey wurde des Hochverraths beſchuldiget, ob man ſchon in dem Zeugenverhör nichts gegründetes davon findet. Das Wappen des H. Eduards wurde ihm am meiſten zur Laſt gelegt, und er den 19ten Januarius 1547 enthauptet.

Indeſſen wendete der Herzog von Norfolk alles an, um ſich Gnade bey dem Könige auszuwürken. Er ſchrieb einen demüthigen Brief an ihn, worinnen er bezeugte, daß er ſich keines Verbrechens ſchuldig wiſſe, auſſer daß er ſich allzueifrig wider die Sacramentirer bewieſen habe, worinn er doch nur des Königs Befehle befolgt hätte. Mit dieſem Schreiben richtete er nichts aus, weil es eben ſo viel war, als ob er den König einer Ungerechtigkeit beſchuldigen wollte. Er verſuchte es alſo auf eine andere Art. Er unterzeichnete eine Schrift, worinnen er geſtund, daß er des Hochverraths ſchuldig ſey, weil er es dem Könige nicht angezeigt habe, daß ſein Sohn das Wappen des H. Eduards angenommen, welches der König allein zu führen berechtiget ſey. Allein auch damit erreichte er ſeinen Endzwek nicht, ſondern der König gab mit Genehmhaltung des Parlaments Befehl, ihm den 29 Januarius den Kopf abſchlagen zu laſſen. Zu ſeinem guten Glücke aber ſtarb der König die Nacht vorher, ehe das Urtheil vollzogen wurde, und der geheime Rath fand nicht für dienlich, den Anfang einer neuen Regierung mit dem Blute eines der grö-

ſten Herrn im Königreiche zu beflecken. Man muß hier merken, daß Cranmer während dem Proceß dieſer beyden Herrn nie am Hof erſchienen, um den Verdacht von ſich zu entfernen, als ob er an ihrem Untergang Theil genommen hätte, ob ſie ſchon für ſeine ärgſten Feinde mit Recht gehalten wurden.

Der König lag ſchon krank, als man wider erſtgedachte Herrn gerichtlich verfuhr. Doch konnte der Gedanke von der Rechenſchaft, die er nächſtens GOtt geben müßte, die Vortheile der Staatskunſt nicht überwiegen. Seine Krankheit nahm täglich zu, doch getrauete ſich niemand, ihm zu ſagen, daß ſein Ende nahe ſey. Endlich hatte der Ritter Thomas Denny ſo viel Herzhaftigkeit, ihm dieſe traurige Nachricht zu hinterbringen. Der König dankte ihm dafür, und bezeugte eine wahre Reue über alle Ausſchweifungen ſeines Lebens. Hierauf fragte er ihn, ob er einen Geiſtlichen verlange, und er antwortete, daß, wenn man einen kommen laſſen wolle, es der Erzbiſchof von Canterbury ſeyn müſſe. Weil ſich aber Cranmer damals auf ſeinem Hauſe zu Croydon aufhielte, kam er erſt, da der König ſchon ſprachlos war. Er konnte alſo weiter nichts thun, als ihn bitten, daß er durch ein Zeichen zu verſtehen geben wolle, daß er auf den chriſtlichen Glauben ſterbe. Der König drukte ihm die Hand, und verſchied einen Augenblik darauf, in der Nacht zwiſchen dem 28 und 29ſten Januarius 1547, in einem Alter von 56 Jahren,

ren, nachdem er 37 Jahre und 9 Monate regiert hatte. Sein Tod wurde drey Tage geheim gehalten, vermuthlich, um ſich zu berathſchlagen, ob man den Herzog von Norfolk hinrichten laſſen ſolle. Endlich aber kündigte man dem Parlament an, daß daſſelbe mit dem Tode des Königs geſchloſſen ſey.

Wir haben bereits oben eine kleine Schilderung von dieſem Fürſten gegeben, deſſen Regierung, um der vielen darunter vorgefallenen Veränderungen willen, unter die merkwürdigſten gezehlet werden muß. Man kan ihn aus ſeinem Leben und aus ſeinen Handlungen ſehr genau kennen lernen. Und wenn man dieſe betrachtet, ſo gehöret er mehr unter die groſſen, als guten Könige. Er war unbeweglich, wenn er ſich einmal etwas in Kopf geſezt hatte, wie die nach willkührlichen Grundſätzen unternommene Kirchenverbeſſerung deutlich zeiget. Darneben kan man ihn nicht von der Grauſamkeit freyſprechen, da er Leuten von beyderley Lehrbegriffen mit gleicher Strenge begegnete. Daher kommt es, daß ſich die Schriftſteller von beyden Partheyen die Mühe genommen haben, ſeine guten Eigenſchaften ſo ſorgfältig bekannt zu machen, als ſich ſeine Feinde über ſeine Laſter ausgebreitet haben, ob man gleich geſtehen muß, daß er weder ungemeine Tugenden, noch ungemeine Laſter an ſich gehabt habe.

Das ſechzehnte Buch,

welches die Regierungen Eduards VI und Marien enthält.

Eduard VI

vom Jahr 1547.

Eduard VI war zehen Jahr alt, als er den Thron beſtieg. Seine gute Eigenſchaften machten groſſe Hofnung von ihm. Er hatte ein vortrefliches Gedächtniß und einen durchdringenden Verſtand; dabey ſparte er keine Mühe, um ſich geſchikt zu machen, ſeine Regierung wohl zu führen. In ſeinem achten Jahre ſchrieb er ſchon lateiniſche Briefe an ſeinen Vater. Das Franzöſiſche war ihm ſo geläufig, als das Engliſche. Er lernte auch das Griechiſche, Spaniſche und Italiäniſche. Darauf legte er ſich auf die Wiſſenſchaften, und brachte es darinn bis zum Erſtaunen. Cardanus, der ihn in ſeinem 14 Jahr geſehen hatte, redet von ihm als von einem Wunder ſeiner Zeiten.

Nachdem er zum Könige ausgerufen worden, verſammelte ſich der geheime Rath, öfnete Heinrichs Teſtament, und fand, daß derſelbe ſechzehn Perſonen benannt habe, welche

che Vollzieher ſeines Teſtaments, Reichsverweſer und Vormünder des jungen Königs ſeyn ſollten. Auſſer dieſen hatte er zwölf andere benennet, welche ihren Rath ausmachen ſollten. (i)

Man hatte nicht ſo bald die Reichsverwaltung nach Heinrichs leztem Willen eingerichtet, als man ſchon darauf bedacht war, darinnen eine Veränderung zu treffen. Einige von den Reichsverweſern brachten in Vorſchlag, einen Protector zu ihrem Haupte und vorſitzenden Rath zu wählen, welcher zugleich des Königs Hofmeiſter ſeyn ſolle; doch wurde die Bedingung beygefügt, daß derſelbe ohne Einwilligung der übrigen Reichsverweſer nichts vornehmen ſolle. Hierauf fiel die Wahl auf den Grafen von Hartford und Herzogen von Sommerſet, des jungen Königs Mutter Bruder, welcher vermuthlich den Vorſchlag durch ſeine Freunde hatte thun laſſen.

Der junge König wurde den 20ſten Februarius gekrönet, und an eben dem Tage eine Amneſtie bekannt gemacht, von welcher der Herzog von Norfolk, der Cardinal Polus, nebſt vier andern ausgeſchloſſen wurden.

Der Protector ließ ſich mit der eingeſchränkten Gewalt, die er hatte, nicht begnügen. Er ſtellte den Reichsverweſern vor, daß verſchiedene Leute, und unter denſelben auch der franzöſiſche Geſandte Zweifel erregten, ob ſie aus eigener Gewalt einen Protector hätten ernennen können, und bat ſie um Erlaubniß, daß er

(i) *Act. publ.* T. XV. p. 110.

er ſich darüber eine Vollmacht vom Könige unter dem groſſen Siegel ausfertigen laſſen dürfte. Es wurde ihm ſolches ohne Schwierigkeit bewilliget; man weiß aber nicht, ob er in der Vollmacht, die er ſich deswegen ausfertigen laſſen, nicht eine Argliſt gebraucht habe. Denn es wurde in derſelben der Bedingung mit keinem Worte gedacht, unter welcher er anfänglich erwählet worden; hingegen gab ihm der König freye Macht und Gewalt, nach ſeinen Einſichten zu handeln, zum Beſten und Nutzen ſeiner Perſon und ſeines Königreichs.

Von der Zeit an regierte er mit einer willkührlichen Gewalt, wodurch er ſich den Haß vieler Leute, beſonders des Adels, zuzog. Dagegen machten ſich die Freunde der Reformation von ihm deſto gröſſere Hofnung, weil ſie wußten, daß er derſelben ſehr geneigt wäre. Ihre Parthie nahm auch würklich um ſo mehr zu, da der König ihrem Lehrbegrif, den ihm ſein Lehrmeiſter, der D. Coxe, beybrachte, ſelbſt beypflichtete. Auſſer dem hatten ſie groſſe Stützen an Cranmer, Erzbiſchofen von Canterbury, Hölgate, Erzbiſchofen von York, Holbach, Biſchofen von Lincoln, Groodrick, Biſchofen von Ely, dem D. Ridley und Latimer.

Dieſe günſtige Umſtände machten, daß ſich der Protector und die Räthe, die mit ihm gleich geſinnet waren, entſchloſſen, die Kirchenverbeſſerung völlig zu Stande zu bringen. Sie machten dazu den Anfang durch eine Unterſuchung

chung aller Kirchen, die ſie durch Gevollmäch-tigte verrichten lieſſen, davon Burnet in ſeiner vortreflichen Reformations-Geſchichte von England die beſten und ſchönſten Nachrichten ertheilet.

Dieſe Unterſuchung fieng ſich im Auguſt-monat, faſt zu eben der Zeit an, als England mit Schottland in einen Krieg verwickelt wurde.

Heinrich VIII hatte ſeine Händel mit Schottland in einem ſolchen Zuſtande verlaſ-ſen, daß man entweder von der eingegangenen Vermählung zwiſchen Eduarden und der Ma-ria abſtehen, oder die Erfüllung des Vertrags mit gewafneter Hand betreiben mußte. Da nun Heinrich vor ſeinem Tode ausdrüklich ver-ordnet hatte, alles mögliche zu thun, die Ver-mählung in Stand zu bringen, und bey den Schottländern durch keine gütliche Vorſchlä-ge etwas auszurichten war; ſo fiel der Pro-tector den 3ten September mit 15000 Mann zu Fuß und 3000 Pferden in das Schottländi-ſche Gebiet ein, und hatte den Grafen von Warwik zu ſeinem Generallieutenant. Die Schottländer ſezten ihm 30,000 Mann entge-gen.

Da ſich nun der Protector mit dieſer über-legenen Macht nicht gerne einließ, ſchrieb er an den Grafen von Aran, Reichsverweſer in Schottland, daß er, um das Menſchenblut zu ſchonen, bereit ſey, wieder nach England zurük zu gehen, wenn die Schottländer bewil-

ligen

ligen wollten, daß die junge Königin bis zu ihrem volljährigen Alter in Schottland erzogen würde, und bis dahin Verſicherung ſtellen, daß dieſelbe an keinen Fremden verlobet werden ſolle. Obgleich die Schottländer dieſen Vorſchlag ohne Gefahr hätten annehmen können, ſo behielt doch die franzöſiſche Parthey die Oberhand, und machte, daß er trozig verworfen wurde.

Hierauf rükte der Protector gegen die Schottländer an, und da kam es dann den 10 September zwiſchen beyden Heeren zur Schlacht, in welcher dieſe nach einem hartnäkigen Gefechte in die Flucht geſchlagen wurden, nachdem ſie 14,000 Todte auf der Wahlſtatt, und 1500 Gefangene in den Händen der Engländer gelaſſen hatten.

Schottland gerieth über dieſen Verluſt in das äuſerſte Schrecken. Der Reichsverweſer und die Königin flohen mit dem Reſt ihres Heers nach Sterling, und legten eine Beſazung in das Schloß zu Edimburg. Wenig Tage darauf rükten die Engländer in dieſe Stadt, und plünderten dieſelbe. Hätte der Protector ſeinen Sieg verfolgt, ſo würde er ohne Zweifel die junge Königin ausgeliefert bekommen, oder das ganze Königreich erobert haben. Seine eigne Angelegenheiten riefen ihn aber nach Hauſe, da er eben im Begrif war, die Früchte ſeines Siegs einzuſammeln. Sein eigner Bruder, Thomas Seymour, Großadmiral von England, machte eine Verſchwörung wider ihn, und war darinn bereits weit gekommen. Um

dieſ

dieſe zu dämpfen, eilte er ſo ſchleunig zurücke, obgleich eine andere Urſache vorgewendet wurde.

Er gieng den 18 September wieder nach London, nachdem er in dieſem Feldzug, den er in 16 Tagen endigte, nicht mehr als 62 Mann verlohren, wenn man den engländiſchen Berichten Glauben beymeſſen darf. So ſehr das Volk dieſe ſeine trefliche Thaten lobte, ſo ſehr wurde er von den Groſſen beneidet. Dieſe verſchiedene Neigungen waren ihm ſehr ſchädlich; denn dadurch ließ er ſich verleiten, auf die Gunſt des Pöbels allzuſehr zu bauen, und ſich über den Adel zu erheben. Man kan von dem Betragen dieſes Herrn, der ſonſt beſcheiden und leutſelig war, keinen andern Grund angeben, als die Begierde, die Reformation zu befördern. Diß brachte ihn ohne Zweifel auf die Gedanken, diejenige von der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu entfernen, von denen er einen Widerſpruch vermuthen muſte.

Nachdem die Gevollmächtigte, welche die Kirchen unterſuchten, ihren Bericht abſtatteten, fand man, daß die Biſchöfe, Bonner von London und Gardiner von Winchester ſich nicht in allen Stücken nach den Befehlen des geheimen Raths gerichtet. Sie behaupteten ſonderlich, daß es nicht erlaubt ſey, während der Minderjährigkeit des Königs eine Aenderung in der Religion vorzunehmen. Da dieſer Grund-

ſaz bedenkliche Folgen haben konnte, nahm man daher Anlaß, ſie in Verhaft zu nehmen.

Den 4 November verſammelte ſich das Parlament, und machte verſchiedene wichtige Verordnungen, worunter einige das Reich, andere die Religion betrafen. Das Geſetz der ſechs Artickel wurde aufgehoben, und dem Könige die höchſte Kirchengewalt aufs neue beſtätiget. Man ſchafte die geheimen Meſſen ab, und gab dem Volk den Kelch im Abendmal wieder. Das Parlament erklärte auch diejenige unter denen von Heinrich ernannten Thronerben des Hochverraths ſchuldig, welche ſuchen würden, die von dieſem Fürſten gemachte Ordnung der Thronfolge zu ſtören, und ihre Anhänger ſollten in gleiche Strafe verfallen. Das Parlament machte endlich eine Amneſtie, von welcher die Gefangenen im Tour, und die aus dem Königreich gewichen waren, ausgenommen worden. Weil nun Gardiner nicht im Tour ſaß, kam ihm dieſe Wohlthat zu ſtatten.

Wir haben ſchon mit wenigem angezeigt, warum der Protector Schottland ſo geſchwind verlaſſen. Nun iſt es nöthig, davon umſtändlicher zu ſprechen, weil dieſer Handel während der Sizung des Parlaments ausbrach.

Der Protector wurde von niemand mehr beneidet, als von ſeinem eignen Bruder. Der Admiral war ein frecher, ſtolzer und hiziger Herr. Es that ihm empfindlich wehe, daß ihm der verſtorbene König nicht auch eine Stelle unter den Reichsverweſern angewieſen hatte. Unmit-

telbar nach Heinrichs Tod legte er ſeine Ehrſucht damit an den Tag, daß er ſich um die Prinzeſſin Eliſabeth bewarb. Weil ihm dieſes nicht gelingen wolte, wandte er ſich an die verwittibte Königin Catharina Parr, und wuſte ihr Herz ſo zu gewinnen, daß er ſie heimlich heurathete, ohne ſeinen Bruder davon etwas wiſſen zu laſſen. Die Heurath wurde ſo geſchwinde nach Heinrichs Tod vollzogen, daß, wenn die Königin ſo bald, als es möglich war, ſchwanger geworden wäre, die Frage hätte entſtehen können, ob das Kind von dem Könige oder dem Admiral da ſey. Nachdem er ſeine Ehe einige Zeit geheim gehalten, würkte er ohne Vorwiſſen des Protectors von dem Könige ein Schreiben aus, darinn er bezeugte, daß es ihm lieb ſeyn werde, wenn der Admiral die Königin heurathe. Und nun machte er weiter kein Geheimniß aus ſeiner Ehe. Diß war der Anfang zu ihren Mißhelligkeiten. Des Protectors Mäſigung hinderte aber, daß ihre Uneinigkeit nicht zum Ausbruche kam, ob er gleich über ſeinen Bruder mißvergnügt blieb; und dieſer wurde immer eiferſüchtiger, je mehr die Gewalt des Protectors zunahm. Der Admiral faßte endlich den Anſchlag, dieſen zu ſtürzen. Er fieng es um das Oſterfeſt damit an, daß er des Königs Hausbediente auf ſeine Seite brachte, dadurch er ſoviel erhielt, daß der König öffters zu ihm kam, um ſeiner Stiefmutter einen Beſuch abzuſtatten. Hier ſuchte er ſich nun dem Könige ſehr gefallig zu machen; er gab ihm heimlich Geld

zu ſeinen kleinen Ergözlichkeiten. Diß gefiel dem jungen Fürſten ſehr wohl. Doch konnte es nicht ſo geheim geſchehen, daß der Protector nicht etwas davon erfahren hätte. Er gab deßwegen ſeinem Bruder einen Verweiß, der aber alles ſehr trozig leugnete.

So bald der Protector nach Schottland aufgebrochen war, ſezte der Admiral ſeinen Handel fort, und ſuchte ſich immer mehr bey dem Könige einzuſchmeicheln. Wie der Ritter Paget, der dem Protector ergeben war, ſolches ſahe, glaubte er verbunden zu ſeyn, deßhalben mit ihm zu ſprechen. Weil er aber mit des Admirals Antwort nicht zufrieden war, gab er ſofort dem Protector davon Nachricht, und dieſer eilte deßwegen aus Schottland, um denen Abſichten ſeines Bruders zuvorzukommen.

Doch war ſeine Ankunft nicht vermögend, den Anſchlägen des Admirals Einhalt zu thun. Er ſezte dieſelbe vielmehr eiferiger fort, und auſſer, daß er einige unter den geheimen Räthen, verſchiedene vornehme Herrn und viele Glieder von dem Unterhauſe auf ſeine Seite gebracht hatte, überredete er den König, daß er mit eigener Hand an das Parlament ſchrieb, und daſſelbe erſuchte, den Admiral zu ſeinem Oberhofmeiſter zu ernennen. Der Admiral ſollte dieſes Schreiben ſelbſt an das Unterhaus bringen; allein ſein Handel wurde verrathen, ehe er ſeinen Anſchlag ausführen konnte. Der geheime Rath ſchikte Abgeordnete

an ihn, die ihn vermögen ſollten, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Allein er beantwortete ihre Vorſtellungen mit Drohungen. Man lud ihn auf den folgenden Tag vor den geheimen Rath, aber er weigerte ſich zu gehorchen. Darauf drohete man ihm mit dem Verluſt ſeiner Aemter und der Lebensſtrafe. Dieſe Drohung machte, daß er ſich vor dem Protector und dem geheimen Rath demüthigte, und ſich mit dem erſtern ausſöhnete, welcher ohnehin weiter nichts ſuchte, als ihn durch Gelindigkeit auf beſſere Gedanken zu bringen. Doch geſchahe die Ausſöhnung nur äuſerlich. Der Admiral hörte nicht auf, dem Könige einen Widerwillen gegen den Protector und ſeine andere Staatsbedienten beyzubringen. Dieſes veranlaſſete den Protector, daß er Kundſchafter beſtellete, die auf alle Tritte ſeines Bruders acht haben mußten, den er nun als einen ſehr gefährlichen Feind anſahe.

Im Anfange des Jahrs 1548 machte der geheime Rath verſchiedene Veränderungen in Abſicht der Religion. Er verbot gewiſe Kirchengebräuche, ließ dem Volk die Freyheit zu beichten, oder es zu unterlaſſen, alle Bilder aus den Kirchen nehmen, und dieſe Verordnungen durch den König beſtätigen. Gardiner widerſezte ſich denſelben ohne Scheu, und wollte behaupten, daß man keine Veränderung in Religionsſachen machen könne, ſo lange der König minderjährig wäre. Allein er mußte ſeinen Widerſpruch in dem Tour büſſen,

wodurch die übrigen Anhänger der römiſchen Kirche behutſamer gemacht wurden.

Indeſſen ſuchte der Protector, um das Reformationswerk beſſer betreiben zu können, mit Schottland einen Waffenſtillſtand auf zehen Jahre zu ſchlieſſen. Die Schottländer gaben aber dieſem Geſuch kein Gehör, weil ſie eine mächtige Hülfe von Frankreich erwarteten. Er ſahe ſich alſo gezwungen, den Krieg fortzuſetzen. Er ernannte deßwegen den Grafen von Shrewsbury zu ſeinem Lieutenant, und übergab ihm die Anführung des Kriegsheers. Da dieſes die Grenzen ſeiner Gewalt zu überſteigen ſchien, ließ er ſich ſeine Vorrechte, die er als Protector hatte, erweitern. Der König machte ihn zu ſeinem Generallieutenant, mit der Gewalt, ſeine Unterthanen die Waffen ergreifen zu laſſen, ſo oft er es gut fände, und an ſeiner ſtatt Lieutenants zu ernennen. Diß lief nun allerdings ſehr wider die Willensmeynung des verſtorbenen Königs, und folglich auch wider die Parlaments-Verordnung, welche jene bekräftigt hatte.

Während daß man ſich wegen der Fortſezung des Kriegs berathſchlagte, belagerte der Reichsverweſer von Schottland das Schloß Browghty vergeblich. Da er ſeine ganze Macht an dieſen wehrloſen Ort wandte, nahmen die Engländer das Schloß Hadington weg, und lieſen es in aller Eil beveſtigen. Sie verheerten eine der fruchtbarſten Provinzen von Schottland,

land, worinn dieſer Ort gelegen war, und bekamen auch Lauder in ihre Gewalt. (k)

Gegen das Ende des Maymonats erhielten die Schottländer 6000 Mann Hülfsvölker aus Frankreich, und nachdem der Reichsverweſer 8000 Mann dazu ſtoſſen laſſen, belagerten ſie gemeinſchaftlich Hadington. Während dieſer Belagerung fiel man auf den Entſchluß, die junge Königin von Schottland nach Frankreich zu ſchicken. Dieſer Entſchluß wurde nicht durchgängig gut geheiſſen, am allerwenigſten von denen, welche der Reformation geneigt waren. Sie gaben vor, daß man ſich dadurch allen Weg zum Frieden mit England ſelbſt abſchneiden, und das franzöſiſche Joch über den Hals ziehen würde. Die Gegenparthey, die durch die Geiſtlichkeit unterſtüzt wurde, drang aber doch endlich durch, beſonders da der König von Frankreich den Reichsverweſer damit auf ſeine Seite zog, daß er ſich anheiſchig gemacht, demſelben den Namen eines Herzogs von Chatelleraut mit einem Einkommen von 12,000 Pfund an liegenden Gütern zu ertheilen. Die Königin wurde alſo mit eben denſelben Schiffen, auf welchen die Hülfsvölker überbracht worden, nach Frankreich geſchicket.

Die Belagerung von Hadington wurde ſogleich aufgehoben, als Shrewsbury mit 17,000 angezogen kam. Er bot denen Schottländern vergeblich eine Schlacht an,

 und

(k) *Buchanan* L. XV. p. 533. ſqq.

und gieng darauf mit ſeinem Heer wieder nach England zurük. Man weiß nicht, was zu dieſem ſchleunigen Rükzug Gelegenheit gegeben hat, und wo dieſes Heer hingekommen iſt. Solcher war kaum geſchehen, als der franzö- zöſiſche Feldherr Deſſe Hadington zu überfallen ſuchte. Er war ſchon im Begrif, in den Ort einzudringen, da ein übergelaufener Franzoſe ein Stük loßbrannte, welches ſo gute Würkung hatte, daß die franzöſiſche Völker ſich eilends zurükzogen. Hierauf that Deſſe einen Einfall in England, und drang ohne Widerſtand bis nach Newcaſtel, und machte viele Beute. Da er aber denen Schottländern daran keinen Antheil laſſen wollte, und ſonſt mit ihnen hart und gebieteriſch verfuhr, wurde er auf die Beſchwerden der verwittibten Königin abgerufen, und de Thermes an ſeine Stelle geſandt. Ueberhaupt fiengen die Schottländer nun an, es zu bereuen, daß ſie die junge Königin Frankreich überlaſſen hatten.

Die Reformation nahm gegen das Ende dieſes Jahrs in England von neuem zu. In einer Parlaments-Sitzung, die den 24 November gehalten wurde, erlaubte man denen Prieſtern die Ehe, und führte eine neue Liturgie ein, die faſt mit der einerley iſt, deren ſich die engländiſche Kirche noch itzo bedienet. (l)

So gut auch dieſer Fortgang war, ſo waren doch die eifrigen Reformirten mit dem Protector und Cranmern, als den vornehm-ſten

(l) *Burnet* P. II. p. 61 — 95.

ſten Stützen der Reformation, nicht völlig zufrieden, daß ſie dieſelbe, ihrer einmal veſtgeſezten Regel nach, nur ſtufenweiſe zu befördern trachteten. Die Feinde, welche der Protector unter dem Adel hatte, lieſen ſie fürchten, daß bey einer plözlichen Staatsveränderung das Werk unausgemacht liegen bleiben möchte. Dieſe ihre Furcht hatte um ſo vielmehr Grund, da der Protector ſich gezwungen ſahe, ſo gar ſeinen eigenen Bruder in Verhaft nehmen zu laſſen, der ſchon eine Parthie wider ihn gemacht hatte.

Der Admiral war nach dem Tode ſeiner Gemahlin, der Königin, die im September geſtorben, willens, ſeinen alten Entwurf wieder hervor zu ſuchen, und die Prinzeßin Eliſabeth zu heurathen. Er fand aber ihre Neigung ſeinen Geſinnungen nicht gemäß. Darum wollte er einen andern Weg einſchlagen, ſeinen Ehrgeiz zu ſtillen. Man beſchuldigt ihn, daß er den König aufheben, den Protector, ſeinen Bruder, wegjagen, und ſich ſelbſt der Reichsverwaltung bemächtigen wollen. So viel iſt gewiß, daß er ſich ſehr ungeſcheut gegen den Protector herausgelaſſen, und endlich die Gedult deſſelben ermüdet hat.

Nachdem der geheime Rath von ſeinen aufrühriſchen Unternehmungen Nachricht erhalten, ließ er ihn in den Tour ſetzen. Hierauf wurden ſeine Ankläger durch Gevollmächtigte vernommen. Dieſe gaben an, daß er nebſt andern eine Verſchwörung wider die Regierung

angeſponnen, und ſonſt noch viele andere Dinge in der Verwaltung ſeines Amts zu Schulden habe kommen laſſen. Seine Anklage beſtund überhaupt in 33 Punkten. Man verhörte ihn darüber, er gab aber keine Antwort, ſondern verlangte gegen ſeine Ankläger geſtellt, und nach den Geſetzen gerichtet zu werden. Den Tag darauf gieng die ganze geheime Rathsverſammlung in den Tour, um ihn zu verhören. Allein er weigerte ſich abermals zu antworten, und beſtund auf ſeinem erſtern Geſuch. Es iſt ſeltſam, daß man ihm ſolches abgeſchlagen, da doch ſein Verbrechen ſowol durch ſeine eigene Briefe, als der Zeugen Ausſagen klar am Tage lag. Er verlangte endlich nur, daß man ihm die Klagartickel zur Beantwortung laſſen möchte. Aber auch dieſes konnte er nicht erhalten, ſondern ſeine Sache wurde mit einſtimmiger Bewilligung des Königs, des Raths und des Protectors, an das Parlament gebracht, damit er durch eine Verordnung vom Attainder (m) gerichtet würde. Nachdem dieſe Verordnung in beyden Parlaments-Häuſern, obſchon in dem Unterhauſe mit mehrerer Schwierigkeit, durchgegangen, wurde der Admiral den 20 Merz 1549 enthauptet.

Ehe das Parlament auseinander gieng, bewilligte es nebſt der Geiſtlichkeit dem Könige einen Beytrag zur Eroberung des Königreichs Schott-

(m) kraft welcher einer des Verbrechens überführet iſt.

Schottland, worauf es bis auf den 4 November verſchoben wurde.

Gleich darauf wurde die neue Liturgie in in allen Kirchen eingeführt, und überall ohne Widerſpruch angenommen, auſſer von der Prinzeßin Maria nicht. Man wollte ſie dazu nöthigen; der Kayſer legte aber eine Fürſprache für ſie ein, dem man aus Staatsurſachen verſprach, ſie einige Zeit in Ruhe zu laſſen.

Um dieſe Zeit kamen viele Widertäufer aus Teutſchland nach England. Da der geheime Rath fürchtete, ſie möchten ihre Irrthümer ausbreiten, ließ er eine Unterſuchung ihrentwegen anſtellen, und da traf dann eine Engländerin, mit Namen Johanna Bocher, ſonſt Johanna von Kent genannt, das Unglük, daß ſie als eine Ketzerin zum Feuer verdammt wurde. (n) Der König wollte anfänglich dieſes grauſame Urtheil nicht unterſchreiben, endlich aber ließ er ſich durch die Vorſtellungen Cranmers überreden, daß er es mit weinenden Augen that, und zu ihm ſagte, daß, wenn er Unrecht thue, Cranmer die Verantwortung vor GOtt haben müßte. Dieſe Handlung gereicht dem Erzbiſchofe nicht zur Ehre, ſeine Gründe mögen auch beſchaffen geweſen ſeyn, wie ſie wollen. Zwey Jahre hernach wurde auch ein Teutſcher, Namens Georg von Parr, um gleicher Urſache willen verbrannt. Er war ein frommer Mann, und erduldete die Strafe mit vieler Bereitwilligkeit und Gelaſſenheit.

In-

(n) *Act. publ.* T. XV. p. 181.

Indem man alſo ſtrenge wider die Ketzer verfuhr, empörten ſich viele Provinzen, die mit dem Adel übel zufrieden waren, weil ihnen derſelbe ihre Nahrung ſchwächte. Es würde für unſere Abſicht zu weitläufig ſeyn, wenn wir dieſe Empörung einzeln erzehlen wollten. Wir begnügen uns zu ſagen, daß der Protector durch ſeine Handlungen nicht undeutlich verrathen, wie er es mit denen Aufrührern nicht aufs genaueſte zu nehmen begehrte, es mag nun ſeyn, daß er geglaubt, das Volk habe Urſachen, ſich zu beſchwehren, oder daß er ſich bey demſelben in Gunſt ſetzen wollen, weil er den Haß und Neid des Adels auf ſich hatte. Nachdem alle Unruhen geſtillt waren, ließ er wider des geheimen Raths Willen eigenmächtig eine Vergeſſenheit alles deſſen, was bis auf den 21 Auguſt vorgefallen, bekannt machen. Seine Vollmacht erlaubte ihm zwar dieſes; allein er häufte dadurch das Mißvergnügen des Adels, und zog ſich den Haß eines guten Theils der geheimen Räthe zu, die mit Verdruß ſahen, daß ſie nur den Namen ohne Würklichkeit führten.

Während dieſer innerlichen Unruhen fiel Heinrich II, König von Frankreich, in das Boulogneſiſche ein, und bemächtigte ſich verſchiedener Schlöſſer. Er wollte Boulogne wieder haben, ohne die Bedingungen zu erfüllen, die Franz I eingegangen hatte, indem er vorgab, daß Heinrich VIII den Krieg wider Frankreich ohne rechtmäſige Urſachen ange-

ge-

gefangen habe. Er belagerte dieſe Stadt im Monat September, übergab aber, da die Peſt unter ſeinem Heer einriß, die Anführung der Belagerung dem Caſpar von Coligny, welcher endlich gezwungen wurde, ſie in eine Berennung zu verwandeln. (o)

Der Krieg in Schottland war in dieſem Jahr für die Engländer nicht gar vortheilhaft. De Thermes bemächtigte ſich der Stadt Browghti; und weil der Protector ſein Kriegsheer um der Aufrührer willen nicht entfernen durfte, ließ er Hadington ſchleifen.

Der von Frankreich angefangene Krieg machte dem Protector nicht wenig Sorgen. Die königliche Schazkammer war ausgeleert, und es war bedenklich, durch neue Geldforderung das Volk ſchwürig zu machen. Er beſorgte, daß, wenn dieſer Krieg anhalten ſollte, die Anhänger der römiſchen Kirche leicht Unruhen im Königreich anſtiften könnten. Darneben trauete er auch ſeinen Feinden nicht recht, da er wußte, daß ſich ſchon eine mächtige Parthey wider ihn verſchworen. Unter dieſen waren die vornehmſten, die Grafen von Southampton und von Warwik. Dieſer leztere war ungemein ehrgeizig, und hoffte nach dem Fall des Protectors ſeine Stelle einzunehmen, weil er ſchon viele im geheimen Rathe auf ſeiner Seite hatte.

Dieſe Gründe bewogen den Protector, im geheimen Rathe die Rükgabe der Stadt Bou-

(o) *Mezeray* T. V. p. 338.

Boulogne in Vorſchlag zu bringen. Man ſahe aber ſolches als eine Feigherzigkeit an, und verwarf ihn. Der Schluß dieſer Berathſchlagung war, daß man den Paget an den Kayſer ſchikte, um mit ihm ein Bündniß zur Sicherheit dieſer Veſtung zu machen. Paget war dem Protector ergeben, und man wählte ihn eben zu dieſer Unterhandlung, damit man bey dem ſchlechten Erfolg die Schuld dieſem beymeſſen könnte.

Die Feinde des Herzogs von Sommerſet fiengen die Ausführung ihrer Verſchwörung damit an, daß ſie allerhand Beſchuldigungen wider ihn unter dem Volk ausſprengten. Man beſchrieb ihn als einen Wüterich, der ſeinen eigenen Bruder ſeinem Ehrgeize aufgeopfert hätte. Man legte ihm zur Laſt, daß er denen Aufrührern nicht mit gröſerer Schärfe begegnet wäre, und ihnen ſo gar eine Amneſtie wider das Gutachten des geheimen Raths bewilligt hätte. Man beſchuldigte ihn, daß er einen prächtigern Pallaſt, als der König habe, erbauen laſſe, und viele Kirchen habe niederreiſſen laſſen, um davon die Bauſachen zu nehmen; daß er ſo verwegen ſey, ſich von GOttes Gnaden Herzog von Sommerſet zu ſchreiben, als ob er ein regierender Herr wäre; daß er die Reichsverwaltung allein an ſich geriſſen habe, und daß Paget, der unverrichteter Sachen wider von ſeiner Geſandtſchaft zurükgekommen war, von ihm Befehl erhalten habe, zu ſagen, daß der Kayſer

unmöglich zur Beſchützung von Boulogne zu vermögen ſey, um auf eine weniger ſchimpfliche Art dieſe Feſtung denen Franzoſen wieder zurükzugeben.

Nachdem der Protector aus dieſen Gerichten, die ihm nothwendig zu Ohren kommen mußten, den Verdacht ſchöpfte, daß ſeine Feinde gar Willens wären, den König aufzuheben, ſo gab er dem Könige verſchiedene von ſeinen eigenen Hausbedienten zu, die auf alles ein wachſames Auge haben ſollten. Und dieſe Verfügung gab ſeinen Feinden den Vorwand, den ſie ſuchten.

Den 6 October begaben ſich der Lord St. John, der den Vorſiz bey dem geheimen Rath hatte, die Grafen von Southampton, von Warwik und von Arundel, North, Southwell, Pekam und die beeden Wottons in das Haus des Biſchofs von Ely, und hielten daſelbſt einen Rath. Der König ließ ſich durch den Secretarius Petre um die Urſache deſſelben erkundigen; ſie nöthigten ihn aber, bey ihnen zu bleiben. In dieſer Verſammlung warfen ſie alle Schuld von denen Unordnungen im Reiche, und dem in Frankreich erlittenen Verluſt auf den Protector, der in allen Stücken nur ſeinem Kopf folge. Hierauf erklärten ſie, daß ſie ſich an eben dem Tage mit ihm deßwegen unterreden wollen, ſich aber ſolches zu thun nicht getrauet, weil er ſeinen Bedienten, welche er bey dem Könige habe, Waffen anlegen laſſen. Darauf lieſen ſie

den

den Mayor, die Aldermans und den geheimen Rath der Stadt London nebſt dem Lieutenant des Tours holen, und verboten ihnen ausdrüklich, den Herzog von Sommerſet als Protector zu erkennen.

Der Protector erhielt nicht ſobald von dieſem Vorgang Nachricht, als er den König nach Windſor bringen, und alles bewafnen ließ, was er zu Windſor und Hamptoncourt zuſammenbringen konnte. Dadurch gab er ſeinen Feinden zu neuen Beſchwerden Anlaß, zu denen ſich noch ſieben andere Räthe ſchlugen. Darauf ſchrieben ſie an den König, und verſicherten ihn ihrer Treue, beſchwehrten ſich aber über die Aufführung des Herzogs von Sommerſet. Zu gleicher Zeit ſchrieben ſie an den Erzbiſchof von Canterbury und an Paget, und verlangten an ſie, daß ſie veranſtalten ſollten, daß der König von ſeinen eigenen Leuten bedient würde.

Am 8 October giengen ſie auf das Rathhaus, und erklärten der verſammelten Burgerſchaft, das ſie nichts wider den König vor hätten, ſondern ihn nur ſuchten aus den Händen des Herzogs von Sommerſet zu reiſſen, der nur auf ſeinen Nutzen bedacht wäre. Die Londonſche Burgerſchaft ließ ſich darauf frey heraus, daß ſie bereit ſey, ſie aus allen Kräften zu unterſtützen.

Da der Herzog vernommen, daß ihn die Stadt London und der Lieutenant des Tours verlaſſen habe, ließ er den Muth ſinken. Er

berief die Mitglieder des geheimen Raths, die noch bey dem Könige waren, und betheuerte ihnen, daß er nie eine böſe Abſicht wider eines der Rathsglieder gehegt habe, und erbot ſich, den Ausſpruch zweyer unter ihnen, und zweyer von denen, welche zu London wären, zu erkennen. Dieſe geäuſſerte Furchtſamkeit entzog ihm noch fünf geheime Räthe, die ſich eines Mannes wegen, den ſie ſchon für verloren hielten, nicht in Gefahr ſetzen wollten, ſondern ſich den 29 October zu denen in London ſchlugen.

Von dieſem Tage an ſahen die Sachen des Protectors verzweifelt aus. Er wurde der Würde, die er bekleidete, unfähig erklärt, da ſeine Feinde die Anzeige thaten, daß er ſich verlauten laſſen, daß, wenn man ihm das Leben nehmen wolle, der König vor ihm ſterben ſolle, obgleich kein Beweis von dieſer Beſchuldigung vorhanden war. Hierauf rechtfertigten ſie ihr Verfahren in einem Ausſchreiben für dem Pöbel, und baten den König, daſſelbe gut zu heiſſen.

Da unter allen geheimen Räthen nur Cranmer und Paget noch bey dem Könige waren, und ſich zu ſchwach ſahen, der Gegenparthey zu widerſtehen, ſo gab der König auf ihr Einrathen ſeine Genehmhaltung zu dem Geſuch des geheimen Raths, der ſchon Abgeordnete nach Windſor hatte abgehen laſſen, den Herzog zu beobachten, daß er nicht entfliehen möchte. Den 12 October begaben ſich

die geheimen Räthe ſelbſt zu dem Könige, der ihnen bezeugte, daß er ihr Verfahren gnädig vermerke. Den folgenden Tag wurden die Freunde des Herzogs verhört, und auſſer dem Cecil in den Tour gebracht. Den 14ten ließ der geheime Rath den Herzog von Sommerſet vor ſich kommen, und ſeine Anklage, welche in vielen Stücken beſtund, verleſen. Die vornehmſte waren folgende:

1. Daß er die Bedingung, unter welcher er zum Protector ernennt worden, nicht erfüllet habe.
2. Daß er mit Geſandten eigenmächtige Unterhandlung gepflogen, und Befehlshaberſtellen und Bißthümer vergeben habe.
3. Daß er die Münze verfälſcht habe.
4. Daß er die Empörungen in verſchiedenen Provinzen nicht nur nicht gedämpft, ſondern noch unterſtüzt und befördert habe.
5. Daß er geſucht habe, dem Könige ungleiche Meynungen von dem geheimen Rathe beyzubringen, und die Glieder deſſelben für Verräther habe erklären laſſen.
6. Daß er boshafter Weiſe den König in Schrecken geſetzet, indem er denſelben plözlich nach Windſor reiſen laſſen, und ihn dadurch der Gefahr einer Krankheit blos geſtellet habe.
7. Daß er ſeine Freunde und Bedienten mit Waffen verſehen, des Königs hingegen wehrloß gelaſſen habe.

Auf

Auf dieſe und andere Anklagen wurde er in den Tour geſezt, und der geheime Rath ernannte ſechs Herren zu des Königs Oberhofmeiſtern, deren zwey jederzeit um des Königs Perſon ſeyn ſollten. Nun merkte man ganz deutlich, daß der Graf von Warwik vornemlich an dem Fall des Protectors gearbeitet hatte, weil er ohne Widerrede die vornehmſte Verwaltung der Regierung übernahm, obgleich ohne einen Namen, der ihm beſondere Gewalt ertheilte.

Die Feinde der Reformation frolokten über des Protectors Fall, und des Grafen von Warwik Erhöhung, von dem ſie verſichert zu ſeyn glaubten, daß er im Herzen mehr catholiſch als reformirt wäre. Bonner und Gardiner, die damals im Tour ſaſſen, wünſchten ihm ſchriftlich Glük, daß er das Reich von einem Tyrannen befreyt habe. Sie hatten aber nicht lange Urſache zu frolocken, denn eigentlich war der Graf von Warwik weder von der einen, noch der andern Religion, und ſein Ehrgeiz erlaubte ihm nicht, die Reformation umzuſtoſſen, die ſchon zu viel Anhänger hatte; er erklärte ſich vielmehr für dieſelbe, weil er dadurch des Königs Neigung ſchmeicheln wollte.

Der Graf von Southampton zog auch keine groſſe Vortheile von dieſer Staatsveränderung, die er ſich doch verſprochen hatte. Der Graf von Warwik wollte einen zu verworrenen Händeln ſo aufgelegten Mann, und

Feind der Reformation nicht gerne zu hohen Aemtern befördern, um des Königs Vertrauen nicht zu verlieren. Southampton ſuchte ſich deswegen zu rächen, und ſtiftete würklich Händel wider den Grafen von Warwik an, ſtund aber wieder davon ab, als er ſahe, daß ſein Vorhaben verrathen war. Kurz darauf verließ er den Hof ohne Abſchied, und begab ſich auf eines ſeiner Landgüter, wo er bald darnach aus Verdruß und Verzweiflung ſtarb. Einige haben ſogar verſichern wollen, daß er ſich ſelbſt mit Gift vergeben habe.

War der Protector wegen dem Krieg mit Frankreich ſehr verlegen, ſo machte er nun dem geheimen Rathe nicht weniger Kummer. Heinrich II war im Begrif, Boulogne zu belagern, und man ſahe kein Mittel, dieſe Feſtung zu retten. Was zuvor dem Herzog von Sommerſet als eine Feigherzigkeit ausgelegt wurde, das mußte nun Klugheit heiſſen. Man that einen neuen Verſuch, durch Hülfe des Kayſers ſich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen, aber er war eben ſo, wie der erſtere, vergeblich. Diß brachte den geheimen Rath auf den Entſchluß, mit Frankreich Friede zu machen, davon wir bald mehr reden werden.

Das Parlament verſammelte ſich den 4 November wieder, und den 2 Januarius des Jahrs 1550 verlaß man im Oberhauſe einen Entwurf zu einer Ueberführungsverordnung wider den Herzog von Sommerſet, welche ſich auf ein von ihm ſelbſt unterſchriebe-

benes Geſtändniß gründete. Weil aber verſchiedene Glieder ſolches für abgedrungen hielten, wurden einige an ihn abgeordnet, um die Wahrheit aus ſeinem Munde zu hören. Er geſtund, daß er dieſe Schrift freywillig unterſchrieben habe, doch betheuerte er, daß ihm nie eine böſe Abſicht wider den König und den geheimen Rath in Sinn gekommen ſey. Hierauf wurde er zu einer Geldbuſe von 2000 Pfund Sterling verdammt, ſeine fahrende Haabe wurde eingezogen, und er ſelbſt aller ſeiner Aemter entſetzet. Man ließ ihn den 6 Februarius aus dem Tour, und der König ertheilte ihm zehn Tage darauf einen Gnadenbrief. Sein Fall war demnach nicht ſo ſchröklich, als ſeine Feinde gehoft hatten, indem ihm der König den 6 April wieder eine Stelle im geheimen Rathe einräumte. (p)

Weil das Parlament wußte, daß ſich die Anhänger der römiſchen Kirche viele Vortheile von dem Fall des Protectors verſprachen, machte es eine Verordnung, welche die neue Liturgie beſtätigte. Alle alte Kirchen- und Meßbücher mußten ausgeliefert, und die Bilder verbrannt werden. Während dieſer Sitzung erlaubte man zum erſtenmal, daß die älteſten Söhne der Herrn als Abgeordnete im Unterhauſe Siz nehmen konnten.

Der Graf von Warwik vergaß ſich bey der neuen Staatsveränderung nicht. Er wurde nicht nur Groß-Admiral und Oberhofmeiſter des

(p) *Act. publ.* T. XV. p. 205.

königlichen Hauſes, ſondern er wußte ſich auch zum Haupt des geheimen Raths zu machen. Einige erlaubten ihm dieſes aus Freundſchaft, andere aus Furcht, worein ſie durch den Sturz des Herzogs von Sommerſet geſezt worden.

Dieſer Herr that in der Angelegenheit von Boulogne eben das, was er an einem andern zuvor ſo ſehr getadelt hatte. Um aber den Verdacht zu vermeiden, als ob er ſich ſolchergeſtalt ſelbſt widerſpräche, und um der Schande zu entgehen, daß er Frankreich den Frieden angeboten habe, ſchikte er einen italiäniſchen Kaufmann, mit Namen Guidotti, nach Paris. Dieſer Mann machte ſich in dem Hauſe des Connetables, welcher des Königs vornehmſter Liebling war, bekannt. Er ließ ſich gegen die Hausbedienten deſſelben vernehmen, daß er verſichert ſey, man würde nicht viele Schwürigkeiten finden, Boulogne wieder von den Engländern zu bekommen, wenn man dem Könige nur eine Vergütung an Geld dagegen machte. Der Connetable merkte gar bald, worauf dieſe Reden zielten. Er ſprach ſelbſt mit Guidotti, und trug ihm auf, einem von den geheimen Räthen zu verſtehen zu geben, daß der König, ſein Herr, die Angelegenheit von Boulogne lieber auf dem Weg der Güte, als der Waffen, ausgemacht zu ſehen wünſchte. Die Sache kam endlich dahin, daß ſich beyde Höfe vereinigten, Gevollmächtigte an einen Ort in der Pi-

car-

cardie abzufertigen, um wegen dem Frieden Unterhandlung zu pflegen.

Die engländiſche Geſandten ſpannten im Anfange die Saiten zimmlich hoch, die Franzoſen hingegen, welche die Abſichten der Engländer ergründet hatten, ſprachen aus einem gebieteriſchen Tone. Am allerwenigſten wollten ſie ſich die Zahlung der Jahrgelder gefallen laſſen, welche Franz I Heinrich VIII verſprochen hatte. Endlich traf man das Mittel, daß ſich beyde Könige alle ihre Rechtsanſprüche vorbehalten ſollten, diejenige ausgenommen, welche in dieſem Vertrag würden abgethan werden. Der Vertrag wurde endlich den 4 Merz 1550 unterzeichnet. Seine weſentliche Punkten waren folgende:

1. Solle die Stadt Boulogne wieder an Frankreich abgetreten werden.

2. Wolle der König von Frankreich an England die Summe von 400,000 Thalern zahlen.

3. Der König von England ſolle der Königin von Schottland die Feſtungen Lauder und Douglas wieder zurükgeben.

4. Der König von England ſolle nicht weiter wider Schottland Krieg führen dörfen, es ſey denn, daß eine andere Urſache dazu vorhanden ſey. (Das hieß, Eduard ſolle von ſeiner Vermählung abſtehen.)

5. Der König von England behalte ſich alle Anforderungen, Klagen und Rechtsanſprüche ſowohl auf Frankreich als Schottland, und beyde Reiche die ihrigen auf England vor.

In dieſem Vertrag war nichts zum Vortheil Englands, als der unbeſtimmte leztere Punkt. Da derſelbe zur Genehmhaltung nach London überbracht worden, ſtellte ſich der Graf von Warwik krank, um einen Frieden nicht unterzeichnen zu dörfen, wider welchen er ſo viel Geſchrey gemacht hatte. Allein das war nur ein blauer Dunſt, denn er hatte alle Befehle und Vollmachten unterſchrieben, nach welchen die Geſandten denſelben geſchloſſen hatten.

Die Wiedergabe von Boulogne um einen ſo wohlfeilen Preiß öfnete dem Volk in etwas die Augen. Um ſeine Gedanken auf einen andern Gegenſtand zu lenken, ließ der Graf von Warwik wider diejenige, welche des Königs Gelder zu berechnen gehabt, oder in ihrem Amte Unterſchleife gemacht hatten, eine gerichtliche Unterſuchung anſtellen. Auſſer daß er dadurch des Volks Gewogenheit zu gewinnen ſuchte, wollte er auch die anſehnliche Schulden des Königs bezahlen. Bey dieſer Unterſuchung ſchonte er ſeine beſten Freunde nicht, und beveſtigte ſich dadurch in ſeiner Macht, weil die meiſten ſich ihrer Untreue bewußt waren, und ſich für ſeiner Nachſuchung fürchteten.

Seit

Seit dem der Friede mit Frankreich und Schottland geſchloſſen war, dachte man in England an nichts mehr, als an die Kirchenverbeſſerung. Man gab ſorgfältig auf die Anhänger der römiſchen Kirche acht, und machte ſich eine jede Vergehung zu Nutze. Durch dieſes Mittel hatte man ſich im vorigen Jahr Bonners entlediget, und durch eben daſſelbe ließ man den 18 Auguſt des Jahrs 1551 den Gardiner abſetzen.

Dieſes ganze Jahr hindurch wurde an einem Glaubensbekenntniß gearbeitet, um damit der alten Religion den lezten Streich zu geben. Man veränderte auch einige Stücke in der neuen Liturgie. Man ſezte die allgemeine Beicht und Abſolution hinzu, und ließ hingegen den Chriſam, das Zeichen des Creutzes bey der Einſegnung im Abendmal, die Gebete für die Todten u. ſ. f. hinweg. Die Prinzeſſin Maria fuhr fort, ſich dagegen zu ſetzen. Sie ließ immer noch in ihrem Hauſe Meſſe leſen. Und da ſie zum Gehorſam ſollte gezwungen werden, faßte ſie den Entſchluß, aus dem Königreiche zu entweichen. Der Anſchlag wurde aber entdekt, und die Ausführung deſſelben verhindert. Man hatte dem Anſehen nach den Entwurf noch nicht gemacht, ſie von der Thronfolge auszuſchlieſſen, und man hielte auch den Tod des Königs nicht für ſo nahe; ſonſt wäre es vielleicht beſſer geweſen, ſie ihr Vorhaben ausführen zu laſſen.

Um dieſe Zeit raſte die Schweißkrankheit in England viele Menſchen hin. Der Herzog von Suffolk ſtarb nebſt ſeinem Bruder an eben derſelben. Dadurch wurde der Name eines Herzogs von Suffolk erlediget, und der Graf von Warwik beſchloß, denſelben dem Grafen von Dorſet, dem Vater der Johannen Gray, die er für ſeinen Sohn auserſehen hatte, ertheilen zu laſſen. Er hatte dieſen Herrn nöthig, um deſſelben Tochter die Crone zuzuwenden. Es iſt bedenklich, daß der Graf von Warwik einen ſolchen Entſchluß gefaßt haben ſoll, da der König noch völlig geſund und erſt fünfzehn Jahre alt war. Er mußte alſo doch wohl wiſſen, daß der König bald ſterben werde. Diß iſt die Urſache, warum diejenige, die ihm gerne des Königs Tod Schuld geben möchten, ihn um dieſe Zeit einen ſolchen Anſchlag machen laſſen. Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo behauptet man dennoch, daß alle Schritte dieſes Herrn, die er bis zu Ende der Regierung Eduards gethan hat, eine Beziehung auf dieſen Anſchlag gehabt haben, wie die Vermählung der Prinzeſſin Eliſabeth mit dem Cronprinzen von Dännemark beweiſet, über welche er heimliche Unterhandlung pflegen laſſen, ob ſie gleich nicht zu Stande gekommen.

Die Heurath des Königs mit einer Tochter Heinrichs II in Frankreich, welche in dieſem Jahr geſchloſſen worden, ſcheinet denen Abſichten des Grafen von Warwik gerade entgegen

gegen zu ſeyn, wenn man annimmt, daß er dieſelbe ſchon vorher gefaßt habe. Doch ſagt der D. Burnet, daß dieſe Heurath blos auf die Bahn gebracht worden ſey, um den jungen König aufzuziehen.

Nachdem die auswärtigen Angelegenheiten in Richtigkeit waren, dachte der Graf von Warwik an die einheimiſche, oder beſſer zu ſagen, an ſeine eigene. Er ließ dem Lord Gray den Namen eines Herzogs von Suffolk, und ſich eines Herzogs von Northumberland ertheilen, und ſuchte ſich in ſeinem Anſehen immer mehr und mehr veſte zu ſetzen.

Hierinnen ſtund ihm niemand mehr im Wege, als der Herzog von Sommerſet. Eduard wurde bald volljährig und in Regierungsgeſchäften immer ſtärker. Es war zu befürchten, daß er einſehen möchte, wie ſein Oheim, für den er noch viele Achtung trug, unrechtmäſſiger Weiſe ſeiner Würde entſezt worden. Der Herzog von Northumberland beſchloß demnach, ſich dieſen Nebenbuler vom Halſe zu ſchaffen. Zu dem Ende ließ er ihn bey dem Könige durch gewiſe Leute, die immer um ihn waren, ſehr anſchwärzen, und machte ihm ſonſt allerley Verdruß, um ihm dadurch Gelegenheit zu Fehltritten zu geben. Beedes gelung ihm nach Wunſche. Dem Könige wurde ſein Oheim nach und nach zuwider, und dieſer fiel in die Fallſtricke, die ihm gelegt waren. Man ſagt, daß dieſer Herr, da er ſich aufs äuſſerſte getrieben geſehen,

ſehen, den Herzog von Northumberland bey einem Beſuche habe umbringen wollen. Obgleich dieſes ungewiß iſt, ſo kan man doch nicht läugnen, daß er damit umgegangen ſey, ſich wider in ſeine vorige Stelle zu ſchwingen. Einer von ſeinen Vertrauten, mit Namen Palmer, verrieth ihn. Der Herzog wurde den 17 October in Verhaft genommen, und nebſt vielen andern Mitgenoſſen in den Tour gebracht.

So bald der Herzog im Gefängniß war, breitete ſich das Gerüchte von ſeinen vorgegebenen Verbrechen überall aus, und auf dieſe gründen die meiſte Geſchichtſchreiber ihre Erzählung von dieſer Begebenheit. Das wahrſcheinlichſte iſt dieſes, daß er geſucht, ſich vom Parlamente wieder zum Protector erklären zu laſſen, und ſich zu dem Ende der Perſon des Herzogs von Northumberland zu verſichern.

Seine Anklage beſtund vornehmlich in dieſen dreyen Stücken:

1. Daß er ſich der Perſon des Königs und der Reichsverwaltung habe bemächtigen wollen.
2. Daß er den Anſchlag gefaßt habe, durch Hülfe bewafneter Leute den Herzog von Northumberland in Verhaft zu nehmen.
3. Daß er in London einen Aufruhr erregen wollen.

Aus

Aus dieſen drey Artickeln ſiehet man, daß man keinen Beweis gehabt, daß der Herzog jemand habe ermorden wollen, ob man gleich ſolches dem Könige beygebracht, und den Pöbel damit eingenommen hatte. Das erſte und lezte, dadurch er ſich eines Hochverraths würde ſchuldig gemacht haben, läugnete er. In Anſehung des zweyten Verbrechens aber bekannte er, daß er gewiſe Dinge geredet habe, aus welchen man ſchlieſſen können, daß er böſe Abſichten wider den Herzog von Northumberland, den Marquis von Northampton und den Grafen von Pembrook geheget habe, allein, daß es ihm niemals Ernſt geweſen, ſolche ins Werk zu ſetzen.

Nachdem die Pairs die Beweiſe und Zeugniſſe, welche man wider den Herzog vorgebracht, und ſeine Antwort darauf vernommen hatten, ſo erklärten ſie einmüthig, daß er des Hochverraths nicht ſchuldig ſey. Allein ſie verdammten ihn einer begangenen Felonie wegen zum Tode. Etwas ſeltſames war es bey dieſem Gerichte, daß die drey Herrn, welche ſein vorgegebenes Verbrechen am meiſten betraf, demſelben als Richter beywohneten.

Die Hinrichtung des Herzogs wurde beynahe zwey Monate lang verſchoben, und jedermann glaubte, daß er noch würde begnadiget werden. Allein ſeine Feinde hatten den König ſo wider ihn aufgebracht, daß dieſer junge Fürſt, welcher die Verbrechen, deren er ihn

ihn ſchuldig erachtete, äuſſerſt verabſcheuete, an nichts weniger dachte, als ihm Gnade wiederfahren zu laſſen.

So bald dem Herzog ſein Urtheil geſprochen worden, gab man ſich alle Mühe, dem Könige durch allerley Luſtbarkeiten das Nachdenken über dieſe Verurtheilung aus dem Kopf zu bringen. Zugleich verhütete man, daß keiner von des Herzogs Freunden vor ihn kommen konnte. Endlich unterſchrieb er den 22 Januarius einen Befehl, ihn hinrichten zu laſſen. Der Herzog gieng ſeinem Tode ſtandhaft entgegen. Er betheuerte auf der Blutbühne, daß er den König nie, weder mit Worten, noch mit Werken beleidigt habe. Er dankte GOtt, daß er durch ihn das Reformationswerk befördern wollen, und ermahnete das Volk, dabey zu beharren. Er bezeugte, daß er vielen Eyfer für des Königs Dienſte, und nicht weniger für das gemeine Beſte bewieſen habe. Hier unterbrach das Volk ſeine Rede, und ſchrie, daß es wahr ſey, was er ſage. Hierauf betete er für den König, bat alle, die er beleidigt hatte, um Verzeihung, vergab allen ſeinen Feinden, und rief das Volk zum Zeugen an, daß er im Glauben an JEſum Chriſtum ſterbe. Als er aufgehört hatte, an das Volk zu reden, verrichtete er ſein Gebet für ſich beſonders, und legte hernach ſein Haupt auf den Blok, um den Todesſtreich zu empfangen.

Alſo

Alſo ſtarb der Herzog von Sommerſet, über welchen die Meynungen ſehr getheilt geweſen ſind. Einige hielten ihn für einen ſehr böſen Mann, andere für einen überaus guten Chriſten. Man kan leicht denken, daß die Verſchiedenheit der Religion dieſe verſchiedene Urtheile erzeugt habe. Hätte man ihn ohne Vorurtheile angeſehen, ſo würde man ſeine Fehler weder vergröſert, noch ſeinen Ehrgeiz entſchuldigt haben. So viel kan man mit Gewisheit ſagen, daß die Vergehen, um welcher willen er Gnade erhalten, gröſſer geweſen, als das, warum er ſein Leben verlieren mußte. Das Volk hielt ihn durchgängig für unſchuldig, und viele tauchten ihre Schnupftücher in ſein Blut, weil ſie ihn gleichſam für einen Märtyrer hielten. Ja es geſchahe im Anfange der Regierung der Maria, daß eine Frau, als ſie den Herzog von Northumberland in den Tour führen ſahe, ihm ein ſolch gefärbtes Schnupftuch vorwieß, und zu ihm ſagte, daß dieſes unſchuldige Blut nun an ihm werde gerochen werden.

Ohngefehr einen Monat hernach wurde auch das Todesurtheil an den vornehmſten Mitgenoſſen des Herzogs vollſtrecket. Sie betheuerten aber alle, daß es ihnen nie in den Sinn gekommen, einige Verſchwörung zu ſtiften. Der Ritter Vane, der unter den Verurtheilten war, fügte hinzu, daß ſein Tod den Herzog von Northumberland nicht werde auf ſeinem Küſſen ruhen laſſen. Palmer hingegen

gen und die andern, die wider den Herzog gezeuget hatten, zogen ſich gar leicht aus der Sache. Man bemerkte ſogar, daß dieſer Palmer nach der hand mit dem Herzoge von Northumberland in einer genauen Verbindung geſtanden, welches Anlaß zu glauben gab, daß ſich Palmer habe beſtechen laſſen, um den Herzog von Sommerſet zu verrathen.

Das Parlament verſammelte ſich den 23 Januarius des Jahrs 1552 wieder. In demſelben gieng die Verordnung durch, daß hinführo kein Angeklagter verdammt werden ſolle, es wären dann zwey Zeugen ihm vorgeſtellet, oder das Verbrechen von ihm ſelbſt eingeſtanden worden.

In dieſer Sitzung gewann die Kirchenverbeſſerung auch noch einigen Fortgang. Unter andern erklärte man der Geiſtlichen Ehen für erlaubt und rechtmäſig, da ſolche einige Zeit her von dem Volk nur für geduldet gehalten worden.

Da der Herzog von Northumberland aus ein paar mißlungenen Verſuchen, das Andenken des Herzogs von Sommerſet verhaßt zu machen, und den Biſchof von Dürham, Tonſtal, zu ſtürzen, ſahe, daß das Haus der Gemeinen ihm eben nicht ſehr ergeben wäre, ſo beurlaubte er das Parlament, das noch unter des Herzogs von Sommerſet Verwaltung war berufen worden, um aufs künftige andere Abgeordnete zu wählen, die dem Hofe ergebener wären.

In

In dieſem Jahr wurden die Biſchöfe von Worceſter und Cheſter, Heath und Day, abgeſezt, weil ſie ſich der Kirchenverbeſſerung allzu offenbar widerſezten; und da es ſonſt in den Beſtallungsbriefen eines Biſchofs hieße, daß er vom Könige ernennet würde auf ſeine natürliche Lebenszeit, ſo wurde nun der Zuſaz beygefügt: ſo lange er ſich in Verwaltung ſeines Bißthums wohl verhalten würde. (q) Dieſer Zuſaz gab dem Könige die Freyheit, Biſchöfe nach ſeiner Willkühr abzuſetzen, ohne dabey die gewöhnliche Feyerlichkeiten zu beobachten.

Das neue Parlament, das ſich den 1ſten Merz des Jahrs 1553 verſammelt hatte, war dem Herzog von Northumberland ſehr ergeben. Es bewilligte dem Könige einen ſehr anſehnlichen Geldbeytrag, und führete zur Urſache an, weil unter der Verwaltung des Herzogs von Sommerſet mit den Königlichen Einkünften ſo übel gewirthſchaftet worden. Der Herzog von Northumberland bewürkte auch die Einziehung des Bißthums Dürham, nachdem er den Biſchof Tonſtal hatte abſetzen laſſen, und ließ ſich die damit verknüpfte Würde eines Palatins übertragen. Wie es ſcheinet, ſo geſchahe die Einziehung dieſes Bißthums bloß in dieſer Abſicht.

Das Parlament wurde den 31 Merz ſchon wieder aufgehoben, da der Herzog von Northum-

(q) *Act. publ.* T. XV. p. 298.

thumberland einen Beytrag vor den König gezogen, und dem Gedächtniß des Herzogs von Sommerſet einen Fleck angehangen hatte. Er hatte es nun weiter nicht nöthig, da er eben ſeine Anſchläge auszuführen im Begrif war.

Eduard lag ſeit dem Monat Januarius an einer Bruſtkrankheit darnieder, die ihn nach und nach verzehrte. Einige ſagten ohne Umſchweife, daß ihm von dem Herzoge von Northumberland ein langſames Gift wäre beygebracht worden. Allein, wenn man die Sache genau unterſuchet, ſo bleibt es eine bloſe Muthmaſſung. Der König ſahe den Tod für ſeine Perſon ohne Furcht herannahen, allein er konnte nicht ohne Betrübniß daran gedenken, in was für einen Zuſtand die Religion unter der Regierung ſeiner Schweſter Maria würde verſezt werden. Alle Umſtände zeigen an, daß ihn der Herzog von Northumberland in dieſer Sorge ſehr beſtärket habe, damit er ihn dahin bringen möchte, wo er ihn gern haben wollte. Bisher hatte man noch immer einige Hofnung zu des Königs Wiedergeneſung, in der Mitte des Maymonats verſchwand aber dieſelbe völlig. Und zu eben der Zeit ließ der Herzog von Northumberland ſeinen vierten Sohn, den Lord Guilford Dudley, Johannen Gray, älteſte Tochter des neuen Herzogs von Suffolk und der Franciſca Brandon, welche nach der Prinzeßin Eliſabeth das nächſte Recht zur Crone hatte, heurathen. Eines Tages nun, da der König ſeine Bekümmerniß wegen der

Reli-

Religion ſehr ſtark äuſerte, ſtellte der Herzog von Northumberland demſelben vor, daß kein anderes Mittel übrig ſey, dem Unheil, das England nach ſeinem Tode bedrohete, vorzukommen, als wenn er Johannen Gray, ſeiner Schwiegertochter, die Crone zuwendete. Es hatte zwar Eliſabeth ein näheres Recht dazu, und die Religion hatte von dieſer eben ſo wenig, als von jener, zu fürchten; allein der Vorwand, warum man die Prinzeßin Maria ausſchlieſſen wollte, traf auch die Eliſabeth, und dieſer konnte kein anderer ſeyn, als weil ſie unehlich gebohren worden. Vermuthlich mußte aus dieſem Grunde die Prinzeßin Eliſabeth der Johannen Gray weichen, für welche der König auch ſonſt wegen ihrer vortreflichen Leibs- und Gemüthsgaben viele Liebe und Achtung hatte.

Nachdem der König beſchloſſen hatte, dem Rath des Herzogs von Northumberland zu folgen, wurden drey Richter des Reichs befehliget, die Verordnung der Uebertragung der Crone an die Johanna Gray abzufaſſen. Dieſe wollten anfänglich nicht daran, indem ſie vorgaben, daß ſie ſich dadurch des Hochverraths ſchuldig machen würden. Endlich aber, da ſie zum zweytenmal beſchieden worden, lieſſen ſie ſich durch Drohungen und durch verheiſſene Begnadigungsbrieſe bewegen, dieſe Verordnung aufzuſetzen, die von allen andern Reichsrichtern, auſſer dem Halles, und allen Mitgliedern des geheimen Raths unterzeichnet

worden. Cranmer hatte ſich ſelbigen Tag mit Fleiß auf die Seite gemacht, um damit verſchont zu bleiben; allein der König drang ſo ſehr in ihn, daß er ſie endlich auch unterſchrieb, obſchon, wie einige meynen, nicht als geheimer Rath, ſondern nur als Zeuge.

Unterdeſſen nahm die Krankheit des Königs immer zu. Die Aerzte, die kein Mittel mehr wußten, ihr abzuhelfen, wurden abgedankt, und der König einer gewiſen Frau, die ihn zu heilen verſprach, anvertraut. Dieſe quälte ihn aber mit ihren Arzneymitteln nur vergeblich, und diß war genug, das Volk in dem Argwohn zu beveſtigen, den es wider den Herzog von Northumberland gefaßt hatte. Endlich übergab man ihn den Aerzten wieder, die aber mit aller ihrer Kunſt nicht hindern konnten, daß ihn die Krankheit hinriß. Er ſtarb den 6ten Julius unter rührenden Zeichen einer wahren Gottſeligkeit, in den Armen des Ritters Heinrich Sidney, eines Schwiegerſohns des Herzogs von Northumberland.

Cardan, dieſer berühmte italiäniſche Weltweiſe, ſchilderte dieſen Fürſten nach ſeinem Tode, da durch Schmeicheleyen nichts mehr von ihm zu erhalten war, ſehr vortheilhaft. Nach ſeinem Zeugniß befanden ſich bey ihm alle Annehmlichkeiten. Er verſtand als ein Kind ſchon Lateiniſch und Franzöſiſch, und hatte auch einige Kenntniß im Griechiſchen, Italiäniſchen und Spaniſchen. Er kannte die Anfangsgründe der Logik und der natürlichen

Welt-

Weltweisheit. Mit allen bey einem Sterblichen möglichen Annehmlichkeiten verband er alle einem König anſtändige Ernſthaftigkeit. Kurz, die Erziehung dieſes erhabenen Kindes war ſo beſchaffen, und ſeine bewundernswürdige Gaben lieſſen eine ſolche Hofnung von ihm ſchöpfen, daß er ein Wunder des menſchlichen Geſchlechts zu ſeyn ſchien. Er ſetzet hierauf noch hinzu: Es war ein bewundernswürdiger Jüngling. Als ich bey ihm war, war er in ſeinem fünfzehnten Jahre, und ſprach doch das Latein ſo zierlich und fertig, als ich ſelbſt. Er liebte die freyen Künſte, ehe er ſie noch kannte, und wußte ſie ſchon, ehe er ſie noch gebrauchen konnte. Die Natur hatte an ihm ein ſo groſſes Meiſterſtük gebildet, daß nicht nur England, ſondern die ganze Welt Urſach hat, den an ihm in dem Frühling ſeines Lebens erlittenen Verluſt zu beweinen. Wenn er die Ernſthaftigkeit eines Monarchen annehmen mußte, führte er ſich als ein erwachſener Mann auf, ohne doch die Leutſeligkeit und Annehmlichkeit ſeines Alters dabey zu verlieren. Er ſchlug die Laute, und beſchäftigte ſich mit Staatsſachen u. ſ. w. Dieſem iſt noch beyzufügen, daß er ſich ein Buch hielt, in welchem er ſich alle Vornehmen des Volks, Richter, Statthalter und Friedensrichter im ganzen Reich ſchilderte. Er bemerkte in demſelben ihre Art zu leben, und ihren Eyfer für die Religion. Er hatte ſich auf die Kenntniß der Münzſachen und der Wechſel gelegt. Er verſtand die Kriegsbaukunſt, und ver-

fertigte ſchöne Riſſe. Er kannte alle Häfen und Meerbuſen in ſeinen Ländern, nebſt der Tiefe des Waſſers und ihren Zugängen. Er war von auswärtigen Angelegenheiten ſo wohl unterrichtet, daß die nach England geſchikte Geſandten an allen Europäiſchen Höfen von dieſem Fürſten Wunder erzehlten. Dieſes Tagbuch, welches er mit eigner Hand geſchrieben, wird noch jezt in der berühmten Bücherſammlung des Ritters Cotton aufbehalten, woraus es der Biſchof Burnet abgeſchrieben, und in dem zweyten Theil ſeiner Reformationsgeſchichte bekannt gemacht hat.

Maria.

vom Jahr 1553.

Hatte Heinrich VIII die Erbfolge ſchon verworren genug gemacht, ſo brachte ſie Eduard damit, daß er die Crone der Johanna Gray übertrug, vollends in die äuſerſte Unordnung. Es iſt nicht zu läugnen, daß hierinnen der König, der noch dazu minderjährig war, der geheime Rath und die Reichsrichter die Grenzen ihrer Gewalt überſchritten haben. Indeſſen hatte ſie doch keine andere Mitwerberin, als die Prinzeßin Maria. Eliſabeth und Maria, Königin von Schottland, die ebenfalls einen nähern Anſpruch an die Crone hatten, als

als die Johanna, blieben bey der Erledigung des Throns ſtille ſitzen, und erleichterten dadurch die Bemühungen der Prinzeßin Maria, ihr Recht gegen die Johanna Gray zu behaupten.

Der Herzog von Northumberland hatte ohnſtreitig, aller ſeiner Staatsklugheit ohngeachtet, dadurch einen groſſen Fehler begangen, daß er ſich nicht ſogleich, als ſich Eduard für die Johanna erklärt hatte, der Maria und Eliſabeth verſichert hat. Dieſer Gedanke fiel ihm aber erſt ein, da es ſchon zu ſpät war, ihn auszuführen. Er ließ ihnen erſt, da es mit dem Könige ſchon aufs äuſerſte gekommen war, einen Befehl zufertigen, ihrem Bruder in ſeiner Krankheit beyzuſtehen. Maria war nur noch eine halbe Tagreiſe von London, als ihr der Graf von Arundel von des Königs Tode und denen ihr nachtheiligen Verfügungen Nachricht gab. Sie machte ſich ſolche zu Nuze, und begab ſich auf das Schloß Keningshall, in der Provinz Norfolk. Von da aus ſchrieb ſie den 9ten Julius an die Räthe, und gab ihre Verwunderung zu erkennen, daß man ihr den Tod ihres Bruders nicht berichtete, da ihnen doch ihr Recht an die Crone nicht unbekannt wäre; ſie müßte daraus nothwendig auf böſe Anſchläge wider ihre Perſon ſchlieſſen, die ſie aber ihren Urhebern verzeihen wollte, wenn ſie ihre Gnade ſuchten; inzwiſchen befehle ſie ihnen, ſie zur Königin ausrufen zu laſſen. So bald ſie dieſes Schreiben abgehen laſſen,

 begab

begab ſie ſich auf das Schloß Flamlingham in der Provinz Suffolk, weil der Herzog von Northumberland in dieſen Gegenden äuſerſt verhaßt war, und ſie von dar aus ſich leicht zur See nach Flandern retten konnte, wenn die Sachen für ſie übel ablaufen ſollten. Unmittelbar nach ihrer Ankunft ließ ſie ſich zu Norwich als Königin ausrufen, und den Adel in einem umlaufenden Schreiben zu ihren Dienſten aufbieten. Laſſet uns ſehen, was unterdeſſen in London vorgegangen.

Der Herzog von Northumberland hatte ſich, wie wir oben angemerket, bey allen Gliedern des geheimen Raths bereits furchtbar gemacht, und nun ſcheueten ſie ſein Anſehen noch mehr, da es an dem war, daß ſeine Schwiegertochter ſollte auf den Thron erhoben werden. Da er es nicht für rathſam hielt, den Tod des Königs und ſeine Anſchläge länger geheim zu halten, ließ er ſich nebſt dem Herzog von Suffolk abordnen, um der Johanna zu melden, daß ſie der verſtorbene König zu ſeiner Nachfolgerin erklärt habe. Johanna, welche die Gründlichkeit ihres Verſtandes, ihre vollkommene Kenntniß der franzöſiſchen, lateiniſchen und griechiſchen Sprache, und ihr unermüdeter Fleiß, den ſie auf das Hohe in den Wiſſenſchaften verwandte, bey einem Alter von ſechzehn Jahren zum Wunder ihrer Zeiten machte, gerieth über dieſe Nachricht in volle Verwunderung, und erklärte ſich, daß ſie nicht willens ſey, ſich zum Nachtheil anderer zu erheben;

heben; ſie kenne die Rechte, welche die beyden Prinzeßinnen, Maria und Eliſabeth, vor ihr an die Crone hätten. Dieſe ihre großmüthige Geſinnung wurde aber durch die Vorſtellung von dem lezten Willen des Königs, den der geheime Rath und die Reichsrichter beſtätigt hätten, und durch das ungeſtümme Zureden ihres Gemahls, des Guilfords Dudley, überwunden. Mehr aus Gefälligkeit, als aus Neigung, mehr aus Mangel der Standhaftigkeit, als aus Ueberzeugung von der Gültigkeit ihrer Anſprüche, ließ ſie ſich überreden, die Crone anzunehmen.

So bald der Herzog von Northumberland ihre Einwilligung hatte, wurde der 10te Julius zu ihrer feyerlichen Ausrufung angeſezt. Inzwiſchen beantwortete der geheime Rath das Schreiben der Maria, und ſtellte ihr vor, daß ſie keinen Anſpruch an die Crone machen könne, weil ſie aus einer unrechtmäßigen und durch ein richterliches Urtheil aufgehobenen Ehe gebohren ſey; ſie ſollte alſo die Johanna, welche kraft offener Briefe des verſtorbenen Königs den Thron beſtiegen habe, für die regierende Königin erkennen, und ſich von ihnen übrigens alle Dienſte verſprechen, die ſie ihr ohne Nachtheil der Königin Johanna erweiſen könnten.

Es war ſchon eine ſchlimme Vorbedeutung, daß man das gewöhnliche Freudengeſchrey des Volks vermißte, als Johanna zu London öffentlich als Königin ausgerufen wurde. Der Haß, den ſich der Herzog von Northumber-

land zugezogen hatte, erſtikte dieſe Freude, und die Strenge, womit man einem Hausknecht begegnete, der über dieſe Ausrufung geſcherzet hatte, vermehrte denſelben. Und eben dieſer Haß beſtimmte auch ſelbſt die Proteſtanten, ſich für die Maria zu erklären, die auſſer dem ſchwerlich ihren Endzwek würde erreicht haben.

Die Provinzen Norfolk und Suffolk waren die erſten, welche die Parthie der Maria nahmen. Ohngeachtet die Einwohner der Provinz Suffolk eifrige Proteſtanten waren; ſo entſchloſſen ſie ſich doch, für ſie Gut und Blut zu wagen, nachdem ſie die Verſicherung von ihr erhalten, daß ſie die Religion in ihrem dermaligen Zuſtand laſſen wolle. Hiernächſt eilten viele Edelleute nach Flamlingham, und die Grafen von Bath und von Eſſex, der Ritter Vordant, nebſt andern, warben Volk für ſie an.

Während dem wurde Shelley mit einem Schreiben an den Kayſer geſchikt, worinnen ihm Johanna ihre Erhebung auf den Thron berichtete, der aber weder dem Geſandten Gehör gab, noch das Schreiben annahm.

Inzwiſchen bekam der geheime Rath eine Nachricht nach der andern von dem ſtarken Anhang, welchen die Maria fand; er glaubte alſo, daß es Zeit ſey, ſich in Gegenverfaſſung zu ſetzen. Nachdem er die vorhandene Völker ſich zu Newmarket verſammeln, und in den Provinzen Bukingham und Hereford neue an-

anwerben laſſen, wurde der Herzog von Suffolk zu ihrem Anführer ernannt, weil ſich der Herzog von Northumberland nicht gerne entfernen wollte. Allein der Graf von Arundel, der ein eifriger Anhänger der alten Religion und der Maria war, wußte es bey der Johanna durch ſeine Vorſtellungen, daß der Herzog, ihr Vater, ſich einer allzugroſſen Gefahr ausſetzen, der Herzog von Northumberland hingegen wegen ſeiner ſchon bewieſenen Klugheit und Tapferkeit denen Völkern der Maria einen gröſſern Schrecken einjagen würde, dahin zu bringen, daß ſich dieſer wider ſeinen Willen entſchlieſſen mußte, die Anführung des Kriegsheers ſelbſt zu übernehmen.

Er gieng alſo den 14ten Julius an der Spitze von 2000 Reutern und 6000 Mann zu Fuß aus London, ohne daß ihm das Volk, wie es ſonſt zu thun gewohnt war, Glük zu ſeiner Unternehmung wünſchte.

Mit dieſen Völkern zog er nach Cambridge, und von da aus gegen Edmundbury. Er ſahe ſich aber in einer groſſen Verlegenheit, da auf dieſem Zug ſein Heer mehr ab- als zunahm, und er die verdrüßliche Nachricht hören mußte, daß der Ritter Haſtings, der mit 4000 Mann zu ihm ſtoſſen ſollte, ſich für Marien erkläret habe, und ſie zu Bukingham zur Königin ausrufen laſſen. Seine Sorge wurde noch gröſſer, als auch ſechs Kriegsſchiffe, welche die Entweichung der Maria hindern ſollten, dem Beyſpiel des Haſtings gefolgt

wa-

waren. Er gieng wieder nach Cambridge zurük, und hielt bey dem geheimen Rath um eine ſchleunige Verſtärkung an. Allein dieſer gieng damals mit ganz andern Gedanken um.

Der gute Erfolg, den Maria hatte, bewog einige Glieder deſſelben, ihre Parthie zu ergreifen, da es noch Zeit war, ſich damit ein Verdienſt bey ihr zu machen. Die Grafen von Arundel, von Wincheſter und von Pembrook waren es, die mit andern Räthen, die ſie auf ihre Seite gebracht hatten, beſchloſſen, Johannen zu verlaſſen. Der Graf von Pembrook war zwar einer von ihren eifrigſten Anhängern, denn ſein Sohn hatte ihre jüngere Schweſter zur Gemahlin. Allein er hatte nicht Herz genug, bey ihr auszuhalten, da ihre Sachen einen ſchlechten Anſchein bekamen. Nur war diß die einige Sorge dieſer Herren, wie ſie aus dem Tour kommen ſollten, denn der Herzog von Northumberland hatte gleich im Anfange ſich mit dem geheimen Rathe der Gewohnheit nach in denſelben begeben. Das von dem Herzoge eingelaufene Schreiben verſchafte ihnen die Gelegenheit, die ſie ſuchten. Sie ſtellten dem Herzoge von Suffolk, der eben keiner von den groſſen Geiſtern war, vor, daß man ſich an den Mayor von London wenden müßte, um die verlangte Verſtärkung zu verſchaffen; damit man ſich aber leichter über die Mittel mit ihm berathſchlagen könnte, wäre es rathſam, daß ſich der geheime Rath irgendwo in der Stadt verſammle; das Haus des Herzogs von

Pem-

Pembrook ſchicke ſich gut dazu, und da könne man in zwey Stunden weiter kommen, als im Tour in zwey Tagen. Um der Sache eine Farbe anzuſtreichen, weil man einwenden konnte, daß ja der Mayor auch in den Tour könnte gerufen werden, fügten ſie hinzu, daß man zu gleicher Zeit den kayſerlichen und franzöſiſchen Geſandten Gehör geben könnte, die ſich nicht gerne in der Abſicht in den Tour begäben. Der Herzog von Suffolk willigte in das Begehren der geheimen Räthe, es ſey nun, daß er ihre böſe Anſchläge nicht gemerkt, oder ſich nicht getrauet hat, ſeinen Argwohn zu entdecken.

Sie verſammelten ſich alſo den 19ten Julius 1553 in dem Hauſe des Grafen von Pembrook, der dem Herzogen von Suffolk ohnehin am wenigſten verdächtig war. Und hier hielt der Graf von Arundel eine Rede, worinnen er ihnen vorſtellte, daß es nunmehro die rechte Zeit ſey, ſich der Tyranney des Herzogs von Northumberland zu entledigen, und diß könne nicht anderſt geſchehen, als daß man ſich für Marien erkläre. Der Vortrag fand geſchwind Beyfall. Der Entſchluß wurde dem Mayor und den Aldermanns von London bekannt gemacht, und Maria an den vornehmſten Plätzen der Stadt zur Königin ausgerufen. So bald in der St. Pauls Kirche das Te Deum angeſtimmt war, ließ der geheime Rath den Herzog von Suffolk auffordern, ihm den Tour einzuräumen, und der Johanna

na melden, daß ſie den Namen einer Königin ablegen ſollte. Der Herzog folgte ſogleich, und Johanna legte ihre Würde freudiger nieder, als ſie dieſelbe angenommen hatte. Hierauf wurde dem Herzog von Northumberland der Befehl zugeſchikt, ſeine Völker abzudanken, und der Graf von Arundel brachte, nebſt dem Lord Paget, der Maria dieſe erfreuliche Nachricht.

Der Herzog von Northumberland, der von dem Vorgang ſchon unterrichtet war, ehe ihm der Befehl des geheimen Raths zukam, gehorchte zum voraus, und dachte ſich nun mit der Flucht zu retten. Da ihm aber ſolches nicht möglich war, ſo ſuchte er der Marien Gunſt dadurch zu gewinnen, daß er ſie zu Cambridge zur Königin ausrufen ließ. Allein dieſe verſtellte Unterwürfigkeit half ihn nichts. Er wurde den folgenden Tag von dem Grafen von Arundel in Verhaft genommen. Hier kroch der zu des Grafen Füſſen, der ſich ſonſt trotzig über alles erhob, und bat kleinmüthig um ſeine Gunſt. Drey von ſeinen Söhnen, nemlich der Graf von Warwik, Ambroſius und Heinrich, der Ritter Andreas Dudley, ſein Bruder, Johann und Heinrich Gates, Thomas Palmer, und der D. Sands, Untercanzler von Cambridge, der unter der Königin Eliſabeth Erzbiſchof von York wurde, mußten mit ihm in den Tour wandern.

So bald der gefangen ſaß, den um ſeiner Strenge willen jedermann fürchtete und haßte,

te, erklärte ſich das ganze Königreich für Marien. Sie nahm diejenige gnädig auf, die ſich ihr ſo ſchleunig unterwarfen, doch beſchloß ſie, ihre Hauptfeinde ihrer Sicherheit oder ihrer Rache aufzuopfern. Auf ihren Befehl wurden Johanna Gray, der Herzog von Suffolk, der Marquis von Northampton, Ridley, Biſchof von London, der ſich über den Eyfer der Maria für die römiſche Religion in einer Predigt ſehr weitläuftig herausgelaſſen hatte, da es ihr noch ſchädlich ſeyn konnte, Chek, der Eduards Lehrer geweſen war, Robert Dudley, ein Sohn des Herzogs von Northumberland, Guilford Dudley, der Johanna Gemahl, Chomley und Montague, Reichsrichter, in den Tour geſchicket. Drey Tage darauf ließ ſie den Herzog von Suffolk wieder in Freyheit ſetzen, weil ſie an ihm eine Probe ihrer Gnade ablegen wollte, und ihn nicht für geſchikt hielt, ihr nachtheilige Entwürfe zu machen.

Den 3 Auguſt hielt die neue Königin, in Begleitung ihrer Schweſter Eliſabeth, ihren Einzug in London, und ſahe ſich ohne Schwerdſtreich in dem ruhigen Beſiz der Crone, die man ihr ſo künſtlich zu rauben geſucht hatte.

Marien lag bey ihrer Gelangung zum Thron nichts ſo ſehr am Herzen, als die Wiederherſtellung der alten Religion. Sie wollte zu dem Ende gleich den Cardinal Polus als einen Legaten kommen laſſen, um

Eng-

England mit dem Pabſt auszuſöhnen. Gardiner aber, der wohl einſahe, daß man mit einem allzugroſſen Eyfer alles auf einmal verderben könne, und ſich fürchtete, daß ihn Polus aus der Königin Gnade ſetzen möchte, brachte es durch Hülfe des Kayſers bey ihr dahin, daß ſie dieſen Gedanken fahren ließ, und ihn zum Groscanzler machte.

Denen Rathgebungen dieſes Biſchofs zufolge erklärte ſich die Königin den 12ten Auguſt, daß ſie ihren Unterthanen keinen Gewiſſenszwang in Anſehung der Religion auflegen wolle. Man machte ſogleich dieſe grosmüthige Geſinnung derſelben unter dem Volk bekannt; allein die Proteſtanten erkannten wohl, daß in dieſem Ausdruk weniger liege, als ſie den Einwohnern von Suffolk verſprochen hatte, und wurden daher über die Einſchränkung ihrer erſten Zuſage ſchon in etwas beſtürzt; allein ſie wurden es noch mehr, als kurz darauf die Königin ein Ausſchreiben bekannt machen ließ, darinnen ſie ſagte: daß ſie eben denſelben Glauben hege, in welchem ſie von ihrer erſten Kindheit erzogen worden, und dabey bis an ihr Ende beharren wolle; und daß ſie ſehnlich wünſche, daß alle ihre Unterthanen ihrem Beyſpiel folgen möchten, jedoch werde ſie niemand zwingen, bis alles durch des Parlaments Anſehen und Gewalt in Richtigkeit geſezt worden ſey. Sie endigte dieſes Ausſchreiben mit denen Worten, daß ſie entſchloſſen ſey, alle diejenige aufs ſchärfſte zu beſtrafen,

welche

welche ſchädliche Abſichten hegen würden; ſie hoffe aber, daß ihr niemand Anlaß geben würde, ihn die Schärfe der Geſetze empfinden zu laſſen. Dieſer Ausdruk mußte natürlicher Weiſe die Proteſtanten in Schrecken ſetzen, weil ſie leicht vorher ſehen konnten, daß die Religionsgeſetze würden verändert, und diejenige, die ſich ihnen nicht unterwerfen wollten, als Aufrührer angeſehen werden.

An eben dem Tage, an welchem dieſes Ausſchreiben bekannt gemacht wurde, ſchritte man zu dem gerichtlichen Verfahren wider den Herzog von Northumberland und ſeine Anhänger. Der Herzog wurde vor die Pairs geführt. Ehe er aber auf die wider ihn angebrachte Klagen antwortete, wollte er zwey Fragen erörtert wiſſen. Die erſte: ob ein Mann, der auf Befehl des geheimen Raths gehandelt habe, über das, was er demſelben gemäß gethan, vor Gericht gefordert werden könne? Die zweyte: ob Leute, die ſich mit ihm in gleicher Angelegenheit gebrauchen laſſen, und an derſelben Anordnung gearbeitet hätten, ſeine Richter ſeyn könnten? Auf die erſte Frage bekam er die Antwort, daß er ſich der Reichsverwaltung zur Ungebühr bemächtiget habe, und daß ihn alſo das nicht ſchützen könne, was er unter dem Anſehen des groſſen Siegels gethan habe. Auf die andere erwiederte man ihm, daß keiner von den Pairs, welche dem Gerichte beywohnten, gleichen Verbrechens wegen angeklagt worden ſey, folglich könnten ſie gar wohl ſeine Richter ſeyn.

Nachdem dieſe Antworten, von deren Gründlichkeit wir andere urtheilen laſſen, wider den Herzog ausgefallen waren, bekannte er ſich ſchuldig, und überließ ſich der Königin Gnade. Desgleichen thaten auch der Marquis von Northampton und der Graf von Warwik; ſie wurden aber alle drey als des Hochverraths ſchuldige verurtheilt. Man ſchikte den Biſchof von Worceſter an den Herzog, der ihm das Todesurtheil ankündigen mußte. Er beichtete dieſem Biſchofe, und bekannte ihm, daß er im Herzen jederzeit der römiſchen Kirche zugethan geweſen. Er that dieſes Bekenntniß auch noch auf der Blutbühne, weil, wie man behaupten will, ihm Hofnung gemacht worden, daß er ſich dadurch noch Gnade auswürken könnte. Seine Hofnung betrog ihn aber. Er ſtarb, ohne bedauert zu werden, weil er nie geliebt worden, den 22ſten Auguſt, an welchem Tage auch Johann Gate und Palmer ihr Ende fanden.

Die Proclamation, welche die Königin in Anſehung der Religion hatte bekannt machen laſſen, wurde von den Einwohnern der Provinz Suffolk eben nicht aufs genaueſte befolgt; deswegen gab der Hof Befehl, die Uebertreter nach aller Strenge zu beſtrafen. Sie gaben darauf eine Bittſchrift ein, worinn ſie die Königin an ihre Zuſage erinnerten; bekamen aber zur Antwort, daß es Unterthanen nicht gebühre, die Handlungen ihrer regierenden Frau zu beurtheilen. Und als Dolbe, einer von den

Abge-

Abgeordneten, etwas freyer dagegen ſprach, ließ man ihn dafür an den Pranger ſtellen.

Um eben dieſe Zeit wurden fünf römiſch katholiſche Biſchöfe, die unter Eduards Regierung abgeſezt worden, wieder an die Stelle ſo vieler Reformirten geſezt, und denenjenigen zu predigen verbotten, welche die Erlaubniß dazu nicht von Gardiner hätten. Weil Hooper, Biſchof von Gloceſter, und Coverdale von Excceter, ſich dieſem Zwange nicht unterwarfen, wurde jener ins Gefängniß geſezt, und dieſem auszugehen unterſagt.

So bald die römiſch Geſinnten der Königin Abſichten offenbar einſahen, fiengen ſie an verſchiedenen Orten an, den Gottesdienſt wieder auf die alte Art zu halten, obgleich die Geſetze noch beſtunden, die ſolche abgeſchaft hatten. Der Hof billigte aber durch ſein Stillſchweigen ihr Verfahren.

Kurz, man ſahe überall, daß die Proteſtanten gedrukt wurden, ohne daß die Obrigkeiten es wagten, ſich ihrer anzunehmen. Peter Martyr, öffentlicher Lehrer der Gottesgelehrſamkeit zu Oxford, wurde von den Feinden ſeiner Religion ſo angefochten, daß er endlich die Stadt verließ, und ſeine Zuflucht zu dem Erzbiſchof von Canterbury nahm. Allein Cranmer konnte ihm nicht viel helfen, weil der Hof ſeinen Untergang ſelbſt ſchon beſchloſſen hatte. Er wurde wegen einer Schrift, darinnen er ſich wider die Beſchuldigungen Bonners, als ob er der Königin verſprochen hätte, ſeine

Irrthůmer feyerlich abzuſchwören, vertheidiget hatte, vor den geheimen Rath gefordert, des Hochverraths angeklagt, und in den Tour geſchikt, wohin ſich der alte Biſchof Latimer ſchon den Tag zuvor begeben můſſen.

Kurz darauf erhielten alle Fremde, welche auf öffentl. Glauben nach England gekommen waren, Erlaubniß, aus dem Reiche zu gehen. Peter Martyr und ein polniſcher Profeſſor, Johann a Lasco bedienten ſich unter andern derſelben. Obgleich dieſes das einige Beyſpiel der Gelindigkeit war, welches Maria in Anſehung der Religion gab, ſo ahndete doch denen engländiſchen Proteſtanten nicht viel gutes dabey. Sie gaben ſich alſo haufenweis für Franzoſen aus, und verlieſſen unter ſolchem Vorwande ihr Vaterland. Doch dauerte es nicht lange, als keiner mehr unter dieſem Namen fort durfte, der keinen Geleitsbrief vom franzöſiſchen Geſandten hatte.

Nun war es Zeit, daß die Königin diejenige belohnte, die ihr gute Dienſte geleiſtet hatten. Sie machte unter andern den Grafen von Arundel zum Oberhofmeiſter ihres Hauſes, und den Ritter Haſtings zum Pair des Reichs. Der Graf von Suſſex aber, der ihr Kriegsheer angeführt hatte, erhielt eine in England ungewöhnliche Ehre, nemlich die Erlaubniß, in Gegenwart der Königin das Haupt zu bedecken.

Da das Parlament den 10ten October berufen worden, ließ ſich die Königin den 1ſten

vor-

vorher mit der gewöhnlichen Pracht krönen. Hierauf erſchien den 4ten October eine Proclamation, worinn ſie ſich von dem Geldbeytrage loßſagte, welchen das Parlament ihrem Bruder, dem König, bewilligt hatte. Durch dieſe Güte beahnte ſie ſich den Weg, das Wohlwollen des nächſten Parlaments zu erhalten, deſſen ſie ſich zu ihren Abſichten in der Religion bedienen wollte. Um die katholiſche Parthey in dem Oberhauſe zu verſtärken, ertheilte ſie dem Johann Vescy, der ſein Biſtum Excester unter der vorigen Regierung niedergelegt hatte, das Erzbiſtum von York, nachdem der Erzbiſchof auf ein allgemeines Angeben verſchiedener Verbrechen in den Tour geſezt worden.

Als der Hof alle Mittel angewandt hatte, ein Parlament nach ſeinem Wunſche zu haben, indem er die Glieder des Unterhauſes durch allerhand Wege ſelbſt ausſuchte, und die im Oberhauſe aus Furcht, Geiz und Ehrſucht entweder ihre Meynungen verſtellten, oder gar keine Religion hatten, wann man einige wenige ausnimmt; ſo fieng die erſte Sitzung den 10ten October an, in welcher man mit Fleiß nichts vornam, was die Religion betreffen konnte; in der zweyten Sitzung aber zeigten ſich die Anſchläge des Hofs ſchon klärer. Gleich anfangs wurde das Eheſcheidungsurtheil zwiſchen Heinrich VIII und Catharinen von Arragonien zernichtet, weil man vorgab, daß ſolche Ehe dem göttlichen Geſetze nicht zuwider laufe, und alle Parlaments-Verordnungen widerrufen,

welche ſolches Urtheil beſtätiget hatten. Gardiner bewieß hier ſeine Unverſchämtheit in einem hohen Grade, daß er das Parlament eine Verordnung umſtoſſen laſſen, davon er der vornehmſte Urheber geweſen.

Mittelſt dieſer Verordnung wurde die Prinzeßin Eliſabeth aufs neue für unehelich erkläret, und ſie fand von dieſer Zeit an die Königin gegen ſich ſehr verändert. Man will von dieſer Kaltſinnigkeit noch eine geheime Urſache wiſſen. Die Königin ſoll nehmlich den Grafen von Devonshire nicht mit gleichgültigen Augen angeſehen haben, und gar Willens geweſen ſeyn, ihn zu heurathen; dieſer Herr aber zu wenig Behutſamkeit gebraucht haben, der Eliſabeth ſeine Hochachtung zu bezeugen.

In eben dieſem Parlament gieng eine Verordnung durch, daß nach dem 20ſten December aller öffentliche GOttesdienſt aufhören ſollte, auſſer demjenigen, welcher zu Ende der Regierung Heinrichs VIII üblich geweſen. Auf ſolche Weiſe wurde in wenigen Tagen alles umgeſtoſſen, was unter Eduarden in Anſehung der Religion verfügt worden.

Den 3ten November verſammelte ſich das Parlament wieder, und wurden Johanna Gray, Guilford Dudley, zwey andere Söhne des Herzogs von Northumberland, und Cranmer ihren Richtern vorgeſtellt. Sie erkannten ſich ſchuldig, und das Urtheil fiel wider ſie als Verräther aus. Cranmer konnte nach dieſem Urtheil ſein Erzbiſtum nicht länger

behal-

behalten. Und doch ließ ihn die Königin noch im Beſitz dieſer Würde, weil ſie den Namen nicht haben wollte, als ob ſie geſonnen wäre, ihre perſönliche Beleidigungen zu rächen. Man begnügte ſich alſo damit, daß man die Einkünfte des Erzbiſtums verwalten ließ, und Cranmern gefangen hielt, bis die rechte Zeit kommen würde, ihn hinrichten zu laſſen.

Um dieſe Zeit erſuchte die Königin den Commendon, der heimlich nach England geſchikt worden, um ihre Geſinnungen zu erforſchen, daß der Cardinal Polus als Legat nach England geſchikt werden möchte. Die Sache fand anfänglich in dem päbſtlichen Conſiſtorio einen heftigen Widerſpruch, weil die Cardinäle glaubten, es wäre der Ehre des römiſchen Stuhls nachtheilig, wenn man einen Legaten abſchicke, ohne daß er feyerlich ſey verlangt worden. Da aber der Pabſt ihnen zu verſtehen gab, das er mehr wiſſe, als er ihnen jezo ſagen könne, ſo willigten ſie endlich darein.

Dieſer Entſchluß mißfiel dem Kayſer eben ſo ſehr, als dem Gardiner. Commendon mochte vielleicht zu Rom ausgebracht haben, daß ſich die Königin bey ihm erkundiget, ob Polus ſich nicht verheurathen dürfe. Und da man daraus die Folge zog, daß ſie willens ſey ihn zu ehligen; ſo beſchloß der Kayſer, dieſe Geſandtſchaft nach aller Möglichkeit zu hintertreiben, weil er eben damals auf die Vermählung ſeines Prinzen Philipps mit Marien dachte. Er ſtellte deswegen der Königin in einem Schrei-

ben vor, daß dieſer Cardinal wegen ſeines Eyfers für den heiligen Stuhl die Religionsangelegenheit in England auf einmal verderben werde. Zugleich ließ er ihr nur gedachte Vermählung vorſchlagen, die ſich Maria ſehr wohl gefallen ließ. Polus wurde auf ſeiner Reiſe durch die Kayſerl. Lande ſo lange aufgehalten, bis dieſe Sache ſo gut als richtig war; nachgehends ließ ihn die Königin wiſſen, daß der Religion daran gelegen ſey, daß er nicht ſo bald nach England komme, wo man noch zur Zeit nicht ſehr geneigt ſey, des Pabſts Anſehen zu erkennen.

So bald die Cammer der Gemeinen etwas von dem Vorhaben der Königin erfuhr, ernannte ſie ihren Sprecher mit zwanzig ihrer Mitglieder, ſie zu erſuchen, daß ſie keinen fremden Prinzen heurathen möchte. Gardiner bediente ſich dieſes Umſtandes, um von dem Kayſer Bedingungen zu erhalten, die er ſonſt ſchwerlich eingegangen haben würde.

Im Anfang des Jahrs 1554 ſchikte der Kayſer eine prächtige Geſandtſchaft, deren Haupt der Graf von Egmont war, nach London, um die Bedingungen der Vermählung in Richtigkeit zu bringen, und die Königin überließ es dem Gardiner, dieſelbe aufzuſetzen. Dieſer verſchlagene Staatsmann hatte hiebey einen doppelten Endzwek, erſtlich dem Vertrag ſolche Bedingungen einzuverleiben, darwider das Parlament nichts einwenden könne, und dann die Sache dahin einzuleiten, daß England

land in keinem Fall unter Spaniſche Herrſchaft kommen möge. Der Kayſer bewilligte alles, ohne Zweifel in der Hofnung, daß die Aenderung der Zeiten ſeinem Sohn freyere Hand geben werde, zu halten, was er wolle. Die Hauptſtücke dieſes Vertrags, welcher den 12ten Januarius unterzeichnet worden, ſind folgende: (r)

1. Solle Philipp, ſo lange dieſe Ehe dauren würde, den Namen eines Königs von England führen, doch denen Rechten, Gewohnheiten und Freyheiten des Königreichs unbeſchadet, und Maria ſich ſeine Titel beylegen dörfen.

2. Solle der Marien Wittwengehalt in 60,000 Pfund nach Flandriſcher Münze beſtehen.

3. Sollen die aus dieſer Ehe zu erzeugende Kinder nach dem Herkommen der Länder in dem mütterlichen Vermögen erben.

4. In Anſehung der väterlichen Güter ſolle der Erzherzog Carl, Philipps Prinz, in den Königreichen Spanien, Neapolis und Sicilien, und in allen andern Gütern in Italien folgen; würde er aber ohne Nachkommenſchaft mit Tod abgehen, ſolle der älteſte Prinz, oder die älteſte Tochter von Philipp und Marien in dieſen Ländern allein folgen.

(r) *Act. publ.* T. XV. p. 398.

5. Solle der Erſtgebohrne aus dieſer Ehe Burgund und die Niederlande haben, und Carl davon ausgeſchloſſen ſeyn.

6. Solle, wenn aus dieſer Ehe allein Töchter erzeugt würden, die erſtgebohrne in Burgund und den Niederlanden folgen, woſern ſie ſich mit Genehmhaltung ihres Bruders, Carls, einen aus obgedachten Ländern oder England gebürtigen Gemahl wählen würde. Im Weigerungsfall ſoll Carl ſeiner Schweſter einen Brautſchaz auf Spanien und die Niederlande anweiſen.

7. War ausdrüklich bedungen, daß in allen obigen Fällen die Geſetze, Rechte, Gewohnheiten und Freyheiten jeder Länder ungekränkt gelaſſen, und die Landesregierung von Eingebohrnen verwaltet werden ſolle.

Angehängter Zuſaz bey dieſem Vertrage.

In dieſem wurde veſtgeſezt, daß Philipp vor dem Beylager die Beobachtung folgender Artickel feyerlich beſchwören ſolle:

1. Daß er keinen Hausbedienten haben ſolle, der kein Engländer oder Unterthan der Königin ſey.

2. Daß er keine Aenderung in den engländiſchen Geſetzen, Rechten und Gewohnheiten machen wolle.

3. Daß

3. Daß er die Königin aus ihren eigenen Ländern nicht ohne ihr ausdrükliches Begehren abführen, noch eines ihrer Kinder ohne Genehmhaltung des Adels auſſerhalb England bringen wolle.

4. Daß, wenn die Königin vor ihm ohne Kinder ſtürbe, er ſich kein Recht an England anmaſſen wolle.

5. Daß bey Gelegenheit dieſer Vermählung England in den Krieg zwiſchen Frankreich und Spanien nicht eingeflochten werden, ſondern das Bündniß zwiſchen beyden Reichen forthin beſtehen ſolle.

Den Tag darauf, als dieſer Vertrag unterzeichnet worden, erhielt der Marquis von Northampton von der Königin einen Begnadigungsbrief.

Dieſer Vertrag war nicht ſo geſchwind ruchbar worden, als man aller Orten nichts als Klagen und Murren hörte. Die Proteſtanten inſonderheit hielten ſich für verlohren, weil ſie ſich für der ſpaniſchen Inquiſition fürchteten. Die übrigen ſorgten, Philipp möchte die ſpaniſche Regierungsart in England einführen, von deren Tyranney man ganz neue Beyſpiele hatte. Endlich wurde aus dem Murren eine Verſchwörung wider die Königin. Der Herzog von Suffolk, ein Edelmann, mit Namen Thomas Wyat,

und Peter Carew faßten den Anſchlag, das Königreich aufzuwiegeln.

Carew, der in Cornwallien etwas unternehmen ſollte, machte ſeine Sachen ſo ſchlecht, daß der Anſchlag entdekt worden, ehe er zur Reiſe gekommen. Da er darauf nach Frankreich geflüchtet war, beſchleunigte Wyat in der Provinz Kent ſeine Unternehmungen, ob man gleich anfangs willens war, die Ankunft Philipps abzuwarten, um dem Aufruhr einen ſcheinbaren Vorwand zu geben. Er begab ſich mit wenig Leuten nach Maidſton, und ſprengte aus, daß er die Waffen ergreife, um einen Einfall in England zu verhindern. Hierauf zog er nach Rocheſter, und erſuchte den Sherif um ſeinen Beyſtand. Dieſer aber ließ ihm befehlen, die Waffen niederzulegen, und brachte Volk zuſammen, um ſich ſeinen Unternehmungen zu widerſetzen.

Der Hof wurde durch dieſen Aufſtand nicht wenig beunruhiget, welcher nicht gerüſtet war, indem die Königin ihr Kriegsheer hatte abdanken laſſen. Sie ſchikte deßwegen dem Wyat einen Begnadigungsbrief, wenn er binnen 24 Stunden die Waffen niederlegte. Er nahm ihn aber nicht an, ſondern gieng vielmehr mit einem Heer von 4000 Mann gerade auf London zu. Nahe bey Deptford befragten ihn zwey Abgeordnete im Namen der Königin um ſein Begehren. Er antwortete, daß er das Befehlshaberamt im Tour und die Wache bey der Königin haben wolle, wie auch

daß

daß der geheime Rath nach ſeinem Gutbefinden verändert werden ſolle.

Nachdem dieſe Forderungen, wie leicht zu erachten, verworfen worden, ſezte Wyat ſeinen Zug fort, und kam den 3ten Februarius in der Vorſtadt von Southwark, und den 5ten des Morgens um neun Uhr im Zidepark an. Er hatte ſich zur Unzeit auf dem Wege bey Gelegenheit eines zerbrochenen Stükgeſtelles aufgehalten, und diß war ſchuld, daß ſein Unternehmen mißlungen iſt. In dieſer Zeit wurde es verrathen, daß er ſeinen Zug durch die Weſtmünſterſtadt nehmen, und durch das Ludgatethor in die Stadt dringen wolle. Dieſe Nachricht änderte den Vorſaz des Grafen von Pembrook, mit ihm an den Thoren der Stadt zu ſchlagen, weil er glaubte, er würde ohne dieſes ſelbſt ins Nez laufen.

Wyat, der in denen Gedanken ſtunde, daß die Bürger zu London ihm zufallen würden, ſezte ſeinen Zug gerade durch die groſſe Straſe, der Strand genannt, fort, um beſagtes Thor zu gewinnen. So wie er aber fortrükte, war man bemüht, ihm den Rükzug abzuſchneiden; und die Augen fiengen ihm erſt an aufzugehen, da er das Thor verſchloſſen fand. Als er wieder umkehren wollte, ermahnete ihn ein Wapenherold, das Blut ſo vieler Leute nicht vergeblich aufzuopfern; worauf er ſich ohne Widerſtand ergab, und ins Gefängniß gebracht wurde. Hätte Wyat ſeine Sa-

chen

chen klüger angefangen, ſo würde er die Regierung in groſſe Verlegenheit haben ſetzen können, zu einer Zeit, da alles ſchwürig war; ſo aber beveſtigte der ſchlechte Erfolg ſeiner Unternehmung der Königin Gewalt noch mehr, und ſie fand von dieſer Zeit an weiter keinen Widerſtand.

Während daß dieſes vorgieng, hatte der Herzog von Suffolk in der Provinz Warwik wenig Fortgang gehabt. Man hätte ihn nicht einmal in Verdacht gezogen, wenn ihn nicht ein von Wyat an ihn abgefertigter Bote, der aufgefangen wurde, verrathen hätte. Als der Herzog Wind davon bekam, daß er in Verhaft genommen werden ſollte, verſtekte er ſich bey einem ſeiner Hausbedienten. Dieſer aber war ſo treulos, daß er ihn dem Grafen von Huntington auslieferte, welcher ihn den 11ten Februarius nach dem Tour abführte. Das war der Ausgang dieſer Verſchwörung, die für die Proteſtanten üble Folgen hatte, ob ſie gleich ſelbſt keinen Antheil daran gehabt haben. Und weil der Herzog von Suffolk darein verwickelt war, ſo koſtete ſie auch der unſchuldigen Johanna Gray das Leben.

Zwey Tage nach der Gefangennehmung des Wyat mußte der D. Feknam ihr ankündigen, daß ſie ſich zum Tode bereiten ſolle, und ſie zur Veränderung ihrer Religion ermahnen. Weil er glaubte, daß ſie dazu einige Bedenkzeit nöthig hätte, brachte er es dahin, daß ihre Hinrichtung drey Tage verſchoben wurde.

Sie

Sie bezeugte ihm aber, daß er ihr damit keinen Gefallen erwieſen. Sie wurde den 12ten Februarius hingerichtet, nachdem ſie zuvor die Leiche ihres Gemahls vor ſich vorbey tragen ſehen, dem man ebenfalls den Kopf abgeſchlagen, und ihn in der Kapelle des Tours beerdiget hat. Sie bewies bis an ihr Ende viele Standhaftigkeit und Gottesfurcht, und bereuete, daß ſie die Crone angenommen habe, welche ihr nicht gehöret. Der Herzog von Suffolk, ihr Vater, empfieng den lezten Streich den 21ſten dieſes Monats, und bedauerte ſehr, daß er Schuld an dem Tode ſeiner Tochter geweſen.

Nun kam die Reyhe an den Wyat. Dieſer gab vor, er wollte wichtige Geheimniſſe entdecken, wenn man ihm das Leben ſchenkte. Nach ſeiner Ausſage haben ſogar Eliſabeth und der Graf von Devonshire Theil an der Verſchwörung gehabt. Man verſchob ſeine Hinrichtung zwey Monate, weil man mehr von ihm zu erfahren hofte. Indeſſen wurde der Graf in den Tour geſezt, und die Prinzeſſin, ſo unpäßlich ſie auch war, nach London geführet, und zu Whitehall in ein Zimmer verwieſen, wo ſie mit niemand ſprechen durfte. Den 11ten Merz wurde ſie in den Tour gebracht.

Den 14 und 15ten Februarius wurde Bret, welcher des Wyats Soldaten angeführt, mit 58 andern gehenget; den 20ſten aber der Königin 600 Gefangene mit dem Strik um den Hals vorge-

geführt, welche ſie begnadigte. Doch konnte dieſes den üblen Eindruk nicht auslöſchen, den ſo viele Hinrichtungen in den Gemüthern gemacht hatten. Gardinern wurde alle Schuld beygelegt, daß er die Königin zu einer übertriebenen Strenge verleite. Und das Volk wurde noch mehr von ihrer Herrſchſucht überführt, als ſie die geſchworne Richter zu Geldbußen verdammte, die den Ritter Nicolaus Troghmorton losgeſprochen, der ohne hinlängliche Beweiſe angeklagt worden, daß er an der Verſchwörung Theil gehabt habe. Dieſe Härte der Königin mußte ſein Bruder mit dem Leben bezahlen, der auf eben die Beweiſe verdammt worden, auf welche man den Nicolaus losgeſprochen hatte.

Die Friſt, die man dem Wyat gegeben, that eine ganz andere Würkung, als man gehoft hatte. Da er ſahe, daß ſein Leben doch verlohren ſey, wiederrief er im zweyten Verhör, was er im erſten angebracht hatte. Und da er fürchtete, man möchte dieſe leztere Erklärung unterdrücken, wiederholte er ſie in Gegenwart aller, die ſeiner Hinrichtung beywohnten.

Nachdem Eliſabeth eine lange und harte Gefangenſchaft im Tour ausgeſtanden hatte, und nichts auf ſie zu bringen war, warum man gerichtlich wider ſie hätte verfahren können, ob es gleich Gardiner herzlich gewünſcht hatte; ſo ließ man ſie heraus, und führte ſie den 16ten May nach Woodſtok ab, unter

die Aufſicht des Ritters Bennefield, der ſo wenig Achtung gegen ſie bezeugte, daß ſie gar glaubte, man wolle ſie aus dem Wege räumen, wie ſich dann auch Leute ſollen gefunden haben, die ſich dazu erboten, in der Meynung, dadurch der Königin und denen Staatsbedienten einen Gefallen zu thun, die aber durch die genaue Bewahrung gehindert worden, einen Zutritt zu ihr zu erhalten.

Da nun die durch den Wyat erregte Unruhen völlig gedämpft waren, dachte die Königin wieder an den Umſturz der proteſtantiſchen Religion. Zu dem Ende gab ſie den Biſchöfen Vollmacht, in ihren Stiftern eine Unterſuchung anzuſtellen über die Unordnungen, die unter Eduards Regierung in die Kirche eingeriſſen; und Gardiner erhielt einen gemeſſenen Befehl, dieſelbe von den verheuratheten Geiſtlichen zu reinigen.

Um dieſer Urſache willen wurden alſo vier Biſchöfe und drey andere unter dem Vorwande abgeſezt, weil ſie ſich nicht wohl verhalten, und irrige Lehren geprediget hätten. Man wollte aber gerne bald ein Parlament verſammeln, und dabey Leute haben, die dem Hof ergeben wären. Von 16000 geringern Geiſtlichen wurden mehr als drey Viertheil abgeſezt, weil ſie Weiber hatten. Die Meſſe, und die Liturgie, wie ſie am Ende der Regierung Heinrichs VIII beſchaffen war, wurde überall wieder eingeführt. Und in dieſer Verfaſſung befand

ſich das Reich und die Kirche, als ſich den 2ten April 1554 das Parlament verſammelte.

Man wollte von dieſem Parlament zweyerley erhalten, nehmlich die Einwilligung in der Königin Vermählung, und die Wiederherſtellung der päbſtlichen Gewalt. Da beydes in dem Unterhauſe groſſe Schwierigkeiten finden konnte, wendete Gardiner die Vollmacht an, welche er vom Kayſer und der Königin hatte, Jahrgelder zu verſprechen, damit die Abgeordnete die Abſichten des Hofs erfüllen möchten. Durch dieſes Mittel erhielt die Königin alles, was ſie wollte. Ihr Heurathsvertrag wurde nicht nur genehm gehalten, ſondern das Unterhaus bezeugte auch groſſe Luſt, harte Verordnungen wider die Reformirte ergehen zu laſſen. Der Hof fand aber nicht für gut, die Verfolgungen eher anzufangen, bis das Beylager würde geſchehen ſeyn.

Nachdem das Parlament den 25ſten May aufgehoben worden, kam Philipp den 16ten Julius zu Southampton an. Als die Obrigkeit ihm die Stadtſchlüſſel überreichte, nahm er ſie an, und gab ſie wieder zurük, ohne ein Wort zu ſprechen. Dieſes ernſthafte Weſen gefiel den Engländern nicht. Die Königin gieng ihm bis Winchester entgegen, wo ſie Gardiner den 27ſten Julius trauete. Philipp war damals 27, Maria aber 38 Jahr alt. Inzwiſchen wurden viele Kiſten mit ungemünztem Silber ausgeſchiffet. Gardiner hatte ſich, da die Vermählung der Cammer der Gemeinen

nicht in Kopf wollte, vom Kayſer eine Summe Geldes bedungen, um damit die unruhigen Gemüther zu beſänftigen, und der Kayſer gab ihm freye Gewalt, über 1200,000 Thlr. nach Gefallen zu ordnen, doch behielt er ſich vor, dieſes Geld nicht eher nach England zu ſchicken, bis die Heurath vollzogen wäre. Das Geld, das nun ankam, beförderte der Königin Vortheile nicht wenig bey denen, die ſchon zum voraus von Gardiner gewonnen waren.

Philipp ſuchte ſich anfänglich durch einige Gnadenhandlungen bey den Engländern Liebe zu erwerben, und ſeine Großmuth war beſonders einigen Standsperſonen nüzlich. Die Prinzeßin Eliſabeth war die vornehmſte darunter. Gardiner wollte derſelben einmal für allemal loß ſeyn, weil er von ihr viel Nachtheil für die Religion beſorgte, und die Königin hatte mit ihm gleiche Geſinnungen. Allein Philipp legte ſich für ſie ins Mittel, und zog ſie aus der ihr drohenden Gefahr. War dieſe Handlung Philipps grosmüthig; ſo hatte doch auch die Staatskunſt ihren Antheil daran. Man gibt zwey Urſachen an, die ihn dazu bewogen. Einmal ſorgte er, daß, wenn Maria ohne Kinder ſterben ſollte, und Eliſabeth nicht mehr am Leben wäre, die engländiſche Crone der Königin von Schottland zufallen, und durch ſie an den Dauphin kommen möchte. Und dieſes würde für das Haus Oeſterreich eine ſehr unangenehme Sache geweſen ſeyn. Hernach ſoll er, wie man ſagt, ſich Hofnung ge-

macht haben, die Prinzeßin Eliſabeth zu heurathen, wenn Maria vor ihm ſterben ſollte. Auſſer ihr erhielten auch zehen Ritter, der Erzbiſchof von York und der Graf von Devonshire, mit dem nicht lange hernach dieſes berühmte Geſchlecht ausſtarb, durch Philipps Vermittlung Gnade.

Sonſt mißfiel es den Engländern ſehr, daß ſie ſich weder ihm noch der Königin nahen durften, ohne zuvor um ein Gehör angehalten zu haben. Dieſes machte den Hof zur Einöde, weil ſich der Adel zu dieſem ungewohnten Zwang nicht verſtehen wollte.

Die Königin berief das Parlament auf den 11ten November wieder; in dem Einladungsſchreiben ließ ſie das erſtemal die Benennung eines Oberhaupts der Kirche weg. Das ſpaniſche Geld machte daſſelbe voll Eyfer für die Königin. War ſchon noch kein Geſez vorhanden, wodurch die päbſtliche Gewalt wieder eingeführet worden; ſo wurde doch der Cardinal Polus als päbſtlicher Legat von zweyen Herrn nach England geholet. Indem er unterwegs war, wurde die wider ihn unter Heinrich VIII ergangene Verordnung widerrufen, weil man es für unſchiklich hielte, einen Legaten ins Reich kommen zu laſſen, der noch einem Todesurtheil unterworfen ſey.

Polus kam den 24ſten November an, und erklärte, daß die Abſicht ſeiner Geſandtſchaft ſey, die verirrte Schafe wieder zu dem Schafſtall JEſu Chriſti zu bringen. Der Pabſt, als

der oberſte Hirte auf Erden, ſey bereit, ſie anzunehmen, wenn ſie ſich eine ſo günſtige Zeit zu Nutze machen würden. Die Königin wurde über dieſen Antrag ſehr gerührt, daß ſie glaubte, es hätte ein Kind in ihrem Leibe gehüpfet. Dieſe Zeitung wurde ſogleich überall bekannt gemacht, und in der St. Pauls Kirche das Te Deum angeſtimmet. Der Königin Kammerfrauen unterhielten ſie in dieſen ihr ſo angenehmen Gedanken, bis die Zeit den Betrug entdekte.

Den 29ſten November überreichten beyde Kammern dem Könige und der Königin eine Bittſchrift, worinn ſie um ihre Vermittlung erſucht wurden, daß das Königreich mit der Kirche wieder ausgeſöhnt würde. Hierauf begab ſich der Legat ins Parlament, und nachdem er in einer langen Rede die zärtliche Liebe des Pabſts gegen England ſehr herausgeſtrichen, legte er ihnen zur Buſſe auf, alle wider das päbſtliche Anſehen gemachte Geſetze zu widerrufen; darauf erhielten ſie, auf den Knien liegend, die Loßſprechung und die Erlaſſung aller Kirchenſtrafen.

In der Widerrufungs-Verordnung ſezte man die päbſtliche Gewalt wieder auf den Fuß, wie ſie vor dem 20ſten Jahre der Regierung Heinrichs VIII geweſen war, doch unter folgenden Einſchränkungen.

1. Sollten die Bißthümer, die Cathedralkirchen und Collegia auf dem dermaligen Fuß bleiben.

2. Sollten die Ehen, die zwar denen Kirchenverordnungen, aber den göttlichen Geſetzen nicht entgegen wären, für rechtmäßig angeſehen werden.

3. Sollten die während der Spaltung verliehene Kirchenpfründen beſtätiget werden.

4. Sollte das Verfahren der Gerichtshöfe ſeine völlige Kraft haben.

5. Sollten die Veräuſerungen der Kirchengüter beſtätigt werden, und derſelben Beſitzere keiner Kirchenſtrafe unterworfen ſeyn.

Der Legat ließ ſich alle dieſe Artickel gefallen, doch kündigte er denen, welche Kirchengüter beſaſſen, die Gerichte GOttes an. Da dieſer Punkt der Wiedervereinigung am meiſten hätte hinderlich ſeyn können, ſo war der römiſche Hof nicht wenig verlegen, denſelben zu berichtigen. Die Kirchengüter ſind nach den Kirchenverordnungen ſo heilig, daß ſie der Pabſt ſelbſt nicht veräuſern kan. Um ſich aus dieſer küzlichen Sache zu wickeln, war man ſorgfältig bedacht, alles auf Schrauben zu ſezen. Der Pabſt ertheilte dem Legaten die Gewalt, ſich mit denjenigen Beſitzern der Kirchengüter, für welche ſich die Königin vermitteln werde, zu vergleichen, und ein Abkommen zu treffen, und ihnen einen Freybrief zu ertheilen, derſelben auch in Zukunft zu genieſſen. Jedennoch allemal mit Vorbehalt der Willkühr und Beſtätigung des heiligen Stuls, in ſolchen

chen Dingen, um deren Wichtigkeit willen der Legat erachten werde, daß er bey demſelben Rath einholen müſſe.

Julius III ſtarb, ehe dieſe Angelegenheit zu Ende gebracht wurde. Sein Nachfolger weigerte ſich ſchlechterdings, die Genehmhaltung des dermaligen Beſitzes zu beſtätigen. Man hatte demnach den Beſitzern der Kirchengüter nur ein Blindwerk zu machen geſucht, indem ein jeder nachfolgender Pabſt ſagen konnte, daß Julius die Grenzen ſeiner Gewalt überſchritten habe. Man war aber dißmal zufrieden, oder ſtellte ſich wenigſtens, als ob man es wäre, da das Parlament ein Geſez machte, daß, wer jemanden des Beſitzes der Kirchengüter wegen, unter dem Vorwande des Kirchenrechts, anfechten würde, in die Strafe des Geſetzes Prämunire verfallen ſeyn ſolle.

Nachdem dieſe Sache beygelegt war, erneuerte man die unter Richard II, Heinrich IV und Heinrich V wider die Ketzer gemachten Geſetze. Und da man ſich bey Hofe über die Art, ſie zu unterdrücken, berathſchlagte, rieth Polus zum Weg der Gelindigkeit, weil er glaubte, daß durch die Gewalt das Uebel nur verſchlimmert, oder die Menge der Heuchler vermehrt werden würde. Dem fügte er bey, daß man vor allen Dingen dem unordentlichen Leben der Geiſtlichkeit Einhalt thun müſſe, aus welchem die Ketzerey geboren worden ſey. Gardiner hingegen war vor den Weg der Strenge, er, der ſich nicht einbilden konnte, daß andere

mehr Standhaftigkeit, als er ſelbſt, haben würden. Die Königin, welche von einer übertriebenen Scheinheiligkeit war, trat dieſer Meynung bey. Um aber den Polus nicht vor den Kopf zu ſtoſſen, trug ſie ihm auf, die Geiſtlichkeit zu beſſern, und dem Gardiner, die Ketzerey auszurotten.

Gardiner übernam das ihm aufgetragene Geſchäfte ſehr gerne. Hooper, der Biſchof von Glouceſter geweſen war, und Rogers, einer der beliebteſten Prediger, wurden die erſten Opfer ſeiner Grauſamkeit. Man verdammte ſie zum Feuer, und das Urtheil wurde an dieſem den 4ten April 1555 zu London, und an jenem den 9ten Februarius zu Gloceſter vollzogen. Als Rogers ſchon an den Pfal gebunden war, ſtellte man ihm noch frey, ob er ſein Leben durch einen Widerruf retten wollte; aber weder Furcht noch Hofnung konnten ihn in ſeinem Glauben wankend machen, ſondern er ſagte vielmehr, daß er ſein Leben mit Freuden, zum Beweiß der Richtigkeit des von ihm geprедigten Lehrbegrifs, hingebe. Hooper folgte dieſem Beyſpiel nach. Er litte die Marter des Feuers drey viertel Stunden. Die Füſſe und das dicke Fleiſch waren verzehrt, und die eine Hand ſchon abgefallen, ehe er ſeinen Geiſt aufgab. Hierauf mußten Sander und Taylor ihre Standhaftigkeit mit dem Leben bezalen. Dieſen ſtekte man in ein ausgepichtes Faß, und ehe das Feuer angezündet wurde, warf ihm jemand ein Stük Holz an den Kopf, das ihn blut-

blutrünſtig machte. Als er hierauf den 51ſten Pſalm engländiſch herbetete, gab ihm einer einen Backenſtreich, und gebot ihm, lateiniſch zu beten. Er ſezte demnach ſeine Andacht in der Stille fort. Indem man aber den Scheiterhaufen anzündete, ſtieß ihm einer von der Wache, es ſey nun aus Ungedult, oder aus Mitleyden, ſeinen Spieß durch den Kopf, und erſparte ihm dadurch die gröſte Marter.

Als Gardiner ſahe, daß die Hinrichtung dieſer vier Geiſtlichen die Würkung nicht that, die er ſich davon verſprochen hatte, übertrug er dieſes grauſame Geſchäfte dem Bonner, der es auf eine noch ſtrengere Art vollzog.

Ob nun ſchon diejenige, die einen groſſen Schein der Heiligkeit hatten, über dieſe unmenſchliche Handlungen frohlokten; ſo ſchämten ſich doch derſelben die Biſchöfe ſelbſt, indem ſie auf einer feierlichen Zuſammenkunft ſich erklärten, daß ſie keinen Theil daran hätten. Dieſes machte, daß aller Haß auf den König fiel, der in einem Inquiſitions-Lande erzogen war. Um ſich deſſelben zu entledigen, ließ er ſeinen Beichtvater, mit Namen Alphonſus, eine Predigt halten, welcher in Gegenwart des ganzen Hofs die Schuld ſolcher Grauſamkeiten auf die Biſchöfe warf. Er bot ihnen ſogar Troz, daß ſie aus der ganzen heiligen Schrift eine Stelle aufbringen ſollten, wodurch die Chriſten berechtiget würden, Leute um Dinge willen, welche blos das Gewiſſen angiengen, verbrennen zu laſſen. Die Biſchöfe hörten mit

Erſtaunen einen Spanier auf die Scheiterhaufen loßziehen, und löſchten dieſelbe auf einige Wochen aus. Allein gegen die Mitte des Merz zündeten ſie ſolche von neuem an, weil ſie ſich lieber gehaßt, als die Proteſtanten ruhig ſehen wollten.

Zu Ende des Monats April erhielt die Prinzeßin Eliſabeth die Erlaubniß, ſich auf ein Landhaus zu begeben; ſie nahm ſich ſehr in acht, ſich in etwas zu miſchen, das ſie verdächtig machen konnte, und widmete ſich ganz denen Wiſſenſchaften, worinn ſie eine groſſe Stärke erlangte. Um die Gefahr zu vermeiden, der ſie ſich beſtändig ausgeſezt ſahe, hörte ſie die Meſſe, und beichtete zum öftern.

Da die Königin ſich ihrer Niederkunft nahe zu ſeyn glaubte, wollte ſie ihr Gewiſſen von einer Laſt entledigen, die ſie drukte. Sie ließ ihre Staatsbedienten den 28ſten Merz rufen, und ſagte ihnen, daß ſie entſchloſſen ſey, ſich von allen Kirchengütern loßzumachen, und die Anwendung derſelben dem Pabſt zu überlaſſen. Sie mußten dieſen ihren Entſchluß dem Legaten melden, und ihm ein Verzeichniß der Güter einhändigen, die noch bey der Krone waren.

Julius III erlebte dieſe Erſtattung nicht, und ſein Nachfolger, Marcellus II, ſaß nur 22 Tage auf dem päbſtlichen Stul. Als die Nachricht von ſeinem Tode nach England gekommen, machte die Königin den Entwurf, den Polus zur päbſtlichen Würde zu erheben. Allein

lein die Cardinäle eilten zu ſehr, und erwählten den 23ſten May den Cardinal Caraffa, welcher den Namen Paul IV annahm. Dieſer ſtolze und von ſeiner Macht ſehr eingenommene Pabſt drang bey den engländiſchen Geſandten, die eben am Tag ſeiner Erwählung in Rom angekommen waren, ſtark darauf, daß alle Kirchengüter ohne Ausnahme wieder zurükgegeben werden ſollten. Er verlangte weiter, daß man fortfahren ſolle, den Peterspfennig zu zalen, und ſagte, daß die Engländer nicht erwarten dürften, daß ihnen der heil. Petrus die Himmelsthüre eröfnen würde, wenn ſie ihm ſein Erbe auf Erden vorenthalten wollten. Die Geſandten begnügten ſich, darauf mit Stillſchweigen zu antworten, weil ſie weiter zu gehen keine Vollmacht hatten.

Während daß dieſes zu Rom vorgieng, wurden die Verfolgungen in England mit mehrerer Heftigkeit, als vorhin, angefangen. Ridley, Biſchof von London, und Latimer, dieſer alte und ehrwürdige Biſchof von Worceſter, erlitten im Monat November den Märtyrertod mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit. Ridley war einer von den berühmteſten Häuptern der Kirchenverbeſſerung, indem ſeine Frömmigkeit, Gelehrſamkeit und ſcharfe Beurtheilungskraft von ſeinen Freunden bewundert, und von ſeinen Feinden gefürchtet wurde. Seine Hinrichtung war ſehr langſam, indem ſeine Füſſe beynahe verzehret waren, ehe das Feuer die edlen Theile ergreifen konn-

konnte. Latimer grief die Laſter mit einer Deutlichkeit an, die ohne den Puz einer weltlichen Beredſamkeit das Herz zu rühren, und die Groſſen dieſer Welt zittern zu machen wußte. Als er ſchon an dem Pfal ſtand, ermunterte er den Ridley, welcher ihm eben dieſen Dienſt zuvor gethan hatte, und blieb, des Siegesgeſchreys des Pabſtthums ohnerachtet, ſo unbeweglich, daß er auch vorherſagte: daß ſie beyde ein Licht für England anzünden würden, welches, vermittelſt der Gnade GOttes, niemals verlöſchen würde. Seine Schmerzen endigten ſich bald, und er beſchloß einen Wandel, welcher bey dem Verderben der leztern Jahrhunderte, die Frömmigkeit, Einfalt und Lauterkeit der erſtern beybehalten hatte. Wir übergehen viele andere Märtyrer mit Stillſchweigen, und gedenken nur noch, daß im Lauf dieſes Jahrs 67 Perſonen dem Feuer aufgeopfert worden, unter welchen 4 Biſchöfe und 13 andere Geiſtliche waren.

Zu eben der Zeit, da der König und die Königin Bonnern zur Fortſetzung ſeines Verfolgungs-Eyfers, der wegen dem ſtarken Murren ein wenig nachgelaſſen hatte, in einem Schreiben aufmunterten, glaubte die Königin, daß ihre Niederkunft nicht mehr ferne ſey. Den 29ſten May hielten ſich reitende Botten bereit, um dieſe Nachricht an verſchiedene Orte zu überbringen. Allein dieſe vermeynte Schwangerſchaft lief auf nichts hinaus, als auf ein oder ein paar Mutterkälber, von welchen

chen die Königin entbunden wurde. Der König, die Königin und der ganze Hof wurden darüber nicht wenig beſtürzt. Philipp, der ſich bloß in der Hofnung mit der Königin, die weder jung noch ſchön war, vermählt hatte, um mit ihr Kinder zu zeugen, und dadurch England mit der ſpaniſchen Monarchie zu vereinigen, und nun dieſe Hofnung verloren gab, wurde ſeiner Gemahlin überdrüßig, und reiſete den 4ten September nach Flandern.

Das Parlament verſammelte ſich den 21ſten October wieder, und machte eine Verordnung, welche der Königin Abtritt der Jahresfrüchte und des Zehnten beſtätigte. Es verweigerte aber einen Geldbeytrag, den die Königin ſuchte. Das Unterhaus ſagte frey, daß es nicht billig ſey, das Volk mit Ausgaben zu beſchweren, welche die Königin leicht hätte beſtreiten können, wann ſie die Kirchengüter behalten hätte. Ueberhaupt hatten die Gemeinen nicht mehr die gefällige Geſinnungen für den Hof, die man ſonſt an ihnen wahrgenommen hatte. Vielleicht hörten die Jahrgelder auf, oder wollten ſie kein Werkzeug abgeben, der Geiſtlichkeit ihre vorige Gewalt wieder zu verſchaffen. Wenigſtens fiengen die meiſten Leute an, der Grauſamkeiten müde zu werden, welche man an Unſchuldigen ausübte. Nachdem es endlich einen mäßigen Beytrag bewilliget, wurde es den 9ten December wieder aufgehoben.

Man darf ſich um ſo weniger wundern, daß das Parlament dem Hof nicht mehr ſo geneigt

war,

war, als zuvor, weil Gardiner todt war, der es am meiſten nach des Hofes Sinn zu lenken wußte. Dieſer Mann wurde an eben dem Tage mit ſeiner lezten Krankheit befallen, als er die Nachricht von dem Tode des Ridley und Latimer erhielte. Er wartete mit ſo vieler Ungedult darauf, daß er nicht ehe ſpeiſen wollte, bis ſie eingelaufen wäre. Sie kam aber erſt Nachmittags um 4 Uhr. Hierauf ließ er ſichs wohl ſchmecken, nach der Mahlzeit aber wurde er mit einer Zurükhaltung des Harns befallen, welche den 12ten November ſeinem Leben ein Ende machte. Er ſoll während ſeiner Krankheit einige Gewiſſensbiſſe über ſeine vorige Aufführung empfunden haben. Er war ein der Welt ganz ergebner Mann, der viele Gelehrſamkeit hatte, dabey aber voller Ränke und Verſtellung. Cranmern ließ er bloß darum am Leben, weil er warten wollte, bis Polus nicht mehr in England wäre, um das Erzbißthum Canterbury an ſich zu bringen, und dieſen verläumdete er am römiſchen Hofe als einen Mann, der mit den Proteſtanten zu gelinde verfüh（re, um ſeine Zurükrufung zu bewürken. Burnet beweiſet klar, daß er einer der vornehmſten Rathgeber der Eheſcheidung zwiſchen Heinrich VIII und Catharinen geweſen. Aus dieſem Grunde hätte er der Maria eben ſo verhaßt ſeyn müſſen, als ihr Cranmer war, wenn ſein Eyfer für die römiſche Religion ihm nicht das Wort geredet hätte.

Ge-

Gegen das Ende dieſes Jahrs trat Carl V alle ſeine Länder ſeinem Prinzen Philipp ab.

Cranmer, der ſchon im Monat April 1554 für einen Ketzer erklärt, und in Bann gethan worden, wurde im Monat September 1555 zu Oxford von zwey Gevollmächtigten, deren einer von dem Pabſt, der andere von der Königin ernannt worden, verurtheilt. Seine Anklage beſagte, daß er ſich zweymal verheurathet, verſchiedene ketzeriſche Bücher herausgegeben, und die römiſche Kirche verlaſſen habe. Den 14ten Februarius 1556 wurden Bonner und Thirleby nach Oxford geſchikt, ihn ſeiner geiſtlichen Würde zu entſetzen. Bonner ſpottete bey dieſer Gelegenheit des Cranmers auf die allerempfindlichſte Art; Thirleby hingegen ließ häufige Thränen flieſſen. Man legte ihm Prieſterkleider von grobem Tuche an, und zog ihm ein Stük nach dem andern wieder aus. Das lächerlichſte dabey war, daß man ihn darum verurtheilte, daß er ſich auf die geſchehene Vorladung des Pabſts nicht zu Rom geſtellet, da man ihn doch beſtändig gefangen gehalten hatte. Seine Aufführung bey dieſer Handlung war ſehr anſtändig. Er ſagte, daß es ihn nicht ſchmerze, ſich aller Pracht beraubt zu ſehen, vermittelſt deren er der römiſchen Kirche angehöre.

Sein Tod ſollte unmittelbar nach der Abſetzung erfolgen. Allein man ſtellte ſeiner Standhaftigkeit ſo viele Netze, daß er ſich verleiten ließ, eine Abſchwörung zu unterzeichnen. Vermuth-

muthlich hofte er dadurch ſein Leben zu erhalten. Allein da er dem ohngeachtet auf der Königin Befehl mußte verbrannt werden, that er auf dem Scheiterhaufen, den er den 21ſten Merz in einem Alter von 67 Jahren beſtieg, voller Beſchämung und Reue einen Widerruf, und hielt die Hand, welche dieſe unglükſeelige Abſchwörung unterſchrieben, ſo lange in dem Feuer ausgeſtrekt, bis ſie abfiel, dabey er einigemal ausrief: unwürdige Hand! und ſich mit der andern vor die Bruſt ſchlug. Sein Herz wurde in der Aſche unverſehrt gefunden, da doch ſein ganzer übriger Leib von den Flammen verzehrt worden. Den Tag nach ſeiner Hinrichtung wurde Polus zum Erzbiſchof von Canterbury eingewenhet, wobey man die Worte Eliä auf ihn deutete: du haſt todt geſchlagen, dazu auch eingenommen. 1 B. der Könige 21, 19.

Die Verfolgung der Proteſtanten dauerte das ganze übrige Jahr fort, und es kamen ihrer noch fünf und achzig in den Flammen um. Die Königin ließ die alten Klöſter wieder herſtellen, und ſtiftete neue. Der hohe und niedere Adel war aber damit ſchlecht zufrieden. Ja, als in der lezten Parlaments-Sitzung ein Vortrag über dieſen Gegenſtand gemacht worden, legten viele Glieder des Unterhauſes die Hand an ihre Degen, und ſagten frey heraus, daß ſie ihre Güter zu ſchützen wiſſen würden. Diß verurſachte, daß die Königin anfieng behutſamer zu gehen. Inzwiſchen trug

ſie

ſie dem Bonner die Vollmacht auf, alles, was unter Heinrichs VIII Regierung wider die Mönche und den Pabſt vorgenommen worden, aus den öffentlichen Regiſtern wegzuſchaffen, welches die Kirchengeſchichte dieſer Zeiten ſehr mangelhaft machet.

Im Januarius des Jahrs 1557 ließ der Cardinal Polus beyde hohe Schulen unterſuchen. Zu Cambridge wurden auf eine lächerliche Weiſe Bucer und Fagius, zwey einige Jahre vorher ſchon verſtorbene teutſche GOttesgelehrte, gerichtlich vorgeladen, um ihres Glaubens Rechenſchaft zu geben; und da ſie nicht erſchienen, wurden auf Befehl des Hofs ihre Körper in ihren Särgen an Pfähle aufgehangen und verbrannt. Zu Oxford wurde des Peter Martyrs Frau ausgegraben, und aufs neue in einen Miſthaufen verſcharret, weil ſie das Nonnengelübde gebrochen hatte.

Da dieſer Grauſamkeiten ohngeachtet, die man an Lebendigen und Todten verübte, die Proteſtanten mehr zu- als abnahmen, entſchloß ſich die Königin, nach einiger Vorgeben, die ſpaniſche Inquiſition in England einzuführen. In dieſer Abſicht wurden 21 Abgeordnete ernannt, die meiſtens aus Layen beſtunden, über die Verbrechen der Ketzerey mit einer unumſchränkten Gewalt zu urtheilen. Darauf entſtund eine Verfolgung, in welcher 79 Proteſtanten das Leben verloren.

Während daß dieſes in England vorgieng, brach Frankreich den Stillſtand, den es mit

Spanien auf fünf Jahre geſchloſſen hatte. Philipp, der den Anfang ſeiner Regierung berühmt machen wollte, ſezte ſich dagegen in eine ſehr gute Verfaſſung, und gab ſich alle Mühe, wider ſeinen geſchwornen Eyd, die Königin in ſeine Vortheile zu ziehen. Man bediente ſich dazu eines liſtigen Kunſtgrifs. Der engländiſche Geſandte in Frankreich D. Votton ließ einen Vetter von ihm nach Paris kommen, und dieſer junge Menſch mußte ſich auf ſeine Eingebungen ein geheimes Gehör bey dem Könige ausbitten, unter dem Vorwand, daß er Seiner Majeſtät eine ſehr wichtige Sache zu eröfnen hätte. Er wurde an den Connetable von Montmorenci gewieſen. Dieſem entdekte er, daß die Einwohner von Calais, die meiſtens Proteſtanten wären, Luſt hätten, ſich Frankreich zu unterwerfen, wenn ihnen nur die Religionsfreyheit gelaſſen würde, und zeigte ihm die Mittel an, wodurch dieſes Unternehmen einen glüklichen Ausgang gewinnen könnte. Er bekam Befehl, ſich ein andermal wieder zu melden, um mit ihm weiter aus dieſer Sache zu ſprechen. Allein an ſtatt deſſen gieng er nach England zurük, und berichtete die Königin, daß Frankreich willens ſey, ihr Calais zu entreiſſen. Darüber wurde die Königin ſo entrüſtet, daß ſie den Krieg wider Frankreich beſchloß, und Befehl gab, Volk anzuwerben, und daſſelbe marſchfertig zu halten.

Philipp kam den 20ſten May wieder in England an, und fand bereits 8000 Mann

in Bereitſchaft. Kurz darauf, nemlich den 7ten Junius, kündigte die Königin Frankreich den Krieg an. Den 17ten Junius brachen ihre Völker auf, und vereinigten ſich mit dem ſpaniſchen Kriegsheer, das 50,000 Mann ſtark war, und Philipp kehrte im Julius wieder nach Brüſſel zurük.

Der Pabſt Paul IV, der mit Spanien Krieg hatte, und Frankreich zu einem neuen Bruch mit demſelben verleitet hatte, gerieth in einen heftigen Zorn wider den Cardinal Polus, als er hörte, daß England dem Könige von Frankreich den Krieg angekündigt habe, und rief ihn von ſeiner Geſandtſchaft zurük. Doch ließ er ſich durch die Vorſtellungen, wie nachtheilig dieſe Zurükberufung der Religion ſeyn müßte, wieder beſänftigen. So bald er aber erfuhr, daß die den 10ten Auguſt am Tage des heiligen Laurentius vorgefallene Schlacht zum Nachtheil der Franzoſen ausgefallen ſey, beſchloß er ihn von neuem ſeiner Rache aufzuopfern. Zu dem Ende ließ er der Königin Beichtvater Peyto nach Rom kommen, machte ihn zum Cardinal, und ernannte ihn an die Stelle des Polus zum Legaten in England. Die Königin ließ ihm aber, da er ſchon auf ſeiner Rükreiſe begriffen war, zuſchreiben, daß, wenn er einen Fuß in England ſetzen würde, ſie ihn nach aller Schärfe des Prämunire werde beſtrafen laſſen. Und diß hinderte ihn, ſeine Reiſe weiter fortzuſetzen. Da kurz darauf der Pabſt mit Spanien Frie-

de machte, wurde Polus, vermög eines geheimen Artikels, wieder in ſeine Legatenſtelle eingeſetzet.

Nachdem der König von Frankreich ſich von ſeinem Schrecken, darein er durch den Verluſt der Laurentius-Schlacht geſezt worden, wieder erholet hatte, weil Philipp ſich ſeine erhaltene Vortheile nicht zu Nutze zu machen wußte, ſuchte er die Königin von Schottland zu einem Bruch mit England zu vermögen. Da aber die Reichsverweſerin viele Schwürigkeiten fand, hielt ſie bey dem franzöſiſchen Hof an, die Vermählung der Königin, ihrer Tochter, mit dem Dauphin zu beſchleunigen; worauf ſogleich dieſer Sache wegen Geſandte nach Schottland geſchikt wurden.

Die Königin von England, der es an Geld fehlte, war ſehr verlegen, als ſie auch von Seiten Schottlands einen Krieg befürchten mußte. Sie wurde es aber noch mehr, als Philipp ihr gegen das Ende des Jahrs wiſſen ließ, wie Frankreich damit umgehe, ihr Calais zu entreiſſen, und ihr einen Haufen Kriegsvölker anbot, um die darinn gelegene ſchwache Beſatzung zu verſtärken. Der geheime Rath, dem ſie von dem Anerbieten ihres Gemahls Nachricht gab, bildete ſich ein, Philipp ſuchte ſich unter dieſem Vorwand ſelbſt in Beſiz der Veſtung zu ſetzen, und ſchlug daſſelbe aus, obgleich der Lord Wendworth, der darinn Stadthalter war, um Verſtärkung angehalten hatte.

Je ſicherer der geheime Rath in dieſer Sache war, deſto gröſſer war die Beſtürzung in England, als man hörte, daß dieſe Veſtung verlohren gegangen ſey. Der Herzog von Guiſe fieng die Belagerung derſelben den 1ſten Januarius des Jahrs 1558 an, und bekam ſie ſieben Tage darnach in ſeine Gewalt. Guisnes und Hames folgten Calais gar bald nach, und die Engländer verlohren auf ſolche Weiſe mitten im Winter, in weniger als 14 Tagen, alles, was ihnen von ihren alten Eroberungen in Frankreich noch übrig war. Dieſes waren die Früchte des Bündniſſes zwiſchen England und Spanien, ſo viel Vorſicht Gardiner auch gebraucht hatte, die Staatsvortheile beyder Reiche nicht miteinander zu vermengen.

Ganz England ſchrie über die Nachläßigkeit des geheimen Raths, und es gab Leute, die ihn gar einer Verrätherey beſchuldigten. Um das Volk in etwas zu ſtillen, machte man ihm weiß, daß die Befehlshaber von Calais und Guisnes ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten, und ſezte dieſelbe gefangen. Niemand aber rührte der Verluſt von Calais empfindlicher, als die Königin, die nun erſt anfieng, die Wichtigkeit dieſer Veſtung einzuſehen. Und doch lag ihr die Verfolgungs-Begierde näher am Herzen, als daß ſie und ihr geheimer Rath, der gröſtentheils aus Geiſtlichen beſtund, dem Rath Philipps hätte Gehör geben ſollen, der dahin gieng, alles zu verſuchen, um dieſe Veſtung Frankreich wieder zu entreiſſen, ehe es

Zeit haben würde, dieſelbe wieder auszubeſſern, und ſtärker zu beveſtigen.

Von dieſer Zeit an nahm die Geſundheit der Königin zuſehends ab. Sie war von Natur ſchwermüthig. Die Kränkungen, welche ſie unter beyden vorigen Regierungen erfahren müſſen, und der Eckel, den ihr Gemahl gegen ſie gefaßt hatte, vermehrten ihre Bekümmerniß, und der Verluſt von Calais machte ſie vollends unleidlich. Dieſe Gemüthsbeſchaffenheit würkte auf ihren Leib, und machte ſie alle Tage ſchwächer. Da ſie merkte, daß ſie nicht mehr lange leben würde, drükte ſie nichts ſo ſehr, als die Sorge, daß Eliſabeth nach ihrem Tode alles wieder einreiſſen würde, was ſie mit ſo vieler Mühe an der Religion gebauet hatte. Die Biſchöſe glaubten dieſes ganz gewis. Einige unter ihnen lagen ihr daher unabläßig an, ſie aus dem Wege zu räumen. Gardiner pflegte ſchon zum öftern zu ſagen, daß es vergeblich ſeye, die Aeſte abzuhauen, ſo lange man den Stamm ſtehen laſſe. Und es iſt gar kein Zweifel, daß dieſe aberglaubige Königin denen blutdürſtigen Rathgebern würde gefolgt haben, wenn nicht durch eine beſondere göttliche Schikung Philipps Staatsabſichten den Religions-Eyfer ſeiner Gemahlin überwogen hätten.

Um dieſe Zeit ließ der König von Schweden um die Prinzeßin Eliſabeth anwerben. Sie bezeugte aber ſo wenig Neigung zu dieſer Heurath, daß ſie betheuerte, daß, wenn die Königin ihr die Freyheit laſſen wolle, eine

Wahl

Wahl zu treffen, ſie den jungfräulichen Stand der Vermählung mit dem gröſten Fürſten in der Welt vorziehen würde.

Der Verluſt von Calais und die darauf gehaltene Parlaments-Sizung hatte der Verfolgung der Proteſtanten einigen Einhalt gethan. Gegen das Ende des Merzen aber brach ſie mit neuer Wuth wieder aus. Die Königin verdammte in einer Proclamation alle diejenige zum Tode, die kezeriſche Bücher leſen, und ſie der Obrigkeit nicht ausliefern würden. Sie verbot ausdrüklich für die Verurtheilte und Hingerichtete zu beten, oder nur ihnen: GOtt ſeegne euch! zuzurufen. Dieſes gab dem D. Burnet Anlaß zu ſagen, daß man nicht ſowol die Bekehrung der Proteſtanten, als ihre Vertilgung geſucht habe. Je näher die Königin dem Tode war, deſto mehr verdoppelten die Verfolger ihre Raſerey. Nur eine Woche vor der Königin Abſterben ließ man fünf Perſonen zu Canterbury verbrennen. Man kan nicht eigentlich ſagen, wie viele unter der Maria Regierung den Märtyrertod erlitten haben. Einige ſetzen die Zahl derſelben auf 284, andere auf 800. So viel iſt gewiß, daß während dieſer Regierung fünf Biſchöfe, unter welchen ſich auch Ferrar, Biſchof von St. David, befand, und ein und zwanzig Prediger die Wahrheit mit ihrem Tode verſiegelt haben.

Während dieſen Verfolgungen that Maria auf Einrathen ihres Gemahls einen Verſuch, den Verluſt von Calais auf einer andern

Seite wieder gut zu machen. Da aber ihre zu dem Ende ausgelaufene Flotte wenig ausrichtete, gab ſie einem Vorſchlag Gehör, mit Frankreich Friede zu ſchlieſſen. Die Unterhandlungen nahmen im Monat October ihren Anfang zu Cambray, und die Königin hielt bey dem Parlament, das ſich den 5ten November verſammelt hatte, um eine Geldhülfe an, im Fall der Friede nicht zu Stande kommen ſollte. Indem man ſich aber darüber berathſchlagte, ſtarb die Königin an der Waſſerſucht den 17ten November im 43ſten Jahr ihres Alters, nachdem ſie fünf Jahre, vier Monate und eilf Tage regiert hatte.

Der Cardinal Polus, ein Mann von einem ſtillen und ſanftmüthigen Weſen, der immer mehr zur Gelindigkeit, als zur Strenge rieth, folgte ihr in ſechszehn Stunden nach. Er wurde um ſeiner gelinden Gemüthsart willen wenig in Religionsſachen zu Rathe gezogen, obgleich die Königin in allen andern Fällen ein groſſes Vertrauen auf ihn ſezte.

Die Maria hatte bey einer übertriebenen Andacht ein hartes und rachgieriges Gemüth, welches ſie unter dem Schein des Eyfers für die Religion blicken ließ, und ſie war ſo unglüklich, daß ſie in ihren grauſamen Geſinnungen von allen denen unterhalten wurde, die einen nähern Zutritt zu ihr hatten. Der König Philipp, ihr Gemahl, war von Natur ſtrenge, Gardiner rachſüchtig, und Bonner gar ein Wüterich. Ein Geiſtlicher durfte unter dieſer Regierung nur viel Grauſamkeit haben, ſo war er

ſchon

ſchon würdig, Biſchof zu werden. Es iſt daher kein Wunder, daß die Proteſtanten ſo hart verfolgt worden. Der Verluſt von Calais würde ein immerwährender Flecken in ihrer Regierung ſeyn, wenn man auch ſonſt nichts verhaßteres darinnen anträfe.

Das ſiebenzehnte Buch,

welches die Regierung der Königin Eliſabeth enthält.

Eliſabeth,

vom Jahr 1558.

Eliſabeth wurde nach dem Tode der Maria ohne Schwürigkeit auf den Thron von England erhoben, ohngeachtet die Groſſen des Reichs ſich zur römiſchen Religion bekannten, und faſt gar nicht zweifeln konnten, daß Eliſabeth im Herzen eine Proteſtantin ſey. Inzwiſchen verſprachen ſich doch einige vieles von ihrer Biegſamkeit, davon ſie unter der vorigen Regierung ſo viele Proben abgelegt hatte, und andere waren nur der Maria zu gefallen catholiſch, und dieſe würden ſich

ohne Zweifel heftig widerſezt haben, wenn man die Eliſabeth bloß um der Religion willen von der Thronfolge hätte ausſchlieſſen wollen.

Die Proteſtanten preiſeten GOtt, daß er ihrer Verfolgung ein Ende gemacht hatte, und ſelbſt viele unter den Catholicken ſahen es gerne, daß die unmenſchliche Handlungen einmal aufhörten, die ihrer Religion zur Schande gereichten. Diejenige aber, welchen eine Religion wie die andere war, vergaſſen leicht eine Königin, unter deren Regierung England mehr ab= als zugenommen hatte, und verſprachen ſich unter dieſer neuen Regentin beſſere Zeiten.

Eliſabeth reiſete alſo, nachdem ſie von ihrer Thronerhebung benachrichtiget worden, den 19ten November von Hattfield ab, und gieng unter einer zahlreichen Begleitung und unter freudigem Zurufe des Volks nach London. Sie war damals 25 Jahr alt, und erwarb ſich durch ihr ſchönes, edles und majeſtätiſches Anſehen, welches ſie mit der freundlichſten Herablaſſung und Geſprächigkeit verknüpfte, überall Hochachtung und Liebe.

Ihre erſte Beſchäftigung war, daß ſie Geſandte an die vornehmſte Höfe in Europa ſchikte, und ihnen ihre Erhebung auf den Thron bekannt machen ließ; darauf ſezte ſie einen geheimen Rath nieder, in welchem ſie dreyzehn von der Maria Räthen beybehielte, und ihnen acht neue, die der proteſtantiſchen Religion ergeben waren, beyfügte. Mit einigen von dieſen berathſchlagte ſie ſich in geheim, wie

die

die Kirchenverbeſſerung wieder in England einzuführen wäre. Ehe wir aber weiter davon reden, müſſen wir mit einem Wort des Königs von Spanien gedenken.

So bald er den Tod ſeiner Gemahlin vernahm, hielt er England für verlohren. Weil er aber doch die Vortheile, die er davon hatte, nicht gerne fahren ließ, gab er ſeinem Geſandten, Grafen von Feria, der in ſeinem Namen bey der verſtorbenen Königin einen Beſuch abgelegt hatte, Befehl, der Eliſabeth den gewöhnlichen Glükwunſch abzulegen, und ihr zu entdecken, wie er Vorhabens wäre, ſich mit ihr in eine Vermählung einzulaſſen. Eliſabeth bezeugte bey dieſem Vortrag viele Hochachtung gegen den König von Spanien, entſchuldigte ſich aber mit der unter ihnen beſtehenden Schwägerſchaft. Da aber dieſer Anſtand durch eine Diſpenſation gar leicht gehoben werden konnte, und Eliſabeth den König von Spanien, dem ſie die Erhaltung ihres Lebens zu danken hatte, nicht gern vor den Kopf ſtoſſen wollte; ſo glaubte ſie, er würde ſelbſt von ſeinem Antrag abſtehen, wenn ſie mit der Religionsveränderung in England eilte.

Zu dem Ende berathſchlagte ſie ſich in einer geheimen Rathsverſammlung über die Mittel, wodurch ihr Entſchluß am leichteſten könnte bewerkſtelliget werden. Hier entdekte man nun freylich viele Schwürigkeiten von auſſen

und

und von innen. Von innen hatte man ſich für der groſſen Menge der Catholicken zu fürchten, die im Königreich waren; von auſſen aber für den Bannſtrahlen des Pabſts, die Frankreich und Spanien Gelegenheit geben konnten, die Engländer als Ketzer zu bekriegen. Doch wurde die erſte Schwürigkeit dadurch beantwortet, daß der gröſte Theil Englands nur aus Zwang und Furcht für den Martern catholiſch ſey; der andere aber dadurch, daß die Eyferſucht beyder Könige nimmermehr zugeben würde, daß einer von beyden ſich mit der Eroberung von England vergröſſern ſollte. Wollte der König von Frankreich Friede machen, ſo müſſe man denſelben eingehen, es koſte auch, was es wolle, weil man alsdann zugleich mit Schottland Frieden erhalten werde. Uebrigens ſeye gar nicht wahrſcheinlich, daß Philipp bey den Friedensunterhandlungen England dem Ehrgeiz des Königs von Frankreich werde überlaſſen wollen.

Nach dieſer Berathſchlagung wurde dem D. Parker aufgetragen, an der Verbeſſerung der Liturgie Eduards zu arbeiten. Als indeſſen die Proteſtanten anfiengen, an verſchiedenen Orten öffentlich zu predigen, ließ die Königin ein Ausſchreiben bekannt machen, welches ihr Vorhaben genug zu erkennen gab. Sie erlaubte darinnen, den Gottesdienſt in der gemeinen Landsſprache zu halten, und die heilige Schrift zu leſen. Doch wollte ſie, daß keine Streitfrage auf die Canzel gebracht, noch

etwas

etwas an den Kirchengebräuchen geändert werden ſollte, bis das Parlament das nöthige würde verfügt haben, und hierinn folgte ſie dem Beyſpiel, welches ihr Maria gegeben hatte.

Mit dem prächtigen Leichenbegängnis dieſer Königin wurde das Jahr 1558 beſchloſſen. White, Biſchof von Wincheſter, hielt ihr die Leichenpredigt, worinn er die leztere Regierung ſo ſehr erhob, und den gegenwärtigen Zuſtand ſo frey beklagte, daß er für dieſe Verwegenheit in ſeinem eigenen Hauſe eingeſperret wurde.

Nachdem Eliſabeth im Anfange des Jahrs 1559 einigen Perſonen, die ihr nüzlich werden konnten, Würden und Ehrenſtellen verliehen hatte, wurde ſie mit den gewöhnlichen Gebräuchen gekrönet. Der Biſchof Oglethorp von Carlisle nahm dieſe Verrichtung über ſich, deren ſich alle andere Biſchöffe, genommener Abrede gemäs, weigerten, eben, als ob ſie dadurch die Königin ihrer Würde hätten berauben können.

Nicolaus Baco, Groſſiegelbewahrer, eröfnete hierauf den 25ſten Januarius das Parlament mit einer Lobrede auf die neue Königin, und gab zu erkennen, daß es ihr ſehr lieb ſeyn würde, wenn man ohne Anſtand an den Religionsangelegenheiten arbeite, um der Spaltung aufs ſchleunigſte abzuhelfen, und ermahnte das Parlament, einen Mittelweg zu be-

treten,

treten, auf welchem man gleich weit von dem Aberglauben und Unglauben entfernt bliebe.

Gleich anfangs brachte man, um die Geſinnung des Parlaments zu prüfen, in Vorſchlag, der Krone die Zehnten und Annaten wieder zu geben, und derſelbe wurde, alles Widerſpruchs der Biſchöffe ohngeachtet, in beyden Häuſern genehm gehalten.

Darauf bat die Cammer der Gemeinen die Königin unterthänig, daß ſie zum Beſten des Königreichs auf ihre Vermählung bedacht ſeyn möchte. Die Königin dankte derſelben auf eine ſehr höfliche Art für ihre Sorgfalt, und fügte hinzu, daß ſie ſchon mit ihrem Volk vermählet ſey, und ihre Unterthanen als ihre Kinder anſehe, überdiß würde es ihr ſehr lieb ſeyn, wenn man einmal auf ihr Grabmal ſetzen würde: Hier ruhet eine Königin, welche ſo und ſo viele Jahre regiert hat, und als eine Jungfrau gelebt hat und geſtorben iſt.

Nachdem durch eine Parlamentsverordnung der Königin Rechte an die Krone beſtätiget worden, machte man verſchiedene die Religion betreffende Reichsgeſetze, die wir blos anzeigen wollen.

1. Solle der Gottesdienſt in der gemeinen Landesſprache gehalten werden,

2. Die Königin die höchſte Kirchengewalt haben.

3. Wurden alle unter Eduard VI gemachte Verordnungen, welche die Religion betrafen, erneuert und beſtätiget, und

4. Der Königin das Recht wieder gegeben, Biſchöffe zu ernennen.

5. Ordnete man eine Gleichförmigkeit in dem Gottesdienſte an.

6. Erlaubte das Parlament der Königin, ſich die liegenden Gründe der erledigten Bißthümer zuzueignen, doch ſo, daß ſie den Wehrt davon an lehnbaren Zehnten wieder erſtatte.

7. Wurden der Königin alle Klöſter und geiſtliche Häuſer zugeeignet.

Mit einem Wort, in dieſer Sitzung wurde alles, was die Religion betraf, wieder auf den Fuß gebracht, wie es unter Eduarden geweſen war, obgleich einige Biſchöffe ſich von dem Parlamente entfernet, andere ſich offenbar dawider geſetzet, und auch einige weltliche Herrn des Oberhauſes dagegen proteſtiret haben.

Weil auch an einigen Orten wider die neue Religionsanſtalten geprediget wurde, verbot die Königin, nach dem Beyſpiel Eduards und Marien, ohne eine beſondere Erlaubnis unter dem groſſen Siegel zu predigen.

Nach-

Nachdem alſo die Reformation durch öffentliche Gewalt wieder eingeführet worden, wollten von 9400 Beſitzern geiſtlicher Pfründen, welche ſich im Königreiche befanden, 14 Biſchöffe, 12 Archidiaconi, 15 Vorſteher von Collegien, 50 Chorherrn und ohngefehr 80 Pfarrer lieber ihre Pfründen, als ihre Religion miſſen. Ihre Stellen wurden mit Proteſtanten beſezt, und alſo war nunmehro ganz England wieder reformirt.

So bald Philipp wegen dieſen Religionsveränderungen weiter keine Hofnung hatte, ſich mit Eliſabethen zu vermählen, nahm er ſich ihrer Sachen auf der Friedensverſammlung zu Cateau weiter nicht an, ſondern arbeitete für ſich an einem beſondern Frieden mit Frankreich. Dadurch wurde die Königin gezwungen, folgende Friedensbedingungen einzugehen: (s).

Daß der König von Frankreich Calais nebſt den andern feſten Orten, welche den Engländern abgenommen worden, acht Jahre behalten, nach deren Verlauf aber der Königin von England wieder abtreten ſolle.

Daß er binnen ſechs Monaten ſieben ausländiſche Kaufleute Bürgſchaft leiſten laſſen ſolle, daß, im Fall er oder ſeine Nachfolger dieſe Orte

(s) *Act. publ.* T. XV. p. 505.

Orte zu geſezter Zeit nicht herausgäben, ſie der Königin Eliſabeth 500, 000 Thaler als eine Strafe zahlen wollten; und daß dem ohnerachtet, es möge dieſe Summe gezahlet ſeyn oder nicht, der König von Frankreich verbunden bleiben ſollte, Calais, nebſt den andern Orten, zurük zu geben, ſo wie er ſich, kraft dieſes Vertrags, dazu verpflichtet. Weiter ſolle der König von Frankreich die verlangte Geiſſeln hergeben, bis er die verſprochene Bürgſchaft geſtellet habe.

Die Franzöſiſche Geſchichtſchreiber, die ſich gehütet haben, die eigentlichen Worte dieſes Vertrags anzuführen, haben den Sinn deſſelben zu verdrehen ſich nicht geſcheuet. Z. E. Mezeray ſagt, (t) daß beliebet worden ſey, daß Heinrich II Calais nebſt dem wiedereroberten Lande, oder, wenn er lieber wolle, die Summe von 500,000 Thalern zahlen ſolle; und da ſolches ſeiner Wahl anheim geſtellet worden, ſo ſey kein Zweifel, daß er dieſe Veſtung, welche der Schlüſſel zu ſeinem Königreich war, behalten werde. So ſehr hat man Urſache gegen die Partheylichkeit der einheimiſchen Geſchichtſchreiber auf ſeiner Hut zu ſeyn.

Zu gleicher Zeit unterzeichnete man auch einen Vergleich zwiſchen der Königin von England und dem König und der Königin von Schott-

(t) *Mezeray* T. V. p. 400.

Schottland, deſſen Bedingungen mit Vorbehalt aller Rechte und Anſprüche die Sicherheit beyder Partheyen betrafen.

Nachdem Eliſabeth Frieden mit Frankreich und Schottland geſchloſſen hatte, hofte ſie nun einer dauerhaften Ruhe zu genieſſen. Allein es währte nicht lange, ſo ſahe ſie ein, daß ſie Urſache habe ſehr zu wachen. Sie hatte an Frankreich, der Königin von Schottland, dem Pabſt und allen catholiſchen Fürſten mächtige Feinde, und Philipp II zeigte gar bald, daß er ſich nur ſo lange nicht öffentlich wider England erklären wollen, ſo lange er die Vereinigung Grosbritanniens mit der Franzöſiſchen Monarchie beſorgen müſſen. Sobald aber dieſe Furcht nach Franz II Abſterben verſchwunden war, ſo entfernte er ſich immer weiter von der Eliſabeth.

Da dieſe ſich alſo ohne alle Bundsgenoſſen befand, und einen Angriff von mehr als einer Seite beſorgen muſte, ſo machte ſie die treflichſten Zurüſtungen. Sie ſorgte für eine gute Flotte, und ließ die Grenzveſtungen mit allem wohl verſehen. Das Schießpulver, das man bisher von auswärtigen Landen holen müſſen, ließ ſie in ihrem eigenen Reiche machen, und vermehrte den Sold der Soldaten, um ſie zum Dienſt deſto bereitwilliger zu machen.

Sie gewann die Liebe ihrer Unterthanen durch ihre vorſichtige Sparſamkeit, die ihr die ſo gewöhnliche Hülfsgelder entbehrlich machte,

te, und ſie hatte dieſer Liebe um ſo nöthiger, indem man ihre Unterthanen immer zum Aufruhr anzureizen ſuchte. Diß thaten beſonders die Catholicken, die anfiengen, den Entſchluß zu faſſen, ihre Religion mit gewafneter Hand wieder einzuführen. Die Gräfin von Lenox, eine Tochter der Königin Margaretha von Schottland und des Grafen von Angus, führte deswegen einen geheimen Briefwechſel mit Marien von Schottland, der aber entdekt wurde, und ſie, nebſt ihrem Gemahl, in den Tour brachte.

Hiernächſt machten auch Arthur de la Pole und ſein Bruder, nebſt dem Ritter Forteſcue ſich eine Parthey in dem Königreiche. Sie wurden auf die davon geſchehene Anzeige gefangen geſetzt, und ihr eigenes Bekänntnis verurtheilte ſie zum Tode; doch ließ ihnen die Königin, in Betrachtung ihrer erlauchten Herkunft, die ſie von dem Hauſe York herführen, Gnade wiederfahren.

Mit Catharina Gray aber, einer Schweſter der enthaupteten Johanna Gray, verfuhr ſie nicht ſo gelinde. Sie war mit dem älteſten Sohn des Grafen von Pembrook vermählet, von dem ſie ſich aber wieder ſcheiden laſſen. Hierauf heurathete ſie der Graf von Hartford heimlich, der darauf eine Reiſe nach Frankreich that. Auf die Nachricht von dieſer geheimen Ehe ließ die Königin die Catharina in den Tour ſetzen, ob ſie ſich gleich

ihrer Niederkunft ſtündlich verſahe. Der Graf wurde nach ſeiner Zurükkunft ebenfalls in den Tour gebracht, und ihre Ehe durch den Erzbiſchof von Canterbury für nichtig erkläret. Während dieſer Gefangenſchaft fand der Graf Mittel, die Catharina zu beſuchen, welche darauf ſchwanger wurde. Hierauf wurde er dreyer Verbrechen wegen angeklagt, nemlich, daß er ſein Gefängnis gebrochen, daß er eine Prinzeßin von königlichem Geblüt verführet, und endlich, daß er einer Frau, von welcher er rechtlich geſchieden worden, beygewohnet habe, hernach zu einer Geldbuße von 5000 Pfund Sterling verdammt, und nach einer langen Gefangenſchaft genöthiget, die Catharina, vermittelſt einer urkundlichen Handſchrift, zu verlaſſen. Die Catharina ſtarb im Gefängnis. Dieſe zu weit getriebene Strenge gereicht der Eliſabeth zu keiner Ehre, weil man deutlich ſiehet, daß ſie die Catharina mehr ihrer Sicherheit, als der Gerechtigkeit aufgeopfert habe.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, wenn wir den Krieg, welchen die Hugonotten in Frankreich führten, umſtändlich erzehlen wollten. Es wird derſelbe in der franzöſiſchen Geſchichte vorkommen. Wir begnügen uns alſo zu ſagen, daß, da ſie im erſten Feldzuge den kürzern gezogen, ſie den Vicomte von Chartres an die Eliſabeth ſendeten, um bey ihr Hülfe zu ſuchen. Die Königin bewilligte dieſelbe,

und

und verſprach denen Hugonotten 100,000 Thaler und 6000 Mann zu Fuß zu ſchicken, davon die eine Helfte zur Beſchützung von Dieppe und Rouen gebraucht, die andere aber zur Beſatzung in Havre de Grace eingelegt werden ſollte. Die Hugonotten machten ſich dagegen verbindlich, die Königin in den Beſiz des lezten Ortes zu ſetzen, um denſelben ſo lange zu behalten, bis ihr Calais wieder abgetreten ſey. (u) Ihre Sicherheit war der Hauptgrund, der ſie zu dieſer Hülfleiſtung bewog. Der Herzog von Guiſe, der an der Spitze der catholiſchen Parthey ſtund, wurde von ihr als ein Todfeind angeſehen, deſſen Bemühungen dahin giengen, der Königin von Schottland die engländiſche Crone zuzuſchanzen. Um ſeinen Streichen auszuweichen, muſte ſie den Krieg in Frankreich unterhalten. Die Hälfte gieng unter den Befehlen des Grafen von Warwik im Monat September des Jahrs 1562 ab, und fand den König von Navarra eben mit der Belagerung von Rouen beſchäftiget, daher ein Theil nach Dieppe, der andere nach Havre de Grace verleget wurde.

Im Anfang des Jahrs 1563 unternahm der Herzog von Guiſe die Belagerung von Orleans, wo die Hugonotten ihren Waffenplatz hatten. Die Feſtung lag ſchon in den lezten Zügen, als der Herzog von Guiſe von

(u) *Mezeray* T. VI. p. 61.

einem Edelmann erſchoſſen wurde; worauf der Friede zwiſchen dem Könige und den Hugonotten erfolgte, ohne daß man die Königin von England darein begriffen hätte. Die Hugonotten trieben ihren Undank gegen ſie noch weiter, denn als Carl IX, nachdem er der Eliſabeth zuvor den Krieg angekündiget hatte, Havre de Grace belagern ließ, thaten ſie ſich am meiſten hervor, die Engländer aus dieſer Veſtung zu jagen, die ſie ihnen doch ſelbſt eingeräumet hatten. Der Graf von Warwik vertheidigte ſich eine zeitlang ſehr tapfer, als aber die Peſt in der Stadt einriß, und ſeine Beſatzung ſehr ſchwächte, wurde er endlich gezwungen, die Veſtung zu übergeben, worauf ein Waffenſtillſtand zwiſchen beyden Cronen errichtet wurde. Die engländiſchen Völker, welche in Frankreich gedienet hatten, brachten die Peſt mit nach England, die allein in London mehr als 22,000 Menſchen aufrieb.

Nach dem Tode des Herzogen von Guiſe fand die Königin in Schottland den franzöſiſchen Hof ſehr gegen ſich geändert. Der Cardinal von Lothringen, ihr Oheim, war deswegen in Sorgen, ſie möchte ſich auf die Seite der Eliſabeth wenden. Um ſolches zu hindern, ließ er ihr die Vermählung mit dem Erzherzog Carl ernſtlicher, als zuvor, antragen. Weil aber Maria die Eliſabeth nicht vor den Kopf ſtoſſen wollte, holte ſie den

Rath

Rath derſelben in dieſer Sache ein, welche ihr durch ihren Geſandten ſagen ließ, daß dieſe Verbindung ſie auf ewig von dem engländiſchen Thron entfernen würde, indem die Engländer ſich nie dazu verſtehen würden, unter die Hände des Hauſes Oeſterreich zu fallen; ſie würde ſich beſſer rathen, wenn ſie ſich mit einem engländiſchen Herrn verbände, dadurch die Schwürigkeiten könnten gehoben werden, die ſich äuſſerten, ſie zu ihrer künftigen Erbin zu erklären. Der Geſandte hatte dabey eine geheime Vollmacht, zu verſtehen zu geben, daß Eliſabeth den Mylord Dudley ihr anſtändig hielte.

Dieſe Antwort machte Marien ſehr verlegen. Nach reiflicher Ueberlegung aller Umſtände entſchloß ſie ſich, den Erzherzog fahren zu laſſen, um ſich in England keinen Schaden zu thun. Doch war ſie auch nicht geneigt, dem Vorſchlag der Eliſabeth zu folgen, ohne ſich dennoch mit ihr zu verun einigen.

Franciſca Brandon, Herzogin von Suffolk, die Mutter der unglüklichen Johanna Gray, ſtarb in dieſem Jahr, und ihr Tod entledigte Marien einer Mitbuhlerin zum engländiſchen Thron, indem ſie eine Enkelin Heinrichs VII war.

Auf einem in dieſem Jahr gehaltenen Parlament gieng eine Verordnung durch, in welcher der Königin die oberſte Herrſchaft in geiſtlichen Sachen beſtätiget wurde. Das Reformationswerk, an welchem man ſeit vielen Jahren unter ſo mancherley Abwechslungen gearbeitet hatte, kam ſeiner Vollkommenheit ſehr nahe, indem die Glaubensartikel von der Geiſtlichkeit feſtgeſezt, und ſo, wie ſie noch jezo ſind, auf 39 zuſammengezogen worden.

Der Waffenſtillſtand zwiſchen Frankreich und England wurde endlich den 9ten April 1564 zu Troye in Champagne in einen Frieden verwandelt, worinne man ſich von beyden Seiten alle Rechtsanſprüche vorbehielte.

Seit dem Abſterben der Herzogin von Suffolk und ihrer Tochter Catharinen fieng man unter der Hand an, von den Rechten der Gräfin von Lenox zu ſprechen. Um ſich dieſe Mitbuhlerin vom Halſe zu ſchaffen, entſchloß ſich Maria, die Rechte beyder Geſchlechter durch eine Vermählung mit dem Lord Darley, einem Sohn der Gräfin von Lenox, zu vereinigen, und dadurch die Eliſabeth auſſer Stand zu ſetzen, ihr einen Queerſtrich durch ihre Rechnung zu machen. Eliſabeth hingegen ſuchte dieſe Heurath zu hindern, um Marien in einer beſtändigen Furcht und Unterwürfigkeit zu halten.

Da Maria dieſes merkte, ſuchte ſie ihr Vorhaben durch eine Liſt auszuführen. Sie berief zu dem Ende den alten Grafen von Lenox nach Schottland, unter dem Vorwande, ihn wieder in den Beſiz ſeiner Güter zu ſetzen, welche unter der Regierung des Herzogs Chateleraud waren eingezogen worden. Eliſabeth konnte ſich dieſer Reiſe nicht widerſetzen, da ſie auf eine ſo billige Urſache gegründet war. In dieſer ganzen Sache handelten beyde Königinnen mit gleicher Verſtellung. Maria that, da ihr Entſchluß ſchon gefaßt war, als ob ſie nichts ohne den Rath der Eliſabeth thun wollte, und dieſe ließ ihr, ohngeachtet ſie von ihrem Vorhaben unterrichtet war, in einer deswegen angeſtellten Unterhandlung den Lord Dudley, welchen ſie nur erſt zum Grafen von Leiceſter erhoben hatte, vorſchlagen. Sie fand aber kein Gehör, ſondern Maria vollzog, aller Hinderniſſe ohngeachtet, die man ihr in Weg gelegt hatte, den 29ſten Julius des Jahrs 1565 ihre Vermählung mit dem Lord Darley. Sie wurde aber ſeiner gar bald überdrüßig. Denn David Rizzo, ein Italiäner, der ſich von einem Hofmuſicanten faſt bis zur Stelle eines erſten Staatsbedienten empor geſchwungen, hatte ſich in ihrem Herzen zu feſte geſezt, als daß er durch ihren neuen Gemahl daraus konnte vertrieben werden. Der König, der um dieſes Menſchen willen erſtaunliche Kränkungen erfahren muſte, beſchloß, ſich denſel-

ben vom Halſe zu ſchaffen, und dieſer Vorſaz wurde folgender geſtalt ins Werk geſetzet. Als die Königin mit dem Rizzo in einem kleinen Zimmer an der Tafel ſaß, ſtieg der König durch eine heimliche Treppe in daſſelbe. Kurz darauf traten der Lord Ruthwen und der Baſtart Douglas, auf eine ungeſtümme Art, bewafnet hinein. Die Königin fragte den Ruthwen, was ſein Vorhaben ſey; anſtatt aber ihr zu antworten, befahl er dem Rizzo mit einem gebietheriſchen Tone, aus dem Zimmer zu gehen, und ſagte, daß ihm die Stelle, welche er inne habe, nicht gebůhre. Die Königin ſtund auf, und ſtellte ſich zwiſchen Rizzo und die Verſchwornen, um die Gewalt von ihm abzuwenden. Allein der König umfaßte ſie, und ſagte, daß ſie nichts zu befůrchten habe, und hinderte ſie den Rizzo zu beſchůtzen. Während dem ſtieß Douglas dem Rizzo den Degen in den Leib, welcher ſogleich in ein ander Zimmer geſchleppt, und vollends mit vielen Stichen ermordet wurde (x). Die Königin gieng damals im fůnften Monat ihrer Schwangerſchaft. Nachdem Rizzo todt war, gab man der Königin Wache. Als darauf in der Stadt Lermen wurde, und ſich einige vom Volk vor dem Pallaſt in Waffen ſehen lieſſen, begab ſich der König an das Fenſter, und nachdem er geſagt, daß er es ſey, welcher den Rizzo tödten laſſen,

(x) *Buchanan* L. XVII. p. 613.

laſſen, befahl er ihnen, ſich wegzubegeben, worinne ſie auf der Stelle gehorchten.

So lang die Königin gefangen war, ließ ſie ſichs nicht merken, wie ſehr ihr Haß gegen den König durch dieſe gewaltſame That zugenommen habe; allein, ſo bald ſie ſich wieder in Freyheit ſahe, verurſachte ſie ihm aufs neue die empfindlichſte Kränkungen. Sie flohe ihn überall, und konnte ſeinen Anblik nicht mehr vertragen. Um dieſe Zeit fieng der Graf von Bothwel an, die Stelle des Rizzo in dem Herzen der Königin einzunehmen. Nachdem ſie mit einem Prinzen niedergekommen, der den Namen Jacob erhalten, erſchien Bothwel mit einem königlichen Pracht am Hofe, während, daß ſich der König nicht getrauete, ſich an demſelben ſehen zu laſſen. Um ſich denen vielen Beſchimpfungen, die er leiden muſte, zu entziehen, begab er ſich nach Glasgow zu dem Grafen, ſeinem Vater, der ebenfalls den Hof verlaſſen hatte, um kein Zeuge von den unanſtändigen Begegnungen zu ſeyn, die ſeinem Sohne an demſelben wiederfuhren.

Da die Königin in Schottland mit einem Prinzen entbunden worden, fiengen ihre Anhänger in England an aufzuwachen, und ganz offenbar zu handlen, um ſie zur nächſten Erbin der Eliſabeth erklären zu laſſen. Mit dieſen Geſinnungen verſammlete ſich das

Par-

Parlament in dem Monat November des Jahrs 1566. Es wurde in beyden Häuſern beſchloſſen, die Königin zu einer Vermählung zu nöthigen, und im Fall der Weigerung ſie zu zwingen, die Perſon zu ernennen, welche ihr nachfolgen ſolle. Wollte ſie auch daran nicht, ſo müſſe das Parlament, ſo ſehr es ihr auch mißfallen möge, ſelbſt für die Thronfolge ſorgen. Als der Königin dieſe Geſinnungen des Parlaments bekannt gemacht worden, begab ſie ſich am lezten Tage der Sitzungen in daſſelbe, und hielt eine ſo rührende Rede, daß dadurch alle aufrühriſche Gedanken auf einmal erſtikt wurden. Doch würde, allem Anſehen nach, dieſe Sache im nächſten Parlament wieder ſeyn rege gemacht worden, wenn die Königin von Schottland nicht ſelbſt durch ihre ſchlechte Aufführung ihren Anhang in England vermindert hätte.

Der König von Schottland hatte den Entſchluß gefaßt, ſich nach Spanien zu begeben, wozu bereits ein engliſches Schiff in Bereitſchaft lag. So bald die Königin dieſes erfuhr, ſorgte ſie, er möchte dadurch ihre Maasregeln zernichten, die ſie wider ihn mit dem Bothwel genommen hatte, und bezeugte daher ein Verlangen, ſich wieder mit ihm auszuſöhnen. Sie ſchrieb zärtliche Briefe an ihn. Endlich beſuchte ſie ihn ſelbſt zu Glasgow, und ſchmeichelte ihm ſo, daß er wieder nach Edimburg zurükgieng. Hier verdoppelte

doppelte ſie ihren Eyfer, um ihn zu überreden, daß ſie nichts mehr wider ihn in ihrem Herzen habe. Sie beſuchte ihn öfters in dem Hauſe, darein man ihn unter dem Vorwande gebracht hatte, daß ihm der Lerm in dem Pallaſt beſchwerlich ſeyn möchte. Ja ſie ließ ſogar ihr Bette in eine Kammer unter des Königs ſeiner bringen. Endlich, als die Zeit, den Anſchlag auszuführen, herbeygekommen war, verließ die Königin den König, um einer ihrer Bedientinnen die Hochzeit im Pallaſte auszurichten. Und in eben dieſer Nacht wurde der König, nebſt einem von ſeinen Bedienten, welcher in ſeinem Zimmer lag, erſtickt. So bald er todt war, trug man ſeinen Leichnam in den Garten eines benachbarten Hauſes, wohin man auch ſeine Pantoffeln geworfen hatte. Darauf wurde das Haus, worinnen er gelegen hatte, in die Luft geſprengt, und man wollte das Volk, das auf den Lermen häufig herbeylief, überreden, daß die Gewalt des Pulvers den König in den Garten geworfen habe. Man wollte aber ſolches um ſo weniger glauben, da man ſeine beyde Pantoffeln bey ihm ſahe, und weder ſein Leib noch ſein Hemde von dem Feuer beſchädiget worden. Noch in eben der Nacht breitete ſich das Gerücht aus, daß die Grafen von Morton und von Murray den König ermorden laſſen; allein die Hofleute ſagten einander ins Ohr, daß Bothwel der Urheber dieſer That ſey. Die Königin, welche den

Leich-

Leichnam ihres Gemahls ohne das geringſte Zeichen der Traurigkeit anſehen konnte, fieng, nachdem ſie ſich einige Tage im Zimmer gehalten, ihre gewöhnliche Lebensart wieder an, und hatte den Grafen von Bothwel beſtändig bey ſich, den ſie, nachdem ihn der Graf von Lenox öffentlich des Mords ſeines Sohnes beſchuldiget, und deswegen Genugthuung verlangt hatte, durch niedergeſetzte Abgeordnete von ſeiner Parthey loßſprechen ließ, und ihn zu ihrem Staatsbedienten und Liebling machte.

Da ſogar verlautete, daß die Königin ihn heurathen wolle, ſo that ihr der Lord Herris deswegen Vorſtellung, und ſagte ihr ohne Scheu, daß ſie ſich eine ewige Schande zuziehen würde, wann ſie den Mörder ihres Gemahls heurathe. Sie beantwortete aber ſolches ganz kaltſinnig, und ſagte, daß ihr Herz noch nichts zum Vortheil des Bothwels beſchloſſen habe.

Wenig Tage darauf wurde ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach mit ihrem guten Willen, von Bothwellen nach Dumbar entführet, der ſich dann ſogleich von ſeiner Frau, des Grafen von Huntley Tochter, mit der er erſt ſechs Monate in der Ehe lebte, ſcheiden ließ, weil er von ihr wegen Ehebruchs gerichtlich angeklaget worden.

Nach dieſem führte Bothwel die Königin nach Edimburg, wo ſie vor dem höchſten Gerichte erklärte, daß ſie in völliger Freyheit

ſey.

ſey. Sie that dieſes, um einem Einwurf zuvorzukommen, welchen man von ihrer Gefangenſchaft hätte nehmen können, die Ehe aufheben zu laſſen, welche ſie mit dem Bothwel zu ſchlieſſen willens war. Um das Verhaßte dieſer Vermählung zu vermindern, machte man die Herrn am Hofe zu Mitſchuldigen dieſes Verbrechens. Zu dem Ende ließ ſie Bothwel eine Schrift unterſchreiben, welche alſo lautete: „ Daß es das Beſte der Königin erfordere, den Grafen von Bothwel zu heurathen, weil er in der Provinz Lothian und auf den Grenzen viele Freunde habe, und folglich niemand mehr, als er, im Stande ſey, eine gute Ordnung daſelbſt beobachten zu laſſen. Daß es nach dem allen die Königin nicht anders machen könne, weil ſie der Graf ſchon entführet, und wider ihren Willen bey ihr geſchlafen habe. „ Die Königin wurde alſo durch den Biſchof von Orkney mit Bothweln getrauet, der ſich kein Gewiſſen machte, eine ſo verhaßte Handlung zu verrichten.

Ganz Schottland beklagte ſich überlaut, daß man den Tod des Königs nicht nur nicht zu rächen ſuchte, ſondern auch den Mörder deſſelben in der Königin Armen ſehen müßte. Diß veranlaßte dann einige Herrn, ſich zu verbinden, die Mörder des Königs zu beſtrafen, und die leztere Vermählung der Königin trennen zu laſſen. Sie hoften ihren Zwek um ſo leichter zu erhalten, da die Königin von ihrem

neuen

neuen Gemahl unanſtändige Begegnungen erdulden muſte. Der Geſchichtſchreiber Melvil verſichert, daß man ſie eines Tages ein Meſſer habe fordern hören, um ſich daſſelbe in die Bruſt zu ſtoſſen, weil ſie ſeine Grobheiten nicht mehr ausſtehen könne.

Die Verbundenen hatten den Anſchlag gemacht, die Stadt Edimburg zu berennen. Allein Bothwel flüchtete mit der Königin nach Dumbar. Die Verbundenen giengen dem ohngeachtet vor Edimburg, welches ihnen die Thore öfnete. Während dem brachte Bothwel in aller Eyl Völker zuſammen, und brach mit denſelben, in Begleitung der Königin, nach Edimburg auf, um die Verbundenen darinnen zu überfallen. Dieſe aber zogen ihm, wider ſein Vermuthen, entgegen, um die Sache durch eine Schlacht zu entſcheiden. Damals wurde die Königin gewahr, daß die wenigſten unter ihren Völkern ihr treu zu dienen willens wären. Diß ſezte ſie in Furcht, und brachte ſie zu dem Entſchluß, ſich mit dem Baron von Grange, der mit einem kleinen Haufen von dem Heer der Verbundenen vorausgerükt war, eines Vergleichs halber zu unterreden. Dieſer ſagte ihr frey heraus, daß an keinen zu denken wäre, wofern ſie ſich nicht von dem Bothwel ſcheide; er verſichere ſie aber, daß die Verbundenen ihr unter dieſer Bedingung den gebührenden Gehorſam leiſten würden. Hierauf begab ſich Bothwel, der ſich ohne Hülfe ſahe, nach Dumbar, und der Lord Grange führte die Königin

gin auf ihre Einwilligung zu dem verbundenen Heere. Man brachte ſie nach Edimburg, und ließ ſie ſo lange bewachen, bis man ihrentwegen einen veſten Entſchluß gefaßt haben würde. Allein ſie gab ihnen ſelbſt Gelegenheit, ſich zu entſchlieſſen. Sie beſtach einen Soldaten von der Wache, und gab ihm einen Brief an den Bothwel, darinn ſie ihn ihr liebes Herz nannte, und ihm verſprach, daß ſie ihn nicht verlaſſen wolle. Dieſer Brief, welcher aufgefangen worden, machte, daß man ſie in das Schloß Lochlewen einſperrete.

Wenige Tage darauf fiel denen verbundenen Herren ein ſilbernes Käſtgen in die Hände, welches Bothwel von der Königin geſchenkt bekommen hatte, darinnen man eine Menge Verſe und Liebesbriefe fand, und unter denſelben einige, welche den Entwurf der Verſchwörung wider den König, und die Art der Ausführung enthielten. Buchanan (y) ſagt, man habe in demſelben auch drey Heurathsvergleiche der Königin mit dem Bothwel gefunden, davon der eine vor dem Tode des Königs mit der eignen Hand der Königin unterſchrieben geweſen.

Dieſer Vorgang brachte den Bothwel auf den Entſchluß, ſich auf die orcadiſchen Inſuln zu begeben, wo er eine zeitlang das Seeräuberhandwerk trieb.

Die

(y) *Buchanan* L. XVIII. p. 645 und 662.

Die ſchottländiſche Stände, die nun der Königin nicht weiter traueten, lieſſen ihr durch eine Geſandtſchaft den Antrag thun, daß ſie ihrem Prinzen die Crone abtreten ſolle. Die Königin wurde zwar hierüber ſehr beſtürzt, die Umſtände nöthigten ſie aber, ihre Einwilligung darein zu geben. Nachdem alſo die Abtretung unterzeichnet war, wurde der junge König, der erſt ein Jahr alt war, den 29ſten Junius von dem Biſchoff von Orkney eingewenhet.

Kurz darauf verſammelten ſich gewiſe Herrn, die nicht zu den Verbundenen gehörten, zu Hamilton, und beſchwerten ſich feyerlich, daß man ohne ihre Einwilligung zur Einweyhung des Königs geſchritten ſeye. Der Reichsverweſer, Graf von Murray, lud ſie hierauf ſchriftlich ein, ſich zu den Ständen zu begeben, und ſich mit ihnen zum Beſten des Königreichs zu berathſchlagen; ſie nahmen aber die Einladung nicht an, und erregten dadurch groſſe Unruhen im Königreiche. Sie machten ein Bündnis unter ſich, deſſen Abſicht war, die Königin wieder in Freyheit und auf den Thron zu ſetzen.

Wir haben nothwendig etwas umſtändlicher von den ſchottländiſchen Händeln reden müſſen, weil ſie einen groſſen Einfluß in die Folge der Geſchichte der Eliſabeth haben. Wir kommen nun wieder auf die engländiſche Angelegenheiten.

Nach-

Nachdem die Zeit zur Wiedererſtattung von Calais verſtrichen war, forderte die Königin daſſelbe zurük. Der König von Frankreich war aber nichts weniger zu thun willens, als Calais wieder herzugeben. Man brachte daher allerhand ſeichte Gründe vor, dieſer Weigerung einen Schein zu geben, worunter aber nicht ein einiger war, der aus dem Vergleich von Cateau ſelbſt wäre hergenommen geweſen, welches doch gar leicht hätte geſchehen können, wenn derſelbe ſo abgefaßt geweſen wäre, wie ihn die franzöſiſche Geſchichtſchreiber erzählen.

Nicht ſowol die Gründe alſo, die von Seiten Frankreichs angebracht wurden, als vielmehr ihre damalige Umſtände, die ihr keinen Krieg wider Frankreich erlaubten, hielten die Eliſabeth ab, ihr Recht auf Calais geltend zu machen. Ihre einige Sorge war, ſich wider die Anſchläge ihrer Feinde auf dem engländiſchen Thron zu erhalten. Aus dieſer Urſache ſtellte ſie ſich auch zuweilen, als ob ſie ſich vermählen wolle. Der Erſte, dem ſie mit dieſer Hofnung ſchmeichelte, war der Erzherzog Carl von Oeſterreich. Man hatte würklich ſchon Unterhandlungen in dieſer Sache mit dem Kayſer Maximilian gepflogen, die ſich aber endlich an dem Punkt der Religion ſtieſſen, weil die Königin auch nicht einmal zugeben wollte, daß er nur für ſich eine Capelle in den Ringmauern des königlichen Pallaſtes haben ſollte. Dieſes Mittels bediente

ſich die Königin beſtändig, um einer Vermählung auszuweichen, und man kan daraus mit gutem Grunde auf ihren Vorſaz ſchlieſſen, ſich nie zu verheurathen, weil ſie ſich immer nur mit catholiſchen Fürſten in Vergleiche einließ, denen proteſtantiſchen hingegen allemal gleich zu verſtehen gab, daß ihre Bemühung umſonſt ſeyn würde.

Obſchon die Königin von Schottland gefangen ſaß, ſo hatte ſie doch noch einen groſſen Anhang. Selbſt unter der Parthey des Reichsverweſers fanden ſich Leute, die blos aus der Abſicht zu derſelben getreten waren, um den Bothwel zu Grunde zu richten. Grange war einer von dieſen. Weil er nun glaubte, daß der Tod des Bothwels allen Unruhen ein Ende machen würde, ſo rüſtete er einige Schiffe aus, ihn damit zu verfolgen. Er traf ihn auch würklich an. Er nöthigte ihn zur Flucht. Sein Schif wurde nebſt ſeinen Bedienten gefangen genommen, Bothwel aber entkam durch ein Fahrzeug, und begab ſich nach Dännemark, wo er zehn Jahr lang elend im Gefängnis gelegen, und darüber ſeinen Verſtand verlohren hat.

So bald Bothwel nicht mehr zu fürchten war, verlieſſen viele Herrn die Parthey des Königs, einige heimlich, andere öffentlich. Und da die Königin aus ihrer Gefangenſchaft ſich auf das Schloß Hamilton geflüchtet hatte, gerieth der Verweſer in groſſe Verlegenheit, da er hörte, daß ihre Anhänger allenthalben

Volk verſammelten. Er blieb einige Zeit unſchlüßig, ob er die genommene Parthey verlaſſen, oder eine Schlacht wagen ſollte. Er wählte das leztere, und gieng der Königin, die mit einem weit gröſſern Heer gegen ihn im Anzug war, entgegen, und war ſo glüklich, ſie zu ſchlagen. Die Königin, aus Furcht ihren Feinden nochmalen in die Hände zu fallen, flüchtete an die Grenzen von England, und ließ die Eliſabeth um ihren Schuz und um die Erlaubnis erſuchen, ſich nach England begeben zu dürfen. Ehe die Antwort zurük kam, begab ſie ſich, aus Beyſorge, entdekt zu werden, auf einem kleinen Fahrzeuge nach Wrikington in Cumberland, und meldete noch an eben dem Tage der Eliſabeth ihre Ankunft.

Eliſabeth ſchikte hierauf den Knolles an ſie ab, und ließ ſie in das Haus eines Edelmanns bringen, wo ſie als eine Königin gehalten wurde. Darauf ließ ſie dieſelbe nach Carlisle führen. Von hier aus ſchrieb Maria zum zweytenmal an die Eliſabeth, und bat ſie, ihr zu erlauben, daß ſie entweder zu ihr kommen, oder ſich anderswohin begeben dürfe. Dieſe ließ ihr aber wiſſen, daß ſie ſie nicht ehe ſprechen könne, bis ſie ſich der Beſchuldigungen wegen gerechtfertiget hätte, die man ihr wegen dem Tod ihres Gemahls machte. Vermuthlich wollte Eliſabeht hierdurch nur Zeit gewinnen, ſich zu berathſchlagen, was

mit ihr zu thun ſey, worüber ihre Räthe nicht wenig verlegen waren.

Die Maria wieder nach Schottland zu ſchicken, war grosmüthig, aber gefährlich. Sie nach Frankreich gehen zu laſſen, war noch gefährlicher. Sie in England zu behalten, ohne ihre Freyheit einzuſchränken, hätte denen Catholicken und übrigen Mißvergnügten im Reich den nächſten Anlaß zu einem Aufruhr geben können; und ſie in ein Gefängnis zu ſperren, ſchien eine ſo ausnehmende Strenge zu ſeyn, daß Eliſabeth ſich den Unwillen aller europäiſchen Staaten dadurch zuziehen konnte. Indeſſen entſchloß ſich Eliſabeth, auf das Gutbefinden ihres Raths, zu dem leztern. Um aber dabey dem Vorwurf einer übertriebenen Strenge zu entgehen, ſtellte ſie ſich, als ob ihr das Unglük der Maria ſehr nahe gienge, und ſie nichts ſo ſehr wünſche, als ſich von ihrer Unſchuld zu überzeugen, und ihr dann einen mächtigen Beyſtand zu leiſten. Allein ſie faßte zugleich den Entſchluß, die Unterſuchung ihrer Sache ſo lange zu verzögern, bis Zeit und Gelegenheit ihr zu andern Maasregeln Anlaß geben würden.

Indem dieſes in England vorgieng, zerfielen die Stände in Schottland ſehr mit einander, und die Anhänger der Maria baten die Eliſabeth, daß ſie Schiedsrichterin in den Streitigkeiten ſeyn möchte, welche ſie mit dem Reichsverweſer hätten. Dieſes Anerbieten ließ ſich Eliſabeth ſehr wohl gefallen, weil ſie

ſie dadurch das rechte Mittel bekam, die Sache nach ihrem Gefallen hinaus zu ſchieben.

Um ihren Zwek deſto leichter zu erreichen, gab ſie öffentlich zu verſtehen, daß ſie die Maria für unſchuldig halte, und daß es ihr eigener Vortheil erfordere, aufrührige Unterthanen zu züchtigen, welche andern ein ſchädliches Beyſpiel geben könnten. Durch dieſen guten Schein lieſſen ſich die Freunde der Königin von Schottland bewegen, ſie zu überreden, ihre Sache durch Abgeordnete vor der Eliſabeth vertheidigen zu laſſen, und dadurch fiel ſie in die ihr gelegte Falle. Maria hatte ſich kaum hierzu erbotten, als Eliſabeth an den Grafen von Murray ſchrieb, und von ihm verlangte, daß er Abgeordnete ſchicken möchte, um zu hören, was die Schottländer wider ihre Königin vorzubringen hätten. Sie ließ ihm dabey zu verſtehen geben, daß ſie ſeine Weigerung für einen unwiderſprechlichen Beweiß von der Unſchuld der Maria anſehen würde.

Der Graf von Murray ſahe ſich bey dieſer Anforderung in groſſe Verlegenheit geſetzet. Nachdem er ſeine Freunde in dieſer küzlichen Sache zu Rathe gezogen, beſchloß er, ſelbſt, nebſt neun Abgeordneten, nach York zu gehen. Unter dieſen waren die Grafen von Morton und Liddington, Maghil, ein berühmter Rechtsgelehrter, und Buchanan, der Verfaſſer der ſchottländiſchen Geſchichte. Er kam den 4ten October 1568 daſelbſt an. Eliſa-

beth trug ihrer Seits dem Herzog von Norfolk, dem Grafen von Suſſex, und dem Wilhelm Sadler auf, die Partheyen zu vernehmen.

Der Herzog von Norfolk war einer von den ſtärkſten Anhängern, die Maria in England hatte, und man ſagt, daß er ſogar willens geweſen ſey, ſie zu heurathen, da er im vorigen Jahr ſeine Gemahlin durch den Tod eingebüßt hatte. Dieſer Herr nahm den Vorſiz bey der Unterredung zu York blos darum an, damit er die Abſichten der Eliſabeth, die er errathen hatte, zernichten möchte. Er entdekte ſich anfänglich dem Grafen von Liddington, welcher den Reichsverweſer begleitet hatte, und ſagte ihm, wie er nicht begreifen könne, warum die Schottländer ihre Königin vor engländiſchen Abgeordneten anklagen wollten, ſie würden gewiß dereinſt deswegen Rechenſchaft geben müſſen. Liddington, dem ohnehin die Parthey des Königs verdächtig war, antwortete, er habe ſich nebſt dem Grange alle Mühe gegeben, ſolches zu hintertreiben; da er aber nichts ausrichten können, ſo habe er den Verweſer blos darum nach England begleitet, um zu ſehen, ob er da nicht glüklicher ſeyn werde; er bäte ihn alſo, ſelbſt mit dem Verweſer zu ſprechen, und ihm die Anklage zu widerrathen. Der Herzog von Norfolk that dieſes in geheim, und fügte zu dem, was er gegen den Liddington geäuſſert hatte, noch hinzu, daß die Eliſabeth bey der

gan-

ganzen Sache keine andere Abſicht habe, als ihre eigene Vortheile zu befördern; er würde ſich leicht davon überzeugen können, wann er nur von ihr verlangen würde, daß ſie ſich ſchriftlich anheiſchig machen ſolle, ſobald, als die Beweiſe wider Marien vorgewieſen ſeyn würden, einen Ausſpruch zu thun, und, im Fall ſie ſchuldig befunden würde, die Parthey des jungen Königs zu unterſtützen. Der Verweſer verſprach, ehe ſie auseinander giengen, dieſem Rathe zu folgen.

Bey der nächſten Sitzung that Murray, was er dem Herzog verſprochen hatte. Man gab der Königin davon Nachricht, deren Antwort war, daß es ſie ſehr befremde, daß man ihren Worten nicht glauben wolle, und eine ſchriftliche Verſicherung von ihr verlange; ſie bäte den Grafen von Murray, zwey Abgeordnete an ſie zu ſchicken, und ihr die Urſachen dieſes Mißtrauens zu melden. Der Verweſer erwählte dazu den Grafen von Liddington und den Maghil.

Kurz darauf bat die Königin den Reichsverweſer, daß er ſich, nebſt den übrigen Abgeordneten, ſelbſt nach London begeben möchte, worein er auch willigte. Sie ernannte andere Abgeordnete, die ſich mit ihnen unterreden ſollten, weil ihr der Herzog von Norfolk, allem Anſehen nach, anfieng verdächtig zu werden. Indem aber der Graf von Murray dabey blieb, daß er die Königin Maria, ſeine Schweſter, nicht anklagen würde, es

wäre dann, daß Schottland davon einen wahren Vortheil hätte, zu dem ſich die Eliſabeth ſchriftlich verbinden ſollte; ſo erfuhr der Graf von Morton durch jemanden, dem es die Maria vertraut hatte, was zwiſchen dem Murray und dem Herzog von Norfolk vorgegangen war. Der Graf gab dem engländiſchen Staats-Secretair Cecil, der ein Mann von groſſem Verſtande, tiefer Beurtheilungskraft und beſonderer Treue gegen die Eliſabeth war, von dieſem Geheimnis Nachricht, und von der Zeit an giengen die Sachen einen ganz andern Weg, ohne daß man weiß, was zwiſchen dem Cecil und dem Murray verhandelt worden.

In der erſten Sitzung, die nach dieſer Entdeckung gehalten worden, verlangten die engländiſche Abgeordnete, daß man ihnen die Beweiſe wider die Königin Maria vorzeigen ſolle. Der Verweſer weigerte ſich deſſen, ohngeachtet alle Schottländer, auſſer dem Liddington, dazu riethen. Darauf ſtellte ſich Wood, des Murray Secretair, für ſeinen Herrn ſehr eifrig an, und ſagte, daß, wenn die von ſeinem Herrn verlangte Verſicherung da ſey, ſo wolle er die Anklage und die Beweiſe, welche er insgeſammt in Bereitſchaft habe, unverzüglich überliefern; und zu gleicher Zeit zog er dieſe Papiere aus der Taſche, und ließ ſie jedermann ſehen. Allein indem er ſie in die Höhe hielt, riß ſie ihm der Biſchof von Orkney ohne viele Mühe aus der Hand, und über-

übergab ſie den engländiſchen Abgeordneten. Man ſiehet leicht, daß dieſe Umſtände blos deswegen gemacht worden, damit Murray einiger maſſen ſein Wort rettete, welches er dem Herzog von Norfolk gegeben hatte.

Nachdem dieſes geſchehen war, beſtimmte man den Schottländern einen Tag, um ihre Beweiſe ausführlich zu erklären. Der Verweſer ließ ſich ſolches gefallen, und lud die Abgeordnete der Maria dazu ein, um ihre Einwendungen dagegen machen zu können. Allein an dem geſezten Tag wieſen dieſe einen Widerruf ihrer Vollmacht vor, und verwarfen die engländiſche Abgeordnete, wofern ihnen nicht franzöſiſche und ſpaniſche Geſandte zugegeben würden.

Dieſe Widerrufung, die zu einer ſo critiſchen Zeit geſchahe, da man eben die wider Marien beygebrachte Beweiſe unterſuchen wollte, gab Anlaß, zu argwohnen, daß ſie ſich nicht getrauet, hinlänglich darauf antworten zu können.

Eliſabeth ließ ſich dieſes wenig anfechten, deren Abſicht ſo nicht war, die Königin von Schottland zu verurtheilen, ſondern ſie nur ſo lange in ihrer Gewalt zu behalten, bis ſich die Sache aufgekläret haben würde. Sie war froh, daß ſie Beweiſe in Händen hatte, welche im Fall der Noth darthun konnten, daß ſie dieſelbe nicht wohl freyſprechen könne, ohngeachtet

geachtet ſie ſich immer ſtellte, als ob es ihr ſehr angenehm ſeyn würde, ſie unſchuldig zu ſehen.

Kurz, die engländiſche Abgeordneten ſchritten, der Einwendung der Maria ohngeachtet, zur Unterſuchung der Beweiſe. Der Graf von Murray führte die Geſtändniſſe deren an, welche deswegen hingerichtet worden, daß ſie an der Ermordung des Königs Theil gehabt. Darauf verlaß er den Schluß der Stände, der die Abtretung der Crone an den jungen König beſtätigte. Endlich ließ er auch das ſchändliche Käſtgen herbeybringen, deſſen wir oben gedacht haben, und zeigte, was darinnen verwahret lag. Dieſes bezeuget Buchanan, der ſelbſt ein Augenzeuge davon geweſen, an dem angeführten Orte; Camden hingegen, dem in dieſer Geſchichte wenig zu trauen, redet nur obenhin davon.

Als dieſe Unterſuchung geendiget war, that Eliſabeth weder für noch wider die Maria einen Ausſpruch. Weil aber die Anhänger der Maria ſich bemüheten, Unruhen in Schottland zu erregen, und daher des Verweſers Gegenwart dorten nöthig war, nahm Eliſabeth daher Gelegenheit, die Endigung dieſer Sache auf eine bequemere Zeit auszuſetzen. Und dadurch erhielt ſie, was ſie verlangt hatte.

Nachdem Murray der Königin Eliſabeth entdekt hatte, was zwiſchen ihm und dem

Her-

Herzog von Norfolk vorgegangen, und ihr Briefe gezeigt, welche in Schottland aufgefangen worden, darinnen die Maria über die ſchlechte Begegnung, die ihr in England widerfahren, ſehr geklaget, und ihre Anhänger aufgemuntert, daß ſie den Muth nicht ſollten ſinken laſſen; nachdem man auch erfahren, daß der Pabſt an einer Empörung in England arbeite, und die häufigen Unterredungen, welche der Graf von Liddington mit dem Herzoge von Norfolk hielte, groſſen Verdacht erwekten; ſo ſahe ſich Eliſabeth genöthiget, die Maria auf das Schloß Tutbury bringen zu laſſen.

Die Hugonotten in Frankreich hatten blos darum Friede erhalten, um ſie einzuſchläfern, und den Prinzen von Conde aufzuheben. Da aber dieſer Streich mißlungen, gieng die Verfolgung von neuem an. Sie baten daher Eliſabeth um Hülfe, die ihnen auch 100,000 Gold-Thaler und einen ſchönen Zug Artillerie ſchikte, weil ſie wohl einſahe, daß, wenn man mit ihnen fertig wäre, es über England hergehen würde. Die Aufführung des Herzogs von Alba in den Niederlanden gab ihr genugſam zu erkennen, daß es auf den Umſturz der proteſtantiſchen Religion angeſehen ſey.

Indeſſen wurden in England heimliche Anſchläge geſchmiedet, welche der Eliſabeth ſehr gefährlich hätten werden können, wenn

man

man ihnen nicht in Zeiten zuvorgekommen wäre. Es hatten einige von den Anhängern der Maria den Anſchlag gemacht, ſie mit dem Herzog von Norfolk zu vermählen. Auch der Graf von Leiceſter war mit von der Parthey. Allein, allem Anſehen nach, um nur hinter das Geheimnis zu kommen, und es der Eliſabeth zu entdecken. Man nahm zum Vorwand, daß, da Eliſabeth ſich nicht vermählen wolle, es nöthig ſey, der Maria, die leicht ihren Sohn überleben könne, einen proteſtantiſchen Gemahl zu geben, damit die Religion mit der Zeit keine Gefahr laufen möge. Man glaube, daß niemand dieſer Ehre würdiger ſey, als der Herzog von Norfolk. Die Bedingungen wurden aufgeſezt, und der Maria zur Genehmigung übergeben, die ſich nicht lange bitten ließ, dieſelbe anzunehmen.

Sobald dieſes geſchehen war, forſchte man die Geſinnungen verſchiedener Herrn aus, die, weil ſie das Giftige des Anſchlags nicht merkten, denſelben genehm hielten, doch unter der Bedingung, daß nichts ohne Einwilligung der Königin geſchehen ſollte. Man theilte ihn auch den Königen von Frankreich und Spanien mit, welche ſehr damit zufrieden waren, ob ſie gleich dazu keine Urſache gehabt hätten, wenn keine Liſt darhinter geſtekt wäre.

Da die Sache anfieng lautbar zu werden, glaubte der Herzog von Norfolk, daß es Zeit wäre, der Königin Eliſabeth durch den Grafen

ſen von Leiceſter Nachricht davon geben zu laſſen. Dieſer verſchob es aber von einer Zeit zur andern. Die Königin, die das Geheimnis wußte, aber ſich unwiſſend ſtellte, gab dem Herzog Gelegenheit, ihr daſſelbe zu entdecken; dieſer that aber, als verſtünde er ihre Abſicht nicht, weil er es ihr lieber durch den Grafen von Leiceſter beygebracht wiſſen wollte. Endlich wurde es ihr durch dieſen geoffenbaret. Die Königin verwieß hierauf dem Herzog ſeine Unvorſichtigkeit und Verwegenheit, und gebot ihm, den Anſchlag fahren zu laſſen. Er verſprach der Königin, nicht mehr an dieſe Heurath zu denken. Nicht lange darauf begab er ſich, da er den Hof, der ſich damals zu Tichfield aufhielte, gegen ſich ſehr verändert ſahe, ohne Abſchied nach London. Und da an eben dem Tage der Biſchof von Roß, der die Würde eines Geſandten der Königin von Schottland bekleidete, innſtändig bey der Königin um die Freyheit der Maria anhielte, gab ſie ihm ganz verdrüßlich die Antwort: Seine Frau habe ſich nur ruhig zu verhalten, wenn ſie nicht die Köpfe derjenigen, auf die ſie ſich am meiſten verlaſſe, wolle fliegen ſehen.

Nachdem dieſe Sache völlig ruchbar geworden, ſuchte ſich die Königin mehr Licht in derſelben zu verſchaffen. Sie ſchikte zu dem Ende den Georg Carry an den Grafen von Murray, und bat ihn, ihr zu entdecken, was ihm davon bekannt wäre. Die Nachrichten

aus

aus Schottland brachten den Herzog von Norfolk in den Tour, und die Herrn, welche an dem Anſchlag Theil gehabt, bis auf den Grafen von Leiceſter, vom Hofe.

Eliſabeth fand nicht für gut, alles bekannt zu machen, was ſie von dieſer Sache wüßte, weil die gröſten Herrn des Königreichs darein verwickelt waren. Sie wußte überdiß, daß eine Verſchwörung bald ausbrechen würde, und wollte alſo, um die Gefahr nicht zu vergröſſern, nicht allzuſtrenge verfahren. Die Grafen von Northumberland und Weſtmorland, welche in Mitternacht ſehr mächtig waren, und ebenfalls an dem Anſchlage des Herzogs von Norfolk Theil hatten, wurden nach Hof berufen. Sie entſchuldigten ſich. Die Königin ſchikte ihnen gemeſſenere Befehle zu. Da ſie es aber nicht wagen wollten, ſich der Königin in die Hände zu liefern, ergriffen ſie die Waffen.

Ihre Abſicht war, die Königin von Schottland zu befreyen, ob ſie gleich in ihrem Ausſchreiben zur Urſache angaben, die alte Religion wieder einzuführen, die böſen Rathgeber von der Königin zu jagen, und dem Herzoge von Norfolk und denen andern in Ungnade gefallenen Herrn Gerechtigkeit zu verſchaffen. Sie luden zugleich durch offene Briefe die Catholicken ein, ſich mit ihnen zu vereinigen. Die meiſten ſchikten ſie aber mit ihren Ueberbringern an die Königin. Inzwiſchen ver-

brann-

brannten die Aufrührer, welche ſich nach Durham begeben, daſelbſt die engländiſche Bibeln, und lieſſen öffentlich Meſſe leſen. Darauf giengen ſie nach Chifford-More, wo ſie ihr Heer 4000 Mann zu Fuß und 600 Pferde ſtark fanden. Auf die erſte Nachricht von dieſem Aufſtande wurde die Maria nach Coventry, einer veſten Stadt mitten im Königreiche, gebracht, zu deren Belagerung die Aufrührer nicht in Bereitſchaft waren.

Während dieſem ſezte ſich die Königin in eine ſo gute Verfaſſung, daß die Aufrührer, die ihr Heer nicht zunehmen ſahen, ſich zerſtreueten. Der Graf von Northumberland gieng nach Schottland, der Graf von Weſtmorland in die Niederlande, wo er den Reſt ſeines Lebens zubrachte, und von einem kleinen Jahrgelde lebte, welches ihm der König von Spanien zahlen laſſen. Einige der Aufwiegler wurden, andern zum Beyſpiel, an verſchiednen Orten aufgehängt, vierzigen, die aus dem Königreich geflüchtet waren, der Schuz der Geſetze entzogen, und den übrigen, die im Lande geblieben waren, Gnade erzeiget.

Auf dieſe Empörung folgte bald hernach eine andere, die gleiche Abſicht hatte, und davon Leonhard Dacre, ein Edelmann in Mitternacht, das Haupt war. Er ſezte ſich an die Spitze von 3000 Mann, und beſchloß, den Grafen von Hunsdon, der mit der Be-

ſatzung von Barwik gerade auf ihn losgieng, mit veſtem Fuß zu erwarten. Er fochte als ein tapferer Held, flohe aber, nachdem er überwunden worden, nach Flandern, wo er ſtarb.

Im Anfang des Jahrs 1570 fand der Graf von Murray Mittel, ſich des nach Schottland geflüchteten Grafen von Northumberland zu bemächtigen, und ſchikte ihn nach Lochlewen ins Gefängnis. Wenig Tage darauf wurde Murray von Jacob Hamilton erſchoſſen, welcher vorgab, daß er keine andere Abſicht gehabt, als ſich einer beſondern Beleidigung wegen zu rächen. Allein es kam bald darauf an Tag, daß es auf Veranlaſſung der Parthey der Königin geſchehen. (z) Gleich den Tag darauf fielen die Scots und Carrs, welche ſtarke Anhänger der Königin waren, in England ein, und verheerten die Grenzen mit Feuer und Schwerd.

Um dieſe Beleidigung zu rächen, ſchikte Eliſabeth den Grafen von Suſſex mit einem Heer nach Schottland, der die Länder der Scots und Carrs verwüſtete.

Im Anfang des Monats May ſchikten die ſchottländiſche Stände einen Geſandten an die Eliſabeth, der ihre Gunſt ſuchen, und ihr zu verſtehen geben ſollte, daß ſie willens wären, einen ihr unverdächtigen Verweſer zu erwählen.

(z) *Buchanan* L. XIX. p. 681.

len. Und dieſe Wahl fiel, auf die Empfehlung der Königin, auf den Grafen von Lenox, der damals in England war.

Während dem machte man in England neue Anſchläge, die Maria zu befreyen. Die Sache wurde aber entdekt, und drey von den Rädelsführern am Leben geſtraft. Ohnerachtet man Urſache hatte zu glauben, daß der Herzog von Norfolk an dieſen Unternehmungen Theil habe, wurde er doch auf ſeine vorhergegangene Demüthigung in Freyheit geſetzet.

Eliſabeth würde nichts lieber gethan haben, als die Maria frey zu laſſen, wenn es auf weiter nichts angeſehen geweſen wäre. Allein ſie mußte fürchten, daß ihr Thron ſelbſt dadurch wankend gemacht werden könnte. Doch ließ ſie nichts von dieſer Furcht merken, ſondern that, als ob ſie nichts eifriger wünſche, als Marien wieder auf dem Thron von Schottland zu ſehen. In dieſer Abſicht ſchikte ſie den Cecil an ſie ab, um ihr gewiſe verfängliche Vorſchläge zu thun, dadurch ſie blos die Welt blenden wollte.

Der Biſchoff von Roß ſchikte dieſe Vorſchläge an den Pabſt, an die Könige von Frankreich und Spanien, und an den Herzog von Alba, und gab ihnen zu verſtehen, daß Maria gezwungen ſeyn würde, ſie anzunehmen, wenn man ſich ihrer nicht nachdrük-

lich annähme. Dieſe Bemühung hatte aber die gehofte Würkung nicht. Denn Spanien hatte in den Niederlanden genug zu thun, und Frankreich trauete den Hugonotten nicht, die, ob ſie gleich einigemal geſchlagen worden, doch immer wieder neue Kräfte ſammelten, ſich zu vertheidigen, weil ſie ihr Leben lieber in einer Schlacht, als auf dem Scheiterhaufen, verlieren wollten.

Da Frankreich ſie nicht mit Gewalt ausrotten konnte, ſo beſchloß es, dieſelbe wieder durch einen Frieden einzuſchläfern, der ihnen im Auguſt dieſes Jahrs bewilliget wurde. Um ihnen weiß zu machen, daß man ihrer würklich künftig ſchonen wolle, ſchlug Catharina von Medicis der Eliſabeth eine Vermählung mit ihrem Sohn Carl IX vor, welche ihr aber mit zwey Worten antwortete, daß er zu groß und zu klein ſey. Darauf brachte ſie ihren zweyten Sohn, den Herzog von Anjou, in Vorſchlag. Folglich war dieſes keine Zeit, der Königin von Schottland beyzuſtehen.

Obſchon beynahe gewiß iſt, daß weder Eliſabeth, noch der franzöſiſche Hof im Ernſt an dieſe Vermählung dachten; ſo trieb man doch die deswegen angeſtellte Unterhandlungen von beyden Seiten, dem Scheine nach, ziemlich eifrig. Eliſabeth hatte darunter eine gedoppelte Abſicht. Sie wollte einmal ihre eigene Staatsbediente herumführen, die ihr immer anlagen, daß ſie ſich vermählen ſolle, und

her=

hernach ihre Feinde in der Unthätigkeit erhalten. Der franzöſiſche Hof hingegen wollte dadurch beſonders die Hugonotten ſicher machen, und nach ihrer Ausrottung über England herfallen. Wie ſich dann auch die ganze Sache wegen dem Punkt der Religion wieder zerſchluge.

Während dieſer Unterhandlung, die Marien zu verſtehen gab, daß ſie von Seiten Frankreichs nichts zu hoffen habe, wendete ſie ſich an Spanien und an den Pabſt, und gab ihnen von der Beſchaffenheit ihrer Umſtände Nachricht. Zu gleicher Zeit ſchrieb ſie an den Herzog von Norfolk, und ſchikte ihm die Abſchrift der Briefe, die ſie nach Rom und Madrid abgehen laſſen, in Ziffern, die der Herzog durch ſeinen Secretair Higford, der den Schlüſſel dazu hatte, aufſchlieſſen ließ, und ihm darauf befahl, ſie ins Feuer zu werfen. Allein dieſer verbarg alle dieſe Papiere unter den Decken in ſeiner Stube.

Der Herzog von Norfolk ließ ſich durch den Ridolfi, einen Florentiner, der von Marien an ihn abgeſchikt war, und durch den Biſchoff von Roß, aufs neue zu denen Gedanken verleiten, die Königin von Schottland zu heurathen. Allein ſein Vorhaben wurde gar bald durch einen Zufall entdekt.

Da der franzöſiſche Geſandte etwas Geld unter die Anhänger der Maria wollte austheilen

theilen laſſen, wendete er ſich an den Herzog von Norfolk, welcher es dem Higford einhändigen ließ, der es durch einen gewiſen Brown weiter an den Lord Herris gelangen laſſen ſollte. Brown, der um das Geheimnis nichts wußte, erhielt die Summe wohl eingepakt. Man machte ihm weiß, es wäre Silber. Da er aber an der Schwere merkte, daß es Gold ſey, brachte er das Paquet zu einem Staatsſecretair. Dieſer fand darinn einen Brief in Ziffern von la Mothe Fenelon an den Verac, franzöſiſchen Geſandten in Schottland. Higford, der hierauf gefänglich eingezogen wurde, geſtund, woher das Geld komme, und entdekte zugleich den Ort, wo er die eben gedachte Briefe von der Maria verborgen hatte. Der Herzog von Norfolk wurde deswegen den 17ten September 1571 in den Tour gebracht, unter deſſen Schriften man einen weitläuftigen Aufſaz in Ziffern fande, darinnen ihm Maria Anſchläge zur glüklichen Ausführung ihres Vorhabens gab.

Den 6ten Januarius 1572 erſchien der Herzog vor den Pairs des Königreichs. Seine Anklage enthielt folgende Stücke:

1. Daß er die Königin der Crone und des Lebens zu berauben, und ſich des Throns zu bemächtigen geſucht.

2. Daß er ohne Vorwiſſen der Königin ſich mit Marien in Vermählungsunterhandlungen eingelaſſen habe.

3. Daß

3. Daß er ihr eine beträchtliche Summe Geldes geliehen.

4. Daß er zur Unterhaltung der Grafen von Northumberland und Weſtmorland Geld hergegeben.

5. Daß er an den Pabſt, an den König von Spanien und an den Herzog von Alba geſchrieben, und von ihnen Hülfe verlangt, um die Königin von Schottland zu befreyen, und die römiſche Religion wieder in England einzuführen.

6. Daß er dem Lord Herris und andern Schottländern, welche Feinde von England ſeyen, Beyſtand geleiſtet.

Der Herzog wußte auf die meiſte dieſer Punkten nichts erhebliches zu ſagen, am allerwenigſten konnte er dasjenige leugnen, was ſeine eigne Briefe, ſeine Bediente und Mitſchuldige wider ihn bekannten. Daher wurde er als einer des Hochverraths Schuldiger verurtheilt, das Urtheil aber erſt einige Monate hernach vollzogen. Er ſtarb mit dem Bekänntnis, daß er rechtmäßig verurtheilt worden, als ein Proteſtante, ob es gleich wahrſcheinlich iſt, daß er ſeine Religion der Ehre würde aufgeopfert haben, wenn ſeine Anſchläge glüklichere Folgen gehabt hätten. Er war ein Sohn des Grafen von Surrey, welcher in den lezten Tagen der Regierung Heinrichs VIII enthauptet worden.

Einige Tage nach dem Tode des Herzogs ſchikte Eliſabeth zwey geheime Räthe an Marien, um ihr zu ſagen, was in dem gerichtlichen Verfahren wider den Herzog ihr zur Laſt gefallen, und daß die Königin ſich freuen würde, wenn ſie ſich deswegen rechtfertigen könne. Maria geſtund das meiſte, deſſen ſie beſchuldigt wurde, leugnete aber die Abſicht, die man ihr darunter beymeſſen wollte, ſich auf den Thron von England zu ſchwingen.

Im April dieſes Jahrs ſchloß Eliſabeth mit Carl IX, Könige in Frankreich, ein Bündniß, deſſen vornehmſter Innhalt war, daß beyde Mächte einander wider alle diejenige vertheidigen wollten, welche ſie, es ſey, unter welchem Vorwande es wolle, angreifen würden, und daß in Schottland keine Neuerungen gemacht werden ſollten.

Das bald darauf erfolgte Blutbad des heiligen Bartholomäus, das über die Hugonotten ausbrach, gab aber genugſam zu verſtehen, wie wenig man Frankreich trauen dürfe, ohngeachtet ſich Carl in einem Schreiben an die Eliſabeth verbindlich gemacht hatte, daß er ſie vertheidigen wolle, im Fall ſie auch der Religion wegen angegriffen werden ſollte.

Weil Frankreich mit den Hugonotten noch nicht ganz fertig war, ſo bemühete ſich Carl der Eliſabeth auch nach jenem greulichen Blutbade immer noch verſtellte Zeichen ſeiner Freundſchaft zu geben, und dieſe verbarg ihr

Miß-

Mißtrauen, und ſezte ſich dabey in den beſten Vertheidigungsſtand, um Frankreich zu erkennen zu geben, daß man ſie nicht ſo leicht würde einſchläfern können.

Der Graf von Northumberland, welcher an die Königin ausgeliefert worden, wurde bey dieſen Umſtänden enthauptet, indem Eliſabeth durchaus für ihre Sicherheit ſorgen wollte.

Im Jahr 1573 wurde die Ruhe in Schottland wieder hergeſtellet, und Eliſabeth ſahe ſich dadurch von einer groſſen Sorge befreyet.

Catharina von Medicis ließ ihr abermals eine Vermählung mit ihrem dritten Sohn, dem Herzog von Alenzon, vorſchlagen. Eliſabeth wollte ſich aber deswegen in keine Unterhandlung einlaſſen, ehe der Artickel wegen der Religion in Richtigkeit gebracht wäre. Man verſprach, hierinnen nachzugeben, ohne doch zu ſagen, wie weit man es zu thun willens ſey. Endlich bat man ſie, dem Herzog zu erlauben, ihr aufwarten zu dürfen, worein ſie mit der Bedingung willigte, wenn er es nicht übel nehmen wolle, wenn er allenfalls unverrichteter Sachen wieder zurük kehren müßte. Der Herzog wohnte damals der Belagerung von Rochelle bey, die länger dauerte, als man vermuthete, und hinderte ihn, ſich ſogleich dieſe Erlaubnis zu Nutze zu machen.

Als darauf der Herzog von Anjou, der durch die Berufung zur pohlniſchen Crone einen Vorwand bekam, die Belagerung ohne

Schimpf aufzuheben, die Reiſe nach Polen wider Willen ſeiner Mutter antrat, und König Carl krank wurde; ſo fand Eliſabeth nicht für gut, den Beſuch des Herzogs von Alenzon anzunehmen, bis ſich die Angelegenheiten des königlichen Hauſes von Frankreich in etwas mehr aufgekläret hätten. Sie bat ihn daher ſchriftlich, er möchte ſeine Reiſe aufſchieben, und führte zum Grunde an, daß die Engländer nicht gerne einen Fürſten ſehen würden, der von der Belagerung von Rochelle komme, und einen Degen trage, der von dem Blut ihrer Brüder gefärbt ſey.

Bis auf das Jahr 1577 war es ziemlich ruhig in England.

Im Jahr 1578 wurde die Vermählung mit dem Herzog von Anjou wieder hervorgeſucht, und in dem folgenden Jahr 1579 ſehr weit getrieben. Auſſer denen Geſandten, die dieſer Sache wegen ſchon in England waren, kam noch Simie dahin, ein ſehr verſchmizter Mann. Dieſer wußte das Herz der Eliſabeth, die bey allem Wiz und Verſtand, den ſie beſaß, doch nicht von allen Leidenſchaften ihres Geſchlechts frey war, ſo zu gewinnen, daß jedermann über den Fortgang ſeiner Unterhandlung erſtaunte.

Kurz darauf langte der Herzog von Anjou ſelbſt, doch unbekannt, in England an, und hatte einige geheime Unterredungen mit der Königin, die zwey Monate darauf einigen ihrer treueſten Räthe Befehl gab, die Vor- und Nach-

Nachtheile gegen einander abzuwägen, die aus dieſer Vermählung entſtehen könnten.

Im Jahr 1580 kam Franciſcus Drake von ſeiner Reiſe um die Welt, die er gegen das Ende des Jahrs 1577 unternommen hatte, wieder zurük. Er war in America, in die beyden Meere von Norden und Süden geſeegelt, und hatte eine erſtaunliche Menge Gold und Silber, welches er den Spaniern genommen, zuſammen gebracht. Bey ſeiner Zurükkunft, die im November geſchahe, wurde er von der Königin zum Ritter gemacht, und ſein Schiff zu Deptford zum Andenken aufbehalten.

Im Jahr 1581 trieb der franzöſiſche Hof die Vermählung des Herzogs von Anjou mit der Eliſabeth ſehr ſtark. Als ſich die Königin endlich mit dem Simie der vornehmſten Artickel wegen verglichen, ſchikte Heinrich III eine anſehnliche Geſandtſchaft nach England, die mit vieler Pracht und Feyerlichkeit empfangen wurde. Die Königin ernannte von ihrer Seite gewiſe Herrn, die mit ihnen in Unterhandlung treten mußten, und man ſezte mit einmüthiger Einwilligung Bedingungen auf, die, nachdem ſie von dem König von Frankreich und ſeinem Bruder, dem Herzoge, genehmiget worden, in die Geſtalt eines Vergleichs gebracht werden ſollten.

Während dem wurde der Herzog von Anjou zum Oberherrn in den vereinigten Provinzen der Niederlande gemacht, und Eliſa-

beth

beth fieng darauf an, ſich die Vermählung wieder gereuen zu laſſen, zu der ſie ſich wol nie im Ernſt entſchloſſen hatte. Es kam nur auf einen guten Vorwand an, die Sache rük- gängig zu machen, und ſie bediente ſich unter andern dieſes, daß der Herzog durch die Ue- bernehmung der Oberherrſchaft über die Nie- derlande England nothwendig in einen Krieg mit Spanien verwickeln würde, und es dem- nach gut wäre, die Vermählung ſo lange auf- zuſchieben, bis ſich der Herzog aus dem Krieg gezogen, den er auf dem Halſe habe.

Der Herzog gieng im November, da er ſeine Völker nach Frankreich zurük geſchikt, ſelbſt nach England, um da ſeine Angelegen- heiten zu beſorgen. Er wurde mit ſo vielen Liebkoſungen und Ehrenbezeugungen aufge- nommen, daß er ſich eines glüklichen Erfolgs ſo gut als verſichert hielt. Die Königin zog ſogar eines Tags einen Ring vom Finger, und ſtekte ihn dem Herzoge an, und dieſes brachte jedermann auf die Gedanken, daß ſie ihm jezt ihr Wort gegeben.

Inzwiſchen murrete man am Hofe und in der Stadt über dieſe Vermählung überlaut. Die Frauenzimmer der Königin, die bey ihr am meiſten in Gnaden ſtunden, bemüheten ſich, ſie durch ihre mit Thränen vermiſchte Er- mahnungen von dieſem Entſchluß abzuziehen. Vielleicht war dieſes eine mit Fleiß angeſtellte Comödie. Dem ſey wie ihm wolle, ſo gieng die Königin, nachdem ſie eine ganze Nacht

unter

unter den Seufzern und Thränen ihrer Frauenzimmer zugebracht, mit dem Anbruch des Morgens zu dem Herzog, und beſprach ſich mit ihm in geheim. So bald ſie wieder weg war, ſahe man ihn den Ring, den er von ihr bekommen hatte, auf die Erde werfen, und unverzüglich wieder aufheben, unter bittern Klagen über die Unbeſtändigkeit des andern Geſchlechts und über die Leichtſinnigkeit der Engländer.

Das Verhalten der Eliſabeth in dieſer Sache läßt ſich ſchwer erklären, noch ſchwerer aber kan man ſie entſchuldigen, daß ſie die Verträge unterzeichnet, und doch nachgehends nicht gehalten hat.

Denen Catholicken in England that dieſe Unterhandlung groſſen Schaden. Denn ſo bald in der Welt bekannt wurde, daß die Vermählungsartickel unterzeichnet wären, kamen ein Haufen römiſcher Prieſter, Jeſuiten und andere Catholicken nach England. Einige unter dieſen waren unvorſichtig genug, die übertriebenſte Lehrſätze von der Gewalt des Pabſts öffentlich auszubreiten. Und dieſer ausgelaſſene Eyfer zog der ganzen Parthey ſtrenge Begegnungen zu, weil er die Regierung ſelbſt angrif.

Das Parlament, welches ſich im Anfang des Jahrs 1582 verſammelte, machte, während der Zeit, daß der Herzog von Anjou noch in England war, ſehr ſtrenge Geſetze wider die Catholicken.

Der

Der Herzog und ſeine Begleitung konnte hieraus zur Genüge erkennen, in was für einem Zwang ſie leben würden, wann die Vermählung vollzogen werden ſollte. Dieſe Vorſtellung gereichte einiger maſſen zu ſeinem Troſte, und er verließ England im Monat Februarius, nachdem er von der Königin viele Merkmale der Hochachtung und Gewogenheit erhalten, davon eine gute Summe Geldes das kräftigſte war, die ſie ihm zahlen ließ, um ihm den Krieg in den Niederlanden beſtreiten zu helfen, und ihm auf gewiſe Art die Kränkungen zu erſetzen, die ſie ihm während ſeines Aufenthalts in England widerfahren laſſen.

Im Jahr 1583 machte man in England wieder eine Entdeckung gefährlicher Anſchläge, die zur Befreyung der Maria abzielten. Franciſcus Trochmorton hatte den gröſten Antheil daran, doch war auch der ſpaniſche Geſandte Mendozza nicht ganz frey davon. Dieſes brachte dem Trochmorton Gefängnis und Tod, und dem Mendozza den Abſchied zuwege.

Nicht lange darnach entdekte Eliſabeth weiter die Ränke ihrer Feinde. Als ein gewiſer engländiſcher Jeſuit, Namens Creichton, zu Waſſer nach Schottland gehen wollte, und ſein Schiff von Seeräubern angegriffen wurde, zerriß er ſeine Papiere, und warf ſie in das Meer. Allein durch einen beſondern Zufall trieb der Wind alle Stükchen wie-

der in das Schiff, wo ſie jemand ſammelte. Man ſahe daraus einen von dem Pabſt, dem Könige von Spanien und dem Herzog von Guiſe gemachten Anſchlag, England anzugreifen. Diß gab zu einer allgemeinen Verbindung in England Anlaß, die aus Leuten von allen Ständen beſtand, die ſich eydlich anheiſchig machten, diejenige bis auf den Tod zu verfolgen, die etwas wider die Königin unternehmen würden.

Der Anfang des Jahrs 1585 machte eine neue Verſchwörung offenbar, davon Wilhelm Parr, ein walliſcher Edelmann, der Rädelsführer geweſen. Edmund Newill war ſein Angeber, worauf man ihn in den Tour ſchikte. Er geſtand, daß er willens geweſen, die Königin zu tödten, und daß ihn das Buch Allens, darinnen dieſer Cardinal behaupte, daß es nicht nur erlaubt, ſondern auch rühmlich ſey, denen in Bann gethanen Fürſten das Leben zu nehmen, in ſeinem Vorſaz ſehr beſtärket habe; daß Newill, ſein Ankläger, zu Mittage mit ihm geſpeiſet, und ihm den Vorſchlag gethan, etwas zur Befreyung der Maria zu unternehmen; worauf er geantwortet, daß er etwas gröſſeres zu thun willens ſey, und daß, als ihn Newill einige Tage darauf beſucht, ſie den Entſchluß gefaßt, die Königin zu tödten, wenn ſie zu Pferde eine Luſtreiſe thun würde, und daß ſie einander über dem Evangeliumsbuch einen Eyd der Verſchwiegenheit geleiſtet; daß ihn aber Newill,

da

da er unterdeſſen den Tod des Grafen von Weſt-morland erfahren, angeklagt hätte, um ſich in den Beſiz der Verlaſſenſchaft dieſes Grafen zu ſetzen, auf die er einen Anſpruch mache. Auf dieſes Bekänntnis wurde er verurtheilet und hingerichtet.

Dieſe Verſchwörung war Urſache, daß das Parlament auſſerordentlich für die Sicherheit der Königin und des Reichs ſorgte. Es beſtätigte nicht nur die allgemeine Verbindung, deren wir eben gedacht, ſondern erklärte auch diejenige auf ewig der Crone unfähig, durch welche oder für welche etwas zum Nachtheil der Königin unternommen werden würde. Eben dieſes Geſez verordnete, daß 24 von der Königin ernannte Gevollmächtigte Gewalt haben ſollten, derjenigen wegen Unterſuchungen anzuſtellen, die irgend eine Aufruhr im Königreich erwecken, wider das Leben der Königin etwas unternehmen, oder ſich einiges Recht auf die Crone von England anmaſſen würden.

Hiernächſt gab es allen catholiſchen Prieſtern Befehl, binnen vier Tagen das Königreich zu räumen, und erklärte die, welche dagegen handeln würden, des Hochverraths, und die, welche ſie verbergen würden, der Felonie ſchuldig.

Aller dieſer Vorſichtigkeit ohngeachtet, brach im Jahr 1586 eine groſſe Verſchwörung wider die Königin aus. Sarage hatte ſich durch einige Prieſter in den Kopf ſetzen laſſen, daß es ein verdienſtliches Werk wäre, der

Eliſabeth das Leben zu nehmen, und ihnen deswegen ein Gelübde gethan. Zu eben der Zeit kam Ballard, ein engländiſcher Prieſter, welcher, des Verboths ohngeachtet, nach England gegangen war, nach Frankreich, wo er mit dem Mendozza und dem Lord Paget ſich über die Mittel unterredete, England anzugreifen. Er wurde von einem gewiſen Mawde begleitet, den er für ſeinen Freund hielt, welcher aber ein Kundſchafter des Secretarius Walſinghams war.

Da es nicht nur darum zu thun war, Eliſabeth aus dem Wege zu räumen, ſondern auch Völker in Bereitſchaft zu halten, um die Maria zu befreyen, und ſie auf den Thron von England zu ſetzen, ſo wurde Ballard wieder nach England geſchikt, um Leute zu gewinnen, die zur Ausführung des Anſchlags behülflich ſeyn könnten. Die Verſchwornen wieſen ihn beſonders an einen Edelmann, Namens Babington, zu London. Dieſer, als ein eifriger Catholick, war vor kurzem in Frankreich gewonnen worden. Er wurde der Maria als ein treuer Anhänger empfohlen, ohne daß er es ſelbſt wußte. Daher ſchrieb ſie gleich nach ſeiner Zurükkunft an ihn, und ſeit der Zeit mußte er die aus Frankreich an ſie gekommene Briefe beſtellen, bis die Königin genauer verwahrt wurde.

Als Ballard nach England zurük gekommen, entdekte er dem Babington den gefaßten Anſchlag. Babington glaubte, er würde

ſchwerlich auszuführen ſeyn, ſo lange Eliſabeth am Leben wäre. Darauf machte er ihm auch das Gelübde des Sarage bekannt. Babington erwiederte, daß dazu mehr als ein Menſch erfordert würde, es müßten deren wenigſtens sechſe ſeyn. Darauf beſprachen ſie ſich wegen der Mittel, ein ausländiſches Heer nach England zu führen, ohne welches der Tod der Eliſabeth wenig helfen würde.

Unterdeſſen gab Babington der Maria von dem Vorhaben Nachricht, die in einem Brief ſeinen Eyfer für die Religion ſehr lobte, ihm Rathſchläge zum guten Erfolg mittheilte, und ihm die Mittel zeigte, ſie zu entführen, darneben ihm auftrug, den ſechs Leuten von ihrentwegen groſſe Belohnungen zu verſprechen.

Inzwiſchen hatte Babington einige andere Perſonen gewonnen, unter denen Polley ein Kundſchafter Walſinghams war, durch welchen dieſer täglich von den Unternehmungen der Verſchwornen Nachricht erhielte. Er erfuhr von demſelben, daß die ſechſe, welche ſich die Königin zu tödten verbunden, Sarage, Babington, Charnok, Abington, Marwell und Barnewell ſeyen, und daß ſie ſich alle ſechſe auf ein Gemählde mit gewiſen Ueberſchriften mahlen laſſen, welche ihr Vorhaben dunkel anzeigten. Er fand ſogar Mittel, diß Gemählde der Königin zu zeigen.

Babington, der es kaum erwarten konnte, die auswärtige Hülfe in England zu ſehen,

hen, trug dem Ballard auf, nach Frankreich zu gehen, und dieſelbe zu beſchleunigen. Da er aber einen Paß von dem Secretair Walſingham haben mußte, machte er ſich mit dieſem durch Hülfe des Polley bekannt, und ſagte ihm, daß durch den Ballard, der groſſe Bekanntſchaft in Paris habe, viele Geheimniſſe von der Königin von Schottland könnten ausgeforſcht werden. Walſingham, der ſeine Abſicht wußte, verſprach ihm den Paß.

Polley war es aber nicht allein, der dem Walſingham die Verſchwörung offenbahrte, ſondern Gifford, deſſen man ſich bedienet hatte, den Sarage zu verführen, und der Königin von Schottland die Briefe aus Frankreich zuzuſtellen, entdekte entweder aus einer Gewiſſensrührung, oder aus Hofnung einer groſſen Belohnung, demſelben alles, was er wußte. Dieſes Mannes bediente ſich der Secretair, Abſchriften von den Briefen, die an die Maria kamen, und von ihren Antworten zu erhalten. Und als man Nachrichten genug hatte, wurde Ballard unter dem Vorwande in Verhaft genommen, daß er als ein Prieſter ohne freyen Geleitsbrief in das Königreich gekommen. Babington, der darüber in groſſe Beſtürzung gerieth, verſuchte ihm die Freyheit zu bewürken, die ihm auch Walſingham verſprach, darneben aber den Babington genau beobachten ließ, der endlich mit den übrigen Verſchwornen zu gleicher Zeit gefänglich eingezogen worden. Sie wurden beſon-

ders verhört; einer klagte den andern an, und entdekten den ganzen Anſchlag.

Gorge wurde an Marien geſchikt, ihr die Gefangennehmung der Verſchwornen zu hinterbringen, und dieſer ſahe die Zeit, ihr ſolche zu melden, ab, als ſie eben zu Pferde ſteigen, und auf die Jagd gehen wollte. Sie wollte gleich wieder in ihr Zimmer zurükgehen, man erlaubte es ihr aber nicht eher, bis man ſich aller ihrer Briefſchaften verſichert hatte. Zu gleicher Zeit wurden ihre beede Secretairs, Nau und Curl gefänglich nach London gebracht. Und da Gifford entdekte, daß er verſchiedene wichtige Papiere von Marien dem franzöſiſchen Geſandten überbracht habe, verbannte man ihn zum Schein und um einer erdichteten Urſache willen aus dem Königreiche. Ehe er abreiſete, bat er den Geſandten, daß er die Briefe der Königin von Schottland niemand ausliefern möchte, als der ihm ein dem ähnliches Papier bringen würde, das er ihm zuſtellte. Und durch dieſes Mittel erhielt Walſingham alles, was der Geſandte in Händen hatte.

Nachdem der Hof auf ſolche Weiſe von allen beſondern Umſtänden der Verſchwörung hinlänglich unterrichtet war, ließ er 14 Verſchwornen, die alles geſtanden hatten, das Todesurtheil fällen. Man trug aber Sorge, vor ihrer Hinrichtung unverwerfliche Urkunden von allen ihren Bekenntniſſen zu machen.

Weil Maria die erſte Urſache aller Gefahr war, der ſich Eliſabeth beſtändig ausgeſezt ſahe, beſchloß man ſie richten und verurtheilen zu laſſen. Nur wußte man nicht, wie man dabey verfahren ſollte, weil dieſes ein Fall war, davon die Geſchichte keinen ähnlichen aufzuweiſen hat. Endlich wurde man einig, ſie nach dem im vorigen Jahr ergangenen Geſez zu richten. Eliſabeth ernannte demnach, kraft dieſer Verordnung, 42 Gevollmächtigte, welchen ſie fünf Richter des Königreichs beyfügte, um der Königin von Schottland den Proceß zu machen.

Nachdem ſich 36 von den Gevollmächtigten den 9ten October nach Fotheringhay in Northumberland begeben, wo die Königin verwahret wurde, thaten ſie ihr die Vollmacht der Königin zu wiſſen. Maria beklagte ſich anfänglich ſehr, daß man ihr zumuthen wolle, als einer Königin, vor einem engländiſchen Gericht zu erſcheinen; endlich aber ließ ſie ſich durch einen der Gevollmächtigten, Namens Hatton, auf andere Gedanken bringen, indem er ihr vorſtellte, daß, wenn ſie unſchuldig ſey, es ihrem guten Namen ſehr nachtheilig ſeyn würde, wann ſie ſich ihres Auſenbleibens wegen vor Gericht verdammen laſſe, und daß es der Eliſabeth ſehr lieb ſeyn werde, wenn man nichts wider ſie beweiſen könne.

Unmittelbar darauf verſammelten ſich die Richter in dem Saal des Schloſſes, und Maria begab ſich eben dahin. Man laß ihr

die Parlamentsverordnung und dann die Briefe vor, die zu ihrer Ueberführung dienen ſollten, daß ſie auf den Tod der Königin Eliſabeth bedacht geweſen, daß ſie England angreifen laſſen wollen, und daß ſie den Umſturz der proteſtantiſchen Religion unternommen. Wider jene proteſtirte, und dieſe läugnete ſie, und beſtund beſtändig darauf, daß man ihr Briefe von ihrer Hand und Namensunterſchrift vorzeigen ſolle. Endlich nach vielen Anklagen und Entſchuldigungen begehrte ſie, in Gegenwart der Königin und ihres Raths in vollem Parlament gehöret zu werden. Darauf beſchied ſie das Gericht auf den 25ſten October nach Weſtmünſter in die Sternkammer.

An dieſem Tage ließ das Gericht den Nau und Curl vor ſich kommen, welche ihre vorige Ausſagen wider die Maria endlich bekräftigten, worauf das Urtheil geſprochen wurde. Es lautete überhaupt, daß Maria wider die im vorigen Jahre gemachte Verordnung gehandelt habe. Nachgehends wurde auf Befehl der Königin weiter nichts, als dieſes, bekannt gemacht: Daß ſeit dem erſten des Junius des 27ſten Jahres der Regierung der Eliſabeth von dem Antonius Babington und andern, mit Wiſſen und Willen der Maria, verſchiedene Dinge wider das Königreich unternommen worden. Daß gleicher Weiſe nach beſagtem Tage die Maria, welche ein Recht auf die Crone dieſes Königreichs zu haben vor-

vorgebe, ſelbſt verſchiedene Dinge angegeben und unternommen, welche wider den Innhalt der gedachten Verordnung, auf den Untergang der Königin abgezielet.

Es iſt leicht zu begreifen, daß das Urtheil umſtändlicher abgefaßt geweſen, als dieſer Auszug beſagt. Allein Eliſabeth fand nicht gut, mehr davon bekannt zu machen. Der Verfaſſer der Geſchichte von dem Martyrertode der Maria Stuart, die zu Paris im Jahr 1589 gedrukt worden, ſagt, daß man eine ſo groſſe Sorge getragen, dieſes Urtheil heimlich zu halten, daß es ihm nie möglich geweſen, eine Abſchrift davon zu bekommen. Ohne Zweifel, füget er hinzu, erhielt es Geheimniſſe, die nicht bekannt werden ſollten.

Das Parlament billigte und beſtätigte das wider die Königin geſprochene Urtheil, und erſuchte die Eliſabeth in einer Bittſchrift, es vollziehen zu laſſen. Eliſabeth ertheilte auf dieſe Bittſchrift eine ſolche Antwort, daraus man ſehen ſollte, wie ſehr ſie zur Gnade geneigt ſey, und daß ſie durch die Liebe, die ſie zu ihrem Volk trage, in die äuſſerſte Verlegenheit geſezt wäre; daß ſie für ihre Perſon der Maria gern alles verzeyhen wollte, wenn ſie nur die Gefahr des Reichs nicht beunruhigte. Sie hatte überhaupt bey ihrer Antwort keine andere Abſicht, als das Parlament zu bewegen, deswegen in ſie zu dringen, damit ſie die Schuld der Vollziehung des Urtheils auf die beyden Häuſer ſchieben könne.

Zwölf Tage darauf ließ ſie beyde Häuſer bitten, ein Mittel ausfündig zu machen, dadurch der Maria das Leben gerettet, und dabey für ihre und des Reichs Sicherheit geſorget werden könnte. Allein nach einer darüber gehaltenen Berathſchlagung antworteten ſie ihr, daß es nicht möglich ſey, für ihre Sicherheit zu ſorgen, ſo lange Maria am Leben ſey; ſie ſtellten ihr die Unzulänglichkeit aller nur auszudenkenden Mittel vor, und ſagten ihr, daß, wenn es eine Ungerechtigkeit ſey, die Vollziehung der Geſetze dem geringſten Unterthanen zu verſagen; ſo müßte ſie es noch mehr ſeyn, wenn man ſie der einhelligen Stimme des ganzen Volks abſchlagen wolle.

Eliſabeth erwiederte dieſe Vorſtellung mit einer Antwort, die der erſten ziemlich ähnlich ſahe, und vielleicht aus Furcht, daß man ihre vorgegebene Verwirrung und Unentſchloſſenheit nach dem Buchſtaben nehmen möchte, ſchob ſie das Parlament auf.

Wenige Tage hernach mußten der Lord Buckhurſt und Beal der Königin von Schottland anzeigen, daß ſie ihre Richter zum Tode verdammet, daß das Parlament ihr Urtheil gebilliget, und dafür gehalten, daß, wenn ſie am Leben bliebe, die in England eingeführte Religion nicht beſtehen könne. Maria erhielt dieſe Nachricht mit vieler Standhaftigkeit, und ſchien ſogar darüber zu frohlocken, daß die Religion die Urſache ihres Todes ſey.

Ohn-

Ohngeachtet der franzöſiſche Geſandte, Aubeſpine, die Bekanntmachung des Urtheils durch ſein innſtändiges Anhalten auf ein paar Tage verſchob; ſo geſchahe dieſelbe doch endlich auf ausdrüklichen Befehl der Königin, welche nicht vergaß, dem Volk zu erkennen zu geben, daß ſie nicht anderſt, als auf das dringende Anhalten des Parlaments, darein gewilliget.

Nun begrif Maria leicht, daß ſie keine Gnade mehr zu hoffen habe. Sie ſchrieb daher einen langen Brief an die Eliſabeth, darinnen ſie dieſelbe um gewiſe Gnadenbezeugungen in Anſehung ihrer Hinrichtung, ihrer Beerdigung und ihrer Bedienten erſuchte. Es iſt aber ungewiß, ob dieſer Brief der Eliſabeth eingehändiget worden.

Der König von Schottland ſchrieb auch an die Eliſabeth, und ſchikte den Lord Gray und Robert Melvil an ſie, um für die Königin, ſeine Mutter, zu bitten; es war aber vergebens.

Heinrich III ſchikte auch den Präſident von Bellievre nach England, um für Marien eine Fürbitte einzulegen. Er richtete ſein Geſchäfte mit vielem Eyfer aus, und übergab einen langen ſchriftlichen Aufſaz, der die ausgeſuchteſte Gründe enthielt, die Eliſabeth zu bewegen, daß ſie der Maria ſchonen möchte; allein die Königin antwortete, die Sache wäre ſchon ſo weit gekommen, daß die eine oder die andere Königin zu Grunde gehen müſſe; und daß ſie ſich ſchmeichle, Heinrich werde

ihr Beſtes nicht weniger beherzigen, als der Maria ihres. Allein wenn man dem du Maurier (a) glauben darf, ſo hatte der Geſandte geheime Befehle, um den Tod der Königin von Schottland anzuhalten, ob er ſich gleich geſtellet, als ob ihm das Gegentheil aufgetragen ſey, welches um ſo mehr wahrſcheinlich wird, wenn man die damalige Angelegenheiten Frankreichs bedenket, da der König durch die ehrgeizige Anſchläge des Herzogs von Guiſe in eine gerechte Furcht geſetzet worden.

Indeſſen daß jedermann die Vollziehung dieſes Urtheils erwartete, entdekte der Hof, daß Aubeſpine, der ein eyfriger Anhänger des Herzogs von Guiſe war, zwey Meuchelmörder beſtochen, um die Eliſabeth zu tödten. Einer von dieſen Böſewichtern ließ ſich ſein Vorhaben reuen, und entdekte daſſelbe. Sie wurden beyde in Gegenwart des Geſandten abgehört, der ſich weiter mit nichts, als dem Vorrecht der Geſandten, zu vertheidigen wußte. Er bekam einen ſcharfen Verweiß, und man rieth ihm, ſich künftig zu hüten, eine Königin zu reizen, die ſchon Recht und Macht hätte, dieſe Beleidigung zu rächen.

So bald dieſe Sache bekannt wurde, ſchrie man aller Orten, daß Eliſabeth keine Sicherheit mehr hätte, ſo lange Maria lebte. Da aber Eliſabeth doch noch unentſchloſſen ſchien, eine Königin, ihre nahe Anverwandtin, tödten

(a) In der Vorrede zu den Nachrichten ſeines Vaters.

ten zu laſſen, und wenigſtens der Welt weiß machen wollte, daß die Vollziehung des Urtheils ohne ihr Wiſſen und Willen geſchehen; ſo wollen wir doch anzeigen, wie ſie dieſen Zwek zu erreichen geſucht hat.

Daviſſon war erſt kürzlich zum Staatsſecretarius ernannt worden. Und da allerhand der Königin nachtheilige Gerüchte giengen, ſo ſchien ſie darüber beſtürzt zu ſeyn, und händigte dem Daviſſon eine eigenhändig unterſchriebene und mit ihrem Petſchaft beſiegelte Schrift ein, darinnen ſie ihm auftrug, einen Befehl zur Hinrichtung der Königin von Schottland aufſetzen zu laſſen, und das groſſe Siegel darunter zu drucken. Zu gleicher Zeit gebot ſie ihm, dieſen Befehl zu verwahren, ohne jemand etwas davon zu ſagen. Gleich den andern Tag ließ ſie ihm wiſſen, daß er den Befehl nicht ausfertigen ſolle. Darauf kam Daviſſon zur Königin, und meldete ihr, daß der Befehl ſchon ausgefertiget und unterzeichnet ſey, worüber ſie zornig zu ihm ſagte, daß er zu ſehr geeilet. Derſelbe war an die Grafen von Schrewsbury, Darby, Kent und Northumberland gerichtet, daß ſie Marien in ihrer Gegenwart ſollten hinrichten laſſen. Indeſſen, ob die Königin gleich auf den Secretair erzürnet zu ſeyn ſchien, ließ ſie doch den Befehl in ſeinen Händen, ohne ihm zu ſagen, was er damit machen ſolle. In dieſer Ungewißheit fragte er einen von den geheimen Räthen, was hie zu thun ſey, und

dieſer

dieſer rieth ihm, die Sache auch den übrigen Gliedern zu offenbahren, und Daviſſon fiel in dieſe Schlinge. Hierauf wurde einmüthig beſchloſſen, den Befehl vollziehen zu laſſen. Beal reiſete, nachdem er den vier bevollmächtigten Herrn davon Nachricht geben laſſen, mit zwey Scharfrichtern nach Fotheringay. Es iſt ſchwer zu begreifen, daß die geheimen Räthe ſich würden unterſtanden haben, dieſen Befehl ohne Vorwiſſen der Königin vollziehen zu laſſen, wenn ſie nicht von der Geſinnung derſelben wären überzeugt geweſen.

Nach der Abreiſe Beals ſagte die Königin dem Daviſſon, daß ſie ihre Gedanken geändert habe. Dieſes muſte gleichſam ein Donnerſchlag in den Ohren des Raths ſeyn; nichts deſto weniger machte man nicht die geringſte Anſtalt, den Beal zurükzuberufen, obgleich ſieben Tage zwiſchen ſeiner Abreiſe und der Hinrichtung der Maria verfloſſen. Das ſeltſamſte dabey iſt dieſes, daß ſich keiner von den Räthen einfallen laſſen, der Eliſabeth das vorgegangene zu melden. Dieſes zeiget deutlich genug an, daß ſie wohl gewußt, daß ſie keine Nachricht davon verlangt habe.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo berichteten die vier Abgeordneten, gleich nach ihrer Ankunft, der Maria, daß ſie ſich zum Tode bereiten müſſe, und ſahen ihr den 28ſten Februarius früh morgens den Kopf abſchlagen. Sie ſtarb mit vieler Standhaftigkeit und Anhängigkeit an ihre Religion. Als der Graf von

Kent

Kent aus Eyfer, weil ſie den Dechant von Peterborough nicht zum Zuſpruch haben wollte, zu ihr ſagte, daß ihr Leben der Tod der proteſtantiſchen Religion in England ſeyn würde, frohlokte ſie über dieſes Bekänntnis, und ſagte, daß man ſie als eine Verbrecherin verdammt, und doch höre ſie nun, daß man ſie um ihrer Religion willen ſterben laſſe, woraus ſie ſich eine Ehre mache. Darf man dem Cambden glauben, der eben der unverdächtigſte Zeuge nicht iſt, ſo betheuerte ſie, daß ſie nichts von den Ränken Babingtons gewußt, und daß man ihre Secretairs angeſtiftet, um ſie ums Leben zu bringen.

Eliſabeth that ganz auſſerordentlich bekümmert, als man ihr den Tod der Maria hinterbrachte. Sie jagte die geheime Räthe aus ihrem Geſichte, und befahl, daß ſie in der Sternkammer verhört, und Daviſſon ſeines Ungehorſams wegen auf Leib und Leben ſollte angeklaget werden. Wenige Tage darauf ſchrieb ſie einen Brief an den König von Schottland, darinnen ſie ihm mit betrübten Ausdrücken die Hinrichtung ſeiner Mutter meldete, und betheuerte, daß ſolche wider ihren Willen geſchehen ſey. Darneben verſicherte ſie ihn ihrer aufrichtigen Liebe.

Daviſſon wurde indeſſen vor die Sternkammer gefordert, und angeklaget, daß er die Befehle der Königin verachtet, ſeinen Eyd der Treue verletzet, und die Pflichten ſeines Amts verabſäumet habe. Er entſchuldigte ſich mit

den

den oberzehlten Umſtänden, und verſicherte, daß, wenn er gefehlet, es blos aus Unwiſſenheit geſchehen ſey, und daß er ſich für überzeugt hielte, nichts wider die Willensmeynung der Königin gethan zu haben. Diß konnte aber doch nicht hindern, daß er zu einer Geldbuße von 10,000 Pfund Sterling, und zu einem ſo langen Gefängnis verdammt wurde, als es der Königin belieben würde. Alſo wurde Daviſſon allein aufgeopfert, obgleich der Rath noch ſtrafbarer, als er, war, wenn er auch wider ihren Willen gehandelt hätte. Er blieb lange Zeit im Gefängnis, ohne einige andere Gnadenbezeugung, als etwas Geld, erhalten zu können, welches ihm die Königin von Zeit zu Zeit zu ſeinem Unterhalt ſchikte.

Als der König von Schottland das traurige Ende der Königin, ſeiner Mutter, erfuhr, wurde er anfänglich ſehr empfindlich darüber gerühret, und beſchloß, ſich zu rächen. Allein die Vorſtellung, daß ſein eigener Vortheil erfordere, der Eliſabeth zu ſchonen, und das Urtheil, welches wider den Daviſſon ausgeſprochen worden, beſänftigte ihn gar bald wieder.

Philipp II, König in Spanien, hatte mehr als eine Urſache, mit der Eliſabeth unzufrieden zu ſeyn. Sie hatte nicht nur denen Niederländern, mit welchen er in einem hizigen Krieg verwickelt war, Geld und Hülfsvölker, unter der Anführung des Grafen von Leiceſter, geſchikt, der aber wegen ſeinem

Ueber-

Uebermuth und Vorſaz, ſich zum Landesherrn der vereinigten Provinzen aufzuwerfen, die Gunſt der Stånde verlohr, und zurükberufen werden mußte, ſondern ihm auch durch den berůhmten Ritter Drake und den Grafen von Carlisle groſſen Schaden in Amerika und Spanien zufůgen laſſen. Diß beſtårkte ihn dann in ſeinem ſchon långſt gefaßten Anſchlag, England anzugreifen. Man hatte die Kőnigin von Schottland, da ſie noch am Leben war, überredet, ihm ihre Anſprůche auf dieſes Kőnigreich abzutreten, weil man ihr vorſtellte, daß dieſes das einzige Mittel ſey, die catholiſche Religion darinnen wieder herzuſtellen. Nach dem in der rőmiſchen Kirche angenommenen Grundſaz, daß ein Ketzer unfåhig ſey, eine Crone zu beſitzen, glaubte er befugt zu ſeyn, die von England in Anſpruch zu nehmen, weil er der nåchſte catholiſche Fůrſt war, welcher von dem Hauſe Lancaſter abſtammete. Auf dieſes alles bauete er den Anſchlag, England zu erobern, und machte auſſerordentliche Zurůſtungen. Eliſabeth, die ſeine Abſichten leicht errathen konnte, ſezte ſich ihres Orts in die mőglichſte Gegenverfaſſung, und beede Theile bedekten ihre Zurůſtungen mit verſchiedenem Vorwande.

Um die Eliſabeth hinter das Licht zu fůhren, ließ ihr Philipp den Vorſchlag thun, den Frieden zwiſchen ihm und den aufrůhrigen Provinzen in den Niederlanden zu vermitteln. Eliſabeth, welche den Endzwek Philipps

merkte,

merkte, nahm die Vermittlung an, um ſich Zeit zu verſchaffen, ſich in beſſere Verfaſſung zu ſetzen. Da aber die Zurüſtungen Spaniens wider England nichts geheimes mehr waren, ſo zerſchlug ſich dieſe verſtellte Unterhandlung ohne einigen Erfolg.

Sixtus V ſuchte die Unternehmungen Philipps damit zu unterſtützen, daß er die Bannſtrahlen wider die Eliſabeth ſchieſſen ließ, und ihre Königreiche dem erſten gab, der ſie einnehmen würde. Keiner aber war ſo gerüſtet, als der König von Spanien. Er hatte eine Flotte ausgerüſtet, der man zum voraus den Namen der unüberwindlichen gab. Sie beſtand aus 150 groſſen Schiffen, auf welche man 19000 Mann und 2630 Canonen eingeſchifft hatte. Auf der andern Seite hatte der Herzog von Parma 30,000 Mann an die Küſte der Niederlande rücken laſſen, um ſich mit der ſpaniſchen Flotte zu vereinigen, und eine Landung in England zu thun. Der Anſchlag war, die Flotte in die Mündung der Temſe zu bringen, um die Völker zu unterſtützen, welche gerade auf London losgehen ſollten. Eliſabeth, die von alle dem bey Zeiten Nachricht bekam, ſorgte mit allem Fleis für die Vertheidigung ihres Königreichs. Sie hatte eine anſehnliche Flotte ausgerüſtet, die aber doch der ſpaniſchen weder an Menge noch an Gröſſe der Schiffe beykam. Lord Howard bekam die Anführung derſelben, und Drak, Hawkins und Forbisher, drey der

beſten

beſten Seehelden, wurden ihm als Vicead-
mirals zugegeben. Auf der andern Seite hielt
ſich Heinrich Seymour mit 40 Schiffen na-
he an den Küſten von Flandern, um die Ver-
einigung des Fürſten von Parma mit der ſpa-
niſchen Flotte zu verhindern. Auſſer dieſem
hatte Eliſabeth in England ein Heer von
40,000 Mann. Ueberdiß war in einer jeden
Provinz ein Haufen wohlbewafneter Kriegsvöl-
ker. Die Häfen waren überall ziemlich gut be-
veſtiget. Nachdem dieſe und andere Maas-
regeln genommen worden, erwartete man die
Feinde mit Freuden.

Eliſabeth war bey allem dem nicht ohne
Unruhe. Nun war der Zeitpunkt vorhanden,
vor dem ſie ſich immer gefürchtet, und dem
ſie durch ihre Kunſtgriffe immer glüklich aus-
gewichen. Sie unterhielt zu dem Ende die
Unruhen in Schottland; ſie machte Frank-
reich zu einer Vermählung mit dem Prinzen
von Anjou Hofnung; ſie leiſtete den Hugo-
notten in Frankreich, und denen Mißvergnüg-
ten in denen Niederlanden, Beyſtand, und
ſchaffte ſich die Königin von Schottland vom
Halſe. Nun aber ſollte ſie ihre Rechte dem
zweifelhaften Glücke der Waffen ausſetzen.
Die Catholicken in ihrem Reich machten ihr
Sorgen, von denen ſie gar ein Verſtändnis
mit Spanien befürchten mußte; noch gröſſer
aber war ihre Verlegenheit in Abſicht auf
Schottland. Jacob konnte nie eine günſti-
gere Gelegenheit finden, den Tod ſeiner Mut-

ter zu rächen, als die ſich ihm jetzo darbot. Alles dieſes machte ihr eine gegründete Furcht, die ſie aber ſorgfältig verbarg. Sie ſpielte hier eine vortrefliche Rolle. Anſtatt kleinmüthig zu ſcheinen, ermunterte ſie ihre Unterthanen durch ihr geſeztes Weſen, durch ihre Standhaftigkeit, und durch ihr freundliches Bezeugen auf. Inzwiſchen ſorgte ſie für alles mit einer bewundernswürdigen Weißheit und mit einer Freyheit des Gemüths, die ſie den gröſten Männern an die Seite ſetzet. Sie liebkoſete vornemlich dem Könige von Schottland, und ließ ihn ihre vollkommene Erkänntlichkeit hoffen, wenn er dißmal der proteſtantiſchen Religion und Grosbrittannien unverbrüchlich zugethan bliebe. Jacob verſtund aber ſein wahres Beſte beſſer, als daß er ſie lange ſeinetwegen in Unruhe hätte laſſen ſollen.

Die unüberwindliche Flotte ſeegelte den 3ten Junius aus der Mündung des Tagus. Wenig Tage darauf trennete ſie ein Sturm, und ſie konnte ſich erſt zu Corogne wieder vereinigen. Erſt den 12ten Julius ſeegelte ſie von da wieder ab, und zwey Tage darauf ließ der Herzog von Medina-Celi, der ſie anführte, dem Herzog von Parma davon Nachricht geben, damit er ſich gefaßt halten möchte, zu ihm zu ſtoſſen. Den 19ten lief die ſpaniſche Flotte im Canal ein, und den 20ſten erſchien ſie im Angeſicht der Engländer, welche ſie vorbey lieſſen, und ihr mit eben dem Wind folgten.

Den

Den 24ſten kam es zu einer ziemlich hitzigen Schlacht, in welcher die Spanier keine Vortheile erhielten. Inzwiſchen drang der Oberbefehlshaber alle Tage in den Herzog von Parma, daß er mit ſeinem Heer zur See gehen ſollte. Allein dieſes war der engländiſchen und holländiſchen Schiffe wegen unmöglich.

Als die ſpaniſche Flotte nicht weit von Calais war, ſchikte der engländiſche Admiral acht Brander ab, um ſie anzuſtecken. Dieſer Anblik verurſachte den Spaniern ein ſolches Schrecken, daß ſie die Flucht ergriffen. Obgleich der ſpaniſche Admiral einem jeden Schiff Befehl ertheilte, wann die Gefahr vorbey ſey, ſeine Stelle wieder einzunehmen; ſo blieb doch die Flotte zerſtreuet, und die engländiſche verfolgte ſie mit gutem Fortgange. Als ſie die Unmöglichkeit ſahen, ihre Unternehmung auszuführen, zogen ſich die Spanier durch das mitternächtige Meer zurük, und ihre Flotte litt auf dieſem Rükzug durch widrige Winde noch einigen Schaden. In allem verlohr ſie 72 Schiffe und 10,185 Mann.

Philipp vernahm den unglüklichen Erfolg ſeiner Flotte, auf welche er drey Jahr lang unglaubliche Koſten verwendet hatte, mit groſſer Standhaftigkeit, und war zufrieden, daß der Verluſt nicht gröſſer ſey.

In England hingegen herrſchte eine allgemeine Freude, und die Königin ließ GOtt in allen Kirchen für dieſe Errettung danken. Da

 ſie

ſie nun weder von auſſen, noch von innen, weiter was zu fürchten hatte, ſo wollte ſie dem Könige von Spanien zeigen, daß die Engländer eben ſo wohl anzugreifen, als ſich zu vertheidigen wüßten. Weil ſie aber überaus wirthſchaftlich war, richtete ſie es ſo ein, daß es Drak und Norris auf ſich nahmen, die Koſten dazu herzugeben, in der Hofnung, daß ſie die zu machende Beute ſchon ſchadlos halten würde. Sie that weiter nichts, als daß ſie ihnen einige Schiffe und die Erlaubnis gab, Soldaten und Matroſen zu werben. Nachdem ſie eine Flotte ausgerüſtet, nahmen ſie den Don Anton mit ſich, der ſich einen König von Portugall nannte, und mit Hülfe der Engländer ſich in Beſiz dieſes Königreichs zu ſetzen hofte.

Sie griffen zuerſt Corogne an, und eroberten die untere Stadt mit Sturm. Darauf belagerten ſie die obere. Weil aber der Graf von Andrada zum Entſaz herbey eilte, gieng ihm Norris entgegen, und tödtete ihm auf ſeinem Rükzug 3000 Mann. Darauf ließ er ſeine Völker wieder zu Schiffe gehen, weil Portugall das Hauptaugenmerk der Engländer war.

Als ſie nach den Küſten dieſes Königreichs ſeegelten, ſtieß der Graf von Eſſex mit einigen Schiffen zu ihnen, die er auf ſeine Koſten und ohne Vorwiſſen der Königin ausgerüſtet hatte. Sie überlieferten Peniche, eine kleine Stadt in Portugall, deren ſie ſich bemächtiget, dem

Don Anton. Von da gieng Norris zu Lande auf Liſſabon loß, und Drak verſprach ihm, ſich zu Waſſer an dieſen Ort zu begeben. Norris kam glůklich vor Liſſabon an, weil aber Drak ſein Wort nicht gehalten hatte, zog er ſich wieder zurůk, da man nicht ſahe, daß die Portugieſen geneigt wåren, ſich wider Philipp zu empôren, wozu ihnen Anton Hofnung gemacht hatte. Sie nahmen ihren Růkzug nach England, nachdem dieſe Unternehmung Spanien wenig Schaden, und England keine ſonderliche Vortheile gebracht hatte.

Im Jahr 1590 ſtarb Walſingham, der Staatsſecretair, welcher der Kônigin lange Zeit mit vielem Eyfer und Geſchiklichkeit gedienet hatte, ſo entblôßt von Gůtern, daß man ihn ohne Geprånge beerdigen mußte.

Der bůrgerliche Krieg in Frankreich dauerte noch immer fort, und Eliſabeth, die wohl einſahe, daß es ihr eigener Vortheil erfordere, Heinrich IV nicht unterdrůcken zu laſſen, ſchikte ihm von Zeit zu Zeit Hůlfsvôlker, wurde aber auch mehr als einmal bôſe ůber Heinrichen, da er dieſelbe nie an den Orten brauchte, wo er ſie den Vertrågen gemåß håtte gebrauchen ſollen.

Im Jahr 1593 machte das Parlament eine Verordnung, kraft welcher diejenige, welche dem durch die Geſetze eingefůhrten Gottesdienſt beyzuwohnen verabſåumten, gewiſen Strafen unterworfen wurden. Man ſahe dadurch gewiſer maſſen die Zeiten Heinrichs VIII

wieder kommen, nur mit dem Unterſcheid, daß jetzo der Religion wegen kein Blut vergoſſen wurde. Diß iſt der Zeitpunkt, von welchem man anfieng, ſtrenge gegen die Nonconformiſten zu verfahren, welches unter denen folgenden Regierungen ſo viele ſchlimme Würkungen hervorgebracht, und Unruhen erwecket, die bis auf unſere Zeiten gedauert haben, und die ſo bald kein Ende finden werden.

Der Verdruß, den Eliſabeth bisher über das Verfahren Heinrichs IV geſchöpfet, kam dem lange nicht bey, den ſie fühlte, da ſie hörte, daß dieſer Fürſt im Begrif ſey, die Religion zu verändern. Sie ſuchte ihn durch den Thomas Wilkes, den ſie an ihn ſchikte, von dieſem Vorhaben abzuziehen; er kam aber, da die Sache ſchon geſchehen war. Dem ohngeachtet erforderte die Staatsklugheit, daß Eliſabeth mit ihm zu Melun ein Angrifs- und Vertheidigungsbündnis ſchloß, welches unter andern Bedingungen beſagte, daß der Friede nicht ohne gegenſeitige Einwilligung gemacht werden ſolle.

Ohngefähr um dieſe Zeit entdekte man einen gewiſen Menſchen, Namens Hesquet, der von den flüchtigen Engländern ins Reich geſchikt worden, um den Grafen von Darby zu überreden, daß er, als ein Enkel der Maria, Heinrichs VII Tochter, den Namen eines Königes annehmen ſolle. Darby aber, der eine Falle befürchtete, gab den Hesquet an, der darauf gehangen wurde. Der Graf

ſelbſt

ſelbſt ſtarb 4 Monate hernach am Gift, den ihm vermuthlich ſein Stallmeiſter beygebracht, weil er ſich unſichtbar gemacht hatte.

So entdekte man auch, daß Roderich Lopez, ein Jude und Arzt der Königin, ſich, nebſt zwey Portugieſen, überreden laſſen, um die Summe von 50,000 Thalern die Eliſabeth mit Gift hinzurichten. Sie bekannten, daß ſie von dem Grafen von Fuentes und Dieggo von Jbarra, die damals die ſpaniſche Angelegenheiten in den Niederlanden beſorgten, zu dieſem böſen Streich verleitet worden. Lopez ſagte, er habe dabey keine andere Abſicht gehabt, als von dem Könige von Spanien Geld zu ziehen. Allein, weil er die Verſchwörung nicht angegeben, wurde ſeine Entſchuldigung verworfen. Da er zu dem Galgen geführet wurde, ſagte er, daß er die Königin ſo ſehr liebe, als JEſum Chriſtum, und verrieth damit hinlänglich, daß er nicht ohne Urſache hingerichtet worden.

Den Tag nach der Hinrichtung dieſer drey Böſewichter ließ man auch einen andern ſterben, Namens Patrik Cullin, einen irrländiſchen Fechtmeiſter, welcher, um die Königin zu tödten, aus den Niederlanden geſchikt worden. Man nahm auch den Edmund York und Richard Williams gefangen, welche zu eben dieſem Verbrechen von dem Jbarra angeſtiftet worden, und man entdekte noch andere, welche ſich die Flotte anzuſtecken

unterfangen hatten, die im Jahr 1595 hingerichtet worden.

Der Ritter Rawleigh that dieſes Jahr auf ſeine Koſten einen zweyten Feldzug nach Amerika, von welchem er keinen groſſen Vortheil zog. Die Königin ließ auch 26 Schiffe ausrüſten, um unter der Anführung des Draks und Hawkius den Krieg in dieſes Land zu ſpielen. Weil aber die Spanier daſelbſt ſehr auf ihrer Hut waren, richteten ſie nichts ſonderliches aus, ſondern ſtarben alle beyde auf dieſem Feldzuge.

Im Jahr 1596 erhielt die Königin Nachricht, daß der König von Spanien, deſſen Waffen in Frankreich einen glüklichen Fortgang hatten, Zurüſtungen mache, England oder Irrland anzugreifen, und beſchloß daher, ihm zuvor zu kommen. Sie ließ eine Flotte von 150 Schiffen ausrüſten, und 7000 Mann auf dieſelbe einſchiffen. Carl Howard bekam die Anführung derſelben als Admiral, und der Graf von Eſſex wurde zum Feldherrn der Völker erklärt, die ans Land geſezt werden ſollten.

Die Abſicht dieſer Flotte war, Cadix zu überrumpeln. Sie kam den 20ſten Junius an der Abendſeite dieſer Inſul an, und bey ihrer Annäherung zogen ſich die ſpaniſchen Schiffe nach dem Puntal. Die Engländer griffen ſie den folgenden Tag an, und das Gefechte dauerte bis auf den Mittag. Endlich lieſſen die Spanier ihre Schiffe ſtranden, und

begaben

begaben ſich aufs Land. Sie verbrannten ſelbſt ihr Admiralſchiff nebſt zwey andern, damit ſie den Engländern nicht in die Hände fielen. Zwey wurden erobert, und die meiſten andern ſtrandeten auf der Küſte.

Während dieſem Gefechte that der Graf von Eſſex eine Landung, und bekam die Stadt und das Schloß Cadix ohne viele Mühe in ſeine Gewalt. Er ließ eine groſſe Menge von Geld, Kriegsvorrath und andern koſtbaren Sachen, auſſer dem, was die Soldaten geplündert hatten, auf die Schiffe bringen.

Auf der andern Seite ſchikte der Admiral Howard den Ritter Rawleigh ab, um die Kaufmannsſchiffe zu verbrennen, die ſich in den Canal zurük gezogen. Sie wollten ſich mit zwey Millionen Ducaten loskaufen, allein ihr Anerbieten wurde verworfen. Inzwiſchen fand der Herzog von Medina Mittel, einige von dieſen Schiffen ausladen zu laſſen, die andern ließ er in Brand ſtecken, damit die Engländer ihre Reichthümer nicht bekämen. Auſſer dem Verluſt, welchen die Kaufleute hatten, verlohr der König von Spanien zwey Gallionen, nebſt mehr als 100 metallenen Stücken, 13 Kriegsſchiffe, eilf nach Indien beladene Fahrzeuge, und 13 andere, ohne den Kriegsvorrath zu rechnen, welchen er wider England gebrauchen wollte. Man rechnet den Schaden, den er hiebey erlitten, auf mehr als 20 Millionen Ducaten.

Der Graf von Eſſex that den Vorſchlag, Cadix zu behalten, man folgte aber ſeinem Rath nicht, weil ein jeder ungeduldig war, mit ſeiner Beute nach England zurük zu kehren. Die Flotte gieng alſo wieder unter Seegel, nachdem man die Stadt und einige herumliegende Dörfer in Brand geſtekt hatte.

Philipp war voller Verzweiflung, daß ihm die Eliſabeth zuvor gekommen, und ſuchte ſich an ihr zu rächen. Er verſammelte alle Schiffe, die ihm noch übrig waren, miethete viele auswärtige, und bekam durch dieſes Mittel eine furchtbare Flotte, ſelbſt zu der Zeit, da Eliſabeth ſich für ihm ganz ſicher zu ſeyn glaubte. Dieſe Flotte ſeegelte von Liſſabon ab, um zu Fariola Völker vom Lande einzunehmen, worauf ſie den Lauf nach England richtete. Allein ein gewaltiger Sturm machte, daß verſchiedene Schiffe untergiengen, und zerſtreuete ſie dergeſtalt, daß ſie für dieſes Jahr unbrauchbar ward. Alſo hatte Eliſabeth das Vergnügen, zu erfahren, daß dieſe Flotte auſſer Stand ſey, ihr zu ſchaden, ehe ſie gewußt, daß ſie unter Seegel gegangen. Doch trug ſie Sorge, die Orte wohl beveſtigen zu laſſen, wo die Spanier leicht eine Landung hätten thun können, wenn der Himmel ihre Anſchläge nicht zernichtet hätte.

So ſehr ſich Eliſabeth über dieſen glüklichen Zufall freuete, ſo ſehr verdroß es ſie, daß Heinrich, König von Frankreich, im Jahr 1598 einen Frieden mit Spanien ſchloß, ohne

ſie und die Niederländer darein zu begreifen. Sie ſchrieb ihm deswegen einen ſehr empfindlichen Brief, der Heinrichen wehe that. Weil er aber nichts rechtes darauf zu antworten wußte, ſo entſchuldigte er ſich mit der dringenden Noth, die ihn zwinge, Friede zu machen, und bemühete ſich, die Eliſabeth zu überreden, daß er ſich in Zukunft wolle angelegen ſeyn laſſen, ihr Merkmale ſeiner Erkänntlichkeit zu geben, indem er ihr einen ſichern und anſtändigen Frieden verſchaffen, und ihr Beſtes nie verlaſſen wolle.

Nun ſahen ſich Eliſabeth und die niederländiſche Stände gezwungen, die ganze Macht Spaniens allein auszuhalten; es war alſo nöthig, deswegen Maasregeln zu nehmen. Sie ſchikte zu dem Ende den Franciſcus von Were an die Stände, um ſie zu fragen, wozu ſie ſich entſchlieſſen wollten. Ohngeachtet ſie ihrer Seits Gründe genug vor ſich hatte, den Krieg mit Spanien fortzuſetzen; ſo ſtellte ſie ſich doch, als ob ſie zum Frieden geneigt wäre. Doch gab ſie ihnen zu verſtehen, daß, wenn ſie den Krieg fortſetzen würde, es blos geſchehe, um die Stände bey ihren Freyheiten zu behaupten. Diß nöthigte die Stände, mit ihr neue Verträge zu errichten, bey welchen ſich der ganze Vortheil auf ihrer Seite befand.

Bald darauf nahm man zu London einen gewiſen Menſchen in Verhaft, welcher die Königin umbringen wollen, indem er den Bogen des

des Sattels vergiftet, deſſen ſie ſich gemeiniglich bediente, wenn ſie zu Pferde ſtieg. Dieſes zeiget, daß ſie nicht weniger Urſache hatte, für ſich ſelbſt, als für die Stände in Furcht zu ſtehen, und daß ihr viel daran gelegen war, ihnen einen Frieden zu verſchaffen, der ihre Freyheit verſichere. Doch wurde ihre Unruhe durch den Tod Philipps, der im September dieſes Jahrs erfolgte, in etwas geſtillet.

In eben dieſem Jahr trug ſich eine verdrüßliche Sache an dem engländiſchen Hofe zu. Als die Königin den Grafen von Eſſex und den Admiral um Rath fragte, wen man zum Vicekönig von Irrland machen ſollte, bezeugte ſie einige Neigung für den Wilhelm Knolles. Der Graf von Eſſex ſezte ſich heftig darwider, und wollte dieſe Würde dem Carew geben laſſen, um ihn vom Hofe zu entfernen, wo er ihm Unruhen erwekte. Er drang mit vielem Stolz und groſſer Halsſtarrigkeit darauf, und als er ſahe, daß die Königin unbeweglich blieb, wendete er ihr mit einer ſo verächtlichen Mine den Rücken zu, daß ihm die Königin, welche ſeine Unverſchämtheit verdroß, eine Ohrfeige gab. Er legte ſogleich die Hand an ſeinen Degen, und da ihn der Admiral abhielt, ſolchen auszuziehen, ſchwur er, daß er einen ſolchen Schimpf nicht einmal von Heinrich VIII vertragen würde, und begab ſich unverzüglich vom Hofe hinweg. Der geheime Siegelbewahrer folgte ihm in ſein Haus, und ſtellte ihm die Eitelkeit ſeiner Drohungen vor; allein

allein er that noch gröſſere, und redete in ſehr beleidigenden Ausdrücken von der Königin. Doch da er ſich durch den Rath ſeiner Freunde wieder zurechte weiſen ließ, ſchenkte ihm die Königin ihre Gnade wieder. Die wenigſten aber glaubten, daß dieſe Ausſöhnung weder auf der einen noch andern Seite aufrichtig geweſen.

Der Graf von Tyrone hatte ſeit geraumer Zeit einen Aufſtand in Irrland erreget, und da derſelbe anfieng, einen groſſen Fortgang zu gewinnen, glaubte die Königin, daß ſie keine Zeit zu verlieren habe, die Irrländer wieder zum Gehorſam zu bringen, und ließ von ihrem Rath über die Art, dieſen Entſchluß auszuführen, in ihrer Gegenwart Berathſchlagungen anſtellen. Als die Frage war, einen Unterkönig zu ernennen, fielen die meiſten Stimmen auf den Lord Montjoy. Allein der Graf von Eſſex ſezte ſich darwider, weil dieſer Herr niemals ein Oberbefehlshaberamt geführet. Er fügte hinzu, daß man, um den Krieg in Irrland bald zu endigen, einen Feldherrn dahin ſchicken müſſe, der in einigem Ruf, und bey dem Volk beliebt ſey. Er wieß mit einem Wort gleichſam mit Fingern auf ſich ſelbſt, ſo, daß er zu dieſer Bedienung erwählet wurde. Die Königin ertheilte ihm eine viel gröſſere Gewalt, als keiner von ſeinen Vorgängern gehabt hatte. Er konnte Krieg und Friede machen, ja ſo gar dem Grafen von Tyrone und den andern Aufrührern Verzeihung

bewil-

bewilligen. Doch ließ man auch in den offenen Brief, der ihm deswegen ausgefertiget wurde, einrücken, daß er einig und allein befliſſen ſeyn ſolle, das Haupt der Aufrührer zu verfolgen und zu Grunde zu richten.

Der Graf von Eſſex nahm ein Heer von 20,000 zu Fuß und 1300 Reutern *mit ſich* nach Irrland. So bald er angekommen war, that er gerade das Gegentheil von dem, was ihm befohlen war. Anſtatt auf den Grafen von Tyrone loszugehen, hielt er ſich lange mit unerheblichen Unternehmungen auf. Die Königin gab ihm deswegen einen ſcharfen ſchriftlichen Verweiß, und wiederholte ihren Befehl. Er verſprach ihn zu befolgen. Allein er hielt ſich wieder mit einigen Irrländern auf, welche die Gegend um Dublin unſicher machten. Dabey nahm ſein Heer ſo weit ab, daß er um eine Verſtärkung anhielt. Ohngeachtet man ſich hierüber ſehr wunderte, ſo ſchikte ihm doch die Königin unverzüglich einige friſche Völker. Kurz darauf that er dem Hof zu wiſſen, daß alles, was er in dieſem Feldzug thun könne, dieſes ſey, daß er ſich mit einiger Mannſchaft auf den Grenzen von Ulſter ſetze. Inzwiſchen ließ ihm der Graf von Tyrone bekannt machen, daß er bereit ſey, ſich der Königin zu unterwerfen, und bat ſich eine Unterredung mit ihm aus. Der Graf von Eſſex bewilligte ihm ſolche, und ſie unterredeten ſich ohngefehr eine Stunde ohne einigen Zeugen. Zwey Stunden darauf ließ ihn Tyrone um

eine nochmalige Unterredung in Gegenwart einiger Befehlshaber von beyden Heeren bitten. Und in dieſer verglichen ſie ſich zu einem Stillſtand, der bis auf den May des folgenden Jahres dauren ſollte, unter der Bedingung, daß ihn eine jede Parthey, nach einer vorhergegangenen fünfzehntägigen Aufkündigung, ſolle brechen können.

Die Königin fieng an, den Grafen von Eſſex in einen üblen Verdacht zu ziehen, und dieſer bekam nicht ſo bald davon Nachricht, als er ohne Erlaubnis nach England gieng, um ſich zu rechtfertigen. Die Königin empfieng ihn ziemlich geneigt; allein nachdem ſie ihm ſeines unordentlichen Verhaltens wegen einige Vorwürfe gemacht, befahl ſie ihm, bis auf weitern Befehl ſich in ſeinem Zimmer zu halten. Darauf ließ ſie ihn fragen, warum er mit dem Grafen von Tyrone einen Stillſtand gemacht, der alle 15 Tage gebrochen werden könne, da ihm ſein offener Brief die Macht ertheilet, Frieden zu machen. Er antwortete, der Graf von Tyrone habe zu unbillige Dinge verlangt, und er habe ihn dadurch geſucht zu billigern Vorſchlägen zu bringen. Dieſe Antwort that der Königin kein Genüge, die ſo ſchon aufgebracht war, daß er ſeine Statthalterſchaft ohne ihre Erlaubnis verlaſſen, zu geſchweigen, daß die Leute, die er mit ſich nach England gebracht, groſſen Argwohn wider ihn erwekten. Diß war die Urſache, warum ſie ihn in Verhaft nehmen ließ.

So bald der Graf von Tyrone dieſes erfahren, brach er den Stillſtand, und that denen in Irrland wohnhaften Engländern groſſen Schaden, und gieng damit um, dieſe völlig aus Irrland zu jagen.

Inzwiſchen ſuchten die Freunde des Grafen von Eſſex das Volk zu ſeinem Beſten aufzuwiegeln, und machten boshafte Anmerkungen über das Betragen der Königin, als wenn ſie die Angelegenheiten in Irrland gänzlich aus der Acht laſſe. Diß vermehrte den Argwohn wider den Grafen. Die Königin ließ ſein Verfahren in dem Rathe unterſuchen, und ſolches wurde einmüthig getadelt. Doch ließ man es dabey bewenden, indem die Abſicht der Königin blos dahin gieng, dem Volk zu erkennen zu geben, daß ſie ihn nicht aus bloſem Eigenſinn in Verhaft behalte. Er blieb demnach in dem Hauſe des geheimen Siegelbewahrers, wo er ſich ganz und gar der Andacht ergab.

Indeſſen ſezte der Graf von Tyrone ſeine Eroberungen fort, und brachte die ganze Provinz Ulſter im Jahr 1600 wieder unter ſeinen Gehorſam. Um ihn aufzumuntern, ſchikte ihm der Pabſt Clemens eine Bulle, durch welche er ihm und allen denjenigen, welche zu ſeiner Parthey gehörten, eben den Ablaß bewilligte, als denjenigen, welche wider die Türken ſtritten. Jedoch der Lord Montjoy, der an die Stelle des Grafen von Eſſex geſezt

wurde,

wurde, fand Mittel, dem Fortgang der Aufrührer Einhalt zu thun.

Der Graf von Eſſex ſchrieb indeſſen von Zeit zu Zeit ſehr demüthige Briefe an die Königin, die ihm endlich erlaubte, ſich in ſein Haus zu begeben, und da unter der freyen Aufſicht des Ritters Barklay zu ſtehen. Sie würde ihm ohne Zweifel ihre vorige Gnade gar bald wieder geſchenkt haben, wenn ſeine Freunde es nicht ſelbſt verdorben hätten. Dieſe hatten ſo ſtarke Unruhen unter das Volk gebracht, daß man von nichts, als von der Unſchuld des Grafen von Eſſex reden hörte. Eliſabeth, welche ſehr eyferſüchtig auf die Liebe ihres Volks war, wollte zeigen, daß ſie gelinder mit ihm verfahre, als er verdiene. Aus dieſer Urſache ließ ſie ihn vor dem Rath erſcheinen, welchem ſie vier Grafen, zwey Barons und vier Richter des Königreichs beygefügt hatte. Doch wollte ſie nicht, daß man ihn zu einer ſchimpflichen Strafe verdammen, ſondern ihn nur überzeugen ſolle, daß er ſeine Schuldigkeit nicht beobachtet, und ihre Befehle verachtet habe.

Nachdem er ſeine Anklage gehöret, fiel er auf die Knie, und dankte GOtt für alles Gute, das er ihm bewieſen; worauf er geſtand, daß ihm die Königin eine groſſe Gnade erweiſe, daß ſie nicht in der Sternkammer richten laſſe. Er erklärte, daß er ſich ſchuldig erkenne, doch ſey ſein Herz von allem Aufruhr jederzeit ſehr weit entfernet geweſen. Er wollte ſich

hierauf beſonders rechtfertigen, allein der geheime Siegelbewahrer unterbrach ihn zu ſeinem guten Glücke, denn ſeine Rechtfertigung würde die Richter nur zu einer ſchärfern Unterſuchung bewogen haben. Hierauf waren die Abgeordnete der Meynung, daß er ſeiner Bedienung eines geheimen Raths beraubt, daß ihm die Verrichtungen der Würde eines Grosmarſchalls und Generalfeldzeugmeiſters unterſagt werden, und daß er ſo lange im Gefängnis bleiben ſolle, als es der Königin gefallen werde. Man berührte ſeine Bedienung als eines Feldherrn über die Reuterey nicht, weil es die Königin verboten, indem ſie nicht wollte, daß er glauben ſolle, daß ſie kein Vertrauen mehr zu ihm habe, ja ſie wollte nicht einmal, daß dieſes Urtheil denen urkundlichen Nachrichten einverleibet werden ſolle. Der Graf nahm dieſe Züchtigung mit vieler Demuth an, und die Königin war damit ſo zufrieden, daß ſie ihm den Barklay abnahm, um ihn in einer völligen Freyheit zu laſſen. Allein ſie ließ ihm ſagen, daß er ſelbſt ſein eigener Aufſeher ſeyn ſolle, und verbot ihm, an den Hof zu kommen.

Der Graf von Eſſex ſtund ſeit vielen Jahren bey der Königin in beſonderer Hochachtung und Liebe. Sie gab ihm die wichtigſte Aemter. Sein von Natur aufgeblaſenes Herz hielt dieſes für eine rechtmäßige Belohnung ſeiner Verdienſte. Daher kam es, daß er ihr nicht allemal mit der gebührenden Achtung

tung begegnete. Bey all ſeinem ſcharfſinnigen Verſtande war er doch ein ſchlechter Hofmann. Die Königin wollte alſo blos dieſen ſtolzen Geiſt demüthigen. Unmittelbar nach dem über ihn geſprochenen Urtheil bezeugte er die gröſte Reue, ihr mißfällig geworden zu ſeyn. Diß gefiel der Königin, und er würde ohnfehlbar ihre Gnade bald wieder erlangt haben, wenn er nicht böſen Einſtreuungen Gehör gegeben hätte, die ihm den Vorſaz einflößten, ſich ſein verlohrnes Anſehen mit Gewalt wieder zu verſchaffen. Aus dieſem Grunde öfnete er ſein Haus und Herz allen denen, die mit dem Hof nicht zufrieden waren, und entdekte unvorſichtiger Weiſe ſeinen Groll wider die Königin, welches ſie nothwendig wider ihn aufbringen mußte.

Diejenige, welche am günſtigſten von ihm urtheilen, ſagen, daß ſein Anſchlag geweſen ſey, ſich der Perſon der Königin zu verſichern, und ſeine Feinde vom Hofe zu jagen. Allein es ſcheint, daß derſelbe weiter gegangen, und er gar willens geweſen, den König von Schottland noch vor dem Tode der Königin auf den Thron von England zu ſetzen. Denn er ſchrieb an dieſen Fürſten, daß man ihn der Crone von England berauben, und ſie der Infantin von Spanien aufſetzen wolle; daß der Verſtand der Königin anfange ſo ſchwach zu werden, daß ſie blos den Rathgebungen ihrer Staatsbedienten folge, und daß es alſo unumgänglich nöthig ſey, daß er dem Streich,

der ihm geſpielt werden wolle, zuvorkomme. Darauf zog er einige presbyterianiſche Prediger, ja gar einige Catholicken auf ſeine Seite, indem er ſie wegen dem Druk beklagte, den ſie erlitten, und ihnen zu einer Erleichterung Hofnung machte. Er brachte Kriegsleute zuſammen, deren er ſich im Nothfall bedienen wollte. Nach dieſem errichtete er einen Rath, der aus dem Grafen von Southampton, Carl Danverſy, Ferdinand Gorge, Befehlshaber von dem Schloß zu Plymouth, Johann Davis, einem groſſen Mathematiker, und dem Johann Litleton beſtand, einem Mann, der zu groſſen Anſchlägen und Handlungen gleich geſchikt war.

Nachdem ſich dieſe verſammelt hatten, gab er ihnen ein Verzeichnis von gewiſen Perſonen des Adels, welche er ſich ergeben zu ſeyn glaubte. Der Schluß ihrer Berathſchlagung, die ſie hielten, fiel dahin aus, daß man ſich der Perſon der Königin bemächtigen müſſe, und wann dieſes geſchehen, ſollte ſich der Graf zu ihren Füſſen werfen, und ſie bitten, gewiſe Leute vom Hof zu jagen, und ſie ihrer Bedienungen zu berauben.

Die Sache konnte nicht ſo heimlich getrieben werden, daß der Hof nichts davon hätte erfahren ſollen. Der Rath verſammelte ſich deswegen in dem Hauſe des Grosſchazmeiſters, und ſchikte einen Secretair an den Grafen, und ließ ihn bitten, daß er ſich zu ihnen begeben möchte. Allein er ſchüzte eine Unpäßlichkeit

lichkeit vor. Darauf hielt er einen Rath, darinnen beſchloſſen wurde, eine Empörung in London zu erregen, weil einer von den Verſchwornen, der eben aus der Stadt kam, ſagte, daß die Einwohner bereit ſeyen, den Grafen wider alle ſeine Feinde zu unterſtützen, und Thomas Smith, einer von den Sherifs der Stadt, verſprochen habe, ihm mit 1000 Mann zu Hülfe zu kommen.

Dieſem Entſchluß zu folge begaben ſich die Grafen von Rutland und Southampton den andern Morgen mit 300 Mann in das Haus des Grafen von Eſſex, worauf die Thüren verſchloſſen, und niemand mehr heraus gelaſſen wurde. Doch kam Gorge, einer von den eifrigſten der Parthey, unter einigem Vorwande heraus. Und dieſer entdekte, allem Vermuthen nach, den Anſchlag. Denn kurz darauf ließ die Königin dem Maire von London ſagen, daß er den Stadtſoldaten gebieten ſolle, auf den erſten Befehl zum Aufbruch fertig zu ſeyn. Sie ſchikte zu eben der Zeit den Groſsiegelbewahrer, den Grafen von Worceſter, und den Wilhelm Knolles in das Haus des Grafen von Eſſex, um ſich nach der Urſache einer ſo zahlreichen Verſammlung zu erkundigen. Der Graf ſagte, daß man eine Verſchwörung wider ſein Leben gemacht, und daß er deswegen ſeine Freunde verſammelt, um ihn zu vertheidigen. Darauf führte der Graf die Abgeordnete in ein Zimmer, und ſagte ihnen, er müſſe in die Stadt gehen, um ſich mit dem

Maire zu berathſchlagen, ſie ſollten ſich bis zu ſeiner Zurükkunft ein wenig gedulden. Darauf gieng er, ſchloß die Thüre hinter ſich zu, und ſezte eine Wache davor.

Unmittelbar darnach gieng er mit ſeinem Haufen in die Stadt, und ſchrie: **Für die Königin, für die Königin, man ſteht mir nach dem Leben!** Hierauf nahm er den Weg nach dem Hauſe des Thomas Smith, welches ziemlich weit entlegen war. Auf dieſem Zug fiel ihm kein einziger Bürger zu. Endlich begab er ſich in das Haus des Sherifs, der aber entwiſcht, und zum Maire gegangen war. Nun ſahe ſich der Graf in ſeiner Hofnung betrogen. Ehe er noch wußte, worzu er ſich entſchlieſſen ſollte, meldete man ihm, daß er in der Stadt als ein Verräther ausgerufen würde, und daß der Admiral mit einem groſſen Haufen im Anzuge ſey. Er faßte daher den Entſchluß, wieder in ſein Haus zurük zu gehen. Er ſchikte den Gorge an ihn, und ließ ihn bitten, daß er ihn durchlaſſen möchte. Lewiſſon ſchlug es aber ab, worauf ſich der Graf in eine andere Gaſſe wandte, um die St. Paulskirche zu gewinnen. Damals ſtellte ihm Gorge vor, daß es gut ſeyn würde, die Abgeordnete der Königin in Freyheit zu ſezen, und er ließ ſich dieſe Verrichtung ſelbſt auftragen, die er auch ſogleich bewerkſtelligte.

Inzwiſchen fand der Graf von Eſſex die Gaſſe mit einer Kette verſperrt, und mit Soldaten beſezt. Er ließ die Wache angreifen, wurde

wurde aber nicht nur zurůk getrieben, ſondern auch ſelbſt verwundet. Er begab ſich darauf an das Ufer der Temſe, wo er einige kleine Barquen fand, worein er ſich mit ſeinen noch ůbrigen Leuten warf, und dadurch in ſeinen Pallaſt kam, der an dem Ufer der Temſe lag. Seine erſte Sorge war, einige Papiere zu verbrennen, worauf er ſein Haus, ſo gut als mǒglich, verrammelte. Der Admiral kam, und umringte daſſelbe. Der Graf von Eſſex wollte ſich anfånglich durchſchlagen, ånderte aber gar geſchwind ſeine Meynung, und ergab ſich unter gewiſen Bedingungen. Nachdem dieſes geſchehen, ließ man die Grafen von Eſſex, von Rutland, von Southampton, die Lords Sardys, Cromwell, Montaquill, nebſt dem Danverſy und Bromley in den Tour, die ůbrige aber in andere Gefångniſſe bringen. Den Tag darauf ließ die Kǒnigin den Einwohnern von London fůr ihre Treue danken.

Nachdem einige von den Gefangenen alles entdecket, was von den Verſchwornen beſchloſſen worden, verurtheilte man die Grafen von Eſſex und von Southampton zum Tode. Als der Graf von Eſſex ſein Urtheil erhielt, ſchien er ſeine Auffůhrung ſehr zu bereuen. Auf Zureden ſeines Predigers entdekte er alle Mitſchuldige, und ſtarb den 25ſten Februarius 1601 als ein guter Chriſt im 34ſten Jahr ſeines Alters, unter ſolchen Merkmalen der Reue, die allen, welche Zeugen ſeines Todes waren,

 auf-

aufrichtig vorkamen. Sein Kopf wurde erſt mit dem dritten Hiebe vom Leibe getrennet. Als der Marſchall von Biron die Art erfuhr, wie er geſtorben, ſpottete er darüber, und ſagte, daß ſich ein ſolcher Tod beſſer für einen Prediger, als für einen Helden, ſchicke.

Und ſo endigten ſich die Anſchläge des Grafen von Eſſex mit ſeinem Leben. Man kan nicht läugnen, daß die Königin zu dem Urtheil Anlaß gegeben, daß ſie etwas mehr als Hochachtung für dieſen Herrn empfunden. Er iſt der einige, gegen den ſie ſich auſſerordentlich freygebig bewieſen. Sie machte ihn zum Ritter des Hoſenbandes und geheimen Rathe, ehe er ihr noch einige beträchtliche Dienſte geleiſtet hatte. Sie fuhr nach der Zeit fort, ihm ganz beſondere Zeugniſſe ihrer Gewogenheit zu geben, die ihn als einen Liebling anſehen lieſſen. Dieſe Gunſtbezeugungen machten ihn ſtolz und eitel, daß er auch ſogar ſeine Meynungen wider das Gutachten der Königin behaupten wollte. Diß zog ihm die Ohrfeige zu, und dieſer Schimpf brachte ihn zur Rache, und dieſe ums Leben. Sein Geſchlecht war edel und alt, und ſtammte aus der Stadt Evreux in der Normandie her, von welcher es den Namen führte. Walther, ſein Vater, war indeſſen der erſte, welcher mit der Würde eines Grafen beehret wurde.

Nachdem der Graf von Eſſex todt war, ſprach man einigen von ſeinen vornehmſten Mitſchuldigen ihr Urtheil, als dem Blunt,

welcher Marſchall des Heers in Irrland geweſen, dem Danverſy, Davis, Cuff, des Grafen von Eſſex Secretair, und Meric, ſeinem Haushofmeiſter. Blunt erklärte ſich auf dem Gerüſte, daß er römisch catholisch ſterbe, doch ſo, daß er ſein Vertrauen blos auf das Verdienſt des Todes JEſu Chriſti ſetze.

Die Königin und ihr Rath glaubten, daß es die Klugheit erfordere, die Hinrichtungen auf dieſe wenige Perſonen einzuſchränken. Der Graf von Southampton wurde im Gefängnis behalten, und alle die andern nur zu Geldſtrafen verdammt, die die Königin dem größten Theil ſchenkte.

Der Krieg in Irrland wurde dieſes ganze Jahr mit einem glüklichen Erfolg für die Engländer fortgeſezt. Doch erhielten die Aufrührer eine Hülfe aus Spanien, unter der Anführung des Don Johann von Aguilar. Dieſer machte ſogleich nach ſeiner Ankunft ein Ausſchreiben bekannt, darinnen er ſagte, daß er gekommen ſey, Irrland aus dem Rachen des Teufels zu befreyen. Er bemächtigte ſich der Stadt Kingſale. Aber anſtatt eines weitern glüklichen Fortgangs wurde er hierinnen von dem Unterkönige belagert. Kurz darauf wurde der Graf von Tyrone, der die Stadt entſetzen wollte, völlig geſchlagen, worauf der ſpaniſche Feldherr capituliren mußte. Man bewilligte ihm, mit ſeinen Völkern wieder nach

Hauſe zu gehen. Dieſer Vergleich wurde im Anfang des Jahrs 1602 unterzeichnet.

Der Graf von Tyrone wurde nun weiter verfolgt, und endlich gezwungen, ſeine Zuflucht zu der Gnade der Königin zu nehmen, die ihm auch bewilliget wurde.

Im Januarius des Jahrs 1603 fühlte Eliſabeth die erſten Anfälle ihrer Krankheit, die ſie ins Grab legte. Sie hatte einige Zeit vor ihrem Tode den Verdruß, ſich von dem gröſten Theil ihrer Hofbedienten verlaſſen zu ſehen, welche ſich um die Gunſt des Königs von Schottland, ihres vermuthlichen Nachfolgers, bemüheten. Im Anfang des Merzen wurde ſie von einer Erſtarrung aller ihrer Glieder angefallen, welche ihr die Bewegung und die Sprache ſehr beſchwerlich machten. Darneben war ſie auſſerordentlich verdrüßlich, ſo, daß ſie niemanden um ſich leiden konnte, als den Erzbiſchoff von Canterbury, welcher ſie tröſtete, und mit ihr zu GOtt betete. Als man merkte, daß ſie ihrem Tode nahe ſey, ſchikte der Rath den Admiral, den geheimen Siegelbewahrer und einen Staatsſecretair an ſie ab, um ſie zu bitten, daß ſie ihren Nachfolger ernennen möchte. Sie antwortete mit einiger Mühe, ſie habe jederzeit geſagt, daß ihr Thron ein Thron der Könige geweſen, und ſie wolle nicht, daß ihr eine geringere Perſon nachfolgen ſolle. Als man ihr vorſtellte, daß dieſe Worte ſehr dunkel wären, und daß ſie ſich deutlicher erklären möchte, ſagte ſie: Ich

will, daß mir ein König nachfolge; und wer ſoll dieſes ſeyn, als der König von Schottland, mein nächſter Verwandter? Nachdem ſie hierauf der Erzbiſchof ermahnt, nun an nichts weiter, als an GOtt, zu denken, ſprach ſie: Das thue ich, und mein Herz entfernet ſich nicht von ihm. Als ſie nicht mehr reden konnte, hob ſie Augen und Hände gen Himmel, und ſtarb den 24ſten Merz, nachdem ſie ſiebenzig Jahre gelebet, und vier und vierzig Jahre, vier Monate und acht Tage regieret hatte.

Dieſe berühmte Königin, deren Andenken bey den Engländern noch im Seegen iſt, wird mit andern Farben von catholiſchen, und mit andern von proteſtantiſchen Schriftſtellern geſchildert. Ohne Streit hatte ſie viel Verſtand, und eine richtige und gründliche Beurtheilungskraft. Diß beweiſet ihre Geſchiklichkeit, womit ſie ſich den Händen ihrer Feinde entzogen hat, welche die Fürſten und Mächtigſten von Europa waren. Die Macht, womit ſie ihr überlegen waren, erſezte ſie durch ihre Klugheit. Ihre Mißgünſtigen geben ihr eine allzugroſſe Verſtellung Schuld, und nennen ſie eine wahre Comödiantin. Ob man nun ſchon nicht leugnen kan, daß ſie ſich wohl zu verſtellen gewußt habe; ſo bleibt doch allemal die Frage übrig, ob ſie in ihren Umſtänden anderſt handeln können? Sie hatte dabey keinen andern Zwek, als ihre Crone und ihr Leben wider die Nachſtellungen ihrer Feinde

zu

zu erhalten. Der Geiz wird ihr von ihren eigenen Anhängern vorgeworfen. Allein, hatte ſie nicht nöthig, ſparſam zu ſeyn, um die Liebe ihres Volks zu erhalten, und im Stande zu ſeyn, jederzeit ihren Feinden widerſtehen zu können? Die hungrige Hofbedienten litten freylich darunter, allein ihre übrige Unterthanen rühmten ſie deswegen, weil ihr vorgegebener Geiz nicht darinnen beſtund, ihre Unterthanen durch unerlaubte Mittel ihrer Güter zu berauben, wie Heinrich VII, ihr Grosvatter, gethan hatte, ſondern darinnen, daß ſie mit ihren Einkünften gut haushielt. Man beſchuldiget ſie ferner, daß ſie ihre Keuſchheit nicht mit ins Grab gebracht habe. Allein, da ſich noch niemand unterfangen, einen Beweis von dieſer Beſchuldigung vorzubringen, ſo kan man ſie kühnlich unter die Zahl der Verläumdungen rechnen, womit man ihrem Ruhme ſowol bey ihrem Leben, als nach ihrem Tode, einen Schandfleck anzuhängen geſucht hat. Es iſt nicht eben ſo leicht, ſie wegen dem Tod der Königin von Schottland zu rechtfertigen, bey welchem ſie, allem Anſehen nach, die Billigkeit, die Gerechtigkeit, und vielleicht ihr eigenes Gewiſſen ihrer Sicherheit aufgeopfert hat. War Maria an ihres Gemahls Tode Schuld, wie man daran nicht zweifeln kan, ſo kam es doch der Eliſabeth nicht zu, ſie deswegen zu beſtrafen. Und in der That nahm ſie ihr auch deswegen das Leben nicht, ſondern brauchte es nur zu einem Vorwande, ſie

im Gefängnis zu behalten, und daſſelbe ewig zu machen. Daraus entſtund die Nothwendigkeit, ſie auf einem Gerüſte ſterben zu laſſen. Und dieſe Gewaltthätigkeit brachte neue Kunſtgriffe hervor, die Schuld dieſes Todes auf einen Unſchuldigen zu ſchieben. Diß iſt ſonder Zweifel die ſchwache Seite der Eliſabeth, die immer fürchtete, ſie möchte die Crone verlieren. Was man noch zu ihrer Entſchuldigung ſagen kan, iſt dieſes, daß Maria und ihre Freunde die Sachen ſo weit gebracht, daß nothwendig eine von beyden Königinnen umkommen mußte, und daß es natürlich geweſen, daß die ſchwächſte untergelegen.

Ueberhaupt muß man von der Eliſabeth ſagen, daß ſie eine Königin geweſen, welche viele Tugenden und gute Eigenſchaften, und wenig Fehler gehabt. Was ihren Ruhm am meiſten gründet, iſt dieſes, daß ſie die Engländer eine Glükſeligkeit genieſſen laſſen, welche ihren Voreltern unter den meiſten Königen unbekannt geweſen. Man durchlauſe die ganze Geſchichte von England, man wird keine Regierung finden, unter welcher die Gerechtigkeit mit ſo vieler Unpartheylichkeit gehandhabet worden, die Unterthanen ihre Freyheiten ruhiger beſeſſen, von auswärtigen und innerlichen Kriegen befreyter, mit Abgaben und auſſerordentlichen Auflagen weniger beläſtiget, ja, mit einem Wort, das Königreich

reich blühender geweſen. Diß iſt ohne Zweifel der beſte Probierſtein, woran man die Güte deren prüfen muß, welche von GOtt der Regierung ganzer Länder vorgeſetzet werden.

Das achtzehnte Buch,

welches die Regierung Jacobs I. enthält.

Jacob I,

Vier und zwanzigſter König nach der Eroberung.

Die Königin Eliſabeth, die es bis an das Ende ihres Lebens im Anſtand gelaſſen, ihren Nachfolger zu beſtimmen, fiele endlich mit ihrer Wahl auf den König von Schottland, und bekräftigte dieſelbige durch ihr eigenes Teſtament. Das Parlamentsrecht, das Erbrecht, und das damit verbundene Teſtament machten ſeinen Anſpruch auf dieſe Crone unſtreitig, und er wurde in dem Jahr 1603, ſechs Stunden nach ihrem Tode, unter dem Namen Jacobs I, zum König ausgerufen. Er

Er erwartete dieſe Nachricht anfänglich mit einer Ungedult, und erhielt ſie hernach zu ſeiner Beruhigung und Verwunderung, weil die Königin ihm, der bisher ein Verſtändnis mit dem Grafen von Eſſex unterhalten, ein Sohn ihrer Todfeindin geweſen, und eine beſondere Neigung gegen die Catholicken blicken laſſen, dißfalls keine zuverläßige Erklärung gethan hatte (b).

Cary, Percy und Sommerſet waren die Perſonen, die ihm den Tod der Königin und die Bemühungen des Raths, ihn zum König auszurufen, entdecken mußten.

Inzwiſchen ſtellten die Engländer über das Abſterben ihrer Königin, unter welcher ſie eine erwünſchte Glükſeligkeit genoſſen, und über die ihnen bevorſtehende Veränderungen allerhand Betrachtungen an. Obgleich Jacobs Unbeſtändigkeit, ſeine übertriebene Ergebenheit gegen die Lieblinge und Gunſt gegen die Catholicken, den Engländern keine vortheilhafte Begriffe von ihm erwekten; ſo verſprach man ſich doch viel Gutes von ihm, weil wir dasjenige gern glauben, was wir wünſchen.

Zwo Partheyen, die aus Freunden und Feinden des Grafen von Eſſex beſtunden, beſchäftigten den Hof am Ende der vorigen Regierung, davon die andere, unter dem Staatsſecretair Cecil, die Oberhand behauptete. Dieſer verſchlagene Hofmann hatte ſich durch einen

(b) *André du Cheſne*, Hiſt. d'Angleterre.

einen vorhergehenden und geheimen Briefwechſel der Gunſt Jacobs I verſichert, und ſchwung ſich endlich zur Würde ſeines vornehmſten Staatsminiſters hinauf (c).

Die Gemüther der Engländer, die ihrem neuen König voll ehrerbietiger Freude entgegen ſahen, kämpften doch, in Anſehung der Religion, mit Furcht und Hofnung. Jacob, der von catholiſchen Eltern herſtammte, aber als ein Kind ſeiner Mutter entführt wurde, bekannte ſich ſtets zu der proteſtantiſchen Lehre, darinn man ihn erzogen hatte; doch hielt er es in derſelben mit den Presbyterianern oder Puritanern, und bezeugte ſich auf der andern Seite auch als einen Gönner der Römiſchcatholiſchen. Dieſe verſprachen ſich von ihm weit mehr Duldung und Gelindigkeit, als von der Eliſabeth. Die Presbyterianer hoften, durch ihn die Kirche in England nach der ſchottländiſchen eingerichtet, und die geiſtliche Hierarchie vertilget zu ſehen. Die Glieder der engländiſchen Kirche aber verehrten ihn im Geiſt ſchon als das Oberhaupt der Religion des Königreichs. Doch blieb die Hofnung einer jeden Parthey mit Furcht vermiſcht, weil ſie erſt die Erklärung des Königs erwarten mußten.

So bald er von ſeiner Erhebung auf den engländiſchen Thron Nachricht erhielte, machte er Anſtalten zur Abreiſe, und begab ſich den 5ten April, eilf Tage nach dem Tode der Eliſabeth, auf den Weg; kam aber erſt den 7ten May in London an. Seine neue Unterthanen

(c) *Wilſon* Hiſt. of King James I. p. 2.

nen empfiengen ihn in allen engländiſchen Städten, durch welche er reiſete, mit den lebhafteſten Merkmalen der Ehrerbietung. Das Freudengeſchrey war ſo allgemein, und das ihm beygelegte Lob ſo gros, daß ein ehrlicher Schotte von ſeinem Gefolge ſagte, die Engländer ſeyen geſchikt, einen guten König zu verderben. Der Zulauf des Volks, welches von allen Orten zuſammen kam, den neuen König zu ſehen, war ſo ſtark und ihm ſo beſchwerlich, daß er ſich genöthiget ſahe, dieſer Begierde durch ein Ausſchreiben Einhalt zu thun (d).

Unter den engländiſchen Herrn, die ihm nach York entgegen giengen, befand ſich der Secretair Cecil, von welchem man, als von einem Todfeind des Grafen von Eſſex, glaubte, der König habe ſchon ſeine Ungnade auf ihn geworfen; allein er wußte vor dieſer Zeit die Gunſt Jacobs I zu erlangen, und dieſer empfieng ihn auch mit beſondern Kennzeichen der Gnade (e).

Zu Theobalds, auf dem Landgut des Secretair Cecils, wo er den 4ten May ankam, erfuhr der Rath, der dem König in voller Verſammlung ſeine Aufwartung machte, eine bedenkliche Neuigkeit. Zur Zeit der Abreiſe aus Schottland ſchikte der König den Cary an dieſen Rath, mit der Verſicherung, ein

(d) *Wilſon* p. 3.
(e) *S. Anth. Weldon* p. 11.

ein jedes Mitglied deſſelben in ſeiner Stelle zu laſſen; allein nach ſeiner Ankunft zu Theobalds vermehrte er ihre Anzahl durch einige Schott- und Engländer, weil er aus England und Schottland ein einiges Königreich zu machen geſonnen war (f).

Der Herzog von Lenox, der Graf von Marr, der Graf von Hums, der Ritter Georg Hume, nachmaliger Graf von Dunbar, der Lord Kinloß und der Ritter Jacob Elphistown waren die neue ſchottiſche, der Lord Zouch aber und der Baron von Bourghley, des Secretair Cecils älteſter Bruder, die neue engländiſche Räthe. Kurz darauf nahm er die Grafen von Northumberland und von Weſtmorland, Thomas und Heinrich Howard, in den Rath auf. Der erſte, ein Sohn des verſtorbenen Herzogs von Norfolk, wurde für einen Papiſten gehalten, und der andere, ein Bruder des gedachten Herzogs, jederzeit dafür erkannt, verſtund ſich aber bey des Königs Ankunft zur proteſtantiſchen Religion. Das Hays Howard, welches unter der lezten Regierung, der Königin, ſeiner Mutter wegen, in Ungnade geſtanden, genos noch mehrere Gnadenbezeugungen. Der erſte von dieſen Herrn erhielt den Namen des Grafen von Suffolk, und nachher das Grosſchazmeiſteramt; der andere wurde einige Jahre darauf Graf von Northampton. Durch dieſe

(f) *I. Stovv. Rog. Koke*, detection of Court and State &c. p. 5.

dieſe Achtung für das Geſchlecht des Herzogs von Norfolk bezeugte der König, wie gros ſein Mißfallen an dem Verhalten der Eliſabeth gegen dieſen Herzog ſey. Ja, er ließ bey allen Gelegenheiten gefliſſentlich merken, daß er bisher ſeinen Unwillen gegen dieſe Königin blos aus Staatsklugheit verborgen habe; daher legte er nach ihrem Tod keine Trauer an, und erlaubte auch niemand, in Trauerkleidern vor ihm zu erſcheinen.

In einem Stük, in welchem die Eliſabeth ausſchweifend ſparſam geweſen, war Jacob auf eine übertriebene Art freygebig. Vor ſeiner Abreiſe von dem Landgut Theobalds hatte er ſchon bey zweyhundert, und wenige Tage nach ſeiner Ankunft zu London weit mehrere Perſonen zu Rittern gemacht. Unter keiner vorhergehenden Regierung ſahe man die Würden eines Ritters, Barons und Grafen ſo verſchwenderiſch ausgetheilt, als jetzo. Fanden ſich, wie man vorgiebt, unter der Regierung der Eliſabeth in den Provinzen nicht Ritter genug, die man bey dem Parlament nöthig hatte; ſo brauchte man zu Jacobs Zeiten Hülfsmittel, ſein Gedächtnis zu ſtärken, wenn man die Namen der zahlreichen Ritter und Pairs behalten wollte (g). Der König ließ ſogar vor ſeiner Ankunft in London den Grafen von Southampton, der ſchon zum Tode verdammt war, nebſt dem Sohn des Grafen von Eſſex, wieder in den Beſiz ihrer

(g) *Wilſon* p. 5. 6.

Güter und Ehrenſtellen eintreten. Nur die Feinde des Grafen von Eſſex, die Lords Gray, Cobham, Carew und der Ritter Rawleigh, empfanden die Kaltſinnigkeit des Königs. Der Secretair Cecil trug eben ſowol, als dieſe vier Staatsbedienten der Eliſabeth, zum Tod des Grafen von Eſſex vieles bey, wußte ſich aber ſchlau aus dem Handel zu ziehen. Die gnädige Art, womit der König den Grafen von Southampton empfieng, war ein deutliches Zeugnis, daß er nach ſeiner eigenen Ausſage den Grafen von Eſſex für ſeinen Märtyrer halte, und daß er die Verſchwörung des Grafen von Southampton und des Sohns des Grafen von Eſſex billige, welche ſeine Erhebung auf den engländiſchen Thron noch vor dem Tode der Königin zum Zwek hatten. Eine Aufführung von dieſer Art mußte ſeine Ehre nothwendig verdunkeln.

Sonſten war er ohnſtreitig ein Herr, deſſen vortreflicher natürlicher Verſtand und lebhafter Wiz, die er durch viele Wiſſenſchaften vollkommener gemacht, aus ſeinen Reden und Handlungen hervorleuchtete. Die allgemeine Grundſätze einer guten Regierung verſtund er vollkommen, und war geſchikt, ſelbſt einen Entwurf davon zu machen: allein ſeine Abneigung vor dem Krieg, das übermäßige Vertrauen zu ſeinen Lieblingen, und gewiſe vorlängſt eingeſogene Vorurtheile, in welchen ihn ſeine Staatsbedienten noch mehr zu ſtärken ſuchten, hinderten ihn beſtändig an der Ausübung

bung ſeiner Theorie. Da eine unumſchränkte Regierung ſein liebſtes Grundgeſez war, und er ſich von einer ſtolzen Einbildung auf ſeine Fähigkeit und Wiſſenſchaft beherrſchen ließ; ſo iſt es kein Wunder, wenn die Hofbedienten ſeine Gnade erlangten, ſo bald ſie ihn auf der empfindlichſten Seite angriffen, ſeine Vorzüge herausſtrichen, die königliche Gewalt in übertriebenen Ausdrücken erhoben, und ihn den Salomo des Jahrhunderts nennten (h).

Er wurde von einem gewiſen Vorurtheil beſiegt, das einen ſtarken Einfluß in ſeine Regierung hatte. Wegen der Einbildung, er ſey einig und allein vermög des Erbrechts der Crone in England theilhaftig worden, wollte er den Gedanken nicht aufkommen laſſen, daß dieſes Recht in einer Parlamentsverordnung gegründet, und er der Königin Eliſabeth Dank dafür ſchuldig ſey. Das war bey ihm kein müßiger Einfall; nein, ein herrſchender Grundſaz, daraus er Folgen zog, die auf eine uneingeſchränkte Herrſchaft, mithin auf den Umſturz der engländiſchen Regierungsverfaſſung hinausliefen. Das iſt die betrübte Quelle der Uneinigkeit, die zwiſchen ihm und dem Parlament entſtund, und ſich über die drey folgende Regierungen ausbreitete. Die Partheyen der Torrys und Whiggs, die immer noch in Streitigkeiten mit einander verwickelt ſind, haben auch hier ihren Urſprung aufzuſuchen.

(h) *Rog. Koke* p. 8.

Dieſes vorgegebene Erbrecht Jacobs iſt nicht ſo auſſer Streit geſezt, als er meynte, und als es ſich noch heut zu Tage ſehr viele einbilden.

Erſtlich iſt kein Geſez vorhanden, auf welches ſich die Erbfolge in der Crone von England gründete. Zweytens kan man in der Geſchichte dieſes Königreichs aus vielen Beyſpielen zeigen, daß das Parlament, mit Beyſeitſetzung des nächſten Erben, die Crone zu vergeben berechtiget ſey. Drittens haben ſeit der Eroberung mehr Könige den Thron vermög der Parlamentsverordnungen, als des Erbrechts, beſtiegen. Beſonders gelangten die vier erſten, nemlich Wilhelm der Eroberer, Wilhelm der Rothe, Heinrich I und Stephanus durch dieſes Recht nicht zur königlichen Würde. Wer iſt denn vermögend, eine Zeit zu beſtimmen, in welcher dieſe Crone erblich worden wäre? Viertens konnte kein einziger unter allen Königen, die von Wilhelm, dem Eroberer, an bis auf Jacob I dieſes Regiment verwaltet, weniger Recht auf den königlichen Thron aufweiſen, als Heinrich VII, ehe er vom Parlament im Beſiz deſſelben beſtätiget wurde. Jacobs I Recht iſt alſo weit richtiger von der Beſtätigung des Parlaments, als von dem Erbrecht Heinrichs VII herzuleiten. Die wenige Beyſpiele, nach welchen der Sohn dem Vater im Regiment nachgefolget, geben durchaus keinen Beweis für das Erbrecht: man darf alsdenn nur

auf

auf den Urſprung zurük laufen. Sollte man nichts wider die Königinnen einwenden, und voraussetzen, die Eliſabeth, Maria, Eduard VI und Heinrich VIII ſeyen vermittelſt eines Erbrechts zur Crone gelanget: ſo muß man den Urſprung dieſes Rechts bey Heinrich VII aufſuchen; und war denn dieſer von dem Hauſe York oder Lancaſter der natürliche Erbe? Folgten Heinrich VI und Heinrich V vom Vater auf den Sohn Heinrich IV nach; ſo war ja dieſer auch nicht der nächſte Erbe Richards II. Eduard III konnte ſeinem Vater Eduard II, der noch lebte, nicht vermög des Erbrechts nachfolgen. Eduard II, Eduard I und Heinrich III, welche die längſte Erbfolge vom Vater auf den Sohn ausmachen, erhielten ihr Recht vom Johann ohne Land: wer wird dieſen den nächſten Erben Richards I nennen? Mithin hat ſich von XXIII Königen, die ſeit der Eroberung bis auf Jacob I regiert haben, wenigſtens mehr, als die Hälfte, ohne Hülfe des Erbrechts, auf den engländiſchen Thron geſchwungen, und auch diejenige, welche dieſe höchſte Würde durch einen ſolchen Stab erlangt, muſten ihn aus den Händen des Parlaments entlehnen. Daher vergaſſen die Könige Englands, die man für die weiſeſten und geſchikteſten anſahe, niemals, ihre vielen Schwierigkeiten unterworfene Gerechtſame durch das Parlament bekräftigen zu laſſen. Jacob I iſt alſo durch ſeine Bemühungen, dieſes vorgewendete Erbrecht mit allen

daraus gezogenen Folgen feſt zu ſetzen, als der Urſprung der Unruhen anzuſehen, welche England bis auf dieſe Stunde mit Recht, als ſeine Plaggeiſter, zu verabſcheuen hat.

Die Staatsbedienten, auf welche Jacob I in ſeiner Wahl gefallen, verſuchten ihren König bey ſeinen angenommenen Grundſätzen beſtändig zu erhalten. Der erſte davon, Robert Cecil, der hernach Graf von Salisbury wurde, ein geſchworner Feind des Grafen von Eſſex, wußte den groſſen Antheil wohl, den der König an dem Unglük dieſes Grafen hatte, und ließ es nicht an Schmeicheleyen und prächtigen Lobreden auf die monarchiſche Regierungsart fehlen, um ſich von des Königs Gnade verſichert zu halten. Die Grafen von Suffolk und von Northampton, davon der erſte Oberkammerherr, und der andere geheimer Siegelbewahrer geweſen, kamen ihm an groſſem Geiſt, Verſchlagenheit und Einſicht in das Beſte des Königreichs, bey weitem nicht gleich. Und, weil man ſie für heimliche Catholicken gehalten, die catholiſche Religion aber ohne die unumſchränkte Gewalt des Königs in England ohnmöglich einzuführen war: ſo gaben ſie ſich aus dieſer Urſach Mühe, den König in den Grundſätzen einer monarchiſchen Regierungsart zu ſtärken. Alle andere Hofbediente ſprachen aus dem nemlichen Ton, und opferten ihre Ueberzeugung der Gunſt des Königs auf, um welche ſie ſich durch eine blinde Unterwürfigkeit gemeinſchaftlich beeyferten.

Kurz nach der Ankunft Jacobs I in England ließ er ſeine Gemahlin und Kinder aus Schottland nach London abholen. Heinrich, ein Prinz von neun Jahren und ſeine Schweſter Eliſabeth, begaben ſich zugleich mit auf die Reiſe; Carl aber, des Königs drittes Kind, mußte wegen einer Krankheit noch eine Zeitlang in Schottland zurük bleiben.

Die königliche Familie war ſchon auf dem Weg nach England, als dem König einfiel, daß er ſich bey der Eliſabeth über einen, Namens Valentin Thomas, wegen ausgeſtoſſener Läſterungen beklagt, und ihn in das Gefängnis gebracht habe. Dieſen ließ er nun, wegen einer Verſchwörung wider die Eliſabeth und wider einige von ihrem Rath, zum Tode verdammen.

Um dieſe Zeit ſahe der König den Marquis von Rosny bey ſich, der ihm im Namen des Königs von Frankreich zur Crone Glük wünſchen ſollte. Bey dieſer Geſandtſchaft aber hatte man zur Hauptabſicht, Jacob I zu bewegen, nicht auf die ſpaniſche Seite zu treten, und das mit der Eliſabeth geſchloſſene Vertheidigungsbündnis zu erneuern: in welche Anforderung Jacob I ohne Anſtand einwilligte.

Der Geſandte des Erzherzogs Alberts und der Infantin Iſabelle, der Beherrſcher der Niederlande, welcher ſchon vor einiger Zeit in London eingetroffen, der Graf von Aremberg, ſtellte ſich krank, ſo lang der

Marquis von Rosny daſelbſt ſeinen Aufenthalt hatte. Vermuthlich kam er nur als ein Kundſchafter nach England, die Entſchlieſſungen Jacobs I in Anſehung des Friedens zwiſchen England und Spanien in Erfahrung zu bringen. Es war von Jacob I ſehr rühmlich, daß er, ohne darum erſucht zu werden, zu Beförderung dieſes Friedens, die von der Eliſabeth bewilligte Briefe, nach denen man Feindſeligkeiten mit Feindſeligkeiten bezahlen durfte, den 23ſten Junius widerrufen laſſen.

Nicht lange darauf erſchien der vom ſpaniſchen König abgeordnete Geſandte zu London, und erſuchte den König, nachdem er ihm zur Crone Glük gewünſchet hatte, um eine Friedensunterhandlung. Das war ein rühmlicher Anfang zu dem ein Jahr darauf geſchloſſenen Friedensvergleich.

Die in London eingeriſſene Peſt nöthigte den König, ſich auf einige Zeit nach Wilton, einem Landgut des Grafen von Pembrok in der Provinz Salisbury, zu begeben. Daſelbſt wurde ein Entwurf einer Verſchwörung, die vom Lord Gray und Cobham, vom Ritter Rawleigh und Brook und vom Clarke und Watſon, zween Prieſtern, herrührte, glüklich entdekt. Nach demſelben ſollte die Arbelle Stuart, die mit dem König leibliches Geſchwiſterkind geweſen, auf den engländiſchen Thron geſezt werden. In dieſer Abſicht ſollte der Lord Cobham bemühet ſeyn, von dem Erzherzog zu Brüſſel 600,000 Thaler einzuziehen,

ziehen, und dem Rawleigh 70,000 davon zuzuſtellen. Der Lord Gray hatte auf ſich genommen, dem Erzherzog, dem König von Spanien, und dem Herzog von Savoyen Briefe von der Arbelle mitzutheilen, in denen ſie verſprechen ſollte, einen Gemahl nach ihrem Belieben anzunehmen, und den Catholicken eine gänzliche Duldung zu verſchaffen. Ferner war Cobham ſchlüßig, den König um Anwerbung von 2000 Mann für die Holländer zu erſuchen, und ſich mit dieſen Völkern der Perſon Jacobs I zu bemächtigen. Man will den Grafen von Aremberg für den Stifter dieſer Verſchwörung ausgeben, zu welcher er in der Abſicht geneigt geweſen, dem Rawleigh, den die Spanier in ganz England am meiſten fürchteten, eine Grube zu ſeinem Verderben zu graben. Man nahm die Verſchwornen in Verhaft, und ſprach ihnen zu Wincheſter das Todesurtheil. Wurde gleich Rawleigh auf die ſchriftliche Anzeige des Lords Cobham ſchuldig befunden; ſo hat man doch nur den Ritter Brook, den Bruder des Lords Cobham, nebſt den beyden Prieſtern hingerichtet: die andern mußten auf des Königs Befehl wieder in das Gefängnis geführet werden. Der Lord Gray ſtarb nicht lang hernach in demſelben: der Lord Cobham gelangte endlich in die Freyheit, wurde aber doch ſeiner Güter beraubt, und lebte viele Jahre im Elend, bis endlich mit ihm ein berühmtes Geſchlecht ausſtarb, welches ſeine Blüthe viele Jahrhunderte

erhalten

erhalten hatte. Dem Ritter Rawleigh war allein das unglükliche Glük aufbehalten, zwölf Jahre in dem Tour zu ſitzen, und darinn eine Geſchichte der Welt zu ſchreiben, deren Werth in England faſt nicht hoch genug angeſchlagen werden kan.

Nach Entdeckung dieſer Verſchwornen wurde den 25ſten Julius die Krönung des Königs und der Königin zu Weſtmünſter prächtig vollzogen.

Die Papiſten, welche glaubten, es ſey nun Zeit, eine völlige Duldung für ſie auszuwürken, überreichten dem König eine Bittſchrift, geriethen aber in groſſe Beſtürzung, als er ihnen geantwortet, er halte aus Pflicht über demjenigen, was bisher im Königreich eingeführt geweſen ſey. Er belegte freylich nur die Jeſuiten, und alle, welche allzuknechtiſche Anhänger des römiſchen Hofs und hitzige Vertheidiger der Vorrechte des Pabſts waren, mit ſeinem Haß; aber auf der andern Seite konnte er auch ſeine heimliche Neigung, den übrigen Catholicken in ſeinem Reich eine völlige Duldung zu bewilligen, unmöglich durchtreiben, und ſuchte anfänglich ſeine wahre Geſinnungen dißfalls verdekt zu halten.

Die Puritaner bewarben ſich zugleich durch eine Bittſchrift nicht nur um ihre Duldung, ſondern erwarteten auch eine Verbeſſerung in unterſchiedlichen Stücken der engländiſchen Religion. Die Biſchöffe hätten nicht nöthig gehabt, den König durch Bitten zur abſchlä-

gigen

gigen Antwort zu bewegen: denn das war ſchon ſein feſter Vorſaz, die Puritaner zur Uebereinſtimmung mit der engländiſchen Kirche zu nöthigen, und jetzo wegen der Verdrüßlichkeiten, in die er durch die Synoden der Presbyterianer in Schottland verwickelt worden war, ſeine Rache an ihnen auszuüben. Ueberdas erlaubte die Aehnlichkeit, in welcher die Regierungsart der presbyterianiſchen Kirche mit der republikaniſchen ſteht, einem mit der Monarchie ſchwanger gehenden Fürſten durchaus nicht, eine Bitte von ſolchem Innhalt zu willfahren. Damit er aber von dem Verdacht der Uebereilung und Partheylichkeit befreyet bleiben möchte, wollte er zwiſchen beyden Theilen eine Unterredung angeſtellt wiſſen, und verſprach in einem Ausſchreiben, die Sache ſelbſt zu entſcheiden.

Dieſe Unterredung (i) wurde den 14ten Januar im Jahr 1604 zwiſchen den Biſchöffen und einigen presbyterianiſchen Predigern zu Hamptoncourt angeſtellt. Der Prediger Reynolds zeigte auf das Verlangen ſeiner Amtsbrüder die Dunkelheit und das Mangelhafte in gewiſen Stellen der Glaubenslehren, welchen die engländiſche Kirche beypflichtet, und erſuchte den König, dieſelbige durch eine richtige Erläuterung auſſer aller Zweydeutigkeit zu ſetzen. Darauf entſtund ein Streit, in welchem der König, der immer das Wort führte, bald mit Gründen, bald mit Drohungen

(i) *Rog. Koke* p. 7.

gen auf die Beweiſe der Prediger losgieng. Dieſer Gegner, den ſie gar nicht erwartet hatten, war ihnen viel zu fürchterlich, und ſie ſtellten ſich durch ihr Stillſchweigen, als wenn ſie zufrieden wären. Der König machte ihnen den Vorwurf der Verwegenheit, daß ſie ihm wegen ſolcher Kleinigkeiten beſchwerlich fielen: allein ſie hatten noch gröſſere Beſchwerden anzuführen, unter denen ihnen die Regierungsart der Kirche und der äuſſerliche Gottesdienſt am meiſten zu Herzen gieng. Sie klagten unter andern, daß man die Kirchen nicht ſorgfältig genug mit geſchikten und rechtſchaffenen Predigern verſehe: daß man ſie zu Annehmung des gemeinen Kirchengebetbuchs zwingen wolle, da doch viele darinnen enthaltene Stüke ihrem Gewiſſen zuwider liefen: daß man, vermittelſt der hohen Commißion, die Geiſtlichkeit dem Gericht der Layen unterwerfe. Sie wollten das Zeichen des Creutzes bey der Taufe, den Ring bey der Verehligung, nebſt andern dabey gewöhnlichen Ceremonien, den leinenen Chorrok der Prediger bey Verrichtung des Gottesdienſtes, und noch mehrere Sachen, die ſie für abergläubig hielten, abgeſchaft wiſſen. Die Streitigkeiten über alle dieſe Stücke wurden ſehr lebhaft, und der König nahm ſich der Sache ſo eyfrig an, daß die Biſchöffe keine Zeit zum Reden gewinnen konnten. Dieſe waren nebſt ihren Anhängern über die Bemühungen des Königs dergeſtalt erfreut, daß ihre Dankſagungen die Sprache

einer niederträchtigen Schmeicheley enthielten; denn der Groscanzler rief aus: Die gelehrte Reden Seiner Majeſtät überzeugen mich, daß das Prieſterthum mit der königlichen Würde vereiniget ſey. Whitgift, Erzbiſchoff von Canterbury, ſpannte den Bogen noch höher, denn er ſprach: er ſey überzeugt, daß der heilige Geiſt dem Könige alles, was er geſprochen, eingegeben habe. Darauf hielte der König für gut, die Verſammlung aus einander gehen zu laſſen.

Die Biſchöffe übergaben dem König den 18ten Januar auf ſein Verlangen eine Auslegung der Liturgie der engländiſchen Kirche. Der Bann, die hohe Commißion, der Eyd ex officio, und die Unterſchreibung des gemeinen Gebetbuchs machten beſondere Gegenſtände ſeiner Fragen aus. Er billigte die von ihnen erhaltene Antworten, und ließ den Predigern die überreichte Schrift vorleſen, welche keine Erklärung darauf thaten, weil ſie Anſtand nahmen, vergeblich angebrachte Antworten zu ertheilen. Der König, welcher vorausſezte, daß ſich nichts darauf antworten laſſe, befahl den Predigern, die angerathene Vereinigung mit der Kirche, zu welcher ſie verbunden ſeyen, nicht eigenſinnig auszuſchlagen. Gehorſam und Demuth waren die Pflichten, die er ihnen einſchärfte, und den Urſprung ihrer Einwendungen wider das gemeine Gebetbuch ſezte er auf die Rechnung ihrer Schwachheit. Widerſpenſtigen Köpfen unter ihnen verſicherte

er, daß er es für rathſamer halte ſie zu verjagen, als die Kirche ihren Zänkereyen blos zu ſtellen. Er gab ihnen nachdrükliche Verſicherungen, daß der Vorwand, ſie möchten ihr Anſehen verlieren, wann ſie ihre ſo lang behauptete Meynungen fahren lieſſen, ſeine Grundſätze nicht ändern, und er ſich nicht entſchlieſſen könne, den allgemeinen Frieden der Kirche dem Ruhm einiger Privatleute aufzuopfern.

Dieſe Unterredung war nach ihrem ganzen Innhalt doch nicht fähig, die Puritaner wahrhaftig zu überzeugen, und ſie lernten daraus nichts, als daß ſie ſich auf den Schuz des Königs eine falſche Rechnung gemacht hätten.

Der friedliebende Whitgift, welcher die Puritaner durch gelinde Mittel zu gewinnen hofte, ſtarb den 29ſten Februar darauf, und bekam den hitzigen Richard Bancroft, der den König wider ſie auf alle Art zu erbittern trachtete, zum unmittelbaren Nachfolger (k).

Die übrigen Biſchöffe traten in ſeine Fußſtapfen, einem König zu ſchmeicheln, der ſie auf den Tod haßte, und die Hierarchie zu erhalten, an deren Zernichtung die Puritaner bisher ſo ſinnreich und geſchäftig arbeiteten. Bancroft, der an der Spitze der Geiſtlichkeit eine wichtige Verfolgung über ſie ausgebrütet, veranlaßte viele Geſchlechte, das Königreich zu räumen, um ihre Gewiſſensfreyheit in einem andern Lande aufzuſuchen. Seine Bemühungen ſollen auch ſehr eyfrig geweſen ſeyn, dem König

(k) *Wilſon* p. 8.

König die Grundſätze der unumſchränkten Gewalt einzuflößen.

In einem den 22ſten Februar bekannt gemachten Ausſchreiben ließ der König alle Jeſuiten und Prieſter, die ihre Weyhe einer auswärtigen Macht zu danken hatten, aus dem Königreich verbannen, und zwar, wie er ſorgfältig bemerkte, nicht aus Haß gegen ihre Religion, ſondern wegen ihrer Lehre, die dem Pabſt eine gränzenloſe Macht über alle gekrönte Häupter einraumt. Dieſe Maasregel war eine Triebfeder, die ihn ſeine ganze Regierung hindurch in Bewegung ſezte. Die Catholiken mochten ſonſt glauben, was ihnen beliebte, wenn ſie nur die Oberherrſchaft des Pabſts nicht für einen Glaubensartickel ausgaben. So ſehr er ſich aus dieſer Mäßigung ein ruhiges Regiment verſprach, ſo ſehr wurde er in der Folge der Zeit von der Falſchheit dieſer Maasregel überzeugt, ob er gleich niemals Luſt hatte, dieſen Grundſaz aus den Augen zu verlieren. Den meiſten Catholicken hieß eine ſo eingeſchränkte Duldung ein allzuſparſames Geſchenk, und den Proteſtanten war ſeine Neigung zur catholiſchen Religion nicht auszureden, weil ihm in derſelben nichts, als die Lehre von der Gewalt des Pabſts, anſtößig vorkam. In dieſer Meynung wurden ſie durch die Schritte, welche er zum Vortheil der Catholicken that, noch mehr beſtärkt, wenn ſchon andere ſeinen Eyfer gegen die Presbyterianer für einen Beweis ſeiner Lie-

be gegen die proteſtantiſche Religion ange-ſehen.

Bald darauf wurden die Puritaner in einem Ausſchreiben angehalten, ſich dem Gottesdienſt der engländiſchen Kirche gemäs zu verhalten. Hier bemerkte man die Behutſamkeit nicht, welche der König zuvor gegen die Catholicken beobachtet hatte. Für deren zarte Gewiſſen bezeugte er eine Achtung; aber die Puritaner, die er durchgängig für hartnäckige Leute ausgab, wurden nicht des geringſten Verſchonens gewürdigt.

In verſchiedenen darauf erfolgten Ausſchreiben bemühete ſich der König, um die Liebe ſeines Volks zu gewinnen, einige Mißbräuche, die gegen das Ende der vorigen Regierung zu herrſchen anfiengen, und auf die Unterdrückung der Unterthanen abzwekten, muthig zu unterdrücken. Nur war der darinn enthaltene Befehl, welcher die Jagd bey ſcharfer Strafe unterſagte, nicht nach des Volks Geſchmak eingerichtet. Man kan gar leicht begreifen, daß ein gewiſer Schriftſteller dieſe Regierung mit Grund die Regierung der Ausſchreiben genennt habe. An dem Hof fehlte es nicht, dieſen die Kraft der Geſetze, wenn ſich nur die Richter und das Volk hätten dazu gewöhnen laſſen, beyzulegen.

Nach einem andern Ausſchreiben ſollte der 5te Auguſt in jedem Jahr als ein Dankfeſt gefeyert werden, weil der König im Jahr 1600 von der Verſchwörung der Gawrys, die ihm nach

nach dem Leben getrachtet, wunderbar erret-tet worden. Dieſes Feſt leuchtete nicht allen Engländern ein, theils weil ſich jener Zufall noch in Schottland, und vor ſeiner Erhebung auf den engländiſchen Thron, zugetragen, theils weil Schott- und Engländer ſo kühn waren, zu behaupten, dieſes ſey ein bloſer Vorwand, womit man die wahre Verſchwörung des Königs wider die beyden bey dieſer Gelegenheit umgebrachten Ruthwens oder Gawrys zu verdecken trachte (l).

Den 5ten Merz hielten der König und die Königin ihren Einzug in London, den ſie wegen der Peſt bis auf dieſe Zeit im Anſtand laſſen mußten. Der König, der nichts weniger, als Feyerlichkeiten, ausſtehen konnte, brauchte an dieſem Tag wegen der weitläuftigen Zurüſtungen und wegen des um ihn herumſchwärmenden Volks ein beſonders Maas der Gedult. War gleich die ganze Stadt mit allen Vorſtädten auf das prächtigſte geziert, durch ſieben Triumphbögen auf den Gaſſen wunderbar verſchönert, und mit einer Pracht, damit nichts zu vergleichen iſt, erfüllt; ſo runzelte der König doch ſeine Stirne öfters über den Pöbel, und die Veränderungen, die er theils in ſeinem Zimmer, theils auf der Jagd vornahm, machten an dieſem Tag ſein ganzes Vergnügen aus. Dieſer Geſchmak kam mit der Gemüthsart der Eliſabeth durchaus nicht überein, welche ein herzliches Ver-

(l) *Wilſon* p. 12.

gnügen über das herzudringende und frohlokende Volk empfunden.

Bey dem erſten Parlament, welches er auf den 19ten Merz zuſammen kommen ließ, gab er ohne Zurükhaltung an den Tag, daß der Zwang, in welchem die vorigen Könige durch die Geſetze und Freyheiten des *engländiſchen* Volks geſetzet worden, mit ſeiner Denkungsart nicht übereinſtimme, und daß er ſeinen königlichen Vorrechten, auſſer ſeinem Gutbefinden, keine Schranken geſtatte. In ſeinem dißfalls bekannt gemachten Ausſchreiben verließ er die Bahn ſeiner Vorfahren, erwählte nicht den Weg der Ermahnungen, ſondern des Befehls, und ſezte Bedingungen feſt, ohne deren Erfüllung niemand in das Haus gelaſſen werden ſollte. Das Haus der Gemeinen ſahe, wie leicht zu erachten, den Eingrif in ſein Recht, die Gültigkeit der Erwählung ſeiner eigenen Glieder zu entſcheiden, nicht mit ſchläfrigen Augen an, vornemlich, weil der König Strafen wider diejenigen beſtimmte, welche die in Abſicht auf die Erwählung gemachte Verordnungen verletzen würden.

Nach Eröfnung des Parlaments hielte der König eine ſehr weitläuftige Rede an die beyden Häuſer, in welcher er ſeine Gemüthsart und Anſchläge durch deutliche Züge zu erkennen gegeben.

Die Parlamentsherrn, denen ihre und des Volks Vorrechte und Freyheiten kein Räthſel waren, konnten ſeine Rede ohnmöglich

lich mit dem Beyfall aufnehmen, den er ſich davon verſprochen hatte. Er rühmte, daß er mit ſeinen Nachbarn niemals in einen Krieg verwickelt geweſen, und daß der Friede ihm allenthalben nachfolge. Das lezte war ungewiß, und das erſte kein Wunder, weil er in Schottland niemand, als die Engländer, zu Nachbarn gehabt.

Durch die Vorſtellung der Rechte der beyden Häuſer Lancaſter und York, die er in ſeiner Perſon vereiniget hätte, wollte er die Engländer überreden, er befreye ſie von der Furcht für neuen bürgerlichen Kriegen, die vormals von den Rechten der beyden Häuſer herrührten: allein dieſe Furcht war ein von ihm erdichtetes Geſpenſt, und ſeit Heinrich VIII war ſie glüklich verſchwunden. Jacob I gab ſich vergebliche Mühe, die Vortheile zu zeigen, welche England aus der Verbindung mit Schottland zuwachſen ſollten. Mit den Unterſcheidungen, die er in der Religion angebracht, war keine Religionspartheyen zufrieden. Die Catholicken erlangten nicht ſo viel, als ſie wünſchten: die Puritaner hielten ſeinen Ausſpruch: man dörfe ihre Secte in einer wohlgeordneten Regierung nicht dulden, für eine groſſe Beleidigung, und die Proteſtanten merkten ſeine allzugroſſe Achtung gegen die Catholicken gar bald. Seine Einwilligung in die Geſetze, die zu ſeinem und des Volks Vortheil gegeben worden, ſollte man für eine Dankbefliſſenheit anſehen.

Seine vorgegebene Erkenntlichkeit nicht allzuweit treiben zu laſſen, ermahnte er das Parlament, nur wenige Geſetze auf die Bahn zu bringen. Die Abſicht ſeiner Dankſagung gegen die Engländer, daß ſie ihn als ihren rechtmäßigen König aufgenommen hätten, ließ ſich leicht errathen. Sie hatte nur eine Beziehung auf ihre willige Aufnahm, aber nicht auf die von ihnen angeſtellte Wahl: denn er nannte ſich, vermög ſeiner Geburt, ihren rechtmaßigen König, und erklarte alſo ſtillſchweigend ſeine Verbündlichkeit nur in ſo fern, als ſie keine Widerſezlichkeit gegen ſein unſtreitiges Recht zur engländiſchen Krone geäuſſert hätten. Viele geriethen auf die Gedanken, er habe ſich mit ſeiner langen Rede hauptſächlich bemühet, von dem Parlament die Vereinigung der beyden Königreiche zu erhalten, die Papiſten wider neue Verordnungen gegen ihre Religion in Sicherheit zu ſtellen, und es ſo einzukleiden, daß ſie bey Vollziehung der alten keinen Widerwillen gegen ihn empfinden würden. Wie ſich die Abſichten des Königs nach und nach entwickelten, ſo gieng auch eine von dieſen Muthmaſſungen nach der andern in ihre Erfüllung. Der König erwarb alſo mit ſeinen weitläuftigen Vorſtellungen nichts, als Verdacht und Mißtrauen des Volks gegen ihm, und ein wachſames Augenmerk der Gemeinen auf ſeine Worte und Handlungen; beſonders, weil er ein groſſer Meiſter in der Kunſt war, Ausdrücke

drücke zu erwählen, die eine andere Erklärung und einen ganz entgegen geſezten Verſtand leiden konnten. Dieſes iſt zu richtiger Beurtheilung der Begebenheiten, die ſich unter ſeiner Regierung entdekt, niemals aus der Acht zu laſſen.

Die erſte Arbeit, welche das Parlament hernach vornahm, war eine Verordnung, das Recht des Königs auf die Krone Englands zu beſtätigen. Jacob, der die Rechtmäßigkeit ſeiner königlichen Würde von den Vorzügen ſeiner Geburt herleitete, glaubte dieſe Beſtätigung nicht nöthig zu haben; doch erlaubte ihm die Klugheit nicht, ſie auszuſchlagen. Die beyden Häuſer ſtellten ſich auch dabey, als hätten ſie die Abſicht ſeiner Rede nicht verſtanden, und lieferten die Verordnung, theils ihr bisheriges Recht zu behaupten, theils durch die Unterlaſſung dieſer Vorſicht keine Gelegenheit zu Empörungen zu geben (m).

Das Parlament ließ hernach durch Gevollmächtigte, die es von den beyden Häuſern ernennt, des Königs Vorſchlag zur Vereinigung der beyden Königreiche unterſuchen. Die Engländer, welche die durch Ehrenämter und Schätze an den Schotten bewieſene, oder vielmehr verſchwendete Freygebigkeit des Königs einſahen, begriffen, daß der König darauf umgehe, den Schotten die Reichthümer Englands in die Hände zu ſpielen, hin-

(m) *Wilſon* p. 16.

gegen den Engländern von Schottland keine Vortheile einzuraumen, und daß folglich die Vereinigung beyder Königreiche nicht auf ihre Wohlfahrt angeſehen ſey. Mit dieſer Abneigung wollten die zuſammengetretene Gevollmächtigte des Parlaments die Vortheile und Ungemächlichkeiten, die aus dieſer Vereinigung zu erwarten ſtünden, unterſuchen: dieſe Sache aber wurde durch der meiſten Leute Mißvergnügen, in Abſicht auf die Religion, unterbrochen. Die Catholicken, Presbyterianer und Proteſtanten fiengen nun im Ernſt an, über die obige, theils zweydeutige, theils nachtheilige Ausſprüche des Königs, die ſich auf eine jede Religionsparthey bezogen, mancherley Klagen zu führen. Nur die meiſten Biſchöffe, und eyfrige Anhänger der anglicaniſchen Kirche bezeugten ihre Zufriedenheit, weil der König keine Neigung zu haben ſchien, die Puritaner, denen ſie ſo feind waren, als den eyfrigſten Papiſten, zu unterſtützen. Die Puritaner, gegen welche die Biſchöffe ihren Haß allzuweit trieben, ſahen nicht nur die beſondere Gefälligkeiten, die man den Papiſten erwies, mit Verdruß an, ſondern wurden auch durch die Bemühungen des Königs, der ſich öffentlich als ihren geſchwornen Feind angegeben, ſehr erbittert, und ſcheueten ſich nicht, den König und die Biſchöffe für Anhänger des Pabſts zu erklären. Dieſe Spaltungen dienten den römiſchen Abgeſchikten zu einer erwünſchten Gele-

genheit,

genheit, die Erbitterung beyder Theile auf das weiteſte zu treiben, weil ſie unter den Unruhen des Königreichs ihre Abſichten am leichteſten zu erreichen hoften. Es ſollen damals verſchiedene Jeſuiten, mit Erlaubnis ihrer Obern, den presbyterianiſchen Predigern, oder den Prieſtern der anglicaniſchen Kirche beygetreten ſeyn, und, durch ihre mündlich und ſchriftlich allzuhoch getriebene Sätze beyder Partheyen, den Bruch unheilbar gemacht haben (n).

Inzwiſchen wurde der König durch die wetteyfernde Schmeicheleyen der Schotten und Engländer immer mehr eingeſchläfert, und das Volk ſchenkte ihm lang ſeine Hochachtung, bis dieſe endlich, da man ihn näher kennen lernte, in ein merkliches Abnehmen gerieth.

Ehe das Parlament die Vereinigung beyder Königreiche genehm gehalten, hörte man den Jacob zum König von Grosbritannien ausrufen. Er ließ die Kreuze des heiligen Andreas in die Flaggen der Schiffe zuſammenſetzen, und die ſchottiſche Münze durch ein Ausſchreiben in England gangbar machen, zum deutlichen Beweis, daß er der Sache der Vereinigung einen erwünſchten Ausgang verſpreche. Allein er kannte ſeine Engländer noch nicht recht, und es kamen, zu ſeiner Verwunderung, alle Tage anzügliche Schriften zum Vorſchein, die wider die Schotten, und wider den Anſchlag der Vereinigung beyder Königreiche gerichtet waren.

(n) Annales de Jaques I. Preface.

Der König verdarb es mit den Engländern noch aus einer andern Urſache. Die Gemeinen unterſuchten nach Eröfnung des Parlaments unter andern ſtreitigen Erwählungen eine gedoppelte, die man für die Provinz Buckingham mit zween Rittern, dem Franciſcus Goodwin und Johann Forteſcue getroffen, und entſchieden die Sache zum Vortheil des leztern. Nach drey Tagen erſuchten die Herrn das Haus der Gemeinen um eine Unterredung über die Erwählung Goodwins. Die Gemeinen widerſezten ſich dieſer Unterredung, weil ſie von dieſer Sache niemand Rechenſchaft zu geben hätten. Die Herrn antworteten, der König halte es ſeiner Ehre gemäs, dieſe Sache von neuem unterſuchen zu laſſen. Die Gemeinen, welche darauf dem König durch ihren Sprecher die Gründe ihrer Weigerung anzeigten, erlangten von ihm nichts, als den Befehl, der ihnen ſo wenig, als der vorige, anſtund, dieſer Sache wegen mit den Richtern des Königreichs zu ſprechen. Vergebens überreichten ſie dem Rath ihre ſchriftlich aufgeſezte Gründe, und die Fürbitte der geheimen Räthe war bey dem Könige ebenfalls ohne Würkung angebracht. Das Unterhaus, welches ſich über den erhaltenen unumſchränkten Befehl des Königs, mit den Richtern eine Unterredung anzuſtellen, ſehr verwunderte, wollte die Beſchuldigung nicht auf ſich kommen laſſen, daß es zu einem Bruch mit dem Könige geneigt ſey. Es faßte daher

den Vorſaz, nachzugeben, doch mit dem feſten Entſchluß, auf der getroffenen Verordnung zu beharren. Die Mäßigung des Ritters Fortescue war das dienlichſte Mittel, dem König aus dieſem zweydeutigen Handel mit Ehren heraus zu helfen; denn er bat um die Erwählung eines andern Ritters für die Provinz Buckingham, weil er lieber von ſeinem Recht abſtehen, als zwiſchen dem König und den Gemeinen einen Streit veranlaſſen wollte. Dieſes Mittel wurde von beyden Seiten angenommen, und der König lernte doch daraus einſehen, daß er ſich vergeblich zum Herrn der Erwählungen aufwerfe (o).

Die Gemeinen, welche dergleichen Eingriffe in ihre Freyheit auf die Zukunft abzulehnen ſuchten, fanden für gut, den König bey Gelegenheit einer den 26ſten Junius überreichten Bittſchrift von dem Umfang ihrer Freyheiten näher zu unterrichten: Er aber ſuchte durch Verlängerung des Parlaments Zeit zu gewinnen, den Stolz der Gemeinen nachdrüklich zu demüthigen (p).

Die Staatsbedienten, die wohl wußten, daß die unumſchränkte Gewalt ihnen eben ſo vortheilhaft, als dem Volk ſchädlich ſey, verſäumten indeſſen nicht, des Königs Begierde, ſich unumſchränkt zu machen, immer noch mehr zu beſtärken. Sollten es verſchiedene Schriftſteller nicht getroffen haben, welche die

(o) *Rog. Koke* p. 22.
(p) *ibid.* p. 23.

die Biſchöffe einer gleichen Schmeicheley beſchuldigt; ſo iſt es doch unwiderſprechlich, daß unter der bisherigen Regierung Jacobs verſchiedene Glieder dieſer Geiſtlichkeit bemühet geweſen, dem Volk den Grundſaz von der uneingeſchränkten Herrſchaft des Königs einzuflöſſen, und die leidende Duldung in England ſo weit, als in den unumſchränkteſten Königreichen, auszubreiten (q).

Dem Erzbiſchof von Canterbury, Bancroft, einem der hitzigſten Vertheidiger der königlichen Vorrechte, fiel es beynahe zuerſt ein, die Schranken der Geſetze zu überſchreiten, und Sachen, welche vor des Parlaments Gerichtsbarkeit gehörten, dem Willen des Königs zu unterwerfen. Den Jacob, dem er fünf und zwanzig Beſchwerden der Geiſtlichkeit zur Verbeſſerung überreicht, bat er, den königlichen Gerichten in dieſem Stük eine Mitwürkung zu verſagen. Man will wiſſen, er habe dadurch andern den Weg zu bahnen getrachtet, mit Vorbeygehung des Parlaments den Ausſpruch des Königs zu ſuchen. Zum Glük gab jemand dem Könige Nachricht, er möchte der Bitte des Erzbiſchofs kein Gehör geben, weil die Beſchwerden des Volks jederzeit dem Parlament vorzutragen ſeyen. Die Richter, welche der König um Rath fragte, bekräftigten dieſe Nachricht durch ihre einmüthige Ueberzeugung und Ausſprüche.

Auf

(q) *Rog. Koke* p. 24.

Auf die Nachricht, die Taxis hernach dem König von Spanien von der Geſinnung des engländiſchen Hofs gegeben, mußte der Connetable von Caſtilien nach England gehen, den Frieden daſelbſt zu ſchlieſſen, welcher zu London den 18ten Auguſt unterzeichnet wurde. Vermög der dißfalls feſtgeſezten Bedingungen ſollte keiner von beyden Königen den Feinden, Vaſallen oder Aufrührern des andern einige Hülfe leiſten, und ſie ſprachen ſich von allen Verbindungen und Bündniſſen los, welche ihrem Vergleich zuwider liefen. Jacob weigerte ſich zwar, die der Eliſabeth von den vereinigten Provinzen zum Unterpfand gegebene Städte an Spanien zurük zu geben, verſprach aber doch, zu Wiederherſtellung des Friedens mit dem Erzherzog, den Ständen eine bequeme Zeit zu beſtimmen, und im Weigerungsfall von aller Verbindung mit ihnen frey zu bleiben (r).

Dennoch zog Jacob ſeine Völker nicht aus dem Dienſt der Stände, und ſchrieb ihnen auch zur Herſtellung des Friedens keine beſtimmte Zeit vor.

Nach dieſem Friedensſchluß ließ der König ein Monopolium der Handlung nach Spanien und Italien machen, und verbot allen ſeinen Unterthanen, die von der daſelbſt errichteten Geſellſchaft von Kaufleuten nicht berechtiget wären, einen Handel in dieſe Länder zu treiben. Doch brachte es das Haus der Ge-

(r) *Rog. Koke* p. 24.

Gemeinen, welches dem König den der Handlung dadurch zuwachſenden Schaden vorſtellte, dahin, daß jene Geſellſchaft der ertheilten Vorrechte wieder beraubt, und allen Unterthanen die Handlung nach Spanien und Italien auf das neue eröfnet wurde (s).

In dem rükſtändigen Theil des 1604ten Jahrs trug ſich nichts wichtiges in England zu. Der König lebte von den Schmeicheleyen ſeiner Hofbedienten, und er belohnte ſie für dieſe Nahrung ſeines Hochmuths mit verſchwenderiſchen Ehrentiteln, die man für keine Belohnung der Verdienſte, ſondern der Schmeicheley anſehen mußte.

Endlich wurde die ſchon drey Jahre von den Spaniern belagerte Stadt Oſtende den 20ſten September zum Vergleich genöthiget, die Ueberwinder aber erlangten für ihre groſſe Summen, die ſie darauf verwendet, für den Verluſt einer ungemeinen Anzahl Befehlshaber und Soldaten, nichts, als Ueberbleibſel von Trümmern. Jacob hatte vor dem ſpaniſchen Friedensſchluß Mine gemacht, dieſer Stadt beyzuſtehen; allein nach demſelben war das ſein Hauptgeſchäft, das Band dieſer neuen Freundſchaft mit dem König von Spanien und dem Erzherzog durch eine Geſandtſchaft noch mehr zu befeſtigen. Der Grosadmiral, Graf von Nottingham, trat dieſe im Jahr 1605 im Monat Merz mit einem prächtigen Gefolge an.

Der

(s) *Rog. Koke* p. 27.

Der zu gleicher Zeit nach Brüſſel als Geſandter abgeordnete Graf von Hartford bemerkte hernach auf dem Meer voll Verdruß, daß ſich ein vorbeyfahrendes holländiſches Kriegsſchiff geweigert, die Flagge zu ſtreichen. Dieſen erſten Schimpf, den England von den Holländern erdulden mußte, verachtete Jacob als eine Kleinigkeit, obgleich die Engländer über ſeine Unempfindlichkeit bittere Klagen führten (t).

Die Eyferſucht der Engländer wider die Holländer war eine Kleinigkeit gegen derjenigen, die ſie auf die Schotten, wegen ihrer anſehnlichen vom König erhaltenen Gunſtbezeugungen, zu werfen anfiengen. Dieſe in etwas zu mäßigen, ließ der König den Schotten Douglas, der ſeine Hand und Siegel nachgemacht, und verſchiedenen Fürſten in Teutſchland falſche Briefe von ihm überliefert hatte, ſogleich aufhängen.

Der König, der ſeine erſte Jahre in Schottland voll Armuth und Mißvergnügen zugebracht, genoß, ſeitdem er den engländiſchen Thron beſtiegen, bey Ueberfluß und Ruhe eine erwünſchte Glükſeligkeit. Nun aber ſtund ihm ein gefährlicher Zeitpunkt bevor, in dem es auf nichts geringers, als auf ſeinen und des Parlaments jämmerlichen Untergang angeſehen war.

Die Catholicken, die bisher allen Eyfer angewendet, ihre freye Religionsübung in dem

(t) *Ant. Weldon.* p. 48.

dem Königreich zu erhalten, betrachteten den Unterſcheid, den der König unter ihnen machte, als eine Eintheilung in zwo Secten; davon die eine, welche der Oberherrſchaft des Pabſts entſagen würde, in dem Königreich eine Duldung genieſſen, die andere Parthey aber aus demſelben vertrieben werden ſollte. Bey dieſer Theilung dichteten ſie dem König an, er gehe darauf um, wie Heinrich VIII die Papiſten, die ſich vom Anſehen des Pabſts losriſſen, mit der anglicaniſchen Kirche zu vereinigen.

Dieſes vermeynte Vorhaben des Königs zu hintertreiben, ſchmiedeten einige von dieſen Eyferern einen fürchterlichen Anſchlag, der in der Welt ein ſo groſſes Aufſehen gemacht hat. Ein Edelmann, Namens Catesby, aus der Provinz Northampton, ein Abkömmling des Catesby, der unter der Regierung Eduards V bekannt worden, war der Vornehmſte von dieſen Böſewichtern. Er brachte den Thomas Percy, einen Anverwandten des Grafen von Northumberland, den Johann Graunt, Ambroſius Rokwood, Chriſtoph Wright, Franciſcus Tresham, Guido Fawlks und noch etliche auf ſeine Seite. Von dieſen, mit welchen ſich hernach der Ritter Digby verband, las er fünf Perſonen heraus, mit denen er eine Berathſchlagung über die Mittel anſtellte, durch welche die römiſche Religion in England wieder einzuführen wäre. Percy, einer der

eyfrig-

eyfrigſten, machte ſich anheiſchig, ſeinen Vorſchlag, der auf den Tod des Königs abzwekte, selbſt auszuführen. Catesby, der dieſes Mittel zu Erreichung ihrer Abſicht nicht für hinlänglich anſahe, weil die Kinder des Königs, oder doch Leute vom Adel, den Catholicken eben ſo wenig Gunſt erzeigen würden, brachte ſein ausgedachtes Mittel in den Vorſchlag, durch welches beynahe die vornehmſten Feinde ihrer Religion miteinander in einem Augenblik umgebracht werden ſollten. Dieſes zielte darauf, den Parlamentsſaal, wenn der König, die Herrn und Gemeinen hinein getreten ſeyen, plözlich in die Luft zu ſprengen. Drey Jeſuiten, nemlich Heinrich Garnet, Oſwald Tesmund, und Johann Gerard, welchen die Böſewichte die Billigkeit dieſes Anſchlags zur Unterſuchung übergaben, ſollen die Verſchwörung, weil ſie wider die Ketzer gerichtet ſey, als eine rechtmäßige Sache gebilliget haben. So viel iſt auſſer Streit, daß ſie wegen der Verheelung dieſes leichtfertigen Vorhabens hingerichtet worden, und daß der König hernach in einer bekannt gemachten Vertheidigung angeführt, Garnet habe ſein Vorhaben geſtanden.

Percy, einer von den Edelleuten von der Wache des Königs, miethete im Jahr 1604 im November oder December ein Haus, welches nur durch eine Mauer von dem Saal des Parlaments unterſchieden war. Die Verſchwornen arbeiteten darauf in dem Keller,

durch die dicke Mauer zu brechen, und gewannen Zeit, ihr Werk zu vollenden, weil das Parlament vom 7ten Februar 1605 bis auf den 7ten October aufgeſchoben wurde. Am Anfang des Februars, als die Mauer faſt ganz durchgebrochen geweſen, hörten ſie zu ihrem Schrecken auf der andern Seite einen groſſen Lermen. Guido Fawlks, den ſie für des Percy Bedienten ausgaben, mußte ſich nach der Urſache ihres Schreckens erkundigen, und brachte die Verſicherung zurük, daß das Getös in einem gerad unter dem Saal des Oberhauſes befindlichen Keller entſtanden, der mit feilgebottenen Steinkohlen angefüllet, und nach deren Verkaufung zu vermieten ſey. Percy, der über dieſe günſtige Nachricht frohlokte, kaufte die Kohlen, miethete den Keller, verſchrieb ſechs und dreyſig Tonnen Pulver aus Holland, und ſchafte ſie bey Nacht in dieſen Keller, wo er ſein mörderiſches Geräthe mit Kohlen und Reiſig bedekte.

Nun war die Frage, was alsdann vorzunehmen ſey, wenn alle in dem Parlament befindliche Herrn unter dem Schutt des Hauſes begraben lägen. Des Königs zweyter Sohn, der Herzog von York, und ſeine Schweſter, die Prinzeßin Eliſabeth, die in der Provinz Warwik auf einem Landgut erzogen wurde, kämen auf dieſe Weiſe nicht um, weil ſie dem Parlament nicht beywohnten. Dieſer Zweifel war bald gehoben. Percy, der in des Königs Pallaſt einen freyen Zutritt

hatte, ſollte den Herzog von York umbringen; die andern aber mußten auf ſich nehmen, an eben demſelben Tag, unter einer vorgegebenen Luſtjagd, bey jenem Landgut zuſammen zu kommen, und die Prinzeßin Eliſabeth zu entführen. Nach näherer Verabredung wurden ſie ſchlůßig, die Prinzeßin ſogar zur Kőnigin auszurufen. Sie hatten auch im Sinn, nach glůklich ausgefůhrtem Streich, die Puritaner fůr die Urheber deſſelben auszugeben.

Der neue Aufſchub des Parlaments reizte die Verſchwornen zu der grőſten Ungedult. Unterdeſſen empfand einer von ihnen eine menſchliche Regung, den Lord Mounteagle, einen Sohn des Barons von Morley, von dieſem Trauerſpiel zurůkzuhalten. Er ſtellte einem Bedienten des Lords einen Brief an ſeinen Herrn ohne Unterſchrift zu, worinn er den Lord aus Liebe zu ihm und zu einigen Freunden bittet, er mőchte dem nåchſten Parlament, unter einer erſonnenen Entſchuldigung, nicht beywohnen, weil GOtt und Menſchen vereinigt ſeyen, die Ruchloſigkeit dieſer Zeiten zu beſtrafen. Er ertheilte ihm den Rath, den Ausgang dieſer Sache auf ſeinem Landgut zu erwarten: denn, wenn ſchon kein Anſchein zu einer Bewegung vorhanden ſey, ſo werde man doch in dieſem Parlament einen erſchrőklichen Streich ſehen, ohne zu wiſſen, woher das Uebel komme: die Gefahr werde in eben ſo kurzer Zeit verſchwunden ſeyn, als der Lord brauche, dieſen Brief zu verbrennen.

Der Lord Mounteagle, der dieſen Brief zehen Tage vor der Verſammlung des Parlaments erhielt, und anfangs glaubte, ein munterer Kopf wolle ſich auf ſeine Koſten luſtig machen, überbrachte ihn doch an dem nemlichen Abend dem Staatsſecretair, Grafen von Salisbury. Dieſer las dem König, als er den lezten October von Royſton nach London zurük gekommen, dieſen wunderlichen Brief vor. Nach einiger Ueberlegung ſchloß der König aus den lezten Worten des Briefs ganz wahrſcheinlich, daß das Schießpulver am füglichſten als ein ſolches Drohungsmittel angeſehen werden könne, und man beſchloß, in allen an den Parlamentsſaal angränzenden Kammern und Kellern eine genaue Nachſuchung anzuſtellen. Dieſe blieb aus Klugheit bis auf den vor der Parlamentszeit einfallenden Tag im Anſtand, in der Hofnung, alsdann deſto mehrere verdächtige Anzeigen zu finden. Als der Oberkammerherr, Graf von Suffolk, bey der Nachſuchung in gedachtem Keller die Kohlen und das Reiſig erblikte, und von dem oberſten Kleiderverwahrer vernahm, daß Herr Percy, der denſelben gemiethet, hier vermuthlich ſeinen Vorrath von Feuerwerk auf den Winter verwahre: ſo beobachtete der Graf in einem Winkel des Kellers einen Menſchen, der ſich zu verſtecken ſuchte. Der Graf erhielt auf ſeine Frage: wer dieſer Menſch ſey? die Antwort: er ſey ein Bedienter des Herrn Percy. Des Grafen darauf

mit

mit Fleiß angenommene Nachläßigkeit führte die Verſchwornen auf die Vermuthung, man werde, weil man nichts verdächtiges bemerkt habe, keine weitere Unterſuchung anſtellen, und ſie ſezten ſich in Verfaſſung, am folgenden Tag ihren Anſchlag auszuführen. Der Rath, dem der Graf von Suffolk den erwarteten Bericht abgeſtattet, ließ das Nachſuchen bis gegen Mitternacht im Anſtand, woſelbſt ſich alsdann die Abgeordneten des Fawlks, den ſie dort antrafen, bemächtigten. Nach Hinwegräumung des Holzes und der Kohlen fanden ſie jene sechs und dreyßig Tonnen Pulver. Fawlks, der eine Blendlaterne, Feuerzeug und Lunten bey ſich führte, ſagte ihnen frech, er hätte ſich Zeit gewünſcht, Feuer unter das Pulver zu legen, und ſie, nebſt ihm, umzubringen. In dem auf Befehl des Königs angeſtellten Verhör leugnete er das ganze Vorhaben nicht, und gab noch ſeinen Zorn über dieſen fehlgeſchlagenen Streich zu erkennen. Am Tage darauf verlohr er die erſte Hartnäckigkeit, und führte auf der Folter nebſt ſeinen Mitgenoſſen alles an, was ihm in dieſer Sache beyfiel.

An dem nemlichen Tag wurde dieſes Gerücht in London allgemein: die Verſchwornen kamen durch die Flucht in Sicherheit, und eilten zu ihren Geſellen, die auf die Entführung der Prinzeßin Eliſabeth laureten. Wie dieſe erfuhren, daß ihr Streich mißlungen ſey, ſo waren ſie entſchloſſen, die Catholicken auf-

zuwiegeln, und ſich an ihre Spitze zu ſtellen: doch konnten ſie bey allen Bemühungen nicht über hundert Mann zuſammenbringen.

Dieſe Nachricht lief ſchnell durch die benachbarte Provinzen. Die Scherifs derſelben verfolgten die Verſchwornen mit dem bewafneten Volk, bis ſie endlich in der Grafſchaft Strafford in ein Haus eingeſchloſſen, und zur Uebergabe aufgefordert wurden. Sie rüſteten ſich zur Gegenwehr, und giengen darauf um, mitten durch das bewafnete Volk einen freyen Weg zu ſuchen. Ein Zufall nöthigte ſie, die Thüren zu eröfnen: denn das Feuer, welches ſie aus Unvorſichtigkeit in eine Pulvertonne fallen lieſſen, ſezte ihr Haus in Flammen, und ſchleuderte einen Theil deſſelben in die Luft. Einige, die das Volk ſogleich umringet, wurden getödtet. Catesby, Percy und Winter ſchloſſen ſich mit dem Rücken aneinander an, und wehrten ſich, bis die zwey erſten todt geſchoſſen waren. Den dritten, nebſt dem Digby, Rokwood, Grawnt und Beates nahmen ſie gefangen. Tresham, Robert Winter, ein Bruder des erſten, und Lidleton, die in London zurük blieben, wurden entdekt und gefänglich eingezogen. Man ſchikte die Gefangenen miteinander in den Tour. Im Verhör gaben ſich Winter und Digby für Schuldige an, nur ſagte der lezte, ſein Verbrechen zu vermindern, die Verzweiflung habe ihn dazu bewogen, weil den Catholicken die völlige Duldung nicht bewilliget würde.

Tres-

Tresham, der anfänglich den Jeſuiten Garnet als einen Mitverſchwornen angab, zog hernach ſein Wort zurük; allein Garnet, den man darauf in Verhaft genommen, bekannte, daß er ſich öfters mit ihm beſprochen hätte. Der Graf von Northumberland mußte ebenfalls in den Tour wandern, weil er ſeinen Vetter, den Percy, deſſen Religion ihm doch bekannt war, ohne geleiſteten Eyd unter die Compagnie der Edelleute, denen der König Jahrgelder gab, aufgenommen hatte. Die Sternkammer verurtheilte ihn zu einer Strafe von 30,000 Pfund Sterling, entzog ihm ſeine Bedienungen, und ſprach ihn in das Gefängnis, bis ihn der König freywillig loslaſſen würde.

Den 9ten November hielte der König im Parlament eine weitläuftige Rede, ſprach aber die catholiſche Religion von einer Verſchwörung los, und ſezte jenen abſcheulichen Anſchlag nur auf die Rechnung der ächten Papiſten, wider welche er im Parlament ſchon geredet hatte. Er behauptete, ihre Anzahl ſey ſehr klein; von den andern aber, denen er eine ſo übertriebene Lehre nicht beylegte, ſprach er ſehr vortheilhaft: wider die Puritaner hingegen zog er ſehr heftig los. Die Schmeichler am Hof wußten die groſſe Seele, die Weisheit und Billigkeit des Königs nicht genug zu preiſen; die andern erſtaunten aus einem andern Grund über ſeinen Vortrag,

und das Volk empfand darüber keinen geringen Verdruß.

Der damalige Schrecken der Groſſen, die Sternkammer, welche, des geringſten Verſehens wegen, die Verklagten zum Vortheil des Königs mit ausſchweifenden Geldſtrafen belegte, verdammte den Lord Mordant und Sturton zu viel tauſend Pfund *Sterling*. Sie mußten an der Verſchwörung Theil gehabt haben, ob man gleich keinen andern Beweis, als ihre damalige Entfernung vom Parlament, wider ſie anführen konnte (u).

Die in London befindliche Geſandten von Spanien und des Erzherzogs lieſſen, zu Bezeugung ihrer Freude über des Königs Errettung, Feuer vor ihren Palläſten anzünden, und dem Volk Springbrunnen von Wein laufen; dadurch aber wurde der Engländer Argwohn nicht erſäuft. Es war eine grobe Schmeicheley vom ſpaniſchen König, dem Jacob I durch ſeinen Geſandten zu ſeiner koſtbaren Erhaltung Glük wünſchen zu laſſen. Der Pabſt ſelbſt mußte dem Cardinal Oſſat, als er mit ihm davon redete, in das Angeſicht lachen; denn es iſt unſtreitig, daß kein Hof den Jacob, als er den Thron beſtiegen, eyfriger zu ſtürzen ſuchte, als der ſpaniſche. Ueberdas hatte der Connetable von Caſtilien in England öffentlich geſagt: wenn Jacob den Catholicken die Duldung verweigere, ſo würden gewiſe Leute alles zu unternehmen fähig

(u) *Wilſon* p. 31.

hig ſeyn. Ja, nach entdekter Verſchwörung wollte der Erzherzog dem König einige in die Niederlande geflüchtete Mitgenoſſen nicht ausliefern: den vornehmſten derſelben hatte er ſchon nach Spanien geſchikt, wo man ihn günſtig aufnahm. Doch wurden die Geſandten durch die Ausſagen der Verbrecher nicht beſchuldiget, und der König ſelbſt ſprach durch eine öffentliche Erklärung alle auswärtige Fürſten von der Theilnehmung an jener Frevelthat los.

Im Jahr 1606 wurden den 31ſten Januar acht Verbrecher hingerichtet. Der Jeſuit Oldcorne erfuhr ein gleiches Schikſal, weil er öffentlich behauptet, der unglükliche Ausgang der Verſchwörung mache den Anſchlag derſelben nicht verwerflich. Garnet, der nach den Rechten überführt worden, und ſein Verbrechen eingeſtehen mußte, wurde nach ihm zur Todesſtrafe der Verräther verurtheilt (x).

Nicht lange hernach breitete ſich ein Gerüchte aus, der König ſey zu Ocking durch einen Stich mit dem Meſſer umgebracht worden. Der Schrecken und die Unruhe, die man allgemein darüber empfand, weil man dieſes Unglük als eine Würkung einer neuen Verſchwörung anſahe, dauerte nicht lang: denn nach zwo Stunden wurde man vom Gegentheil überführt, und der König kam noch

(x) Sammlung der Schriften über die Staatsangelegenheiten. 2 Th. p. 206.

an dem nemlichen Tag in London an. Der Geſandte von Spanien beſchenkte, aus Zuneigung zum König, einen mit einer goldenen Kette, der ihn zuverläßig verſicherte, daß das ausgeſprengte Gerücht keinen Grund habe (y).

Inzwiſchen gieng das Parlament ernſtlich darauf um, die Anſchläge der ſich weigernden Papiſten, das iſt, dererjenigen, die des Königs ohnunterwürfige Gewalt nicht erkennen wollten, zu zernichten. Zu dem Ende ſezten die beyden Häuſer ein Formular eines Eyds auf, den alle Unterthanen ohne Ausnahme leiſten ſollten. Dieſen nennte man den Eyd der Allegeance, das iſt, der Unterthänigkeit gegen den König, als einen Oberherrn, der keiner andern Macht auf dem Erdboden unterwürfig ſey. Er iſt von dem Eyd der Supremacie, der unter Heinrich VIII verordnet worden, darinn unterſchieden, daß er ganz allein des Königs Unabhängigkeit vom Pabſt zum Gegenſtand hatte; der andere aber eine Verbindlichkeit auflegte, den König für das höchſte Oberhaupt der Kirche von England zu erkennen (z).

Dieſer Eyd beſchwerte keines Catholicken Gewiſſen, woferne er es nicht vor einen Glaubensartickel hielte, daß der Pabſt über die Könige ein Recht und Macht habe, ſie nach Belieben abzuſetzen. Deswegen unterwarfen ſich die meiſten Catholicken in England, ſogar ihr

(y) *Wilſon* p. 32.
(z) *Rog. Koke* p. 29.

ihr Erzprieſter, Blakwell, demſelben ohne die geringſte Schwierigkeit. Ja, ſie hielten das vom Pabſt Urban VIII vom 22ſten September 1606 an ſie abgelaſſene Schreiben, worinn ihnen die Leiſtung des Eyds unterſagt wurde, für einen von ihren Feinden untergeſchobenen Brief, der erſonnen ſey, ſie zum Ungehorſam zu verleiten. Dem Pabſt ſtund dieſe Auslegung nicht an, und er meldete ihnen im folgenden Jahr, ſie könnten bey Leiſtung dieſes Eyds keine Hofnung zur Seligkeit haben. Eben damals ſezte ſich der Cardinal Bellarmin in einem unter dem Namen Tortus geſchriebenen Buch wider dieſen Eyd, und ermahnte den Erzprieſter Blakwell in einem Schreiben zur Reue, weil er durch Leiſtung deſſelben ein ſchweres Verbrechen begangen hätte. Das veranlaſſete den König zu einer Vertheidigungsſchrift, die er hernach allen chriſtlichen Fürſten zuſchikte, in welcher er ſich wider die Beſchuldigung, er ſey ein Verfolger der Catholicken, vor der ganzen Welt rechtfertigte. Mit Grund führte er in derſelben die viele Würden, die Freygebigkeit und mannigfaltige Gunſtbezeugungen an, welche viele Catholicken von ihm zu rühmen hatten. Er ſprach ſogar die ſich weigernde Catholicken von den Geldſtrafen los, zu denen ſie ſchon durch die Geſetze verdammt waren: ſeine Verzeihung erſtrekte ſich bis auf die gefangene, überführte und verurtheilte Prieſter, die ihm ihre Freyheit zu verdanken haben. Daher

her bewundert und beklagt er die Undankbarkeit des Pabſts, aber auch die Ungerechtigkeit, die er von ihm erfahren mußte (a).

So übereinſtimmend des Königs Ausſprüche mit der Wahrheit erfunden worden, ſo ſehr bedauerten ſeine Unterthanen, daß er nur die falſche Beſchuldigung ſeines Haſſes gegen die Catholicken, aber keine Entſchuldigung wegen ſeiner allzugroſſen Gefälligkeit gegen dieſelben vorgetragen, da er doch die wider die Catholicken gemachte Geſetze an ihnen hätte vollziehen ſollen. Unter andern zeigte der König in ſeiner Vertheidigung dem Cardinal Bellarmin deutlich, daß er in ſeinem Buch den Eyd der Allegeance und den Eyd der Supremacie untereinander werfe, und zu erkennen gebe, daß er nicht einmal die Streitfrage verſtehe. Nach der Verordnung des Parlaments, welche darauf gemacht wurde, ſollte in Zukunft der 5te November als ein Feſt- und Danktag für jene gnädige Errettung gefeyert werden; und das hat man in der Folge der Zeit beſtändig beobachtet (b).

Das Unterhaus, von welchem unter jenen betrübten Umſtänden die Streitigkeiten mit dem König nicht fortgeſezt werden konnten, war auch jetzo geneigt, ſie zu unterdrücken, und bewilligte vielmehr dem König eines der gröſten Hülfgelder, die jemals ſeinen Vorfahren auch in der gröſten Noth des Reichs zugeſtanden

(a) Jacobs I Vertheidigung. S. 252.
(b) *Wilſon* p. 33.

ſtanden worden, ob er gleich damals im Schatten des Friedens ſaß, und zu nichts, als zu Bereicherung ſeiner Lieblinge, Geld brauchte.

Dieſes Geld hätte dem König niemals erwünſchter, als damals, zugedacht werden können; denn ſein Schwager, der König von Dännemark, beſuchte ihn und die Königin, ſeine Schweſter. Nicht lang hernach ſtattete ihm der Prinz von Vaudemont, des Herzogs von Lothringen dritter Sohn, nebſt ſieben Grafen, zehn Barons, vierzig Edelleuten und hundert und zwanzig Bedienten, auf fünfzehn Tage einen koſtbaren Beſuch ab. Das waren nur zwo Viſiten, aber ſie lieſſen ihm nicht viel von ſeinem anſehnlichen Parlamentsgeſchenk übrig.

In dem den 18ten November wieder angefangenen Parlament ſollte der allgemeine Sachwalter, Baco, die Vereinigung beyder Königreiche auf das neue in den Vorſchlag bringen, und mit den ſtärkſten Gründen unterſtützen. Er fand aber bey ſeiner groſſen Beredſamkeit im Hauſe der Gemeinen Leute, die ihm eben ſo ſtarke Gründe entgegen ſezten, welche von der Ungleichheit beyder Königreiche und ihrer verſchiedenen Reichthümer, von ihren unterſchiedlichen Geſetzen, und von dem beſtändigen Bündniß Schottlands mit Frankreich hergenommen waren. Der ſtärkſte Grund, wider welchen die Geſchiklichkeit eines Baco nichts auszurichten vermochte, war die Eyferſucht der Engländer.

Der

Der König erfuhr kaum, daß ihm das Parlament nicht günſtig ſpreche, als er den beyden Häuſern, die er nach Whitehall kommen laſſen, die Nothwendigkeit dieſer Vereinigung aus dem gemeinſchaftlichen Nutzen vorſtellte. Bald redete er gelind, bald mit einem drohenden Ton, und gab es als etwas der Natur zuwider laufendes an, daß Leute, die unter einer Herrſchaft ſtünden, nicht in einer genauen Vereinigung lebten. Er mochte aber vorbringen, was er wollte, ſo wurde die Vereinigung verworfen.

Von dieſer Zeit an äuſſerte er einen ſtarken Widerwillen gegen die Parlamente; aber das Volk fieng jetzo auch an, ſeiner überdrüßſig zu werden, zumal, wenn man ſeinen überflüßigen Aufwand mit der guten Wirthſchaft der Eliſabeth in Vergleichung brachte, und von dem erſten nur ſeine Lieblinge bereichert ſahe.

Im Anfang des Jahrs 1607 ſchikten der Erzherzog und die Infantin, ſeine Gemahlin, den Vater Ney, Provincial von dem Orden des heiligen Franciſcus, nach Holland, den Ständen der vereinigten Provinzen den Frieden vorzuſchlagen. Der Prinz Mauritius ſagte ihm ohne Zurükhaltung, wenn man die vereinigte Provinzen nicht für ein ohnunterwürfiges Volk erkenne, ſo ſey nicht an den Frieden zu denken. Der Mönch mußte nach Brüſſel zurük gehen, und holte eine vom Erzherzog und der Infantin unterzeichnete Schrift,

Schrift, womit die Stände zufrieden waren, wann der König von Spanien ſeinen Beyfall dazu geben würde. Die Vermittlung, welche hernach Heinrich IV anbot, wurde von den Ständen angenommen. Weil ſie aber fürchteten, ſie möchten dem König Jacob eine Eyferſucht einflöſſen, wenn ſich Frankreich mit dieſer Sache allein abgebe; ſo ertheilten ſie ihm nähere Nachricht von der ganzen Sache, und erſuchten ihn um Rath und Beyſtand. Inzwiſchen kam freylich die Genehmhaltung des Königs von Spanien an; allein die darinn enthaltene zweydeutige und verfängliche Ausdrücke ſpielten dieſe Unterhandlung in das Weite hinaus.

Im Jahr 1608 folgte Robert Cecil, Graf von Salisbury, dem ſchnell geſtorbenen Thomas Sakwil, Grafen von Dorſet und Grosſchazmeiſter, in ſeinem Amt nach. Der neue Grosſchazmeiſter war ein Herr von durchdringendem Geiſt, welcher die Fehler ſeines Leibes durch ſeinen Verſtand reichlich zu erſetzen wußte (c).

Der König, dem die Sparſamkeit nicht natürlich war, mußte auf allerhand Mittel denken, Gelder an ſich zu ziehen. Das neue, welches erſonnen worden, wollte man nicht ungenuzt aus den Händen laſſen. Die Engländer, die bisher die Tücher nicht zu färben und zuzurichten wußten, mußten ſie weiß nach Holland ſchicken, alsdenn wurden ſie gefärbt wieder

(c) *Wilſon* p. 43.

wieder nach England verkauft. Ein engländiſcher Kaufmann zeigte nun dem König den groſſen Vortheil, den er ziehen könnte, wenn die Tücher im Königreich zugerichtet würden. Der Kaufmann erhielt vom König ohne Anſtand, doch um keinen wohlfeilen Preiß, einen offenen Brief, der ihm das Recht einraumte, ſie, mit Ausſchlieſſung aller andern, *zu färben* und zuzubereiten. Der König konnte kaum die Verſchickung der weiſſen Tücher in auswärtige Länder durch ein Ausſchreiben verbieten, als die Holländer die Einfuhr der in England zu färbenden Tücher zu hindern ſuchten. Der Kaufmann konnte nun keine groſſe Anzahl färben laſſen, weil der Verkauf nur in England möglich war; daher wurde der König durch das Murren der müßigen Wollenarbeiter gezwungen, die Ausfuhr der weiſſen Tücher zu erlauben; und dieſer Handel blieb auf den vorigen Fuß eingerichtet (d).

Ferner ließ der König, nachdem er den Verkauf der ſeit kurzem in England entdekten Alaune allein an ſich gezogen, allen Ausländern das Fiſchen an den grosbrittanniſchen Küſten unterſagen. Dieſe Freyheit zu erhalten, machten ſich die Holländer anheiſchig, ihm alle Jahr eine gewiſe Summe zu bezahlen; welchen Vergleich ſie hernach wider den Willen des Königs behaupteten, indem die Fiſcher durch holländiſche Kriegsſchiffe eine hinlängliche Beſchützung bekamen. Der friedliebende

(d) *Rog. Koke* p. 36.

liebende Jacob ſahe dieſes für keinen hinläng-
lichen Grund an, mit Holland zu brechen.

Der Erzbiſchof Bancroft, der die Puri-
taner durch fortgeſezte Kränkungen zum Ueber-
gang zur engländiſchen Kirche zwingen wollte,
brachte eine groſſe Menge von ihnen zum Ent-
ſchluß, nach Virginien zu ziehen. Es wären
ihnen weit mehrere nachgefolgt, wenn ſie nicht
der König, der dieſe Secte in America nicht
allzumächtig werden laſſen wollte, durch ein
Ausſchreiben daran gehindert hätte.

War gleich die in dem Haag des Friedens
wegen fortgeſezte Unterhandlung wichtig genug;
ſo ſchien der König doch nicht viel Theil daran
zu nehmen. Nichts deſto weniger ſchloß er
mit den Ständen zween Vergleiche. Der er-
ſte betraf die Bezahlung ſeiner Forderung;
der andere enthielt ein Bündniß, welches erſt
nach dem mit Spanien geſchloſſenen Frieden
gültig ſeyn ſollte.

Die Undeutlichkeit, die der König von
Spanien, in Abſicht der Freyheit der Stän-
de, vorwalten ließ, war eine Hauptſchwierig-
keit bey dieſer Friedensunterhandlung. Die
Stände erfuhren auch, daß der ſpaniſche Hof
in der Zeit dieſes Geſchäfts den König von
England zu gewinnen trachte, und kamen dar-
über in eine deſto gröſſere Verlegenheit, weil
Jacob ſie bey allen Gelegenheiten für Aufrüh-
rer erklärte.

Da die engländiſche Geſandten zu die-
ſem Vergleich wenig Luſt bezeugten; ſo bewieß

der Präſident Jeannin, den Heinrich IV nach dem Haag geſchikt, deſto mehr Eyfer; doch wußte er die Parthehen nicht zur Einwilligung zum Frieden zu bringen.

Seinem anhaltenden Fleis iſt es zuzuſchreiben, daß er nach vieler Widerſezlichkeit von den vereinigten Provinzen, Zeeland ausgenommen, einen Stillſtand herausbrachte.

Jacob trug bey dieſer Sache nicht viel Ehre davon, weil er alles Frankreich anheim ſtellte, und, wenn man Jeannins Briefen Glauben beymißt, nicht mit Aufrichtigkeit zu Werke gieng.

Endlich wurde den 9ten April im Jahr 1609, als ſich die Provinz Zeeland auf die Seite der andern Provinzen ſchlug, zu Antwerpen ein Stillſtand von zwölf Jahren unterzeichnet. In dieſem erkannte ſie der König von Spanien und der Erzherzog für eine ohnunterwürfige Macht.

Die von den Ständen erlangte Vortheile erwekten dem Jacob kein Vergnügen, weil er ſie für ein nachtheiliges Beyſpiel wider die höchſte Gewalt der Könige angeſehen. Dieſe verrieth er in dem nemlichen Jahr durch die Erlaubniß, die er ertheilte, zwey Bücher zu drucken und auszuſtreuen, welche die unumſchränkte Herrſchaft auf die übertriebenſte Weiſe behaupteten. Er bekräftigte ſeine Geſinnungen durch den Einhalt, welchen er dem Parlament gethan, als es darauf befliſſen war, die Verfaſſer derſelben ſcharf zu beſtrafen.

Des

Des Königs Aufführung wollte den Engländern durchaus nicht mehr anſtehen. Die Ausſchreiben vermehrten ſich zum Nachtheil des Parlaments; die Spöttereyen der Hofbedienten über die Freyheiten des Volks nahmen überhand; die zunehmende Achtung des Königs für die Catholicken, die er bey allen Gelegenheiten unterſtützte, zu den wichtigſten Bedienungen, und ſelbſt in das Miniſterium zog, flößten ihnen den Argwohn ein, man ſchmiede wider die proteſtantiſche Religion gefährliche Anſchläge. Die Staatsbedienten, denen dieſe Geſinnungen nicht unbekannt blieben, glaubten mit Grund, daß im Parlament, welches nächſtens verſammlet werden ſollte, viele Schwierigkeiten zum Vorſchein kommen würden. Ihre Beſorgniß gieng auch in die Erfüllung. Denn als der König durch den Grafen von Salisbury ſeine Noth vorſtellen, und um Geld anhalten ließ, mit dem Zuſatz, er wolle, zu einem Zeichen ſeiner beſondern Zuneigung, ſeinen älteſten Sohn, den Prinz Heinrich, während des Parlaments zum Prinzen von Wallis ernennen: ſo traten Abgeordnete in dem Hauſe der Gemeinen wider den Grafen auf, die ſich öffentlich über die Verſchwendung des Königs und über ſeine ausſchweifende Freygebigkeit gegen die Schottländer beſchwerten (e). Sie ſagten ferner, alles Geld in England ſey zu Befriedigung des Geizes derſelben nicht hinlänglich; ſeit der

(e) *Wilſon* p. 43.

Ankunft des Königs in England werde das Geld zu Edimburg ſo gemein, wie die Steine, und es ſcheine, daß ſich alle Reichthümer Englands in derſelben Gegend als in einem Abgrund verlieren wollten. Andere nahmen das Wort auf, und klagten, der König untergrabe die Freyheiten der Unterthanen durch unrechtmäßige Anforderungen; er gedenke, die bürgerlichen Geſetze der römiſchen Kayſer an die Stelle des gemeinen Rechts einzuführen, und laſſe ſich an ſeiner Tafel ſelbſt alſo vernehmen.

Die hohe Commißion, die im Königreich eine Art von Religions- und Staatsinquiſition verwaltete, in Abgeordneten des Königs beſtund, und in ſeinem Namen die Supremacie ausübte, vergaß unter Jacob I die Mäßigung, welche die Engländer von ihr erwarteten. Sie vollzog die Befehle des Königs gegen die Puritaner auf die ſtrengſte Weiſe, und hielte ſie, nach den Grundſätzen des Königs, für Leute, die ſich wider die monarchiſche Beherrſchung des Reichs auflehnten, weil ſie der Hierarchie in der Kirche nicht günſtig waren. Ja, wer das Herz hatte, über die unumſchränkte Gewalt gegenſeitige Anmerkungen zu machen, und die Freyheiten des Volks zu erheben, von dem glaubte die hohe Commißion, er ſey mit puritaniſchen Grundſätzen angeſtekt. Man verwechſelte alſo mit Fleis den Puritaniſmus in der Religion und den im gemeinen Weſen, damit die hohe Com-

Commißion in beyden Fällen ihre Gewalt ausüben könnte. Das war der Grund von den Klagen, welche das Unterhaus ſo eyfrig über dieſelbe angeſtellt (f).

Der König erfuhr die im Parlament über ihn gefällte Urtheile, und wollte beyden Häuſern, die er nach Whitehall beſtellet, ihre falſche Beſchuldigung vorhalten; gab aber zugleich durch deutliche Ausdrücke zu verſtehen, daß er nicht aus Mangel des Vermögens, ſondern wegen ſeiner Billigkeit nicht unumſchränkt regiere. Er behauptete, die Könige könnten, ohne von jemand auf der Welt gerichtet zu werden, geringe Dinge erheben, und hohe erniedrigen, und ein Schachſpiel vorſtellen, worinn ein Bauer einen Springer wegnehme. Wilſon macht bey dieſem Gleichnis die Anmerkung, der König habe die Gelegenheit verſäumt, die Königin mit einem Bauern zu ſchlagen, oder dem König Schach zu bieten. Den Streit der Unterthanen über den Umfang der Macht des Königs nennte er einen Aufruhr und eine Peſt des Reichs, entſchuldigte ſich aber auch wegen der Reden, die ihm bey der Tafel wider das gemeine Recht entfahren ſeyen (g).

Darauf gab er den Gemeinen Vorſchriften, nach welchen ſie die ihnen überreichte Beſchwerden annehmen oder verwerfen ſollten.

(f) *Wilſon* p. 46.
(g) *id.* p. 49.

Nach der erſten ſollten ſie ſich auf keine Weiſe in die weſentliche Stücke der Regierung miſchen, weil das eine Sache für den König ſey, der ſein Handwerk dreyßig Jahre in Schottland getrieben.

Zweytens ſollten ſie das, was von ſeinen Vorfahren auf ihn gebracht ſey, für keine Beſchwerde anſehen.

Drittens verlangte er von ihnen, durch die Geſetze eingeführte Dinge nicht als Beſchwerden vorzuſtellen. Endlich machte er den Beſchluß ſeiner Vorſtellung mit einer Bitte um eine ſeiner Noth gemäſe Hülfe.

Die Grundſätze von der monarchiſchen Regierungsart, die er in ſeiner Rede mit eingeflochten, fielen ſo deutlich in die Augen, daß man keinen Ausleger dabey zu Rath ziehen durfte. Stellten ſich gleich die Gemeinen, als wenn ſie den Verſtand ſeiner Worte nicht erreicht hätten; ſo waren ſie doch ſchlůßig, ſeinen Abſichten mit allen Kräften zu widerſtehen. Es war noch nicht Zeit, ihre Gedanken an den Tag zu legen: daher nahmen ſie ihre Zuflucht zur Verſtellung, und bewilligten ihm ein Hůlfgeld, wiewohl ein geringeres, als er erwartet hatte.

Der König bekam bald drey koſtbare Hofhaltungen zu verſorgen: denn vor Aufhebung des Parlaments machte er ſeinen älteſten Sohn, Heinrich, zum Prinzen von Wallis, der ſeinen Hof zu St. James, wie die Königin

nigin den ihrigen in dem Pallaſt Sommer-ſet hielte (h).

Dem Prinzen von Wallis legen alle Geſchichtſchreiber ein gemeinſchaftliches Lob bey. Die Grundſätze der Billigkeit, Gerechtigkeit und Grosmuth erwarben ihm damals, ob er gleich erſt ſechzehn Jahre alt war, bey den Engländern eine ſo groſſe Hochachtung, daß der König ſeine Eyferſucht darüber nicht verbergen konnte. Jacob I ſelbſt ſoll nicht viel Zeit auf die Regierungsgeſchäften gewendet, und die ordentlichen Staatsſachen, aus Liebe zu den Wiſſenſchaften und der Jagd, ſeinen Bedienten überlaſſen haben.

Als im Jahr 1610 den 14ten May Heinrich IV mitten in ſeiner Hauptſtadt in ſeinem Wagen von dem Ravaillac ermordet wurde, der Mörder aber ſeine Frevelthat einem Grundſaz der römiſchen Kirche zuſchrieb: ſo verwieß Jacob durch ein Ausſchreiben alle Jeſuiten aus ſeinem Königreich, und befahl den ſich weigernden Papiſten, vom Hof auf zehn Meilen entfernt zu bleiben (i).

Jacob, der ſich nicht an den Verdacht gekehrt, den man auf den ſpaniſchen Hof geworfen, daß er nemlich den Tod des Königs in Frankreich befördert habe, gab ſeinem Geſandten, dem Ritter Carl Cornwallis, Befehl zu einer Unterhandlung, welche die Vermählung des Prinzen von Wallis mit

(h) *Wilſon* p. 52.
(i) *id.* p. 51.

des Königs von Spanien älteſter Tochter betraf.

Dem Richard Bancroft, Erzbiſchof von Canterbury, einem heftigen Verfolger der Puritaner, der um dieſe Zeit geſtorben, folgte Georg Abbot, ein Mann von ganz anderer Gemüthsart, in der Würde nach. Es ſchikte ſich nicht für ihn, dieſe Leute zu verfolgen, und den Grundſätzen des Königs, in Abſicht auf die Regierung, blindlings beyzupflichten: deswegen hielt man ihn für einen heimlichen Puritaner (k).

Im Jahr 1612 verlohr der König den Grafen von Salisbury durch den Tod, einen Mann, der die Angelegenheiten des Königreichs kannte, und die übrige Staatsbedienten im Zaum zu halten wußte. Seine Kunſt, dem König nachtheilige Entſchlieſſungen auszureden, war zum Wunder groß. Der Graf von Suffolk, dem hernach das Grosſchazmeiſteramt zu Theil worden, kam ihm an Fähigkeit und Liebe zur Billigkeit bey weitem nicht gleich.

Die groſſe Ruhe, in welcher ſich der König befand, veranlaſſete ihn um dieſe Zeit, den Leichnam der Königin, ſeiner Mutter, von Peterborrogwh nach Weſtmünſter bringen, und in der Kapelle Heinrichs VII beyſetzen zu laſſen.

Friedrichs V, Churfürſten von der Pfalz, Ankunft in England, machte ein groſſes Aufſehen.

(k) *Wilſon* p. 53.

ſehen. So gros aber die Freude war, die ſeine Vermählung mit des Königs Tochter, der Prinzeßin Eliſabeth, verurſachte; ſo allgemein war der Schrecken, der ſich der Herzen der Engländer bemächtiget, als der Prinz von Wallis den 12ten November, einen Monat nach des Churfürſten Ankunft, in dem achtzehnten Jahr ſeines Alters ſtarb (l).

Wilſon (m), Koke (n) und andere Geſchichtſchreiber wiſſen den Ruhm dieſes Prinzen nicht genug zu erheben. Nach ihrem gleichſtimmigen Zeugniß gehörte er unter die vollkommenſte Prinzen in ganz Europa. Sein Vater und der Hof haben es ihrem Beyſpiel nicht zuzurechnen, daß er niemals einigen Schwur ausgeſprochen. Keuſchheit, Mäßigkeit, Gottesfurcht und Redlichkeit ſtunden bey ihm in einer ſchweſterlichen Verbindung. Rechtſchaffene Leute waren ſeine Geſellſchaft; die aber nicht für ſolche galten, durften an ſeinem Hof wenig Gnade erwarten. Weil ſein Geiſt erhaben und mit grosmüthigen Begriffen angefüllt war; ſo bewieß er gegen Kleinigkeiten eine ſo groſſe Abneigung, als ſein Vater darein verliebt war: denn kein Fürſt war jemals von einem ſchönen Anſehen, prächtigen Kleidern, und andern blendenden Eigenſchaften, die bey ihm als Verdienſte galten, ſo ſehr eingenommen, als dieſer König

(l) *Wilſon* p. 72.
(m) p. 62.
(n) p. 6 & 36.

nig (o). Oefters ließ der Prinz eine Neigung zur Vereinigung der Puritaner und engländiſchen Kirche blicken: er wurde auch, weil es ſeine Sanftmuth und Freundlichkeit nicht erlaubte, ſich gegen die erſten trotzig zu beweiſen, von vielen des Puritaniſmus beſchuldigt. Sein edler Stolz, der ohne ein gezwungenes Weſen aus ſeinem Bezeugen hervorleuchtete, und ſeine Liebe zu allen Kriegsübungen, erwarben ihm die Hochachtung des ganzen Königreichs. Sein Vater, der ſeine Eyferſucht über dieſen Beyfall nicht verbarg, ſoll einmal gefragt haben, ob ihn ſein Sohn vor ſeinem Tode begraben wolle? Einige Geſchichtſchreiber, welche nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, der König habe den Prinzen mit Gift hinrichten laſſen, bleiben uns zuverläßige Beweiſe von ihrer Ausſage ſchuldig. Selbſt diejenige, die auf Jacob I am heftigſten erbittert waren, liefern nichts, als argwöhniſche Muthmaſſungen und Züge ihres boshaften Herzens (p).

Viele Arzneygelehrte und Wundärzte, die ſeinen Leib geöfnet, bezeugten mit einem Eyd, daß nicht das geringſte Merkmal von Gift vorhanden ſey. Doch durfte es Jacob eben ſo gar übel nicht nehmen, daß man jenen Argwohn auf ihn geworfen. Er hätte das Verbot, über den verſtorbnen Prinzen die Trauer anzulegen, nicht ſollen ausgehen laſſen: denn ſein

(o) Clarendon Th. I. S. 9.

(p) *Wilſon* p. 62.

ſein Prinz war würdig, auch von ihm ſchmerzlich betrauert zu werden, und die Luſtbarkeiten, die er zur Vermählung ſeiner Tochter veranſtaltet, hätten aus einem edlern Grund, als aus dem Wohlſtand, einige Wochen länger im Anſtand bleiben ſollen (q).

Einige Tage darauf wurde der Churfürſt von der Pfalz und der Prinz Moriz, Statthalter von Holland, in dem Capitel von dem Orden des Hoſenbandes zu Rittern erwählt, und den 7ten Februar, der eine zu Windſor, der andere in dem Haag feyerlich eingekleidet.

Das Beylager der Prinzeßin, welches im Jahr 1613 den 14ten Februar gehalten wurde, verlangte eine Pracht, welche von den Kräften des Königs nicht zu erwarten ſtund. Daher erſuchte er, nach dem alten Gebrauch, bey der Vermählung ſeiner älteſten Tochter die Unterthanen um Beyhülfe. Es weigerte ſich niemand, ſeinen gehörigen Beytrag zu thun, obgleich dieſer Gebrauch über hundert Jahre aus der Uebung gekommen. Der König durfte gar wohl dafür danken; denn dieſe Auflage trug ihm 20,000 Pfund Sterling ein. London gab überdas den Neuvermählten ein prächtiges Gaſtmal, und beſchenkte die Churfürſtin mit einem koſtbaren Halsband von Perlen (r).

Auf die den 28ſten April geſchehene Abreiſe des Churfürſten und ſeiner Gemahlin wurde

es

(q) *Wilſon* p. 63.
(r) *id.* p. 64. *Rog. Koke* p. 43.

es am Hof etwas ruhiger; doch geſchahe zu gleicher Zeit an demſelben ein heimlicher Auftritt, der erſt nach zwey Jahren ſeine Endſchaft erreichte. Derſelbige betrift die Trennung der Ehe des Grafen von Eſſex, die zweyte Vermählung der Gräfin, ſeiner Gemahlin, mit dem Vicomte von Rocheſter, und den gewaltſamen Tod des Ritters Overbury.

Robert Cecil, Graf von Salisbury, der eines von den vornehmſten Werkzeugen geweſen, den Untergang des verſtorbenen Grafen von Eſſex zu befördern, fürchtete ſich für deſſelben Sohn nicht, weil dieſer erſt neun Jahr alt war. Inzwiſchen mußte doch Cecil beſorgen, der König möchte ihn, wegen ſeiner bekannten Zuneigung zu dem verſtorbenen Grafen, die Strafe für ſeine Ränke empfinden laſſen. Dieſem Uebel vorzubeugen, trat er mit dem Hauſe Howard durch die Vermählung ſeines Sohns mit der älteſten Tochter des Grafen von Suffolk in Vereinigung. Der junge Graf von Eſſex, der den Untergang ſeines Vaters bald hätte rächen können, wuchs ziemlich heran, und Cecil hatte nun Zeit, ſeine Sachen mit ihm in das Reine zu bringen; daher ſuchte er ſeine Ausſöhnung durch die Vermählung dieſes jungen Herrn mit der zweyten Tochter des Grafen von Suffolk zu befeſtigen. Aus dieſem Bündniß zog er für ſich ſchon Vortheile, und wurde überdas durch die Vereinigung der Häuſer Howard, Eſſex und Cecil bey dem König, der ihnen die gröſte Gewogenheit

heit zugedacht hatte, beſonders beliebt. Der junge Graf von Eſſex war fünfzehn, und ſeine Braut, die Franciſca Howard, dreyzehn Jahre alt, als ihre Vermählung im Jahr 1606 geſchah. Die Anverwandten, welche für rathſam hielten, den Grafen nach Frankreich und Teutſchland reiſen zu laſſen, bis die Vermählten mehrere Jahre auf ſich brächten, ſahen erſt im Jahr 1610 den Grafen wieder in England. Er fand ſeine Gräfin als eine Schönheit, die alles Frauenzimmer am Hof verdunkelte, aber auch durch übermäßige Lobeserhebungen von ihren Verdienſten ſehr ſtark eingenommen war. Sein Schrecken wurde ſehr gros, als er ſahe, daß ſie ſeine zärtliche Zuneigung mit lauter Widerwillen belohne: denn ſie fand täglich neue Gründe, die Vollziehung der Ehe aufzuſchieben (s).

Robert Carr, ein junger ſchottländiſcher Edelmann, wurde um dieſe Zeit kaum ſo glüklich, des Königs Liebling zu heiſſen, als er ſich auch des Herzens dieſer jungen Gräfin bemächtigte, ob ſie es gleich nicht wagte, ihm ihre Leidenſchaft ohne Umſchweif zu entdecken. Dieſe Neigung für den Carr, den der König zum Vicomte von Rocheſter gemacht, war die Urſache, warum die Gräfin auf das fortgeſezte Verlangen des Grafen von Eſſex die Ehe nicht vollziehen wollte. Er, der bisher alle Mittel vergebens angewendet, dieſe Entſchlieſſung von ihr zu erhalten, ſuchte ſie endlich durch

(s) *Wilſon* p. 66 u. f.

durch ſeinen Schwiegervater, den Grafen von Suffolk, zu gewinnen. Auch bey ihrem Vater bat ſie noch um einen kurzen Aufſchub, den ſie zu Erfindung der Mittel anwendete, von dem Grafen von Eſſex wiederum getrennet zu werden, wenn ſie auch genöthiget worden wäre, die Vermählung mit ihm zu vollziehen. Hatte ſie ſchon dem Vicomte von Rocheſter ihre Leidenſchaft noch nicht kund gemacht; ſo traute ſie doch ihren Reizungen den Sieg über ihn zu, und glaubte, durch das groſſe Anſehen des Vicomte und der Grafen von Suffolk und Northampton ihre Abſicht zu erreichen, ſo bald der Liebling geneigt ſey, ſie zur Gemahlin zu erwählen.

Nach vielen niederträchtigen Mitteln, die ſie bisher angewendet, fand der Widerſtand gegen den Befehl ihres Vaters keinen Plaz mehr. Die Ehe wurde vollzogen; allein der Graf von Eſſex blieb der unglükliche, wie zuvor. Weil er einſahe, daß der Aufenthalt am Hof ſein Unglük eher vergröſſere, als vermindere; ſo führte er ſeine Gemahlin mit ſich auf ein Landgut, das hundert Meilen von London entfernt lag. Doch was half ihn dieſes Mittel? Die Gräfin, die ihr Herz in London zurükgelaſſen, ſchlos ſich auf dem Landgut beſtändig in ein Zimmer ein, und brachte ihre Zeit entweder aus Verdruß, oder aus Staatsklugheit, mit Stillſchweigen und melancholiſchen Reden zu. Dieſe finſtere Lebensart ſezte ſie fort, bis ihr Gemahl genöthiget

war,

war, ſie wieder nach London zu führen und der vorigen Freyheit zu überlaſſen, ob er gleich den Grund ihrer auſſerordentlichen Aufführung lieber nicht wiſſen, als durch mühſames Nachforſchen in Erfahrung bringen wollte.

Sobald die Gräfin an den Hof zurükkam, entdekte ſie dem Vicomte, was ſie für ihn empfand. Er, der ihr zuvor auch nicht gram geweſen, nahm ihre Erklärung mit Beyfall auf, und ſpielte den Liebhaber nach und nach ſo merklich, daß alle Hofbedienten von dieſem Liebeshandel Nachricht bekamen. Der Graf von Eſſex faßte den Entſchluß, eine Frau, die ſeiner Liebe ſo unwürdig war, grosmüthig zu verachten.

Wie der Vicomte von Rocheſter das Herz des Königs beherrſchte; ſo hatte er auch ſelbſt den Ritter Thomas Overbury zum Liebling, dem er ſich völlig überlies. Dieſem eröfnete er ſeine Abſicht, die Gräfin zu heurathen, in der Hofnung, ſein Vorhaben durch ihn ausgeführt zu ſehen. Aber, an ſtatt dem Vicomte in dieſer Sache behülflich zu ſeyn, ſuchte er ihm die Unanſtändigkeit und Unbilligkeit ſeiner Aufführung begreiflich zu machen. Er verſicherte ihn, daß er auf dieſem Weg in Gefahr laufe, in ſein Verderben zu gerathen, und ſtellte ihm vor, daß ein verheyrathetes Frauenzimmer, die unverſchämt und pflichtlos genug ſey, ſich in die Arme eines andern zu werfen, ſeine Achtung nicht verdiene, und daß der Schandflek, welchen dieſe Frau ihrem Namen

ſchon

ſchon angehängt habe, nothwendig an ihm hangen bleiben würde. (t) Der Vicomte mußte alle Politik zu Hülfe rufen, ſeinen Groll gegen dem Overbury zu verbergen, theilte ihm aber doch, in der Hofnung, ihn in Zukunft auf ſeine Seite ziehen zu können, ſeine übrige Angelegenheiten mit. Die Gräfin unterlies aus Zorn über die Antwort des Overbury nicht, ihren Liebhaber zur Rache aufzuhetzen; zumal, da ſie fürchtete, derſelbige möchte darauf umgehen, ihren Anſchlag rükgängig zu machen. Wozu iſt ein blinder Liebhaber nicht fähig! Der Vicomte verſprach ohne Anſtand, ſeinen Freund ihrer Rachbegierde aufzuopfern. Einem, dem man ein ſo wichtiges Geheimniß anvertraut, ſchlechterdings den Abſchied zu geben, wäre der Klugheit zuwiderlaufend und ſehr gefährlich geweſen. Aus dieſem Grund mußte er ſeines Freundes durch einen Staatsſtreich los zu werden bemühet ſeyn. Die Argliſt, die einem aufgebrachten Liebhaber nichts fremdes iſt, bewog ihn, dem König unter allerhand Vorſpieglungen die Entfernung des Overbury nothwendig zu machen. Jacob war bald geſtimmt, den Ritter als einen Geſandten nach Frankreich, Flandern oder Moſcau zu ſchicken. Der Vicomte eröfnete dem Overbury dieſen Anſchlag des Königs aus einem falſchen Vertrauen, und rieth ihm an, dieſe Bedienung auszuſchlagen, unter dem Zuſaz, er wolle den König, wenn er da-

(t) *Rog. Koke* p. 35.

darüber ungehalten werden ſollte, in wenigen Tagen zu beſänftigen befliſſen ſeyn. Overbury kam in die Falle, die man ihm geſtellt hatte, indem er ſich die aufgetragene Bedienung demüthig abbat. Der Vicomte ſtellte darauf dem König die Unverſchämtheit dieſes Ritters vor, der ſich auch gegen Gnadenbezeugungen widerſpenſtig anſtelle, und trieb es ſo weit, daß man ihn in den Tour ſchikte. In dieſem brachte man ihm, weil ſich die gewaltſame Ermordung wegen des Aufſehers ſo leicht nicht bewerkſtelligen lies, Gift bey.

Indeſſen ſuchte die Gräfin von Eſſex ihres Gemahls los zu werden, und nahm ihre Zuflucht zu einer Bittſchrift, die ſie dem König überreichte. Vermuthlich hat es der Vicomte an einer Verkleinerung des Grafen und an der Fürbitte für die Gräfin nicht fehlen laſſen. Der Erzbiſchoff von Canterbury führte Gründe an, aus welchen dieſe Scheidung nicht zuläßig ſey; der König aber antwortete ſelbſt darauf, und warf dem Erzbiſchoff puritaniſche Grundſätze vor. Hingegen ſprach Bilſon, der Biſchoff von Wincheſter, für die Nichtigkeit jener Ehe, und erwarb dadurch ſeinem Sohn den Namen eines Ritters, den man hernach aus Spott den Ritter Nullität Bilſon nennte. Die Richter, denen der ſchlechte Ruf der Gräfin kein Geheimniß war, erlangten bey dieſer Sache wenig Ehre. (u)

Die-

(u) Annales von Jacob I. p. 3. Sammlung der

Dieſes Urtheil wurde bekannt, der Vicomte hielt öffentlich um dieſes Frauenzimmer an, und bekam an ihr bald ſeine Gemahlin; ja der König machte ſeinen Liebling ſogar zum Grafen von Sommerſet. Die Ehe wurde einen Monat darauf ſo feyerlich vollzogen, als wenn ſich ein Prinz des Königs vermählt hätte. (x)

Während dieſer Zeit ſchmachtete Overbury im Gefängniß, und damit er dem Vicomte nicht länger zur Laſt leben möchte, mußte ihm ein Apothekerjung ein vergiftetes Clyſtier ſetzen, welches mit ſeinem Leben auch ſeiner Furcht ein Ende machte. Man beerdigte ihn ſchnell ohne Gepränge, und ſtreute ein Gerücht aus, er ſey, weil er an der unreinen Krankheit geſtorben, nicht länger aufzuhalten geweſen. (y)

Der Graf von Sommerſet ſahe zwar die Vertilgung des Overbury gern, allein ſeine wenige Erfahrung in Staatsgeſchäften nöthigte ihn, eine andere Unterſtützung an dem Grafen von Northampton zu ſuchen. So gewis aber Overbury ein Wächter für die Ehre ſeines Vicomte war; ſo nachdrüklich wendete ſein Nachfolger alle Macht zum Vortheil der Römiſchcatholiſchen an. (z) Das war nichts als eine Fortſetzung ſeiner vorigen Bemühungen, die Anzahl der Papiſten im Kö-

nig-

Verordnungen unter der Regierung Jacobs Th. 3. S. 475.

(x) Rog. *Koke* p. 42. (y) *Wilſon* p. 73. *Weldon* p. 74. (z) *Wilſon* p. 74.

nigreich zu vermehren und zu ſchützen. Der Erzbiſchoff von Canterbury fieng einen von ihm an den Cardinal Bellarmin eigenhändig geſchriebenen Brief auf, in welchem er gemeldet, er ſey im Herzen ein Papiſt; er bekenne ſich nur dem König zu gefallen zur proteſtantiſchen Religion, und ſey bereit, die Catholiken ſtets durch Proben von ſeiner Gewogenheit zu überführen. Die darauf geſchehene Vorwürfe des Königs nöthigten ihn, ein Landgut zu erwählen, auf dem er nicht lang hernach ſein Leben geendigt. (a)

Die Puritaner konnten ſeither ſo wenig, als zuvor, auf des Königs Gnade Staat machen; die Papiſten hingegen genoſſen eine Gunſtbezeugung des Hofs nach der andern. Die erſte hieſſen ſchelmiſche Puritaner, und wenn ſie in den engländiſchen Pflanzorten in America Ruhe ſuchten; ſo verwehrte man ihnen das Abreiſen, aus Furcht, jene möchten Pflanzſchulen den Nonconformiſten abgeben, oder die zurükgebliebene ſahen ſich gezwungen, für ihre Brüder, die fortgezogen waren, hinlängliche Bürgſchaft zu leiſten. (b)

Das Parlament wurde beynahe ſchon vier Jahre nicht mehr verſammelt: der König vermied alſo die Gelegenheit, die Beſchwerden des Unterhauſes zu hören, und ſammlete ſich mit Vorbeygehung des Parlaments durch ſeine unbedungene Befehle einmal über das an-

(a) *Wilſon* p. 77. Rog. *Koke* p. 74.
(b) *Wilſon* p. 74. Nachrichten von Jacob I. p. 7.

dere Geld von dem Volk. Dieſes wußte ſein Murren in keine Gränzen mehr einzuſchlieſſen, weil er zu der gewohnten übermäßigen Verſchwendung einen unerſchöpflichen Schaz vonnöthen hatte. Zum Unglük brachte er durch die ausſchweifende Wohlthaten, dafür ihm einzle Dank ſchuldig waren, das ganze Volk wider ſich auf, welches die geforderten Gelder für eben ſo viele Beſchwerden ausgab, ohne bey ſeinen Urtheilen den Zorn des Königs zu fürchten. Doch blieb er in dem Munde ſeiner Schmeichler der Salomo des Jahrhunderts. (c)

Seine erſchöpfte Käſten wieder anzufüllen, kam er auf den Einfall, den ſchon der verſtorbene Graf von Saliſbury gehabt, Ritter Baronnets zu ernennen, die einen Körper vom Mitteladel zwiſchen den Barons und ordentlichen Rittern ausmachten. (d) Für dieſe Ehre, die er in den Geſchlechtern erblich machte, ſollte ein jeder neue Ritter zwey tauſend Pfund Sterling in den Schaz des Königs liefern. Das Nachforſchen und die Geldbegierde führten ihn noch auf mancherley Mittel, von allerhand Ehrenſtellen und Würden Vortheile einzuernden. (e)

Bey aller Einſammlung machte ihn doch ſein Mangel geneigt, in die Bitte des Grafen von Sommerſet und ſeines Schwiegervaters, des Grosſchazmeiſters, die auf die Verſammlung

(c) *Wilſon* p. 76.

(d) Nachrichten von Jacob I. p. 8.

(e) Rog. *Koke* p. 33.

lung eines Parlaments gerichtet war, zu willigen. (f)

Dieſes, welches auf den 1ſten April berufen wurde, und vom König Erlaubniß erhielt, die Beſchwerden des Volks zu unterſuchen, ſo bald man ihm eine ſeiner Noth gemäſe Beyhülfe verwilliget hätte, kehrte die vorgeſchriebene Ordnung um, und bezeugte Luſt, mit den Beſchwerden den Anfang zu machen. (g)

Das Haus drang auf die Urſachen, warum die Zahl der ſich weigernden Papiſten, die doch nach den bey Gelegenheit der Pulververſchwörung verordneten Geſetzen eine merkliche Verminderung hätte leiden ſollen, noch täglich anwachſe, und entdekte zwo derſelben. Die erſte iſt die Vergünſtigung des Königs, papiſtiſche Herrn in ſeinen Rath aufzunehmen, und die zweyte hat ihre Beziehung auf die Unterhandlungen in auswärtigen Ländern, um die engländiſche Prinzen mit papiſtiſchen Prinzeſſinen zu vermählen.

Nach dieſem wurden die zum Nachtheil der Handlung zugeſtandene Monopolien, und ohne Einwilligung des Parlaments eingetriebene Geldſteuren gemuſtert. Man überreichte auch dem König eine Bittſchrift, er möchte dieſen Beſchwerden abhelfen, und den Schottländern die Verſorgung in England verſagen.

(f) *Wilſon* p. 77.

(g) Rog. *Koke* p. 43.

Der König, dem es nicht möglich war, ſolche Einwendungen und Vorſchriften zu ertragen, endigte ſogleich das Parlament, und befahl zur gröſten Kränkung der Vorrechte des Unterhauſes, einige Glieder deſſelben, die ihre Gedanken offenherzig angezeigt, in das Gefängniß zu werfen. (h)

Nachdem der König auf die Vermählung ſeiner Tochter, der Churfürſtin, beynahe hundert tauſend Pfund Sterling verwendet, und dadurch ſeine Käſten erſchöpft worden; (i) ſann er zu Beſtreitung ſeines Aufwands auf auſſerordentliche Mittel. Unter dieſen gefiel ihm das freywillige Geſchenk, welches Eduard IV erfunden, und das Parlament unter der Regierung Heinrichs VIII erneuert hatte. (k)

Zu dem Ende ertheilte er den Sherifs des Königreichs den Befehl, allen Privatleuten in ihrem Gebiet ein freywilliges Geſchenk, und zwar nach dem Verhältniß ihres Vermögens, abzufordern. Viele aber, welche ſahen, daß auf dieſe Weiſe der Freyheit der Unterthanen nichts übrig bleibe, und die Folgen dieſes ſogenannten Geſchenks leicht zu beſtimmen wußten, widerſezten ſich nicht nur an ihrem Theil, ſondern machten es auch zu ihrer Pflicht, andern die Auszahlung dieſes Geldes abzurathen.

Die

(h) *Wilſon* p. 77. Rog. *Koke* p. 48.
(i) Nachrichten von Jacob I. p. 9.
(k) *Wilſon* p. 78. Nachrichten von Jacob I. p. 10. *Rog. Koke* p. 43.

Die damals eingetriebene Summe kam dem Jacob, der abermals einen Beſuch von dem König in Dännemark bekam, ſehr wohl zu ſtatten. Dieſem folgte ein von dem Zaar abgeſchikter Geſandter aus Moſcau, an dem Jacob zwiſchen ſeinem Herrn und dem König von Schweden einen Mittler zu ſuchen.

Der Graf von Sommerſet, der bisher das Herz des Königs in ſeiner Gewalt hatte, konnte ſich dieſer Gnade nicht lang mehr rühmen: denn die Königin gab ihre Eyferſucht darüber zu verſtehen, entweder weil ſie den ſchnellen Tod des Prinzen Heinrichs auf ſeine Rechnung geſchrieben, oder weil er der Königin nicht genug Ehrerbietung erzeigt. (l) Um ihn deſto eher zu Grund zu richten, brachte ſie den beſtändigen Staatsſecretair Winwood auf ihre Seite. Dieſer verband ſich mit der Königin deſto williger, weil ihm der Graf alles, bis auf ſeinen Titel, geraubt hatte.

Ein Zufall, der dem König auf ſeiner gewöhnlichen Winterreiſe im Jahr 1615 zu Cambridge begegnete, half die Geſinnungen der Königin unterſtützen. Dort erblikte der König in dem Luſtſpiel, das ihm zu Ehren angeſtellt wurde, und das gemeine Recht von England lächerlich machte, einen jungen Edelmann aus einem alten Hauſe in der Provinz Leiceſter, Namens Georg Villers, an dem Jacob alle Reizungen eines Lieblings nach ſeinem Geſchmak beobachtete. Die Grafen von

(l) *Wilſon* p. 79. *Weldon* p. 93.

Pembrook und von Bedford, welche Mittel ſuchten, den Sommerſet aus dem Sattel zu heben, hatten den Villers, dem ſie die Ehre eines Lieblings gönneten, mit äuſſerlichen Reizungen verſehen, die jederzeit das Herz des Königs zu gewinnen pflegten. Bey dieſem erreichten ſie auch ihre Abſicht: denn Jacob warf gewogene Blicke auf ihn, und war entſchloſſen, ihn bey ſich zu behalten, und nebſt dem Sommerſet ſeine Gunſt genieſſen zu laſſen. Villers erhielt eine Mundſchenkenbedienung und einen hinlänglichen Unterricht ſeines Verhaltens. Erwekte ihm gleich Sommerſet, als Oberkammerherr, viel Verdruß; ſo blieb er doch bey ſeiner Mäßigung, und erholte ſich bey der Gnade des Königs.

Seitdem beſchäftigten ſich die Feinde Sommerſets, ihn zu ſtürzen, indem ſie den Villers mit beſtändigen Lobeserhebungen gegen den König überhäuften. Dieſe wirkten deſto gewißer auf das Herz des Königs, je bekannter es iſt, daß Jacob ſchon angefangen hatte, aus Mangel ſeiner vorigen Lebhaftigkeit, welcher ſeit ſeiner Vermählung mit der Gräfin von Eſſex offenbar wurde, und allem Anſehen nach den Grund in dem Tode des Overbury enthielt, ſeiner Perſon überdrüßig zu werden. Sommerſet machte ſich auch dadurch bey dem König gehäßig, daß nun der Eigennuz, ein Laſter, welches der Gemüthsart Jacobs am meiſten zuwider lief, einen von ſeinen herrſchenden Grundſätzen vorſtellte. Jacob,

cob, welcher nur wartete, bis ihm die Königin den Villers empfehlen würde, erreichte endlich nach vielem Widerſtand (m) ſeine Abſicht, machte ihn mit dem Degen, den der Prinz Carl trug, zum Ritter, und ließ ihn als ſeinen Kammerherrn in Eyd nehmen. Sommerſet bat den König auf die Nachricht, die er davon erhalten, dem Villers weiter nichts, als den Rang eines Grooms oder adelichen Bedienten einzuräumen. Nichtsdeſtoweniger vollendete die Königin ihr Werk, und Villers bekleidete bald die ihm anfänglich vom König zugedachte Stelle. Jacob, der ſich nicht entſchlieſſen wollte, dem Sommerſet ſeinen Abſchied zu geben, ſtiftete durch dieſe Unentſchloſſenheit zwo Partheyen an ſeinem Hof. Einige Hofleute hielten ſich an den Sommerſet, andere an den Villers, nachdem einer von der Furcht, oder von der Hofnung beherrſchet wurde; doch zog Villers durch ſein grosmüthiges Bezeugen täglich eine gröſſere Zahl Anhänger auf ſeine Seite.

Sommerſet konnte aus vielen Merkmalen ſchlieſſen, daß der König ihm ſeine Gnade täglich mehr entziehe. Der Streich, den er dem Overbury mitgeſpielt, beunruhigte ſein Gemüth, wenigſtens aus Furcht, ſeine Mordthat möchte dem König angezeigt werden. Zu Befreyung von der Gefahr, die ihm auf eine ſo ſchröckliche Nachricht drohen mußte, ſahe er ſich eine Gelegenheit aus, dem König zu Fuß

(m) Rushwort p. 498 u. f. *Rog. Koke* p. 100.

zu fallen, und ihn um eine allgemeine Verzeihung ſeiner begangenen Fehler wegen demüthigſt anzuflehen. (n) Der König, der noch Gnade genug für ihn übrig hatte, bewilligte ihm ſeine Bitte, und befahl auf der Stelle, ihm eine weitläuftige Verzeihung auszufertigen. Der Verfaſſer dieſer Urkunde ſezte entweder aus Unwiſſenheit, oder aus Bosheit: dem Sommerſet ſeyen nicht nur die begangene Felonien, Verrätherenen und Mordthaten, ſondern auch diejenige verziehen, die er noch begehen würde. Der König hat dieſe Urkunde vermuthlich nicht durchgeleſen, weil er ſie ohne Anſtand unterzeichnete. Der Kanzler konnte es von ſeinem Gewiſſen nicht erhalten, das Siegel darunter zu drucken, und die Gründe, die er bey dem Könige angeführt, wurden von Jacob als gültig angeſehen. Wie leicht wäre es geweſen, dem Sommerſet eine eingeſchränkte Verzeihung zuzuſtellen! Es wurde aber nichts mehr davon geſprochen, entweder weil die Königin es nicht zugeſtanden, oder weil Sommerſet die wichtige Urſache, die ihn zu jener Bitte bewog, anzuführen Bedenken getragen, oder auch, weil die lezten Lebensumſtände des Overbury dem König eröfnet worden. (o)

Hatte der König bisher keine zuverläßige Nachricht von der Todesart des Overbury; ſo erhielt er bald durch einen unvermutheten

Weg

(n) *Wilſon* p. 80.
(o) *Rog. Koke* p. 48.

Weg hinlängliche Wiſſenſchaft davon. Der Ritter Trumball, des Königs Geſandter zu Brüſſel, erfuhr von ſeinen Bedienten, daß der Apotheckerjung, Reeve, welcher das vergiftete Clyſtier zubereiten helfen, und hernach in die Niederlande gekommen, kürzlich entweder aus Uebereilung, oder aus andern Urſachen zu ihnen geſagt habe, die Mittel, die den Overbury getödtet hätten, und andere Umſtände ſeyen ihm bekannt genug. (p) Trumball, dem Reeve hernach alles, was er zu wiſſen verlangt, eingeſtanden, ſäumte nicht, dem König die erhaltene Nachricht umſtändlich zu ertheilen.

Die Ungemächlichkeiten, welche der Hof bisher wegen der Streitigkeiten und Anhänger der beyden Lieblinge auszuſtehen gehabt, waren dem König nicht länger erträglich. Er hielte es für das dienlichſte Mittel, die Einigkeit wieder herzuſtellen, wenn Villers den erſten Schritt dazu thäte, und bey dem Sommerſet in einem Beſuch um ſeine Gewogenheit anhielte. Durch Vermittlung des Ritters May ließ ſich Villers nach langem Zureden gefallen, den Sommerſet zu beſuchen, und ihm, nebſt der Verſicherung von ſeiner Ehrfurcht, ſeine treue Dienſte anzubieten. Sommerſet antwortete ihm trotzig, er wolle ihm bey der nächſten Gelegenheit aus Gewogenheit den Hals brechen, und das ſey eine Sache, deren er ſich verſichert halten könne.

(p) *Weldon* p. 94.

Dieſe Unbeſonnenheit erwarb ihm weder Ehre, noch Vortheil; doch bezeugte der König zu Royſton, wohin er ſich begeben hatte, keinen Unwillen gegen ihm, befahl aber einige Tage hernach dem Ritter Eduard Cook, erſtem Richter des Königreichs, in einem Schreiben, er ſolle einen Befehl unterzeichnen, den Grafen von Sommerſet, ſeine Gemahlin, den Aufſeher über den Tour, den Ritter Ellwys und andere gefänglich einzuziehen; der König hatte eben den Sommerſet umarmet, und ihm zärtlich geſagt: wenn werde ich euch wieder ſehen, Sommerſet? als der nach Royſton zurükgekommene Beamte dem Grafen den Befehl überreichte. Dieſer las ihn, und ſchrye, man habe niemals einen Pair des Königreichs ſo beſchimpft, ihn in des Königs Gegenwart in Verhaft zu nehmen. (q) Der König, der ſich darüber, als über eine ganz fremde Sache verwunderte, ſagte endlich lächlend: mein Freund! wenn mich der Richter ſelbſt fordern lieſſe; ſo würde ich kommen müſſen. (r) Unter der Begleitung bat ihn der König, er möchte bald wieder kommen, weil er ohne ihn nicht leben könne. Sommerſet aber war kaum in ſeinen Wagen geſtiegen, als der König in Gegenwart einiger Perſonen, die es hernach wieder erzählten, geſagt: gehe, der Teufel ſey mit dir; ich werde dein Geſicht nicht wieder ſehen.

Eine

(q) *Wilſon* p. 81. *Rog. Koke* p. 49.

(r) *Weldon* p. 102.

Eine ſo übertriebene Verſtellung ſchikt ſich gar nicht für die Würde eines Königs: allein er fand einen Geſchmak an ſolchen Streichen.

Sommerſet wurde in den Tour geſezt, und ſeine Gemahlin war nebſt andern Mitſchuldigen ſchon vor ihm in Verhaft genommen. Der Richter Cook, der an dem nemlichen Tag nach Royſton gieng, erhielte vom König nicht nur die Nachricht, die ihn Trumball wiſſen laſſen, ſondern auch den Befehl, dieſe Sache ſcharf zu unterſuchen. Er ſchlos mit den Worten: der Fluch GOttes falle auf euch und auf die eurigen, wenn ihr der Schuldigen ſchonet; und auf mich ſelbſt und meine Nachkommen, wenn ich einem einigen verzeihe!

Cook hat, wie einige behaupten, ſeinen Befehl nur allzugenau befolget, und aus Unvorſichtigkeit die Anzeigen bekannt gemacht, die er in Sommerſets Papieren angetroffen, daß er Theil an dem Tode des Prinzen Heinrichs habe. Dieſer Richter ſoll auch einmal unter dem Verhör eines Beſchuldigten ausgerufen haben: ach, was iſt aus dem Prinzen Heinrich worden! jedoch, ich weiß etwas ‥ Er brach ſchnell ab, und man glaubte, er habe von dem Tode des Prinzen etwas herausgebracht.

Will man dem Ritter Antonius Weldon, (s) dem Verfaſſer der Stachelſchrift: der Hof und die Gemüthsart des Königs Ja-

(s) p. 115 ſeqq.

Jacobs, Glauben beymeſſen; ſo ließ der König den Grafen von Sommerſet verſichern, er ſolle nicht hingerichtet werden. Daher trat dieſer getroſt vor Gericht, und redete einen ganzen Tag zu ſeiner Vertheidigung, bis man ihm, als einem der Ermordung des Overbury Schuldigen, das Todesurtheil ſprach. Nach dem Bericht dieſes Schriftſtellers äuſſerte der König an demſelbigen Tag eine fürchterliche Unruhe, aus Beyſorge, Sommerſet möchte zu Rettung ſeines Lebens Geheimniſſe offenbaren, an deren Verbergung dem König ſehr viel gelegen war. Dieſe Schrift mag viel wahres enthalten, indeſſen fehlt eben doch dieſer Nachricht ein tauglicher Beweis. Es iſt vielmehr glaublich, daß der König den Sommerſet dem Richter nicht übergeben, und dem Cook keine ſcharfe Unterſuchung ſo nachdrüklich anbefohlen hätte, wenn die Auſſage des Grafen vermögend geweſen wäre, etwas zu ſeiner Kränkung beyzutragen.

Die Gräſin von Sommerſet wurde darauf ebenfalls den Richtern vorgeſtellt. Sie konnte ſich mit nichts, als mit Strömen von Thränen vertheidigen, und wurde nebſt ihrem Gemahl zum Tod verdammt. Der König ſchenkte ihnen oft erneuerte Friſt, und im Jahr 1621 Freyheit, auf einem Landgut zu wohnen, und im Jahr 1624, ohngefehr vier Monate vor des Königs Tod, ſo gar auch Verzeihungsbriefe. Der König gab ſich nach Sommerſets Verdammung ſehr nahe zu erkennen, indem

dem er ihm vier tauſend Pfund Sterling jährlichen Einkommens an liegenden Gründen einräumte. Dieſes Geſchenk; Cooks aus Unvorſichtigkeit ausgeſprochene Worte vom Prinzen Heinrich; die Verzeihung, die der König dem Sommerſet bewilliget, ob er gleich ſich und ſeine Nachkommen dem Fluch übergeben hatte, wenn er einem Schuldigen verzeihen würde, und andere Umſtände, kamen den Feinden Jacobs wohl zu ſtatten, ihn, beſonders in Beziehung auf den Prinzen Heinrich, eines Verbrechens zu beſchuldigen. Doch, man kan, alles das zuſammen genommen, nichts als Muthmaſſungen herausbringen, welche viel von ihrer Stärke verlieren, wenn man bedenkt, daß die beſtändigen Widerſprüche der Schriftſteller, die von Jacob I geſchrieben, die Entdeckung der reinen Wahrheit ſehr ſchwer machen. Einige hatten ſich vorgenommen, ſeine Eigenſchaften und Sitten auf der häßlichſten Seite zu betrachten und verächtlich vorzuſtellen: andere, die ihn mit Gewalt als den Salomo des Jahrhunderts angeſehen wiſſen wollten, konnten keine andere, als eine lebhafte Schilderung ſeiner königlichen Vorzüge liefern. Daher läugnet der eine Theil gewiſe Begebenheiten, die der andere getroſt zum Grund legt; und einige gehen bey beſondern Umſtänden mit Stillſchweigen vorbey, an welchen andere ihre Kräften und Beredſamkeit verſchwendet haben.

Ehe wir den Grafen und die Gräfin von der Schaubühne abtreten laſſen, müſſen wir melden, daß ihre feurige Liebe, die ſie zu den verabſcheuungswürdigſten Handlungen verleitet, zulezt ganz erkaltet, und in einen bittern Haß ausgeartet ſey. Da ſie lange in einem Hauſe beyſammen lebten, ohne einander zu ſehen, oder zu ſprechen; ſo brachte endlich eine ausserordentliche Krankheit die Gräfin um das Leben. (t) Sommerſet aber erlebte noch die Vermählung ſeiner Tochter mit dem Herzog von Bedford, welcher den nachmaligen Lord Ruſſel, der unter Carls II Regierung enthauptet worden, mit ihr gezeuget.

Noch ehe die Mitſchuldigen an dem Tod des Overbury verurtheilt wurden, ſtarb Arbelle Stuart, die mit dem König Geſchwiſterkind war, den 16ten September 1615 in dem Tour. Geſchichtſchreiber, die wider den Jacob aufgebracht waren, gründeten ihr Urtheil, ſie werde mit Gift hingerichtet worden ſeyn, auf das boshafte Gerücht, man habe am Anfang dieſer Regierung die Arbelle auf den engländiſchen Thron zu ſetzen geſucht. Allein, da ſie als eine Tochter Carl Stuarts nur weit entfernte Anſprüche auf die Kronen von England und Schottland hatte, zu welchen Jacob nicht als ein ſtuartiſcher Zweig, von ſeinem Vater her gerechnet, ſondern nach dem Recht der Königin Maria, ſeiner Mutter, mit welcher Arbelle in einem ſehr entfernten

(t) *Wilſon* p. 38. *Rog. Koke* p. 51.

ten Grad der Verwandſchaft ſtund, gelanget war; ſo hätte der König einen Argwohn, zu welchem kein wahrer Grund vorhanden geweſen, in eine Raſerey verwandeln müſſen, wenn er für nöthig befunden hätte, die Arbelle, als eine vermeynte Nebenbuhlerin des Reichs, durch Gift aus dem Weg zu räumen. Ihre ohne Vorwiſſen des Königs mit Wilhelm Seymour, einem Enkel des Grafen von Hartford, geſchloſſene Heyrath iſt die wahre Urſache, die den König bewog, ſie beyde in den Tour zu ſetzen. Aus dieſem entflohen ſie, in der Abſicht, nach Frankreich zu gehen. Seymour erlangte die Freyheit glüklich, Arbelle aber zauderte zu lang, ward auf das neue gefangen genommen, und in den Tour gebracht, worinn ſie auch ſtarb (u).

Villers, der nun ſeinen beſchwerlichen Nebenbuhler nicht mehr um ſich ſehen durfte, folgte anfänglich, wie Sommerſet, der Führung weiſer und erfahrner Leute, bis er mit der Zeit der geſchikteſte Mann des Königreichs zu ſeyn glaubte. Die Bemühung, Sommerſets Anhängern den Abſchied auszuwirken, und die Bedienungen mit ſeinen eigenen Freunden zu beſetzen, war ſein erſtes Geſchäft. Dieſes müßte man einige Jahre lang bey Hof das Wichtigſte nennen, wenn nicht der König auf das neue ſein königliches Vorrecht behauptet, und auſſerordentliche Mittel aufgeſucht

(u) Nachrichten von Jacob I. S. 17.

geſucht hätte, ohne das Parlament Geld zu erhalten.

Im Jahr 1616 entſtund in Anſehung des erſten Stüks zwiſchen dem König und den Richtern des Königreichs ein ſehr hitziger Streit. Jacob, der auf den Gedanken kam, ein erledigtes Biſtum als eine Commende zu vergeben, veranlaßte in dem Gerichtshof des gemeinen Rechts eine Unterſuchung: ob der König ein Biſtum zur Commende geben könne, und ob die Commenden ohne dringende Noth zuzulaſſen ſeyen? Die Richter konnten ſich bey der Entſcheidung dieſes ſchweren Falls kaum an die andern Richter wenden, ihre Meynung zu vernehmen, als der König ihnen aus Royſton melden ließ, die Entſcheidung dieſer Sache müſſe bis auf ſeine Zurükkunft im Anſtand bleiben (x). Die Richter entdekten nichts deſto weniger bey ihrer neuen Verſammlung ihre Gedanken darüber, und zeigten in einer unterzeichneten Schrift einmüthig an, ihr abgelegter Eyd ſpreche ſie von der Verbindlichkeit loß, dem König in einem ſolchen Fall zu gehorchen. Der König wurde darüber empfindlich, und ſchrieb ihnen: ſo wenig er den Lauf der Gerechtigkeit zu hindern verlange; ſo wenig verſtatte er unter dieſem Vorwand einen Eingrif in ſein königliches Vorrecht: es ſeye niemand berechtigt, über dieſes zu ſtreiten oder zu vernünfteln. Er fügte hinzu, der von dem Eyd hergenommene Grund

(x) Nachrichten von Jacob I. S. 17.

Grund habe ſeine Richtigkeit; die Könige, ſeine Vorfahren, aber hätten dieſen Eyd nur deswegen verordnet, das ungeſtümme Anhalten der Fürſprecher einzuſchränken, nicht aber, den Richtern die Entſcheidung ſolcher Sachen zu überlaſſen, die nach dem Vorrecht der Crone feſt geſezt werden müßten. Er beſchloß mit einem ausdrüklichen Befehl, bie Entſcheidung aufzuſchieben, bis ſie ihn ſelbſt zu Rath gezogen hätten. Aus dieſem Schreiben, in welchem der König Grundſätze anführte, die weder von den Richtern, noch von den meiſten Engländern zugegeben werden konnten, war leicht zu erſehen, daß der König Luſt habe, ein neues, bisher in England ganz unbekanntes Recht einzuführen.

Der König gab den Richtern nach ſeiner Ankunft in London nicht nur einen ſcharfen Verweiß, ſondern ſagte ihnen auch mit einem gebieteriſchen Ton, daß ſie durch keinen Grund vom Gehorſam gegen ihn freyzuſprechen ſeyen. Des Königs zornige Art zu reden ſezte die Richter in Schrecken, und reizte ſie zum Nachgeben. Nur der ſtandhafte Cook fuhr fort, zu behaupten, daß ſie durch Uebertrettung des Befehls Sr. Majeſtät keinen Fehler begangen, weil ſein Befehl den Geſetzen zuwider laufe. Bey dieſer Freymüthigkeit konnte er dem Zorn Jacobs nicht lange ausweichen (y). Cook, der den Groscanzler, Lord Ellesmere, bey der Sternkammer

(y) *Wilſon* p. 94. *Rog. Koke* p. 54.

mer angeklagt, wurde vor dem Rath beſchuldigt, 1) er habe den Groscanzler unbefugt angegriffen; 2) dem König eine Urkunde hinterhalten, nach welcher der Canzler Hatton dem König zwölf tauſend Pfund Sterling ſchuldig ſey; 3) am Hofe den König beſchuldigt, er bemühe ſich, das gemeine Recht abzuſchaffen; 4) in der Sache der Commenden unverſchämt gehandelt. Der König entſezte ihn ſeiner Bedienung ohne weitern Umſchweif, und ſpielte ſie dem Montaigu in die Hände. Dieſer Cook ſchrieb ein vortrefliches Buch von den Geſetzen des Königreichs, die ihm von Grund aus bekannt waren. Es gereicht zu ſeiner Ehre, daß es in den Gerichtshöfen und im Oberhaus des Parlaments täglich angeführet wird. Wie hätte übrigens ein Mann, der ſich über die unumſchränkte Regierungsart mit allem Nachdruk beſchwert hat, bey Jacob I Gnade finden ſollen?

Ellesmere, der bald darauf an einer beſchwerlichen Krankheit ſtarb, übergab zuvor das groſſe Siegel dem König, und bekam den Generalprocurator Baco, einen geſchikten Mann, aber auch einen ungemeinen Schmeichler, zum Nachfolger (z).

Der Prinz Carl, des Königs einiger Sohn, der in dieſem Jahr zum Prinzen von Wallis (a) gemacht wurde, ſollte ſich nun nach dem Willen Jacobs vermählen. Die Zärtlichkeit

(z) *Weldon* p. 125 ſq.

(a) *Wilſon* p. 61.

lichkeit des Königs war zu groß, als daß er, da in ganz Europa keine Tochter eines proteſtantiſchen Königs vorhanden geweſen, ſeinem Sohn die Verbindung mit einem blos fürſtlichen Hauſe in Teutſchland hätte zugeſtehen können. Lieber entſchloß er ſich, allen Regeln einer guten Staatskunſt zum Troz, eine Gemahlin aus einem Hauſe zu holen, das ein geſchworner Feind der proteſtantiſchen Religion wäre. Dieſem Eigenſinn ſind viele Unbequemlichkeiten zuzuſchreiben, welche Jacob von ſeinen Unterthanen und von Ausländern erfahren mußte.

Nach der Vermählung des Königs von Frankreich ſchikte Jacob den Lord Roß nach Spanien, und den Lord Hayes nach Frankreich, beyden Königen Glük wünſchen zu laſſen. Beede Geſandten ſollten an dieſen Höfen nachforſchen, ob nicht eine Vermählung des Prinzen von Wallis mit der älteſten Prinzeßin, Schweſter Ludwigs XIII, oder mit der Infantin Maria, Philipps III Tochter, zu ſtiften wäre (b).

Des Lords Hayes Unterhandlung mußte fruchtlos ablaufen, weil die Prinzeßin von Frankreich ſchon dem Herzog von Piemont verſprochen geweſen.

Der Ritter Digby, des Königs ordentlicher Geſandter bey Philipp III, verlangte noch vor der Ankunft des Lords Roß in Spanien Verhaltungsbefehle, weil der Herzog von

(b) *Wilſon* p. 94.

Lerme ſchon etwas von jener Vermählung hätte merken laſſen. Zu gleicher Zeit, als Jacob dem Digby dieſe Befehle zugeſendet, erhielte der Graf Gondemar, Philipps III Geſandter in England, den Auftrag, ſich mit dem König wegen dieſer Vermählung in Unterhandlung einzulaſſen (c).

Der ſpaniſche Hof, dem es mit dieſer Vermählung durchaus kein Ernſt war, gieng nur darauf um, für das Haus Oeſterreich und für die catholiſche Religion anſehnliche Vortheile zu erhalten. Gondemar wußte ſich als ein verſchlagener Staatsmann in das Herz Jacobs ſo einzuſchmeicheln, daß er viele Jahre die Triebfeder ſeiner Handlungen vorſtellte, weil Jacob fürchtete, die geringſte Widerſezlichkeit möchte den Lauf der Sachen in Spanien verhindern. Aus einer übertriebenen Neigung zum Frieden ließ er Frankreich an dem Verderben der Hugonotten arbeiten, und ſahe Oeſterreich, welches zu Unterdrückung ganz Europens, beſonders der Proteſtanten, gefährliche Anſchläge ſchmiedete, mit kaltem Blut zu. Und nun drang er ganz unvorſichtig auf eine Vermählung, welche der engländiſchen Religion auf allerhand Art ſchädlich werden mußte.

Doch jezo mußte ihm dieſe Vermählungsſache ein Hülfsmittel veranlaſſen, welches er ſo nahe nicht geſuchet hatte (d). Die vereinigte

(c) Nachrichten von Jacob I. p. 36.
(d) *Rog. Koke* p. 51.

nigte Provinzen waren ihm ohngefehr acht Millionen Gulden ſchuldig, die ſie aus Klugheit nicht bezahleten, weil ſie England dadurch zur Unterſtützung nöthigen wollten. Der Stolz, mit welchem Jacob ihnen begegnete, weil er in ihren Provinzen viele Orte inne hatte, ſtund ihnen nicht länger an, beſonders da ſie wegen des zwölfjährigen Stillſtandes Spanien nicht mehr fürchteten. Die Gelegenheit, auf die ſie lauerten, von ihrer beträchtlichen Summe einen Nachlaß zu erhalten, fanden ſie in dieſem 1616ten Jahr. Sie ſtunden in Sorgen, die Wiedererſtattung dieſer Orte, auf welche der König in Spanien Anſprüche gemacht, möchte eine Bedingung des ſpaniſchen Heyrathsvergleichs abgeben. Auf der andern Seite waren die ausgeleerte Käſten Jacobs und die Schwierigkeiten, von dem Parlament Gelder einzuziehen, ſehr günſtige Umſtände für ſie. Nun wollten ſie den König bewegen, ihnen jene Städte ſelbſt anzubieten, damit ſie deſto gewiſer auf einen Nachlaß zählen könnten. Zu dem Ende bezahlten ſie einige Zeit die Beſatzungen nicht, die in den von den Engländern eingenommenen Orten lagen. Die engländiſche Völker waren genöthiget, bey dem König um ihre Befriedigung anzuhalten: ſie blieben aber beſtändig ohne Geld, weil der König ſelbſt in ihrem Lazareth krank lag. Caron, der Geſandte der Stände in England, ſtellte endlich einem Staatsbedienten, als für ſich ſelbſt, vor, er glaube,

die Stände würden dem König die ganze Schuld abtragen, und das Geld aufnehmen, wenn es ihm beliebte, ihnen ſeine Orte in ihren Provinzen abzutretten. Der Mangel brachte den König bald zu dieſem Entſchluß, und er entdekte ihnen ſogleich ſeine Gedanken ſchriftlich. Die bisher zum Unterpfand gegebene Städte wurden den Ständen den 14ten Junius 1616 ausgeliefert, und zwar ſo, daß ſie ſtatt der acht Millionen, die Zinſen von achtzehn Jahren ausgenommen, nur zwey Millionen und 728000 Gulden bezahlen durften.

Die Engländer, die aus guten Gründen mit dem Hof nicht zufrieden ſeyn konnten, beklagten ſich durch allerhand Anmerkungen über dieſen Vergleich, der die Crone England mancher Vortheile beraubte, und das Joch von den vereinigten Provinzen, welches die Engländer gern auf ihnen liegen ſahen, auf einmal abſchüttelte. Ihre Anmerkungen, die ſie laut genug vorgetragen, verwandelten ſich gar in eine Erbitterung, weil der König mit dieſem Geld keine Schulden abtrug, ſeine Flotte durch Mangel zu Grund gehen, und das in Irrland nothleidende Heer, welches man unter andern zum Vorwand jener Abtrettung genommen, bis auf dieſe Stunde darben ließ.

Endlich wurde dem Grosſchazmeiſter, dem Grafen von Suffolk, übel mitgeſpielt, weil er einen anſehnlichen Theil dieſer Gelder an ſich gezogen hatte. Villers brauchte keinen

andern

andern Grund, ihn zu ſtürzen, als den, daß der Graf des Sommerſets Schwiegervater hieß. Der Richter Cook, der indeſſen auf das neue die Gnade des Königs und ein anderes Amt erlangte, beſchuldigte ihn, als ſein Ankläger, der Untreue in ſeinem Amt, vieler Erpreſſungen und einer ſchlechten Haushaltung mit dem königlichen Geld (e). Es war eine Thorheit, daß er nicht bey dem König Gnade geſucht, ſondern ſeine Zuflucht zu der Vertheidigung genommen: denn weil dieſe nicht zur Zufriedenheit der Richter ausfiel; ſo durfte er dreyßig tauſend Pfund Sterling erlegen, und in dem Gefängniß bleiben, ſo lang es dem König gefällig ſeyn würde. Nebſt dem Suffolk wurde auch der Ritter Bennet und Ylverton der Staatsklugheit des Villers aufgeopfert. Das Amt des Staatsſecretairs, Winwood, der um dieſe Zeit geſtorben, wurde dem Nawnton, einem Proteſtanten, und dem Calwert, einem Papiſten, zu Theil.

Man hätte die Ruhe, welche der König ſeither genoſſen, als eine vollkommene anſehen können, wenn er ſie nicht ſelbſt durch die Aufwallungen ſeiner Grundſätze geſchwächt und aus ſeinem Herzen verdrängt hätte. Der Monarch regte ſich in dem Brachmonat dieſes Jahrs auf das neue in ihm, und er ließ ihn in einer damals angeſtellten feyerlichen Verſammlung völlig auf den Schauplatz treten, als er ſein Vorhaben zu erkennen gab,

(e) *Wilſon* p. 97. Nachrichten von Jacob I. S. 22.

die in den Gerichtshöfen eingeſchlichene Miß⸗bräuche zu verbeſſern. Er nahm bey ſeiner weitläuftigen Rede, die er in der Sternkam⸗mer abgelegt, die Worte Pſ. 72, 1. GOtt, gib dein Gericht dem Könige, und deine Gerechtigkeit des Königs Sohne, zum Text, und gab es für eine Gottesverläugnung aus, wenn man ſich unterfange, einen Eingrif in die königliche Vorrechte zu thun, und ſeinen Ausſprüchen nicht zu gehorchen (f). Von den Richtern erwartete er, daß ſie diejenige züchtigen ſollten, die darauf befliſſen ſeyen, die königliche Gerichte zu unterdrücken. Das Volk bekam die Erinnerung von ihm, daß die Sachwalter bey den Rechtshändeln ihre Grün⸗de ſo einrichten ſollten, daß die Ehre der kö⸗niglichen Vorrechte nicht zu kurz käme; wi⸗drigenfalls müſſe der König ſie ſamt den Rich⸗tern zur Strafe ziehen. Von den ſich wei⸗gernden ſprach er aus dem Ton, den man bey ihm ſchon gewohnt war. Mit einem Wort, ſeine ſtürmiſche Neigung zur unum⸗ſchränkten Gewalt, ſeine Achtung gegen die Papiſten und ſein eingewurzelter Haß gegen die Puritaner waren die drey Grundſätze, auf welche er auch dieſe Rede zu bauen bemüht geweſen.

Villers ſahe ſich indeſſen im Glanz prächti⸗ger Ehrentitel. Den 17ten Auguſt machte ihn der König zum Baron von Brandspech und Vi⸗

(f) Jacobs I Werke, S. 549 bis 557.

Vicomten von Waddon, und den 5ten Januar 1616 zum Grafen von Buckingham.

Marcus Antonius von Dominis, Erzbiſchof von Spalato in Dalmatien, kam am Anfang des Jahr 1617 nach England, und bekannte ſich öffentlich zur engländiſchen Kirche. Er eyferte mündlich und ſchriftlich wider die römiſche Religion, und wurde zulezt Dechant von Windſor und Vorſteher von Savoye (g). Kaum war er einige Jahre in England, als er ſich vom Grafen von Gondemar, dem ſpaniſchen Geſandten, durch Verſprechung eines Cardinalshuts bethören ließ, in ſeinem hohen Alter nach Rom zu gehen, und die proteſtantiſche Religion daſelbſt öffentlich abzuſchwören. Der vermeynte Cardinal wurde in ein finſteres Gefängniß der Inquiſition geworfen: er ſtarb in demſelben, und man ließ ſich durch ſeine Abſchwörung nicht abhalten, ſeinen Leichnam öffentlich zu verbrennen. Es ſoll durch ſeine Vermittelung, und durch die Maasregeln, die er mit dem Fra Paolo genommen, ehe dieſer Geiſtliche Italien verlaſſen, geſchehen ſeyn, daß der Erzbiſchof Abbot die Handſchrift von ſeiner Geſchichte der tridentiniſchen Kirchenverſammlung, die man bogenweis nach England gebracht, in die Hände bekommen.

Es verurſachte dem Jacob eine ſehr groſſe Unruhe, nach Unterdrückung der Puritaner in England, die ſchottländiſche Kirche noch

(g) *Wilſon* p. 102.

noch auf presbyterianiſchen Fuß eingerichtet zu ſehen. Die Biſchöffe behaupteten, von ihrem Anſehen entblößt, nicht die geringſte Gerichtsbarkeit, und die Prieſter hatten die Kirchengewalt völlig in den Händen (h). Der König, welcher die ſchottländiſche Kirche nach der engländiſchen einzurichten gedachte, aber leicht einſahe, daß man dieſes Werk ſtufenweis angreifen müſſe, ſchikte der allgemeinen Synode daſelbſt gewiſe Artickel, die er den Verordnungen der Kirche einverleibt wiſſen wollte. Die Verſammlung der Kirche von Schottland erklärte dieſe Vorſchriften für eine Neuerung, die keine völlige Vereinigung ſtiften könne, und widerſezte ſich dem Willen des Königs. Jacob, der auf eine lächerliche Art berechtiget zu ſeyn glaubte, ſeinen Schotten eine Religion nach ſeinem Belieben aufzudringen, gieng ſelbſt nach Schottland, und erwählte Abgeordnete, welche die Religionsſachen in Ordnung bringen ſollten. Dieſe legten den Artickel zum Grund: jedermann iſt verbunden, das, was der König und die Biſchöffe in der äuſſerlichen Regierung der Kirche verordnen, als ein Kirchengeſez gelten zu laſſen. Das war eine Sprache, die den Schottländern das Verſtändnis ſogleich öfnete. Die Prediger von Edimburg lieſſen dem König einen feyerlichen Widerſpruch auf jenen Artickel überreichen, erhielten aber darauf von den Biſchöffen im Namen des Königs Befehl,

(h) Jahrbücher von Jacob I. S. 25.

Befehl, ſich den 10ten Julius zu St. Andrew einzufinden. Sie waren ſeinem Gebot unterthan, und hörten ihn ſeine monarchiſche Anforderungen mit einem ſo majeſtätiſchen Ton ausſprechen, daß ſie vor ihm auf die Knie niederfielen. Als ſie hernach demüthig um eine allgemeine Verſammlung anhielten, willigte er endlich nach vieler Widerſezlichkeit darein, ließ aber den Prediger Simſon, als den Verfaſſer der Proteſtation gefangen nehmen. Die im Monat November zu St. Andrew angeſtellte Verſammlung ſprach nicht nach dem Wunſche Jacobs; in der folgenden aber, die zu Perth im Auguſt des künftigen Jahrs gehalten wurde, erlangte er die Einwilligung in ſeine Artickel: zugleich aber ſtreuete er den Saamen der Unruhen aus, welche ſeinem Sohn und Nachfolger Crone und Leben koſteten.

Ehe der König Schottland verließ, ernennte er den Buckingham zum geheimen Rath dieſes Königreichs; welche Stelle er ſchon in England bekleidete.

Auf dem Weg nach **London** klagten gemeine Leute in einer Bittſchrift an den König, daß man ihnen am Sonntag nach dem Gottesdienſt das Tanzen, Spielen und andere Luſtbarkeiten verbiete (i). Dieſen puritaniſchen Gewiſſenszweifel zu beſiegen, ließ Jacob in ſeinem Namen ein Buch an das Licht tretten, worinn er Gründe anführte, daß die Luſt-

(i) *Wilſon* p. 105. Jahrbücher von Jacob I. S. 131.

Luſtbarkeiten zu einer ſolchen Zeit nicht verdammlich ſeyen, und befahl allen Unterthanen, ſich darnach zu richten. Viele Glieder der engländiſchen Kirche empfanden ein Mißvergnügen über dieſes Unternehmen, ja, durch den Maire von London wurde ſogar dem Könige ſein Reisgeräthe, welches an einem Sonntag durch die Stadt geführet wurde, angehalten. Jacob befahl, ſein Buch in allen Kirchen ableſen zu laſſen, und die widerſpenſtige Prieſter vor der hohen Commiſſion ſcharf zu beſtrafen.

Der König fuhr fort, das Reich, die Kirche, die Aemter und Pfründen dem Grafen von Buckingham zu überlaſſen. Er half ſeinem älteſten Bruder zum Vicomte von Purbek, und ſeinem jüngern zum Grafen von Angleſey. Da ſeine Mutter, ob ſie gleich eine Papiſtin war, zu einer Gräfin von Buckingham ernennt wurde, und das Herz ihres Sohns völlig beherrſchte: ſo braucht man nicht lang den Urſachen nachzuſinnen, aus welchen in dem Königreich alles von Papiſten wimmelte. Das kränkte den König nicht: er hielt ſich an ſeine Jagd und Luſtbarkeiten, und es galt ihm alles gleich, wenn einer nur dem Eyd der Allegeance gemäß lebte, und nicht zu den Puritanern gehörte.

Die Begebenheiten des Jahrs 1617 endigten ſich mit dem widrigen Schikſal des Ritters Walther Rawleighs. Nach ſeiner

zwölf-

zwölfjährigen Gefangenſchaft, in welcher die Wiſſenſchaften und die Verfertigung ſeiner Geſchichte der Welt ihn allein beſchäftigten, wurde ihm die Freyheit, aber ohne Gnadenbrief, bewilligt. Der Graf von Sommerſet hatte ſein Vermögen an ſich gezogen; der Hof hieß ihm ein fremdes Land: nichts blieb ihm übrig, als das Glük, das ihm in fremden Landen entgegen lachte. In den americaniſchen Küſten, die ihm bekannt waren, hatte er einen Ort, an dem ſich eine reiche Goldgrube befand, nach ſeiner Meynung deutlich bezeichnet. Den König zu bereichern, verlangte er nur eine Vollmacht, dahin ſchiffen zu dürfen. Hatten ſchon die Spanier dieſen Ort im Beſiz; ſo händigte ihm doch der König aus Geldbegierde eine Vollmacht ein mit der Aufſchrift: Unſerem lieben und getreuen Walther Rawleigh u. ſ. w.

Er rüſtete mit dem ihm anvertrauten Geld zwölf Schiffe aus, wußte aber nach aller Bemühung das vorige Merkmal nicht wieder zu finden. Die Matroſen, die die ſeines Handels überdrüßig waren, zwangen ihn zur Rükkehr nach England. Bey ihrer Ankunft in Irrland ſuchte er ſie zur Reiſe nach Frankreich zu bewegen; ſie aber brachten ihn wider ſeinen Willen nach Plimouth, wo er auf des Königs Befehl feſt geſezt, und in den Tour zu London geliefert wurde.

Der

Der ſpaniſche Geſandte, Graf von Gondemar, klagte in ſeiner Abweſenheit über die ihm ertheilte Vollmacht, und brachte den König ſo weit, ſie zu leugnen, oder doch zu bekräftigen, daß ſie nichts zum Nachtheil der Spanier in ſich enthalte.

Allein der Graf drohte, die Vermählungsſache aufzuheben, wenn man denſelben nicht ſtrafen würde. Der Eyfer, die ſpaniſche Sache fortzuſetzen, nöthigte den König, ſeinen Rawleigh dem König von Spanien aufzuopfern. Die lezte Unternehmung gab keine Urſache, ihn zu verurtheilen, weil er des Königs Vollmacht in Händen hatte: man mußte alſo auf das vor vierzehn Jahren wider ihn ausgeſprochene Urtheil zurüklaufen, und aus dieſem Grund verlohr er im Monat October 1618 ſeinen Kopf. So traurig war das Ende eines Mannes, der ſieben und ſiebenzig Jahre erlebt, groſſe Verdienſte beſeſſen, und ein beſſeres Schikſal verdient hat; und ſo ſahen auch die Spanier ihren Wunſch erfüllt, die ſchon von den Zeiten der Eliſabeth her einen tödtlichen Haß auf ihn geworfen.

Bey allen Vorwürfen, die ſich der König, in Anſehung ſeiner ſelbſt und der Gewaltthätigkeit ſeines Lieblings, von dem Parlament und Volk ohnausgeſezt machen laſſen mußte, und bey allem Geldmangel, der ihn quälte, hofte er, die Vermählung ſeines Prinzen werde ihm eine Mitgabe von zwey Millionen in die Hände ſpielen. Er betrog ſich aber ſehr

in ſeiner Meynung: denn der ſpaniſche Hof ſuchte den Jacob durch falſche Verſprechungen zu verblenden, und von der Sache der Verlaſſenſchaft des Herzogs von Cleve abzuhalten. Der Kayſer wollte die Hand auf dieſe Länder decken, unter dem Vorwand, er wolle ſie bis zu Endigung des Streits in Verwahrung behalten. Die Stände der vereinigten Provinzen aber hatten ſchon einen Theil derſelben eingenommen, und verſicherten, ſie wollten ihn demjenigen, dem ſie würden zugeſprochen werden, wieder abtretten. Oeffentlich beſchüzten ſie den Churfürſten von Brandenburg, einen Proteſtanten und einen der vornehmſten Prätendenten; das Haus Oeſterreich hingegen arbeitete für den Herzog von Neuburg, der die catholiſche Religion angenommen. Der Prinz Moriz ſuchte nun auf der einen, und Spinola auf der andern Seite, das Land an ſich zu ziehen. Dem Hauſe Oeſterreich war es bey dieſer Art von Religionskrieg darum zu thun, England von dieſem Spiel zu entfernen: aus dieſem Grund wurde Jacob von dem König von Spanien mit der Hofnung zur Vermählung und reichen Mitgabe ſo lange Zeit unterhalten.

Endlich verglich ſich der ſpaniſche Hof zum Schein mit den engländiſchen Geſandten, dem Digby und Cottington, über fünf Artickel. Der erſte davon gewährte dem König von Spanien den Vortheil, daß er den Ver-

gleich nach Gutbefinden fortſetzen oder aufhe-ben konnte.

Die Artickel ſind folgenden Innhalts:

1) Die Erlaubnis des Pabſts ſollte, durch das Anſuchen des Königs von Spanien allein, erhalten werden.

2) Die Kinder, die aus dieſer Ehe erzeugt würden, ſollten in Abſicht der Religion nicht gezwungen werden, und die Erwählung der catholiſchen dürfe ihrem Recht in der Reichsfolge nichts in den Weg legen.

3) Die ausländiſchen Bedienten der Infantin könnten catholiſch ſeyn: zu Ausübung ihres Gottesdienſtes ſey ihnen ein anſtändiger Ort zu bewilligen, und den Mönchen zu erlauben, ihre gewöhnliche Kleider zu tragen.

4) Die Vermählung ſey in Spanien nach den Lehren der Kirchenverſammlung von Trient zu vollziehen, und alsdenn nach der Ankunft der Infantin in England feyerlich zu bekräftigen, daß ſie nach den Geſetzen des Königreichs gültig heiſſen könne.

5) Die Infantin ſolle einen Beichtvater, und eine gehörige Anzahl Capläne, insgeſamt Ausländer, haben; davon einem die Macht zukäme, in Religionsſachen das Haus der Infantin zu regieren.

Der König von England billigte und unterzeichnete dieſe Artickel, ſo bald ſie ihm zugeſchikt waren.

Bis hieher war nur die cleviſche Erbſchaft der Grund, aus welchem der König von Spanien dieſe Unterhandlung in das Weite hinaus zu ſpielen ſuchte. Als ſich aber in eben dieſem Jahr ein Religionskrieg in Teutſchland und Böhmen anzuſpinnen ſchiene; ſo nahm der König von Spanien daher einen neuen Grund, den Jacob aufzuhalten, aus Furcht, er möchte den Proteſtanten einen nachdrüklichen Beyſtand leiſten. Gondemar, der dieſe unterzeichnete Artickel dem König von Spanien zu überbringen verſprach, verweilte ſich auf ſeiner Reiſe nach Spanien mit Vorſaz ſo lang, daß Jacob leicht hätte einſehen können, daß man auf nichts, als auf die Verzögerung dieſer Sache bedacht ſey.

Wußten gleich die Proteſtanten in England nichts von dieſen Artickeln; ſo war ihnen doch bekannt, daß man im Begriff ſey, dieſe Vermählung zu ſchlieſſen, von welcher ſie nichts, als Nachtheil für die Religion befürchteten: die Catholicken aber ſahen ihrer neuen Königin, als einer Beſchützerin ihrer Religion, frolockend entgegen.

Der Graf von Northumberland, der ſeit der Pulververſchwörung in dem Tour geſeſſen, wurde am Anfang des Jahrs 1619 durch die Fürbitte des Lords Hayes, ſeines Eidams, auf freyen Fus geſtellt.

Den erſten Merz dieſes Jahrs ſtarb die Königin in dem ſechs und vierzigſten Jahr

ihres Alters an einer Waſſerſucht (k). Bald darauf ſezte eine harte Krankheit den König in Gefahr, ſein Leben zu verlieren. Er wäre damals in gutem Ruhm geſtorben; denn die noch übrige ſechs Jahre ſeiner Regierung machen ſeinem Andenken wenig Ehre.

Nach dem den 20ſten Merz 1619 erfolgten Tod des Kayſers Matthias ließ ſich Ferdinand, ſein Vetter und an Kindes ſtatt angenommener Sohn, zum König von Böhmen erklären. Er, der ſein Augenmerk auf die kayſerliche Würde richtete, und die proteſtantiſche Churfürſten dabey nöthig hatte, ſtellte ſich, er wolle den Krieg, den er in Böhmen angefangen, in der Güte beylegen, und den Ständen, in Anſehung ihrer Freyheiten, eine Genugthuung verſchaffen. Weil ihm aber die Stände nicht traueten, ſo ſuchte er die Churfürſten und die catholiſche Fürſten in Teutſchland auf ſeine Seite zu ziehen. Jacob, der als ein friedfertiger König verbunden zu ſeyn glaubte, die böhmiſchen Unruhen beylegen zu helfen, ſchikte den Vicomte von Doncaſter, zwiſchen dem Ferdinand und den Ständen in Böhmen Friede zu ſtiften. Allein der Geſandte, dem Ferdinand immer auswich, und ſchwerlich ein einiges Gehör verſtattete, weil ihm Englands Vermittlung geringſchätzig vorkam, konnte keine Wirkung ſeiner Geſandtſchaft anführen, als Schande und einen durch

(k) *Wilſon* p. 129.

durch ſeine Verſchwendung ausgeleerten Beutel (l).

Als die Stände darauf vernahmen, daß Ferdinand im Monat Auguſt 1619 zum Kayſer erwählt ſey, bekräftigten ſie durch einen Eyd, daß ſie ihn nicht für ihren König erkennen wollten: ſie ſchikten vielmehr Abgeordnete an den Churfürſten von der Pfalz, Friedrich, ihm zu melden, daß ſie ihn den 5ten September zu ihrem König erwählt hätten, mit dem Anſuchen, er möchte ſich belieben laſſen, nach Prag zu kommen. Friederich, dem dieſer Antrag wohl gefiel, ſchikte aus bloſer Höflichkeit den Baron von Aulne an den Jacob, ſeinen Schwiegervater, deſſelben Rath einzuholen: allein, er war von Jacobs Eckel für groſſen Unternehmungen überzeugt, und konnte ſich leicht die Rechnung machen, daß dieſer Rath nicht nach ſeinem Wunſch ausſchlagen werde. Jacob, der dieſe Neuigkeit vor der Ankunft des pfälziſchen Geſandten in Erfahrung gebracht, verwarf den Rath des Erzbiſchofs von Canterbury, welcher die Annehmung dieſer Crone billigte, und England zu einer beherzten Unterſtützung aufmunterte. Der König vertheidigte den Ferdinand wider die böhmiſchen Stände, beſchuldigte ſie des Aufruhrs, und ſuchte ſeinem Rath beglaubt zu machen, die Meynung des Erzbiſchofs von Canterbury ſey auf puri-

(l) Jahrbücher von Jacob I. S. 41. *Wilſon* p. 132.

taniſche Grundſätze gebaut (m). Der verſammlete Rath beſchloß hernach, der Churfürſt ſolle die angebotene Crone ausſchlagen, weil dieſer Schritt den Grundſätzen des Königs nicht gemäs ſey, und Jacob wegen der genauen Einigkeit der Fürſten von dem Hauſe Oeſterreich in Gefahr laufe, bey ſeiner Unterhandlung mit Spanien das gehofte Glük zu verlieren. Doch dieſe Maasregeln waren ſchon vereitelt: denn der Churfürſt von der Pfalz hatte die Crone wirklich angenommen, und ſich nach Prag begeben, wo man ihn den 4ten November gekrönt. Der König wurde durch dieſes Unternehmen dergeſtalt in den Harniſch gebracht, daß er den Baron von Aulne nicht einmal anhören wollte (n). Die böhmiſchen Stände erhielten von ihm niemals einigen Beyſtand: er ließ ſogar durch ſeine Geſandten an den Kayſer und verſchiedene Fürſten den Schritt Friedrichs mißbilligen, und war unter allen proteſtantiſchen Fürſten beynahe der einige, der ihm den Königstitel niemals beygelegt. Hernach ſchikte er zween Geſandte nach Prag, den Ritter Weſton und den Conway, davon der erſte ein Papiſt, der andere aber ein Proteſtant geweſen. Dieſe Geſandtſchaft ſollte den König von Böhmen überreden, von der Crone abzutreten, und die böhmiſchen Stände bewegen, den Ferdinand

(m) Rushworts Sammlungen, Band I. S. 12. Jahrbücher von Jacob I. S 42.

(n) *Wilſon* p. 133. Jahrbücher von Jacob I. S. 42.

nand als ihren König zu erkennen. Man konnte leicht vorausſehen, daß dieſe Geſandtſchaft fruchtlos ablaufen müſſe.

Der ſpaniſche Hof war ſeiner Ränke noch nicht müde. Er fuhr fort, den König durch falſche Vertröſtungen zu hintergehen, und machte dem Cottington weiß, daß man die Vermählung ohne die päbſtliche Erlaubnis, wenn ſie allzulang ausbliebe, vollziehen, oder den Pabſt zur Einwilligung zwingen könne. Cottington, der für dieſe ihm gelegte Schlinge viel zu ſchlau war, ſchrieb nach England, es ſey wegen der Vermählung nichts mehr zu hoffen, und er rathe dem König, weil der ſpaniſche Hof ihn nur zum Beſten habe, dieſe Unterhandlung abzubrechen. Anſtatt ſeinem Vorſchlag Gehör zu geben, ſchikte man ihm einen Befehl, den König von Spanien zu verſichern, daß die Annehmung der böhmiſchen Crone dem Jacob nicht zugeſchrieben werden könne.

Der König von Spanien ließ inzwiſchen ſeine Völker zum Beyſtand des Kayſers aus Mayland und Neapolis aufbrechen, und zog den König von England durch eine neue Hofnung zur Vermählung von der Unterſtützung ſeines Tochtermanns liſtig ab. Philipp und der Erzherzog Albert warben überdas in den Niederlanden ein Heer von vier und zwanzig tauſend Mann zu Fuß, und ſechs tauſend zu Pferd an, welche Ambroſius Spinola anführen ſollte. Es war augenſcheinlich, daß es

auf die Pfalz gemünzt ſey. Jacob wollte ſich doch nicht entſchlieſſen, dieſes Land durch eine ſchleunige Hülfe von den Anfällen der Feinde zu befreyen, denn er traute der Freundſchaft Spaniens und den neuen Verſprechungen Gondemars, und erwekte dadurch das Erſtaunen des ganzen Englands.

Nach vielem Bitten erlaubte er, ein Regiment von zwey tauſend und vier hundert Mann anzuwerben, und zwar gröſtentheils auf Unkoſten einiger Herrn. Man ſtellte den in Holland zu einem groſſen Ruhm gelangten Horaz von Were, unter welchem Bourrows und Herbert als Generalmajors dienten, an die Spitze deſſelben. Die Grafen von Oxford und von Eſſex hatten auch einige Compagnien von Freywilligen dabey. Dieſes Regiment mußte nach Holland, und von da aus unter Weſel über den Rhein gehen, um dem in Aachen befindlichen Spinola auszuweichen. Spinola erreichte die Pfalz, ehe ſich die Engländer mit ihren Verbundenen vereinigen konnten, und nahmen verſchiedene kleine Orte ein. Doch kam es zu keinem Haupttreffen: das ſchlimme Wetter jagte ſie in die Winterquartiere, die vereinigte Fürſten zogen ihre Völker nach Haus, und lieſſen durch die Engländer Heidelberg, Manheim und Frankenthal beſetzen.

Im Monat April dieſes Jahrs ſchikte Jacob den Ritter, Heinrich Wotton ab, um die kayſerliche und pfälziſche Parteyen

zum

zum Frieden zu ermuntern. Man hätte vielleicht ſeine Vermittlung in reife Erwägung gezogen und genehm gehalten, wenn er inzwiſchen zu Waſſer und zu Land furchtbar zu werden befliſſen geweſen wäre. Wotton aber hörte anſtatt einer deutlichen Erklärung nur allgemeine Ausdrücke, aus welchen er die Geringſchätzigkeit der Fürſten gegen ſeinen König ohne Weiſſagung bemerken konnte. (o)

Der Herzog von Bayern, der im September Oberöſterreich überwunden, verband ſich mit dem Grafen von Bucquoy, dem Anführer des Kayſerlichen Heers in Böhmen, und ſie lieferten im November die wichtige Schlacht bey Prag, wo das Heer Friedrichs in die Flucht geſchlagen wurde. Friedrich zog aus Prag, und rettete ſich ſamt ſeiner Gemahlin und Kindern durch die Flucht.

In eben dieſem Jahre, in welchem Ludwig XIII, König in Frankreich, den Hugonotten ſtark zuſezte, legte Jacob durch den Eduard Herbert, und hernach durch den Vicomte von Doncaſter eine mit einer Drohung verbundene Fürbitte für die Unterdrukten ein: allein Jacobs Kaltſinnigkeit und Unvermögen, die Hugonotten zu unterſtützen, waren in Frankreich allzubekannt, als daß er mit ſeinen Bemühungen hätte durchdringen können. (p)

(o) Jahrbücher von Jacob I. S. 43. Geſchichte von dem Aufruhr in Böhmen Th. 3. S. 495.

(p) *Rog. Koke* p. 69.

Der Graf von Eſſex, der nach Endigung des pfälziſchen Feldzugs dem König die Unmöglichkeit vorſtellte, dieſes Land ohne ſchleunige Hülfe wider die feindliche Macht zu beſchützen, fand bey dem Jacob keine Luſt, ſeinen Eidam durch den Weg der Waffen der Gefahr zu entreiſſen. Den König von Spanien zu beleidigen, war ſein Werk nicht, und er ſahe ſogar die Eroberung der Pfalz als ein Mittel an, dem Krieg ein Ende zu machen, (q) oder glaubte, ſein Verſtändniß mit Spanien und mit dem Kayſer könne das bewährteſte Mittel abgeben, jenes bedrängte Land zu erhalten. Dieſes trug er ſeinem Rath ſelbſt vor, doch mit dem Anhang, man müſſe, wenn ſein Anſchlag verworfen würde, aus Noth zu den Waffen greifen. Das fiel ihm keineswegs im Ernſt ein; nein er glaubte nur, mit dieſer Vorſtellung einen tauglichen Vorwand gefunden zu haben, ſeinem Geldmangel abzuhelfen.

Nun befand ſich die proteſtantiſche Religion in Deutſchland und Frankreich in mißlichen Umſtänden. Der König von Böhmen war aus ſeinem Königreich vertrieben, und ſtund noch in Gefahr, die Pfalz einzubüſſen: bey dieſem Jammer vergas Jacob, daß er ein Vater, ein Proteſtant und ein König von England ſey. Das Murren über dieſe Unempfindlichkeit wurde in England allgemein, und verurſachte ein Parlament, nicht als wenn man ſich nach dem Willen des Volks be-

(q) *Wilſon* p. 143 ſqq.

bequemen wollte, ſondern weil der König einen zu Vertheidigung der Pfalz und Religion zu unternehmenden Krieg als einen rührenden Vorwand anſahe, vom Hauſe der Gemeinen ein anſehnliches Hülfsgeld an ſich zu ziehen. (r)

Der König wünſchte die Erhaltung der Pfalz ohne Zweifel zum Beſten ſeines Eidams; nur war es zu beklagen, daß er ſich von dem Gondemar bethören laſſen, die Vermählung ſeines Prinzen mit der Infantin für das bewährteſte Mittel zu dieſem Zwek anzuſehen. Gondemar folgte noch einem andern Grund, dem König dergleichen Lockſpeiſen vorzulegen. Der Stillſtand zwiſchen Spanien und Holland ſollte nächſtens ſeine Endſchaft erreichen. Hätte nun Jacob alsdenn aus Eyfer für die Wohlfahrt ſeines Eidams einen Einfall in die Niederlande gethan; ſo würde die Eroberung der Pfalz dem Hauſe Oeſterreich theuer genug zu ſtehen gekommen ſeyn. Daher unterhielten ihn die Höfe von Wien und Madrit mit der Hofnung, für den Churfürſten von der Pfalz einen anſtändigen Frieden zu erhalten. Dieſe leere Worte nahm der leichtglaubige Jacob willig für baares Geld an.

An das Parlament, welches ſich den 20ſten Januar. 1621 verſammelt hatte, hielte er eine ſchwülſtige und weitläuftige Rede, in welcher er ſeine Grundſätze von der königlichen Gewalt wieder aufwärmte, auf die Hinwegräu-

(r) Jahrbücher von Jacob I. S. 45. *Rushvvort* Vol. I. p. 21.

räumung der Beſchwerden, die ſein königliches Vorrecht kränkten, trotzig drang, und zu Rettung der Pfalz hinlängliche Gelder verlangte. Das Unterhaus hielt es für eine Klugheit, jezo den gewohnten Weg zu verlaſſen, und den Anfang nicht mit Unterſuchung der Beſchwerden zu machen: denn es fürchtete, der König möchte den Aufſchub der Hülfsgelder *als eine* Weigerung angeben, und die Verweiger*ung* deſſelben für eine Rechtfertigung ſeiner Unempfindlichkeit gegen die Pfalz und Religion anſehen. (s) Der Zorn, welchen das Volk wegen des Einfalls in die Pfalz auf Spanien geworfen, und das ſehnliche Verlangen deſſelben, dieſes unterdrükte Land wieder aufgerichtet zu ſehen, reizte die Gemeinen, dem König zwey Hülfsgelder zu bewilligen: womit Jacob deſto mehr zufrieden geweſen, weil er ſie als einen erwünſchten Anfang zu gröſſeren Summen, die er bey dieſer Gelegenheit noch hofte, betrachtet hat.

Nach dieſer Verordnung erblikte man in dem Hauſe der Gemeinen einen ganzen Schwarm von Bittſchriften wider den Anwachs des Pabſtthums, Monopolien u. ſ. f. Einige Betrüger und Verbrecher wurden mit harten Strafen belegt; der König aber ſahe ganz gnädig aus, als ſeine Vorſtellung den Marggrafen von Buckingham, der für den vornehmſten Urheber der Monopolien galt, für Schimpf

(s) *Rog. Koke* p. 70.

Schimpf und Kränkung in Sicherheit geſezt. (t)

Der König, der hernach dem Hauſe der Gemeinen für das zugedachte Geld Dank abgeſtattet, vergas nicht, hinzuzuſetzen, dieſes Geld ſeye ſchon zur Vertheidigung des Churfürſten von der Pfalz, und zur Erhaltung ſeiner nach Holland geflüchteten Kinder angewendet: der kurze Stillſtand, den er bereits zuwegen gebracht, laſſe ihn einen baldigen Frieden hoffen; allein die Verſchickung der Geſandten an alle Höfe in Europa und das für die Pfalz beſtimmte Heer erforderten weit wichtigere Summen, die Unterhandlungen mit einem glüklichen Erfolg gekrönt zu ſehen.

Die Herrn wußten dem Verlangen der Gemeinen nicht länger zu widerſtehen, den einiger Verbrechen beſchuldigten Kanzler Baco in den Tour zu ſetzen, und ſeine Handlungen zu unterſuchen. (u) Er gab ſich in ſeiner Bittſchrift als einen ſchuldigen an, und bat, ihm nach Abforderung des groſſen Sigels keine weitere Strafe zuzufügen. Sie aber drangen auf das Bekenntniß eines jeden beſondern Artikels ſeiner Anklage, die ihm vorhielte, er habe ſich durch Geſchenke beſtechen laſſen, ſeinen Pflichten zuwider zu handeln. Man erklärte ihn für unwürdig, das Groskanzleramt länger zu verwalten, und verſagte ihm im Hauſe der Herrn

(t) *Wilſon* p. 158.

(u) *Wilſon* p. 158. Jahrbücher von Jacob I. S. 52. *Rushvverth* Vol. I. p. 21.

Herrn eine weitere Stelle. Dieſer groſſe Geiſt, einer der gelehrteſten Männer in Europa, der aber auch ein ausgelernter Schmeichler, im Glük trozig, und im Unglük niederträchtig war, ſchrieb hernach unter andern Werken die Geſchichte Heinrichs VII, des Ureltervaters Jacobs I. Aus Schmeichelen gegen dieſen, von deſſen Jahrgeld er allein leben mußte, ſchilderte er den Heinrich wider ſeine eigene Ueberzeugung als ein Muſter der Weisheit und Gottſeligkeit.

Die beyden Partheyen, davon die eine für den Hof, die andere aber für das Volk eingenommen war, und die jezo noch unter dem Namen der Torrys und Whigs bekannt ſind, entſtunden eigentlich in dieſem Parlament. Jacobs Stolz gab die Veranlaſſung zu denſelben, und er fand im Unterhauſe, ja ſo gar bey den Herrn ſelbſt Leute genug, die ihm öffentlich zu widerſprechen das Herz hatten. Die Grafen von Eſſex, von Oxford und von Southampton, der Vicomte von Say und von Seal gehörten unter die Männer von dieſem Schlag.

Die Gemeinen konnten in dieſer Zeit keine Anſtalten zum Krieg merken, und das machte des Königs ganzen Ernſt aus, daß Digby an den kayſerlichen Hof geſchikt wurde: ſie eilten deswegen nicht ſonderlich mit dem neuen Hülfsgeld, vornemlich, weil das vorige nicht nach ihrer Abſicht angewendet worden. Das kränkte die Engländer am meiſten, daß der König

die

die Vermählung ſeines Prinzen mit der ſpaniſchen Infantin zu ſeinem Hauptzwek machte, und nicht leicht die Entſchlieſſung faßte, dem Hauſe Oeſterreich mit gewafneter Hand zu begegnen. Der Graf von Gondemar, dem ſie dieſe Sache hauptſächlich zugeſchrieben, wurde deswegen, als er durch eine Straſe gieng, von dem Pöbel umringt, und mit Schimpf und Drohungen begleitet. (x)

Der König begrif gar wohl, daß ihm das Parlament kein Geld bewilligen werde, ehe er der Pfalz mit Nachdruk beyſtehe. Aus dieſem Grund ſchob er das Parlament auf, beleidigte aber die Gemeinen, welche einen guten Gebrauch von ihrem Geld gemacht wiſſen wollten, durch dieſen Troz dergeſtalt, daß ſie darüber eine offentliche Klage führten. (y) Doch erklärten ſie auf das neue, dem König zu Rettung der Pfalz mit allen möglichen Mitteln an die Hand zu gehen. (z)

Im Monat Julius gelangte Williams in die durch die Verurtheilung des Baco erledigte Stelle eines Groſſigelbewahrers.

Nach dem Tod Philipps III Königs von Spanien, welcher den 31sten Merz dieſes Jahrs die Zeitlichkeit verließ, und ſeinen Sohn Philipp IV zum Nachfolger bekam, blieb Spanien und die Fürſten aus dem Hauſe Oeſterreich

(x) *Rushvvorth* Vol. I. p. 34.
(y) Jahrbücher von Jacob I. S. 55. *Rog. Koke* p. 70. *Rushvvorth* ibid. p. 35.
(z) *Wilſon* p. 164. *Rushvvorth* ibid. p. 36.

reich einig, den Jacob durch ſchriftliche Verſicherungen zu hintergehen, um ihn in ſeiner unglüklichen Schläfrigkeit zu unterhalten. Er hatte nicht Staatsklugheit genug, ein Mißtrauen in ihre Aufrichtigkeit zu ſetzen, und ſchikte den Digby in der beſten Hofnung nach Wien.

Dieſer fand den 15ten Julius bey dem Kayſer Gehör, und bat, man möchte den Churfürſten von der Pfalz wieder in den Stand ſetzen, in welchem er ſich vor ſeiner Königswahl befunden habe, und die wider ihn erklärte Reichsacht widerrufen, oder doch aufſchieben: der König, ſein Schwiegervater, werde für eine hinlängliche Genugthuung ſorgen. (a) Der Kayſer redete von ſeiner Bereitwilligkeit, dem Churfürſten auf die Empfehlung Jacobs zu verzeihen, nur ſagte er, er erwarte von dem erſten den ſchuldigen Gehorſam und eine hinreichende Genugthuung. Jacob ſchmeichelte ſich auf dieſe Antwort vergebens mit einem bevorſtehenden Frieden: denn der allgemeine Ausdruk Genugthuung erlaubte dem Kayſer, die Unterhandlung nach Belieben auszudehnen. Sich deſto ſtärker zu verwahren, meldete er zugleich, er könne ohne Einwilligung der Fürſten, unter deren Beyſtand er dieſen Krieg gewagt, nichts beſtimmen; er wolle aber die Entſchlieſſungen des Reichstags, den er nach Regenſpurg berufen habe, dem König von Eng-

(a) Jahrbücher von Jacob I. S. 56. *Rushworth* Vol. I. p. 37.

England mittheilen. Dieſer durfte ſich das Warten nicht verdrüßen laſſen: denn dieſer Reichstag wurde erſt im Monat Januar 1623 angeſtellt.

Nicht lang hernach übergab Digby einen neuen ſchriftlichen Aufſaz, in welchem unter einigen Bedingungen um einen Stillſtand für die Niederpfalz Anſuchung geſchahe. Der Kayſer verſprach den Stillſtand unter den vorgelegten Bedingungen, mit dem Zuſaz, man werde ſich indeſſen bemühen, den Frieden gleichfalls zu ſtiften. Mit Spanien und mit dem Kayſer nach ſolchen Erklärungen zu brechen, wäre ein Entſchluß geweſen, den man von niemand weniger, als von dem Jacob vermuthen durfte: daher blieb er in der Hofnung auf einen erwünſchten Ausgang bey ſeiner vorigen Unthätigkeit. Digby, der bey allen Bemühungen ſeine Abſicht nicht zu erreichen wußte, führte endlich, nachdem er dieſe Angelegenheiten ſeinem König berichtet, den Grafen von Mansfeld in die Niederpfalz, durch deſſen Ankunft Frankenthal gerettet worden. Hernach nahm er auf ſeine eigene Perſon zehntauſend Pfund Sterling auf, die ſchon lange mit Mangel und Kummer geplagte Engländer damit zu befriedigen.

Der König ſchlug darauf dem Kayſer ſchriftlich eine Art der Genugthuung vor, die ſo übertrieben geweſen, daß ſich ſein Eidam dazu ſchwerlich würde verſtanden haben: denn dieſer ſollte der Krone von Böhmen entſagen,

den Kayſer auf den Knien um Vergebung bitten, beſtändig ruhig bleiben, ſich mit allen Fürſten ausſöhnen, u. ſ. f. Dem Kayſer wurde noch frey geſtellt, ob er zu dieſen Vorſchlägen noch mehrere hinzuthun wolle. Zulezt gerieth Jacob in Hitze, und drohte, im Weigerungsfall ſein Recht mit Gewalt der Waffen zu verfolgen. Der Kayſer, der dieſe Drohung mit kaltem Blut vernahm, ſezte ſeine Bemühungen fort, den König zu hintergehen, und ſchikte den Grafen von Schwarzburg nach London, ihn durch die Hofnung zum Frieden einzuſchläfern. (Den Erfolg dieſer Geſandtſchaft wollen wir anführen, wenn wir zuvor die bis gegen das Ende dieſes Jahrs in England vorgefallene Begebenheiten werden erzählt haben.)

Die Ankunft des Digby gab Gelegenheit, die beyden Häuſer den 20ſten November 1622 zuſammen kommen zu laſſen. Der König bezog ſich bey ihrer Verſammlung auf das Verſprechen der Gemeinen, ihm zu Unterſtützung der Pfalz mit nöthigen Geldern an die Hand zu gehen. Er beklagte, daß er mit einem unglüklichen Erfolg bemüht geweſen ſey, einen günſtigen Frieden zu erhalten, und daß er, ſeine Völker in der Pfalz zu befriedigen, ihnen vierzig tauſend Pfund Sterling vorgeſchoſſen habe (b). Der Lord Digby meldete hernach ſeine Bemühungen in Wien, und ver-

(b) Jahrbücher von Jacob I. S. 57. *Rushvvorth* Vol. I. p. 39.

verſicherte, der Kayſer wolle dem Herzog von Bayern die Oberpfalz in die Hände ſpielen, und man brauche ſchlechterdings eine groſſe Summe Geldes, das Heer des Grafen von Mansfeld zu bezahlen, und dieſes mit engländiſchen Völkern zu verſtärken (c).

Das Haus, welches dem König die neue Hülfe wider Spanien angeboten, kam nun in Verlegenheit, als es durch den König an das geſchehene Verſprechen erinnert wurde. Es wollte den Lauf der pfälziſchen Angelegenheiten durch ſeine Verzögerung nicht hindern, und doch nahm es Anſtand, dem König Summen anzuvertrauen, von denen es wußte, daß er ſie zu nichts weniger, als zu dieſem Krieg zu gebrauchen Luſt habe. Sich aber vor der Welt zu rechtfertigen, daß es dieſe Unentſchloſſenheit nicht zum Nachtheil des Reichs ſich zu Schulden kommen laſſe, ſezte es eine ſchriftliche Erklärung auf, in welcher vorgeſtellt war, was es nach Beſchaffenheit der Umſtände zu thun für nöthig erachte.

In dieſer Vorſtellung, welche die Gemeinen dem König überreichen wollten, legten ſie ihre Befremdung an den Tag, daß er während der Zeit der Unterhandlungen nicht verhütet, die auf den Umſturz der Religion und ſeines königlichen Hauſes abzielende Anſchläge catholiſcher Fürſten zu befördern. Sie beklagten, daß die ſich weigernde Papiſten da-

 her

(c) *Wilſon* p. 166. Jahrbücher von Jacob I. S. 58. *Rushvvorth* Vol. I. p. 39.

her Gelegenheit nähmen, ihre Unverſchämtheit zur groſſen Gefahr des Reichs täglich höher zu treiben; nahmen ſich aber auch die Freyheit, dem Jacob die Urſachen dieſer Uebel, und die Mittel, die man dagegen gebrauchen könnte, namhaft zu machen. Unter andern Urſachen führten ſie folgende an, nemlich den Ehrgeiz und die Wachſamkeit des *Pabſts* für die Aufnahm ſeiner Religion und Herrſchaft; die verdammliche Sätze der Catholicken bey Ausführung weltlicher Anſchläge; die ſeltſame Verbindung papiſtiſcher Fürſten zu Vertilgung der proteſtantiſchen Religion; die Macht des vom König von Spanien unterhaltenen Heers; die Hofnung, welche die ſich weigernde Papiſten aus der bevorſtehenden Vermählung des Prinzen ſchöpften; den Zulauf der Papiſten in die Häuſer auswärtiger Geſandten; die Erlaubnis, papiſtiſche Bücher zu drucken, und vor den Augen des Parlaments zu verkaufen; die im ganzen Königreich ausgeſtreute erſtaunliche Anzahl von Prieſtern und Jeſuiten, welche ſie die Mordbrenner der ganzen Chriſtenheit nennten, u. ſ. w.

Sie riethen dem König auch voll Demuth an, die Mittel zu ergreifen, die eine bewährte Kraft wider jene Uebel in ſich enthielten. Zu dem Ende ſchlugen ſie ihm vor, er möchte bey dieſer dringenden Noth nicht verziehen, die Waffen muthig zu ergreifen, ſich öffentlich für einen Beſchützer der wahren Religion zu erklären, den mit ſo gutem Grund angefangenen

genen Krieg ohnunterbrochen fortzuſetzen, und ſeine Macht vornemlich wider den Fürſten zu richten, deſſen Waffen und Schätze den Krieg in die Pfalz geſpielt, und bisher darinn erhalten hätten. Ferner, er möchte ihre lezte Bittſchrift auf das neue durchleſen und unterſuchen, die Geſetze an den ſich weigernden Papiſten vollziehen laſſen, ſeinen Prinzen an eine proteſtantiſche Prinzeſſin vermählen, u. d. g. Dieſe Urſachen und Mittel unterwarfen ſie ſeiner königlichen Ueberlegung, und verſprachen unter dieſen Umſtänden, ihm blos zu Vertheidigung der Pfalz ein völliges Hülfsgeld zu bewilligen (d).

Dieſe Vorſtellung ſollte dem König begreiflich machen, daß es nicht thunlich ſey, die Gemeinen in die Schranken, die er ihnen abgemeſſen hatte, einzuſchlieſſen. Es war ihm unerträglich, Rathſchläge und Gründe ſeines Verhaltens von den Gemeinen anzuhören; dennoch wagten ſie ſich mit denſelben vor ſeinen Thron, und machten ihm dadurch den uneingeſchränkten Umfang ſeines königlichen Vorrechts ſtreitig. Daraus kan man abnehmen, was für einer Gefahr ein engländiſcher König blos geſtellt ſey, wenn er dem Hauſe der Gemeinen Urſachen zum Argwohn wider ihn einflößt, und die Schranken ſeiner Gewalt überſchreitet.

Jacob erfuhr den Innhalt dieſer Vorſtellung, ehe ſie ihm überreicht wurde. Sich dar-

(d) *Wilſon* p. 167. *Rushvvorth* p. 40.

darüber zu rechtfertigen, wäre ihm nicht vortheilhaft geweſen; daher gab er ſich Mühe, einer ſo unangenehmen Vorſtellung entübrigt zu bleiben. Aus dieſem Grund meldete er dem Sprecher der Gemeinen in einem Brief, es ſolle ſich in Zukunft niemand mehr heraus nehmen, in ſeines Prinzen Vermählungsſache zum Nachtheil der Ehre des Königs von Spanien, oder eines andern mit ihm verbundenen Fürſten zu urtheilen. Er ſezte hinzu, er werde die von den Gemeinen zur Ueberreichung fertige Schrift nicht annehmen, oder doch nicht beantworten, wenn dergleichen Dinge darinn enthalten ſeyn ſollten (c).

Das Haus der Gemeinen, welches durch dieſe Drohungen nicht erſchrökt wurde, fand für gut, eine neue Bittſchrift an den König aufzuſetzen: und ſie iſt ihm auch, nebſt dem Einſchluß der erſtern Vorſtellung, überreicht worden.

In derſelben machten die Gemeinen ihren lebhaften Schmerzen bekannt, den ſie über das gegen ſie geäuſſerte Mißvergnügen des Königs empfanden. Sie erſuchten ihn, den Innhalt ihrer Vorſtellung nicht nach ungetreuen Nachrichten zu beurtheilen, und ihnen, bis auf eine nähere Aufklärung der Sache, ſeine Gnade nicht zu entziehen.

Sie führten ihm zuerſt die Artickel zu Gemüth, die er ihnen bey Eröfnung des Parlaments

(c) *Wilſon* p. 172. Jahrbücher von Jacob I. S. 60. *Reg. Koke* p. 72. *Rushvvorth* p. 73.

laments ſelbſt mittheilen laſſen. Sie beſtehen darinn: Es ſey Zeit, die Stimme der Bellona, und nicht der Turteltaube, zu hören, weil man weder zum Frieden, noch zum Stillſtand Hofnung habe: Seine Majeſtät ſehe ſich gezwungen, entweder Dero Länder zu verlaſſen, oder einen Krieg anzufangen: die Niederpfalz ſeye von dem ſpaniſchen König, als Vollzieher der Reichsacht, in der Würde eines Herzogs von Burgund, angegriffen, und, wie die Oberpfalz, von dem Herzog von Bayern, eingenommen worden: der König von Spanien habe fünf Heere auf den Beinen: das catholiſche Bündnis beſtehe noch, ob ſich gleich die proteſtantiſche Fürſten getrennt, und dadurch in Gefahr geſezt hätten, gänzlich zu Grunde zu gehen: die proteſtantiſche Religion befinde ſich in auswärtigen Ländern in betrübten Umſtänden: aus dieſen Gründen ſey der Krieg nicht zu vermeiden, und die Gemeinen hätten einen Beytrag an Geld zu beſtimmen, daß die Völker in der Niederpfalz nicht auseinander giengen, und ein neues Heer angeworben werden könnte.

Nach Anführung dieſer Artickel verwieſen ſie den König auf den Eyfer und auf die ungewöhnliche Geſchwindigkeit, womit ſie dieſe Arbeit betrieben. Sie meldeten ihm, ſie könnten nicht begreifen, daß die Ehre und Sicherheit des Königs, die Unterſtützung der Religion, das Erbgut der königlichen Kinder, und die Glükſeligkeit Englands keine Gegenſtände ihrer ernſtlichen Betrachtungen ſeyn

 ſollten.

ſollten. Sie müßten es ihm jetzo frey eröfnen, daß ſie bisher aus Klugheit zu vielen Sachen geſchwiegen, nun aber eine gerechte Gelegenheit ergreifen müßten, ihr Stillſchweigen zu unterbrechen: denn England ſtehe in Gefahr, nicht nur von äuſſerlichen Feinden, ſondern auch durch innerliche Unruhen und Empörungen ſeiner Wohlfart verluſtigt zu werden. Dieſe Betrachtung legte ihnen, wie ſie ihm ſagten, eine Verbündlichkeit auf, bewährten Mitteln nachzudenken, wie man die Gefahr abwenden, und ſich des Friedens auf beyden Seiten verſichern könne; mithin ſey es nicht für einen Eingrif in die königliche Gewalt auszugeben, daß der Anwachs und die Unverſchämtheit der Papiſten, welche das Reich von innen beſtürmten, einen Gegenſtand ihrer Anmerkungen ausmache; beſonders da ſie ſich die Dreiſtigkeit nicht genommen, etwas auf königliche Art zu beſtimmen. Sie ſagten ferner, ſie hätten unter andern Mitteln auch die Vermählung des Prinzen in Anſchlag gebracht, aber dadurch Seiner Majeſtät nichts vorgeſchrieben, was ſeine Ehre kränkte, oder ihrer Pflicht zuwider liefe, und blos ihre Bemühungen angewendet, ihren Wunſch zu entdecken, daß das königliche Haus, die Religion und ganz England eines blühenden Zuſtandes theilhaftig werden möge. Zulezt baten ſie ihn, als einen weiſen und gerechten König, er möchte ſich nicht bemühen, ihre Parlamentsfreyheit, die ihr altes und unſtreitiges Recht

ſey,

ſey, zu verletzen: die Voreltern hätten ihnen daſſelbe als ein Erbtheil hinterlaſſen, und ohne dieſelbe ſeyen ſie nicht im Stand, ihre Fragen gehörig zu unterſuchen, und Seiner Majeſtät eine zuverläßige Nachricht davon zu ertheilen. Sie wünſchten alſo, bey dem Recht, in welchem ſie durch Seiner Majeſtät vorige Parlamentsreden beſtätigt worden, ungekränkt zu bleiben, und ſich von den Bedenklichkeiten befreyt zu ſehen, welche ihnen das Schreiben des Königs an den Sprecher mit Grund verurſacht habe.

Zwölf Abgeordnete mußten dieſe Bittſchrift, nebſt der Vorſtellung, dem König überbringen, und ſie ſtellten mit Vorſaz einen Papiſten, den Ritter Weſton, ein Glied des Raths, der den König hauptſächlich wider die Gemeinen aufgebracht haben ſoll, an die Spitze derſelben. Der König empfieng dieſe Abgeordnete ſehr ungnädig, und man gibt vor, er habe zwölf Stühle für ſie herbeybringen laſſen, und geſagt, das ſeyen eben ſo viele Könige. Die leztere Bittſchrift nahm er ihnen ab, und ertheilte den Gemeinen, nach Verfluß einiger Tage, eine ſchriftliche Antwort.

In dieſer erklärte ſich der König, wie er es bisher gethan, nur daß es mit einer weit gröſſern Heftigkeit geſchahe, in der Meynung, das Haus der Gemeinen ſetze ſeinem königlichen Vorrecht eigenmächtige Schranken. „Ihre Vorſtellungen ſind, wie er ſich ausdrükt, lauter Eingriffe in daſſelbige, und

 „ſie

„ ſie mengen ſich in Sachen, die über ihre „ Einſicht gehen, und verſichern beym Be„ ſchluß das Gegentheil, wie ein Räuber, der „ einem den Beutel nimmt, und hernach „ ſpricht, er habe nicht die Abſicht, ihn zu be„ rauben. Die Gemeinen haben kein Recht, „ ſich in die Vermählungsſache ihres Prin„ zen zu mengen, und ſie mengen ſich *darein*, „ indem ſie in ihrer Bittſchrift ihre Abnei„ gung für Spanien zu verſtehen geben: ſie „ machen ihm eine Vorſchrift, wenn ſie ihm „ melden, die Vermählung ſeines Prinzen „ mit einer proteſtantiſchen Prinzeſſin ſey ein „ bewährtes Mittel, vielen Uebeln auszuwei„ chen, und die Religion und das Königreich „ in einen blühenden Zuſtand zu verſetzen. „ Weiß er durch Güte die Pfalz nicht wie„ der zu bekommen, ſo will er zu den Waffen „ greifen; deswegen aber kan er Spanien „ nicht den Augenblik einen Krieg ankündigen, „ und die zur Vermählung ſeines Sohns ge„ nommene Maasregeln zernichten. Die Ge„ meinen ſind nur eingeladen, unverzüglich „ für einen Beytrag an Geld zu ſorgen. „ Dieſe Sätze behauptete er in ſeiner Antwort, und ſpottete ihrer Bemühung und Sorgfalt für den König, für das Erbgut ſeiner Kinder, für das Beſte der Religion und des Königreichs, indem er ſagt, ihrer Allmacht fehle nichts, als des Pabſts Schlüſſel zum Himmel und Fegfeuer. Ihren Eyfer, ihn zum Krieg zu ermuntern, leitete er aus ihrem Uebermuth

muth her, den ſie wegen des durch ihn erhaltenen Friedens empfänden, und der ſie zu einer ſo bedenklichen Veränderung reize. Die unglükliche Folgen des Kriegs, der die ganze Chriſtenheit in Feuer geſezt, ſchrieb er der ungerechten Sache ſeines Eidams zu, welcher durch Annehmung der böhmiſchen Krone dem Pabſt und der catholiſchen Parthey Gelegenheit gegeben, viele Millionen Reformirte in Europa zu unterdrücken. Ihr Rath, er möchte mit dem König von Spanien brechen, weil er eine allgemeine Monarchie im Kopf habe, und der proteſtantiſchen Religion den Untergang drohe, brachte ſeine Ruhe ſchnell aus dem Gleichgewicht. Er ſezte dieſen Gedanken einer groſſen Bosheit auf die Rechnung, und entrüſtete ſich über die unverſchämte Auswürfe ihrer Redner, durch welche die Ehre des Königs von Spanien ſo ſehr beflekt werde. Den Vorſchlag der Gemeinen, Jacob möchte ſeinen Sohn an eine proteſtantiſche Prinzeſſin vermählen, nennte er einen entſcheidenden Ausſpruch, wodurch ſie ſich des Hochverraths ſchuldig machten. Ihr Mißtrauen, das ſie in Abſicht der Religion in ſeine Aufrichtigkeit geſezt, verdroß ihn, weil er, wie er ſagte, nicht geneigt ſey, durch die ſpaniſche Vermählungsſache ſeiner Religion einen Stoß zu geben. Er behauptete, das Parlament habe ſich um alle dieſe Dinge nichts zu bekümmern, wenn der König deſſelben Gutachten nicht erwarte: dieſes aber brauche

che er in gegenwärtigen Fällen nicht, weil der Zuſammenhang der Staatsangelegenheiten, die geheime Wege und Abſichten der Fürſten ihnen ein Geheimnis ſey. Noch mehr, er fürchtete, wenn er ihnen erlaubte, ihre Hand bey dem Krieg und der Vermählung des Prinzen mit in das Spiel zu miſchen, es möchte in Zukunft kein Fürſt eine Unterhandlung mit ihm pflegen, ohne von der Genehmhaltung des Parlaments verſichert zu ſeyn. Was die Religion betrift, ſo verſprach er, zu Ausbreitung der proteſtantiſchen und zur Abhaltung des Pabſtthums alles anzuwenden, was in ſeinen Kräften ſtehen würde: nur ſollten ſie die Zeit und Art ſeiner Vorſichtigkeit überlaſſen, und nicht zugleich in der ganzen Welt einen Religionskrieg von ihm erwarten. Er gab vor, die ſich weigernden jetzo mit Gewalt zu unterdrücken, heiſſe ſo viel, als, die Fürſten der gegenſeitigen Religion wider die Proteſtanten zum Krieg und zur Verfolgung einladen, oder vielmehr herausfordern; doch verſprach er auf der andern Seite, der Papiſten nicht zu ſchonen, wenn eine ſo ſanfte Regierung ſie zur Unverſchämtheit reizen ſollte, und machte ſich anheiſchig, die Kinder der Papiſten durch proteſtantiſche Lehrer, wie man es verlangte, in der wahren Religion unterrichten zu laſſen. Ueber die Auslegung einiger Ausdrücke, deren er ſich in ſeinem lezten Brief an den Sprecher, den Ritter Thomas Richardſon, bedient, äuſſert er eine Befremdung,

und ſagt, es ſey für einen Gelehrten eine Schande, daß er einen Schriftſteller ſo ſchlecht erkläre. Das ſeinem Schreiben angehängte Verbot, die Gemeinen ſollten ſich mit den Geheimniſſen des Reichs, mit der Vermählungsſache ſeines Prinzen und mit dem zu ſtiftenden Frieden nicht abgeben, iſt alſo ſeiner Meynung nach kein Eingriff in die Privilegien und Freyheiten des Parlaments. Er befahl den Gemeinen, nicht mehr von ihrem unſtreitigen Recht und Erbe zu reden: denn ſie hätten ihre Freyheiten der Gnade und Erlaubnis der vorigen Könige nebſt ihm zu danken. Zulezt warnte er ſie, in die Vorrechte der Krone keinen Eingriff zu thun, ſonſt ſeye er als ein gerechter König genöthiget, ihnen die Freyheiten zu entziehen, deren ſie ſich bedienen wollten, das königliche Vorrecht zu verringern, und der Krone die ſchönſten Kleinodien zu entreiſſen (f).

Die Gemeinen die alle Folgerungen dieſer Antwort wohl begriffen, ſezten eine Proteſtation folgender maſſen auf:

Die Freyheiten, Vorrechte und Gerichtsbarkeit des Parlaments ſeyen ein altes und unſtreitiges Erbe der engländiſchen Unterthanen: die Angelegenheiten des Reichs und der Kirche, die Erhaltung der ſchon gemachten, und die Einführung neuer Geſetze, die Verbeſſerung der im Königreich vorkommenden Mißbräu-

(f) Jahrbücher von Jacob I. S. 62. *Rushvvorth* Vol. I. p. 46.

bräuche und Beſchwerden müßten im Parlament unterſucht werden: ein jedes Glied im Hauſe habe das Recht, ſeine Meynung und Gründe darüber vorzutragen: es ſey der Willkühr der Gemeinen überlaſſen, die vorkommende Sachen in einer ihnen bequem ſcheinenden Ordnung vorzubringen: ein jedes Glied beſitze das Vorrecht, ſeiner öffentlichen Reden oder Schlüſſe wegen allein von dem Hauſe angeklagt, gefänglich eingezogen oder beſtraft zu werden: der König habe keiner beſondern Nachricht von den Amtsmäßigen Unternehmungen eines angeklagten Glieds deſſelben einen Glauben beyzumeſſen, wenn die Anzeige nicht auf das Gutachten des ganzen Hauſes der Gemeinen geſchehen ſey (g).

Nachdem der König von dieſer Proteſtation Nachricht erhalten, verſammlete er den Rath, und erklärte in demſelben dieſe Proteſtation, unter dem Vorwand, ſie ſey in zweydeutigen Ausdrücken abgefaßt, für nichtig und unkräftig. Er nahm ſie eigenhändig aus dem Tagbuch des Hauſes der Gemeinen hinweg, und beſtellte eine Urkunde, daß ſie den Verordnungen einverleibt werden könne.

Der König ließ das Parlament ſechs Tage darauf durch ein Ausſchreiben auseinander gehen, aus dieſer Urſache, weil unruhige Köpfe Unkraut unter den Weizen geſäet, und Abhandlungen vorgenommen hätten, welche dem köni-

(g) *Wilſon* p. 188. Jahrbücher von Jacob I. S. 65. *Rog. Koke* p. 77. *Rushvvorth* p. 53.

königlichen Vorrecht zu überlaſſen ſeyen. Doch verſprach er, nebſt der Billigkeit in ſeinem Regiment, das Parlament bey der erſten Gelegenheit mit Vergnügen zu berufen (h).

Darauf wurde in einem andern Ausſchreiben befohlen, bey harter Strafe nichts von Staatsangelegenheiten zu reden.

Doch der König gieng in ſeiner Empfindlichkeit weiter: er warf den Rook, Philips, Selden, Pym und Mallery, als eyfrige Glieder des Hauſes der Gemeinen, ins Gefängnis. Diggs, Crew, Rich und der Ritter Jacob Perrot mußten unter einer vorgeſchützten Commißion nach Jrrland reiſen, in der Abſicht, ſie mit einer Art der Verbannung zu beſtrafen. Die Grafen von Oxford und von Southampton wurden wegen ihrer freyen Urtheile über die Aufführung des Königs in den Tour geſchikt (i).

Die Aufhebung dieſes Parlaments zog mancherley ſchlimme Folgen nach ſich. Der König ſchwächte dadurch ſein Anſehen bey dem Volk, und bey Auswärtigen noch mehr, und von dieſer Zeit an wollte ihn niemand mehr für einen zum Beyſtand geneigten Freund, noch für einen furchtbaren Feind erkennen. Die Unterthanen nahmen an der Uneinigkeit des Königs und des Parlaments einen betrübten

(h) *Rushvvorth* p. 60. *Wilſon* p. 190. Jahrbücher von Jacob I. S. 66. *Rog. Koke* p. 78.

(i) *Wilſon* p. 190 ſeq. *Rog. Koke* p. 79. ſeq. Jahrbücher von Jacob I. S. 66.

trübten Antheil, indem einige die Vorrechte des Königs, andere aber die Freyheit des Volks mit einer erbitterten Heftigkeit vertheidigten. Die Anhänger des Königs hielten ſich an alle Gründe, welche der König dem Parlament ſo oft entgegen geſezt, und machten das Parlament zu einem beſtändigen Gegenſtand ihrer Verkleinerung. Die Vertheidiger der Freyheiten des Volks ſezten die von dem Unterhauſe gegen den König geführte Sprache fort, und beklagten das Vorhaben des Königs, vermittelſt ſeines vorgegebenen Vorrechts die Geſetze aufzuheben, und Bündniſſe zu ſchlieſſen, die auf das Verderben des Königreichs angeſehen ſeyen.

Aus den oben angeführten Urſachen iſt begreiflich, daß ſich die Puritaner nicht zur Parthey des Königs ſchlagen konnten. Die Puritaner der Religion, deren Anzahl bisher klein geweſen, wurden nun anſehnlich verſtärkt, weil ſich die Puritaner des Reichs, oder die politiſchen, mit ihnen vereinigten: ja ihre Macht wurde endlich ſo groß, daß ſie unter der folgenden Regierung die geiſtliche Hierarchie, und ſogar die Monarchie ſelbſt zu Grunde gerichtet.

Hingegen erhielten auch die Anhänger des Königs durch eine groſſe Menge Arminianer eine beträchtliche Verſtärkung (k). Von dieſem Zeitpunct an wurden ſie an dem Hof eben ſo eyfrig geduldet und hochgeſchäzt, als zuvor unter-

(k) *Wilſon* p. 198.

unterdrücket. Der Arminianer, Wilhelm Laud, ein Geiſtlicher von groſſem Verſtand und gründlicher Gelehrſamkeit, wußte ſich bey dieſer Gelegenheit zu dem Bißthum von St. David erwünſcht hinaufzuſchwingen, und ſeine Parthey, die jetzo vom günſtigen Winde des Hofs getrieben wurde, fuhr gleichſam mit vollen Segeln (l). Und warum hätten die Papiſten und die anſehnlichſte Geiſtliche der engländiſchen Kirche den Anhang des Königs nicht vermehren ſollen? Die uneingeſchränkte Gewalt des Königs ließ ja dieſe eine Unterſtützung wider die anwachſende Puritaner, jene aber, nebſt der Duldung, noch mehrere Vortheile hoffen.

Die gegenſeitige Partheyen betrachteten einander auf der gehäßigſten Seite, und die Bitterkeit, mit welcher ſie einander begegneten, mußte dem König am allermeiſten zur Schande gereichen. Ganz Europa war begierig, ſeine Anſchläge und Bemühungen zum Vortheil Englands und des königlichen Hauſes zu erfahren; er aber trug kein Bedenken, mit Hintanſetzung wichtiger Angelegenheiten, ſich mit dem Parlament dergeſtalt zu überwerfen, daß nicht leicht eine Ausſöhnung zu erwarten ſtunde. Deswegen wurde ihm in auswärtigen Ländern nebſt der Geringſchätzung auch die Beſchimpfung zu Theil, und er mußte in den niederländiſchen Städten die Materie zur öffent-

(l) *Rog. Koke* p. 98.

öffentlichen Verſpottung auf den Schauplätzen abgeben (m). Unter andern brachte ein reitender Bote in einem Luſtſpiel die Nachricht, die Pfalz ſtehe wegen der feindlichen Macht in Gefahr, nächſtens verlohren zu gehen; der König von Dännemark aber halte hundert tauſend Heringe, die Holländer hundert tauſend Tonnen Butter, und der König von England hundert tauſend Geſandte in Bereitſchaft (n). Sonſten ſtellte man den Jacob in Kupferſtichen mit einer Scheide ohne Degen, oder mit einem Degen vor, an welchem viele ihre Kunſt vergeblich probierten, ihn aus der Scheide zu ziehen. Das engländiſche Volk bereuete den Haß, den es ſeither auf den Buckingham, den Liebling, oder vielmehr Herrn des Königs, geworfen hatte, jetzo am allerwenigſten: denn wer kein Papiſt, Arminianer, oder kein Mann von wenig Religion war, der durfte an keine Beförderung denken. Nur diejenigen, welche von dem Vorrecht des Königs in dem ganzen Umfang eingenommen waren, oder doch dieſen Grundſaz behaupteten, gehörten nach der Redensart des Hofs unter die Proteſtanten, wenn ſie gleich einer andern, oder gar keiner Religion anhiengen: die übrigen alle mußten mit Gewalt Puritaner heiſſen. Abbot, der Erzbiſchof von Canterbury, wurde auch unter

dieſe

(m) *Wilſon* p. 192. *Rog. Koke* p. 82.

(n) *Wilſon* p. 192. *Rog. Koke* p. 82.

dieſe Claſſe gerechnet, weil er den Grundſätzen des Hofs nicht beypflichten wollte.

Der König kam auf den Einfall, den Digby nach Spanien, und den Weſton nach Brüſſel zu ſchicken, die Vermählung und die pfälziſche Angelegenheit zugleich zu endigen. Dieſen Geſandten Geld auf den Weg zu ſchaffen, war guter Rath theuer. Von dem Parlament konnte man nicht anderſt, als auf Unkoſten der königlichen Vorrechte, Geld erwarten: andere auſſerordentliche Wege waren abgeſchnitten; doch bekam der König endlich den glüklichen Einfall, das Volk unter dem Namen einer Benevolenz zu einer Beyſteuer anzuhalten. Der Hof, welchem wohl bekannt geweſen, daß die Unterthanen ihre Freygebigkeit ohne Zwang nicht ſonderlich anſtrengen würden, verlangte durch die ertheilten Befehle, ein jeder ſolle das Geſchenk nach ſeinem Vermögenszuſtand einrichten, wenn er nicht ſeinen Namen an den Rath wolle einſchicken laſſen (o). Die Pfalz mußte ihren Namen auch zu dieſer Gelderpreſſung hergeben, und die Engländer ſollten glauben, der König ſey im Begriff, die Pfalz mit gewafneter Hand in Freyheit zu ſetzen, nachdem ihm alle Verſuche auf dem Weg der Güte mißlungen ſeyen.

Jacob hatte vorlängſt einen Anſchlag geſchmiedet, der ſeit der pfälziſchen Angelegenheit die Haupttriebfeder ſeines Thuns und Laſſens geweſen, und durch welchen jetzo die

(o) *Rushvvorth* Vol. I. p. 60.

Leſer theils von ihren Zweifeln befreyet, theils in ihren bisherigen Muthmaſſungen beſtärkt werden können. Er gieng nemlich darauf um, vor Wiedererſtattung der Pfalz nebſt der Vermählung ſeines Prinzen zwey Millionen von Spanien zu erhalten, daß man ihm die Abtrettung der Pfalz nicht für die Mitgabe anrechnen möchte. Nach Schlieſſung dieſer Vermählungsſache hofte er, von Spanien vermög der neuen Freundſchaft die Wiedererſtattung der Nieder- und Oberpfalz ohne Anſtand auszuwirken. Das iſt der ganze Innhalt der Bemühungen, die er für ſeinen Eidam anwenden wollte. Das iſt aus den Verhaltungsbefehlen deutlich zu erſehen, in welchen er dem Digby vor ſeiner Abreiſe nach Spanien ausdrüklich anzeigt, er ſolle aus der pfälziſchen Sache keine Bedingung der Vermählung machen. Bey dem allem wollte Jacob die ganze Welt überreden, die Wiedererſtattung der Pfalz ſey bey der Vermählung ſeines Prinzen mit der ſpaniſchen Infantin ſein Hauptzwek. Dieſes Stük gehört ohne Zweifel unter die Staatsgeheimniſſe, von welchen der König zuvor den Gemeinen gemeldet, daß ſie ſich nicht damit abzugeben hätten, weil ſie ihren Verſtand weit überſtiegen. Es kan ſeyn, daß er die Befreyung der Pfalz für eine ungezwungene Folge aus der vollzogenen Vermählung ſeines Carls anſahe: allein, der Ausgang belehrte ihn, wie wankend der Grund ſeiner Hofnung geweſen, ob ihn

gleich Gondemar, allem Vermuthen nach, in dieſem angenehmen Irrthum geſtärkt hatte. Doch dieſes mag auf ſeinem Werth und Unwerth beruhen.

Jacob ſchikte, nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt, den Digby als auſſerordentlichen Geſandten nach Spanien, mit dem Ritter Aſton, der ſchon einige Zeit an Philipps IV Hof geweſen, die Vermählungsſache zur Richtigkeit zu bringen. Wegen der Artickel, die eine Beziehung auf die Religion haben, war die Sache ſchon in das Reine gebracht, und von den andern Punkten ſollte man erſt nach erhaltener Erlaubnis des Pabſts reden. Dieſes lezte Stük rührte von einem Kunſtgriff des ſpaniſchen Hofs her, deſſen er ſich bediente, die Unterhandlung in das Weite hinaus zu ſpielen, bis man die Pfalz völlig erobert hätte. Indeſſen wagte Jacob doch keinen Schritt wider Spanien, aus Furcht, er möchte der Vermählung ſeines Sohns, der gehoften Mitgabe und der Wiedererſtattung der Pfalz Hinderniſſe in den Weg legen. Bey den Geldern, die ihm das Parlament eingehändiget, und die er von dem Volk faſt nur Zwangsweis erhalten, nahm er einen Krieg, den er zum Vortheil ſeines Eidams führen wollte, blos zum Vorwand, und redete nur mit der Einſchränkung davon, wenn ihm die Sache auf dem Weg der Güte nicht gelingen ſollte. Niemand aber verſprach ſich von ſeinen Unterhandlungen einen ſo günſtigen

Ausgang, als er: man konnte alſo von ihm nicht erwarten, daß er durch einen ſolchen Krieg mit Oeſterreich brechen, und dadurch ſeinem Anſchlag zuwider handeln werde.

Um die Zeit der Abreiſe des Digby, der in eben demſelben Jahr zum Grafen von Briſtol ernennt worden, mußte der Gage auf des Königs Befehl nach Rom gehen, um die Ausfertigung der päbſtlichen Erlaubnis, ohne welche der neue Geſandte zu Madrit nichts hauptſächliches ausrichten konnte, auszuwirken (p). Damit aber die Bitte des Gage deſto nachdrüklicher werden möchte, ließ der König alle ſich weigernde Papiſten, die gefangen ſaſſen, auf freyen Fuß ſtellen, und zwar öffentlich durch einen an alle Richter des Königreichs ergangenen Befehl, der von einem Ermahnungsſchreiben des Biſchofs von Lincoln begleitet worden.

Da dieſer Befehl allerhand griffige Anmerkungen über den König nach ſich zog, weil er den Geſetzen, der Vorſtellung der Gemeinen und der Erklärung des Königs ſelbſt zuwider lief: ſo ſollte der Biſchof von Lincoln, als Groſſiegelbewahrer, des Königs Aufführung in einer öffentlichen Schrift rechtfertigen (q). Wie glüklich dieſer Biſchof geweſen ſey, ſeiner Schrift den Beyfall der Engländer zu verſchaffen, und ſie von den Urtheilen abzuhalten, die

(p) *Wilſon* p. 195. *Rushvvorth* Vol. I. p. 68.
(q) *Rushvvorth* Vol. I. p. 63. Jahrbücher von Jacob I. S. 69.

die ſie bisher über ihren König gefället hatten, kan man ſchon einiger maſſen aus dieſem Anfang ſeiner für den Jacob aufgeſezten Rechtfertigung begreiffen; er beſtehet in folgender Vergleichung: „ Gleichwie die weite Entfer„nung der Sonne und der Sterne von „unſerer Erde macht, daß uns die erſte von „der Gröſſe eines Tellers zu ſeyn ſcheint, und „die andern als Nägel vorkommen, die in „einen Sattelknopf geſchlagen ſind; alſo „macht auch die ungeheure Weite, die ſich „zwiſchen den hohen Entſchlieſſungen eines „Königs und zwiſchen den niedrigen Einbil„dungen des gemeinen Mannes ſich befindet, „daß ſich das leztere nothwendig betriegen „muß, wenn es von dem Verhalten ſeines „Landesherrn urtheilen will. „ Darauf legte der Biſchof dem Volk zwey Gründe vor, von denen man überzeugt war, daß ſie falſch ſeyen:

1) Es ſey nicht billig, zu derjenigen Zeit, in welcher der König bey allen catholiſchen Fürſten Fürbitten um die Erleichterung der Proteſtanten einlege, die wider die Papiſten gegebene Geſetze zu vollſtrecken.

2) Die engländiſche Jeſuiten hätten den König von Frankreich in einem Buch erſucht, die nemlichen Geſetze, die man in England wider die Papiſten beobachte, in ſeinem Königreich an den Hugonotten zu vollziehen. Er ſezte noch hinzu:

„ Will man aus den Gnadenbezeugun-
„ gen, welche die engländiſche Catho-
„ licken von dem König genieſſen, einen
„ Schluß auf ſeine Gunſt gegen die rö-
„ miſche Religion machen; ſo iſt die Fol-
„ gerung mit Thorheit und Boßheit an-
„ gefüllt, weil ſich der König mündlich
„ und ſchriftlich, durch ſeine öffentliche
„ Religionsübungen und durch die
„ Parlamentsverordnungen, als einen
„ eyfrigen Proteſtanten zu erkennen
„ giebt. „

Doch wir müſſen nun auch unſerem oben (r) gethanen Verſprechen ein Genüge thun.

Der Graf von Schwarzburg, den der Kayſer aus Liſt an den Jacob geſchikt, wurde zu London mit vieler Pracht aufgenommen, weil er dem König im Namen des Kayſers Zeugniſſe der Achtung an den Tag legte. Die Vollmacht, welche die Erzherzogin Iſabelle von dem Kayſer in Händen hatte, mit dem König nach ſeinem Verlangen einen Stillſtand zu ſchlieſſen, gab dem Jacob die Maasregel ein, ſich mit derſelben und mit den Geſandten einiger proteſtantiſchen Fürſten zu Brüſſel in eine Unterhandlung einzulaſſen. Die Infantin deſto leichter auf ſeine Seite zu ziehen, ſchikte er ihren Religionsverwandten, den Ritter Weſton, zu ihr, und ließ den Lord Vaux, einen Papiſten, zu ihrer Unterſtü-zung wider proteſtantiſche Fürſten, vier tau-ſend

(r) S. 770.

ſend Mann in England anwerben (s). Ehe wir den Erfolg davon beſtimmen, müſſen wir einige Worte von dem anführen, was ſich im Jahr 1621 in Teutſchland zugetragen, weil dieſes einen Einfluß in die engländiſche Begebenheiten hat.

Der König von Böhmen, welcher wohl einſahe, daß der König, ſein Schwiegervater, für ihn kein Waghals werden wolle, dachte nun andern Mitteln nach. Manheim, Heidelberg und Frankenthal ſtunden noch unter ſeiner Bothmäſigkeit, und der Graf von Mansfeld, der ſich in das Elſaß gewendet, fand ſchon noch Wege, auf das neue in die Niederpfalz einzudringen. Dieſes noch einzige Mittel, das er übrig ſahe, nicht ungenuzt aus den Händen zu laſſen, nahm er ſeine Zuflucht zu ſeinem Begleiter nach dem Haag, dem Prinzen Chriſtian von Braunſchweig, dem Adminiſtrator des Bißthums Halberſtadt, der auf das Verlangen des Königs von Böhmen ein Heer in Weſtphalen anwerben, und daſſelbe mit dem Grafen von Mansfeld vereinigen ließ (t). Zu gleicher Zeit brachte der Fürſt von Baaden-Durlach nach geſchloſſenem Vergleich zu dem nemlichen Endzwek ein Heer auf die Beine. Vermuthlich ſchoſſen die Holländer zu dieſen Werbungen das Geld deſto williger her, weil ihnen aus der Abtreibung jener mächtigen Feinde

Ddd 5 wich-

(s) *Wilſon* p. 203.
(t) *Rog. Koke* p. 82.

wichtige Vortheile zu erwarten ſtunden. Ein jeder von beyden Fürſten führte zehn oder zwölf tauſend Mann an, und ſie waren damals nur beſorgt, auf welche Weiſe man, wegen der ſehr groſſen Anzahl Spanier, der Niederpfalz zu Hülfe kommen könne. Dennoch machte der Prinz von Braunſchweig, weil noch mögliche Fälle vorhanden waren, Anſtalten zum Feldzug, und nahm verſchiedene Orte in der Grafſchaft Mark ein. Auf dieſe Unternehmung eilte der Graf Heinrich von Bergen mit einem Haufen von Spaniern aus den Niederlanden auf ihn zu, mit welchem ſich der Graf Tilly, als Anführer eines bayeriſchen Heers in der Pfalz, vereinigte. Dieſe Umſtände nöthigten freylich den Prinzen Chriſtian, einige Zeit in Weſtphalen zu bleiben; doch konnte er endlich, wegen der Zurükrufung des Grafen von Bergen, vorwärts rücken. Auf der andern Seite machten der Graf Tilly und Gonzalez von Cordua, weil ſie alle Zugänge beſezt hielten, dem Fürſten von Baaden den Eingang in die Pfalz überaus ſchwer.

Inzwiſchen entwich der König von Böhmen heimlich aus dem Haag, und traf bey dem Grafen von Mansfeld, der bis nach Germersheim vorgerükt war, glüklich ein. Daſelbſt warteten ſie auf die ihnen zu Hülfe geſchikte Völker mit ſehnlichem Verlangen, geriethen aber in einen ungemeinen Schrecken, als der Fürſt von Baaden den 6ten May ein

Treffen

Treffen verlohr; noch mehr aber, als ſie den 12ten Junius darauf von dem Grafen Tilly in die Flucht geſchlagen, und nach Manheim getrieben wurden. Acht Tage hernach gewann Tilly dem Prinzen Chriſtian einige Vortheile ab; doch konnte ſich dieſer ungehindert mit einem guten Theil ſeiner Völker nach Manheim begeben.

Nicht lange hernach wurden die Spanier und Bayern über fünfzig tauſend Mann ſtark, womit ſie ihre Feinde zwiſchen Manheim und Heidelberg umſchloſſen. Der König von Böhmen gieng darauf nach Holland zurük, weil er nun die Hofnung, ſein Land wieder zu erobern, für verlohren gegeben. Nach ihm ſtieſſen der Prinz von Braunſchweig und der Graf von Mansfeld zu dem Prinzen Moriz in den Niederlanden, und zogen durch Lothringen. Gonzalez von Cordua, der ſich von dem Tilly abgeſondert, ſtund in Braband ſchon in Bereitſchaft, ihren Durchzug zu verhindern. Die Gegend zwiſchen Namur und Brüſſel wurde ein unvermutheter Schauplaz ihres Gefechts, deſſen Erfolg auf beyden Seiten ziemlich gleich war. Der Prinz von Braunſchweig verlohr in der Schlacht durch eine Canonenkugel einen Arm; der Graf von Mansfeld aber, dem das Glük günſtig geblieben, verfolgte ſeinen Weg nach Holland.

Dem Grafen Tilly ſtund unterdeſſen niemand im Weg, Heidelberg mit Sturm zu erobern: und, nachdem er ſich Manheim durch

durch eine lange Einſchlieſſung unterwürfig gemacht, belagerte er auch Frankenthal.

Unter der Zeit, in welcher ſich der König von Böhmen in der Pfalz aufgehalten, bemühete man ſich zu Brüſſel durch Unterredungen, der Pfalz nach dem Wunſch Jacobs, aber ohne Vollmacht ſeines Eidams, einen Stillſtand auszuwirken. Weil aber der engländiſche Geſandte vom König von Böhmen keine Vollmacht aufweiſen konnte, und die Spanier ohne dieſelbige von der Unterhandlung nichts hören wollten; ſo wurde dieſe ſehr in die Länge gezogen (u). Der König von Böhmen, dem man hernach in der Pfalz eine Vollmacht abgefordert, nahm Anſtand, ſie zu überſchicken, weil er von ſeinen Unternehmungen noch einen glüklichen Ausgang hofte. Endlich, da er ſie, nach gröſſern Bedrängniſſen der Pfalz, zu überſchicken gezwungen war, äuſſerte ſich zu Brüſſel eine neue Schwierigkeit. Die Erzherzogin, die vom Kayſer nichts, als einen Brief, aufweiſen konnte, in welchem er ſie bat, nebſt dem engländiſchen Geſandten auf einen Stillſtand für die Pfalz bedacht zu ſeyn, ließ dieſe Sache mit Uebereinſtimmung des Grafen von Schwarzburg aus allerhand Scheingründen im Anſtand, bis man Heidelberg erobert, und Manheim eingeſchloſſen hatte. Jacob erſuchte alsdenn den König von Spanien, man möchte die pfälziſche Sache bis zu Schlieſſung

(u) Geſchichte von dem Aufruhr in Böhmen. S. 889.

ſung des Stillſtandes in dem würklichen Zuſtand laſſen, und die Einſchlieſſung Manheims aufheben: allein die Erzherzogin erhielte den Brief Philipps, in welchem er ſich zu dieſer Gefälligkeit verſtund, erſt nach Eroberung der Stadt Manheim. Philipp hinderte auch nicht einmal den Grafen Tilly an der Belagerung Frankenthals, und er würde dieſen Ort ohne Anſtand eingenommen haben, wenn ihm nicht die ausgetrettene Flüſſe die Aufhebung der Belagerung nothwendig gemacht hätten. Nun fieng Jacob an zu begreifen, daß Philipp darauf umgegangen ſey, ihn durch liſtige Verſprechungen zu hintergehen, bis er ſich zum Meiſter von der Pfalz gemacht hätte: allein die neue Hofnung, damit man ihm die nun bevorſtehende Vermählung ſeines Prinzen mit der Infantin höchſt glaublich zu machen ſuchte, erlaubte ihm ſchon wieder nicht, mit gewafneter Hand und mit allem Nachdruk die Sache ſeines Eidams zu unterſtützen, aus Furcht, er möchte durch dieſes Unternehmen die Gunſt Spaniens verſcherzen, und die bevorſtehende Vollziehung der Heyrath ſeines Prinzen aus eigener Schuld rükgängig machen. Die Briefe Jacobs an ſeinen Geſandten in Spanien, den Grafen von Briſtol, laſſen an dieſer Sache nicht im geringſten zweifeln.

In dem Schreiben, welches er den 9ten September 1622 an den Grafen abgehen laſſen, klagte er über die Belagerung Heidelbergs,

bergs, über den Aufſchub des Stillſtands, und über die Verzögerung der päbſtlichen Erlaubnis (x). Er meldete, daß man bisher lauter Kunſtgriffe angewendet, ihn einzuſchläfern, und daß der kayſerliche Hof durch ſeine mannigfaltige Wendungen ihm Gelegenheit genug gegeben habe, einen gegründeten Argwohn wider denſelben zu ſchöpfen (y). Er drang auf die Hinwegräumung aller Schwierigkeiten, und erwartete es von dem Kayſer, als ein Merkmal ſeiner Hochachtung, daß er die wenigen noch unverlezten Orte in der Pfalz fernerhin unangetaſtet laſſen ſolle. Doch meldete er dem Grafen, er wolle dem König von Spanien das Unrecht nicht zufügen, auf ihn einen Verdacht zu werfen. Der Graf ſolle bey dem Philipp nichts, als nach erhaltenem Gehör folgende Gedanken in den Anſchlag bringen, wie viele Aufrichtigkeit Jacob gegen ihn und den Kayſer bewieſen, mit welcher Gedult er bisher manchen Ränken zugeſehen, und mit was für Hofnungen man ihn bisher unterhalten habe. Jacob entdekte auch den Entſchluß, ſein Vertrauen noch ferner in den Philipp zu ſetzen, wo er ſeiner Dienſte benöthiget ſey. Er hofte, die Zwiſtigkeiten, die zwiſchen ihm und dem Kayſer vorfallen könnten, wenn Heidelberg erobert werden ſollte, würden der Freundſchaft zwiſchen ihm und dem König von Spa-

(x) *Wilſon* p. 204.
(y) *Rushvvorth* Vol. I. p. 68.

Spanien keinen Eintrag thun. Er unterließ nicht hinzu zu ſetzen, wie oft er verſichert habe, er wolle ſich auf die Seite des Kayſers ſchlagen, wenn ſein Eidam ſeinem wohlgemeynten Rath kein Gehör geben ſollte: nun aber ſetze er das Vertrauen in den Philipp, daß er ihn mit ſeiner Macht wider den Kayſer unterſtützen werde, wenn dieſer ſich weigern würde, den verlangten Stillſtand einzugehen. Zum Beſchluß befahl er dem Grafen von Briſtol, ſehr vorſichtig und höflich zu Werke zu gehen, wenn er an dem ſpaniſchen Hof in der Vermählungsſache die nöthige Aufrichtigkeit bemerke, damit man demſelben weder Mißtrauen, noch Eyferſucht einflöſſen möge.

Der Graf verhielt ſich ſeinem Verhaltungsbefehl gemäs, und doch wurde Manheim durch kayſerliche Waffen erobert, und Frankenthal belagert.

Jacob erklärte ſich in einem andern den 4ten October aufgeſezten Schreiben an den Grafen von Briſtol: er habe bisher aus einer beſondern Achtung gegen den König von Spanien mit dem Hauſe Oeſterreich in einem guten Vernehmen zu bleiben geſucht. Da aber dieſes allzugroſſe Vertrauen ſeiner Ehre nachtheilig ſey; ſo ſolle der Graf dem König melden, er hoffe, da Philipps bisherige gute Dienſte nur zu Hintergehung Jacobs angewendet worden ſeyen, Philipp werde ſich in einer eingenhändig unterzeichneten Schrift

Schrift verbindlich machen, daran aufrichtig zu arbeiten, daß innerhalb ſiebenzig Tagen Heidelberg, Manheim und Frankenthal befreyt, ein anſtändiger Stillſtand für die Pfalz eingegangen, und hernach der Friede ernſtlich betrieben werden möge. Der Graf hatte ferner Befehl, den Philipp zu bitten, er möchte im Weigerungsfall ſeine Macht mit den Engländern wider den Kayſer vereinigen, oder wenigſtens den engländiſchen Völkern einen freyen Durchzug durch ſeine Länder verſtatten. Briſtol war ferner angewieſen, wenn man ihm keine deutliche und entſcheidende Antwort ertheilen würde, Abſchied zu nehmen, und nach England zurük zu kehren; nach erhaltener Genugthuung aber die Vermählungsſache nach ſeinen Verhaltungsbefehlen weiter zu betreiben (z).

Aus dieſem Schreiben iſt klar, daß der König eingeſehen, man habe ihn bisher durch Argliſtigkeit zu hintergehen getrachtet. Nichts deſto weniger meldete er dem Grafen von Briſtol ſogleich am nächſtfolgenden Tag ſchriftlich, er ſolle des vorigen ausdrüklichen Befehls ohngeachtet, wenn ſich der König von Spanien weigern würde, ſeinen Abſchied nicht nehmen, ſondern, wenn er keine Hofnung vor ſich ſähe, ihm ſolches heimlich anzeigen, öffentlich aber das Gegentheil zu erkennen geben. Er ſezte hinzu: er ertheile ihm dieſen Befehl in der Abſicht, daß ihm der

(z) *Wilſon* p. 207.

der Bruch mit Spanien zu einem Vortheil im Parlament behülflich ſeyn möge (a).

Der Gage kam endlich einmal mit ſeinen Artickeln von Rom zurük, und der Pabſt hatte unter einem jeden derſelben, wie es ſonſten bey Uebergabe der Feſtungen gewöhnlich iſt, ſeine Antwort hingeſchrieben. Seine Erklärung lautet alſo:

Die Vermählung ſoll in Spanien geſchehen, und in England hernach dißfalls keine Feyerlichkeit vorgenommen werden, bis man ſie nach eingeſchikter Nachricht gebilliget:

Die Infantin darf die freye Uebung der römiſchen Religion behalten:

Der König von Spanien, und nicht der König von England, hat ihr alle Bedienten zu erwählen:

Allen ihren Dienern und Dienerinnen, nebſt ihren Kindern, Nachkommen und Hausgeſind, was ſie auch für ein Amt zu verwalten bekämen, muß die freye Uebung der catholiſchen Religion vergönnet bleiben:

Der Pfarrer und die Bedienten der Capelle und der für die Infantin neu zu erbauenden Kirche müſſen Spanier ſeyn:

Einem Biſchoff ſoll es allein zukommen, Religions- und Gewiſſensfälle zu entſcheiden, und ſeine geiſtliche Gerichtsbarkeit

(a) *Wilſon* p. 210.

barkeit über alle Verbrecher unter den Bedienten der Infantin auszuüben:

Der Infantin iſt zu erlauben, Ablaſſen und Jubelfeſten, die von Rom kommen, nebſt allem, was das Gewiſſen angeht, gemäs zu leben:

Die Geſetze, die in England in Anſehung der Religion gemacht worden, oder in Zukunft gegeben werden könnten, ſollen ſich nicht bis auf die Bedienten der Infantin erſtrecken: daher ſind auch die Geiſtlichen keinen andern, als den Kirchengeſetzen zu unterwerfen:

Die Kinder des Prinzen und der Infantin ſollen in ihrem Gewiſſen nicht gezwungen, und an die wider die Catholicken gemachte oder noch entſtehende Verordnungen nicht gebunden ſeyn; und es darf eines oder das andere davon, wenn es der catholiſchen Religion beytritt, dadurch nichts an ſeinem Recht der Thronfolge in den Königreichen von Grosbrittannien verlieren:

Es müſſen auch die Ammen von der Infantin für ihre Kinder erwählt, und unter ihre Bediente gezählet werden (b).

Die Verſammlung der Fortpflanzung des Glaubens ſezte an das Ende dieſer Artikel folgendes Gutachten:

Die von dem Durchlauchtigſten König von England angebotene Bedingungen zielen blos

(b) *du Cheſne* Hiſt. d'Angleterre. p. 1160.

blos auf die Sicherheit der Durchlauchtigſten Infantin. Der Durchlauchtigſte König muß aber auch noch andere Dinge in Abſicht des Rechts, der Vermehrung und des Beſten der römiſch-catholiſchen Religion in den Vorſchlag bringen, daß es Seiner Heiligkeit zur Ueberlegung gegeben werde, ob die Erlaubniß vermittelſt dieſer Anerbietungen zu bewilligen ſey.

Die Antworten des Pabſts waren augenſcheinlich auf die Ausbreitung der catholiſchen Religion in England angeſehen; ſie enthielten aber auch zugleich ein ſicheres Mittel, die Vermählung des Prinzen von Wallis nach dem Wunſch des ſpaniſchen Hofes zu verzögern. Jacob, dem die Abſichten des Pabſts nicht räthſelhaft ausſahen, gerieth deswegen nach der Ankunft des Gage, welcher jene Antworten aus Rom mitbrachte, in eine ungemeine Verlegenheit. Er war mächtig genug, dem Hauſe Oeſterreich die Spitze zu bieten, aber nicht ohne Einwilligung des Parlaments, welches er jezo unter ſeinen bekannten Umſtänden nicht verſammlen konnte. Auf der andern Seite erlaubte es ihm die Klugheit nicht, beſondere Bedingungen, welche der Pabſt mit der Vermählung ſeines Prinzen verknüpft, zu unterſchreiben, ohne ſeine Unterthanen in ihrem Argwohn zu beſtärken, daß ihm die proteſtantiſche Religion nicht ſonderlich am Herzen liege. Doch, er zeigte bald, daß ihm die Hofnung auf ſpaniſche Millio-

 nen

nen einen ſtärkern Eindruk verurſache, als die Vorwürfe, womit ihn ſeine Unterthanen zu überhäufen Grund genug hatten: denn er ſchikte dem Grafen von Briſtol einen eigenhändig unterzeichneten Entwurf, in welchem er ſich anbot, das Beſte der catholiſchen Religion zu befördern. Philipp, der dieſe Gelegenheit nicht aus der Hand laſſen wollte, für die Ausbreitung der römiſchen Religion in England Sorge zu tragen, verwandelte ſeine vorige Kaltſinnigkeit in Eyfer, und dachte gegen das Ende des Jahrs 1622 im Ernſt an die Vermählung. Daß der ſpaniſche Hof ſeit dieſer Zeit die Vermählung beſchloſſen gehabt, davon legt ſein ganzes Betragen unverwerfliche Zeugniſſe ab; nur kam es darauf an, von Jacob I Bedingungen feſtſetzen und erfüllen zu laſſen, aus welchen man der römiſchen Religion in England den gewünſchten Wachsthum verſprechen könnte.

Ehe ſich dieſe Umſtände äuſſerten, war Philipp von dem Entſchluß, ſeine Infantin dem Prinzen von Wallis zur Ehe zu geben, ſehr weit entfernt; er hatte ſich vielmehr vorgeſezt, dieſen Anſchlag des engländiſchen Hofs jederzeit zu vereiteln. Das iſt aus einem Schreiben an den Grafen von Olivarez, welches den 5ten November 1622 ausgefertiget worden, und aus der Antwort des Grafen deutlich zu erſehen.

Philipp IV drukte ſich in demſelben alſo aus:

Der König, mein Vater, erklärte auf ſeinem Sterbebette, daß er nie Willens geweſen, die Infantin, Donna Maria, meine Schweſter, dem Prinzen von Wallis zu geben. Don Balthaſar, euer Oheim, mußte ſich deswegen blos in der Abſicht, Zeit zu gewinnen, in jene Unterhandlung einlaſſen, und nun iſt es Zeit, Mittel zu ſuchen, dieſelbige zu trennen. Man muß jezo auf eine Genugthuung für den König von Grosbrittanien bedacht ſeyn. — Ich werde mich für ihn zu allem verſtehen, wenn es nur nicht die Vermählung iſt. (c)

Der Graf von Olivarez bekräftigte in ſeiner Antwort dieſe Nachricht, und ſezte hinzu, der verſtorbene König von Spanien habe nur den Jacob I wegen der Pfalz herumzuführen getrachtet, und die Infantin ſtehe auf dem Sprung, ſich in ein Kloſter zu begeben, wenn man ihr wegen dieſer Vermählung noch weiter zuſetzen würde. (d)

Der Graf machte ferner ſeinem König die Vorſtellung, daß man nach geſchloſſener Vermählungsſache genöthiget wäre, die Pfalz wieder abzutreten, und alsdenn mit England wider den Kayſer zu Felde zu ziehen, oder mit dem Kayſer wider England und des Königs eige-

(c) *Wilſon* p. 215. *Rushvvorth* Vol. I. p. 21.

(d) *Rushvvorth* ibid. Jahrbücher von Jacob I. S. 71.

eigene Schweſter in Verbindung zu treten: denn es würde ein Aergerniß erwecken, wenn der König von Spanien bey einer Sache, die für die Religion ſo wichtig ſey, ſich für keine Parthey erklären wollte. Ueberdiß ſtellte der Graf die Wiedererſtattung der Pfalz als eine Unmöglichkeit vor, weil der Herzog von Bayern, dem der Kayſer nebſt der Oberpfalz die Churwürde zu geben verſprochen, ſich auf ſeine Völker verlaſſen, und ſeine Eroberungen nicht abtreten werde.

Dieſen Schwierigkeiten auszuweichen, that der Graf den Vorſchlag, andere Vermählungen zu ſuchen, nemlich der älteſten Tochter des Kayſers mit dem Prinzen von Wallis, und der jüngern mit dem älteſten Sohn des Churfürſten von der Pfalz; nur ſolle man ſich eindingen, um dem jungen Pfalzgrafen die Grundſätze der catholiſchen Religion einflöſſen zu können, daß er an dem Kayſerlichen Hof erzogen werden müſſe.

Allein der veränderte Entſchluß des ſpaniſchen Hofs verſchafte dem Grafen von Briſtol von Philipp IV ein Schreiben an die Infantin Iſabelle, in welchem ſie gebeten wurde, die Belagerung von Frankenthal einzuſtellen, und die zu Brüſſel abgebrochene Unterredungen über den Stillſtand zu London zu erneuern. Dieſe Bitte wurde als ein Befehl aufgenommen, und die Unterhandlung des Stillſtands den 27ſten März 1623 zu London geendiget. Dadurch ſuchte man Franken-

thal

thal, welches in der Pfalz noch als der einige Ort eine engländiſche Beſatzung aufweiſen konnte, den Händen des Kayſers zu entreiſſen. Weil aber der Kayſer durch dieſe Vergünſtigung den Krieg nicht in die Pfalz geſpielt ſehen wollte; ſo fiel man auf das ſeltſame Mittel, Frankenthal der Infantin in Verwahrung zu geben, und einen Stillſtand von fünfzehn Monaten zu ſchlieſſen, nach welcher Zeit dieſer Ort den Engländern wieder ausgeliefert werden ſollte: allein der Churfürſt von der Pfalz ſollte auch ſein Bündniß mit dem Prinzen von Braunſchweig und Grafen von Mansfeld aufheben. Frankenthal wurde der Iſabelle überlaſſen, eben als wenn ſie in dieſer Sache uneigennützig geweſen wäre, und der Churfürſt verlohr zugleich alle Hofnung auf ſein Land. Dem Kayſer und dem Herzog von Bayern ſtund es auſſerdem frey, ob ſie wegen Aufhebung des Kriegs in der Pfalz ihre Soldaten beurlauben, oder mit ihnen dem König von Spanien in den Niederlanden beyſtehen wollten. Auf dieſe Weiſe lieferte Jacob Frankenthal, welches er dem Kayſer entzog, dem König von Spanien in die Hände, und beraubte ſich zugleich des Vortheils, den Krieg in die Pfalz ſpielen zu können.

Vor Schlieſſung dieſes Stillſtands hatte der Kayſer dem Herzog von Bayern auf dem Reichstag zu Regenſpurg die Churwürde nebſt der Oberpfalz eingeraumt. So zogen

die dreyjährige Unterhandlungen Jacobs keine Wirkung, als den Verluſt der Güter und Würden des Churfürſten nach ſich, und die Vermählung mit der ſpaniſchen Infantin, welche die merkwürdigſte Begebenheit des Jahrs 1623 vorſtellt, ſollte das einige Mittel ſeyn, einen ſo beträchtlichen Schaden völlig zu erſetzen. (e)

Die Artickel, welche die Religion betrafen, machten die ganze Schwierigkeit bey dieſer Vermählung aus. Philipp, der nur Zeit zu gewinnen ſuchte, war über die beſtändige Einwendungen des Grafen von Briſtol wider den Vergleich nicht ungehalten, erhielt aber auch auf die ſeit dem Auguſtmonat 1622 für die engländiſche Catholicken verlangte Artickel nichts zur Antwort, als, er wolle dem Jacob Nachricht davon ertheilen. Da nun der Pabſt zu gleicher Zeit die obige Artickel beantwortet; ſo läßt ſich daraus die Uebereinſtimmung des ſpaniſchen und römiſchen Hofes leicht begreifen. Die Antworten des Pabſts und die Anforderungen des ſpaniſchen Hofs wegen der engländiſchen Papiſten liefen ebenfalls zugleich bey dem Jacob ein, welcher nebſt ſeinem Prinzen die leztern den 5ten Januar 1623 eigenhändig unterzeichnet, und an den Grafen von Briſtol nach Madrit zurük geſendet. Dieſen Zeitpunkt muß man bey der Geſchichte Jacobs deutlich vor Augen haben. Von dem Jahr 1616 an bis

(e) *Wilſon* p. 220.

bis auf den November 1622 bemühete ſich der ſpaniſche Hof hauptſächlich, den König von England durch ſchlaue Vertröſtungen hinter das Licht zu führen. Von dieſer lezten Zeit an ſcheint Philipp bis auf den 25ſten Januar 1623 die Vermählung beſchloſſen zu haben, in ſo fern dadurch der römiſchen Religion wichtige Vortheile zuwachſen ſollten, bis endlich der Entſchluß durch jene unterzeichnete Artickel auf veſten Fuß geſezt worden Die Dunkelheit, die man in vielen Schriftſtellern bemerkt, welche von dieſen Begebenheiten geſchrieben haben, hat ihren Grund darinn, daß ſie dieſe drey Zeitpunkte nicht ſorgfältig genug zu unterſcheiden gewußt.

Jene unterzeichnete Artickel, die zu Madrit mit Beyfall aufgenommen worden, mußten durch die Erlaubniß des Pabſts beſtätiget werden, und vermög des getroffenen Vergleichs ſollte man die Vermählung vier Tage nach Ankunft der päbſtlichen Erlaubniß feyerlich vollziehen. Inzwiſchen kamen der Graf von Briſtol und der Ritter Aſtorg, die ſich mit den ſpaniſchen Staatsbedienten über die weltlichen Artickel berathſchlagten, mit ihrer Arbeit erwünſcht zu Ende. Die engländiſche Geſandten erhielten durch die Grafen von Olivarez und von Gondemar eine eigenhändig unterſchriebene Verſicherung des Königs von Spanien, daß er jene Artickel genehm halte. Von der Pfalz ſtund kein Wort in der angeführten Schrift: die Mitgabe, das Leibge-

ding und andere Sachen, die ſich darauf beziehen, machten ihren ganzen Innhalt aus. Der Graf von Briſtol durfte dieſen Punkt nicht betreiben, denn in ſeinen Verhaltungsbefehlen und in einem am 30ſten September 1623 ausgefertigten Schreiben des Königs erhielt er die beſtimmte Anweiſung, aus Wiedererſtattung der Pfalz keine Bedingung der Vermählung zu machen. Ueberdas wurde zu gleicher Zeit in London über den Stillſtand in der Pfalz und über die Befreyung Frankenthals eine Unterhandlung gepflogen.

Die Wahrſcheinlichkeit war gros genug, die Vermählung bald vollzogen zu ſehen, als der Graf von Buckingham dem Prinzen von Wallis die Begierde einflöſſete, ſelbſt nach Spanien zu gehen, und die Infantin nach England zu führen. Der Graf wußte ſeinem Anſchlag eine ſo ſchöne Farbe anzuſtreichen, daß der Prinz nicht ruhete, bis er ſeines Wunſches gewährt worden. (f). Sein Eyfer und die Unverſchämtheit Buckinghams brachte den Jacob dahin, nach vieler Widerſezlichkeit ſeine Einwilligung zu einer ſo unvorſichtigen und gefährlichen Reiſe zu geben. Buckingham, Cottington, welcher Reſident in Spanien geweſen, und der Kammerdiener Endimyon Porter, der zu Madrit erzogen wurde, mußten den Prinzen nach gefaßtem Entſchluß nach Spanien begleiten.

Es

(f) *Wilſon* p. 225. Mylord Clarendon T. I. p. 14.

Es werden mancherley Beweggründe zu dieſer Reiſe des Prinzen angeführt. Weldon (g) behauptet, der engländiſche Hof habe den Prinzen aus Mißtrauen gegen dem ſpaniſchen nach Madrit geſchikt, mit eigenen Augen zu ſehen, wie weit die Hofnung Jacobs gegründet ſey. Doch das wäre eine unvergebliche Unvorſichtigkeit geweſen, aus einem ſolchen Grund einen Prinzen zu einem König zu ſchicken, deſſen Aufrichtigkeit zum wenigſten ſehr zweydeutig erfunden worden. Mylord Clarendon nimmt hier ſeine Zuflucht zur Eyferſucht Buckinghams, der es mit neidiſchen Augen angeſehen, daß eine ſo wichtige Sache durch den Grafen von Briſtol allein betrieben werden ſolle. Allein dieſe Eyferſucht wäre allzuſpät angebracht geweſen, weil vor der Abreiſe des Prinzen in Spanien alles ſchon auſſer Streit geſezt war. Ueberdas läßt der Ausgang dieſen Beweggrund nicht aufkommen, weil Buckingham die Vermählung nicht erleichtert, ſondern ihr vielmehr ganz allein Schwierigkeiten entgegen geſtellt hat, bis ſie endlich zum völligen Bruch gekommen.

Doch iſt nicht zu läugnen, daß der Prinz und Jacob, wenn man auf die wahren Beweggründe Buckinghams nicht ſehen will, viele Uebereilung und Unvorſichtigkeit auf ihrer Rechnung ſtehen laſſen. Dem Anſchein nach hatte man wegen des guten Fortgangs der Vermählung nicht Urſache, perſönlich und auf eine

(g) S. 143.

eine ſo mißliche Art von neuem anzuhalten. Zween Monate hätten dem König ſchon den erforderlichen Aufſchluß gegeben, ohne daß er nöthig gehabt, ſeinen Sohn einer groſſen Gefahr blos zu ſtellen, bey welcher nicht der geringſte Vortheil zu erwarten geweſen. Doch des Königs Neigung gegen dem Prinzen und Buckingham überwog dieſe und andere Betrachtungen. Die Reiſe wurde vorgenommen, und zwar über Paris, wo ſie verkleidet einem Bal beywohnten, und wo der Prinz die Prinzeßin Henrietta Maria, die er hernach geheyrathet, zu Geſicht bekam. Madrit empfieng den Prinzen von Wallis mit allen ſeiner Geburt gemäſen Feyerlichkeiten, nur wendete man groſſe Behutſamkeit an, daß der Prinz die Infantin nicht heimlich zu ſprechen bekommen möchte. Dieſe Vertraulichkeit räumte ſich mit der Gewohnheit der Spanier nicht, beſonders, da die päbſtliche Erlaubniß erſt erwartet werden mußte.

Die Spanier, denen der eigentliche Beweggrund von der Reiſe des Prinzen verborgen war, bildeten ſich bey ſeinem Einzug in Madrit ein, er ſeye im Begrif, die Religion zu verändern. Der Graf von Gondemar, der dem Grafen von Briſtol zu verſtehen gab, der Buckingham widerſetze ſich einem ſo heiligen Entſchluß nicht, wollte ihn dadurch bewegen, dieſer Veränderung gleichfalls keine Hinderniſſe in den Weg zu legen. Der Graf von Briſtol aber, welcher wohl einſahe, daß

der

der ſpaniſche Hof dieſen Umſtand als ein Mittel brauchen werde, die Vermählung zu verzögern, ſuchte dem Prinzen ein Geſtändniß abzulocken, welches er nach ſeiner Ueberzeugung nicht ablegen konnte. Er bezeugte vielmehr ſtandhaft und mit einem gewiſen Unwillen gegen den Grafen das Gegentheil. So eyfrig der Graf bemüht geweſen, den Prinzen in ſeinen geſezten Entſchlieſſungen zu unterhalten; ſo ſtark waren die Verſuche, welche viele Geiſtliche und Hofleute machten, den Prinzen dem Gehorſam des Pabſts zu unterwerfen. Gregorius XV ſchrieb ſelbſt einen weitläuftigen Brief an ihn, worinn er nach dem Beyſpiel ſeiner Vorfahrer zur Vertheidigung der Religion groſſe Thaten zu thun, und in den Schoos der Kirche zurük zu kehren ermahnet wurde. (h) Der Prinz antwortete dem Pabſt den 20ſten Junius: er danke Seiner Heiligkeit für den Rath, er möchte die Fußſtapfen ſeiner ſiegreichen Vorfahren betreten. Ihm ſey es darum zu thun, die Einigkeit und den Frieden in der chriſtlichen Welt nach einer Art der Verbannung aus allen Kräften wieder herzuſtellen; zumal da ſein Vater, Jacob, über das Verderben, welches von der Uneinigkeit chriſtlicher Fürſten herrühre, einen gerechten Kummer empfinde. Er gab dem Pabſt ferner die Verſicherung, daß er ſich nicht entſchlieſſen würde, durch die Vermählung mit Spanien ein ſo groſſes Ver-

(h) *Wilſon* p. 229.

Vertrauen aufzurichten, wenn er einen Haß gegen die Religion der Infantin trüge. Vor Endigung ſeines Briefs verſprach er, durch ſeine Aufführung keinen Widerwillen gegen die römiſch=catholiſche Religion an den Tag zu legen, ſondern vielmehr dieſen Verdacht durch Sanftmuth und Gelindigkeit bey allen Gelegenheiten zu unterdrücken. (i)

Die Geſtalt der Unterhandlung wurde ſeit der Ankunft des Prinzen zu Madrit zimlich verändert. Die Erlaubniß, welche der Pabſt ſechs Wochen darauf geſchikt, war durch allerhand Bedingungen eingeſchränkt; welches nicht geſchehen wäre, wenn der Prinz in England zurük geblieben wäre. Der Graf von Briſtol hatte nun nicht viel mehr zu ſagen, weil der Prinz und Buckingham ihm die Vermählungsſache aus den Händen geſpielt. Bey dem über die angehängten Bedingungen entſtandenen Streit behauptete der Prinz, es ſtehe nicht bey ihm, die von ſeinem Vater unterzeichnete Artickel durch Zuſätze zu vermehren. (k) Die ſpaniſchen Staatsbedienten ſagten hingegen, Jacob könne die Bedingungen nicht verwerfen, unter welchen die Erlaubniß des Pabſts zugeſtanden worden ſey, ohne zugleich die Erlaubniß ſelbſt kraftlos zu machen. Jacob, welcher darauf eine ſchriftliche Anfrage erhielte, konnte über einige Artickel kei-

(i) Jahrbücher von Jacob I. S. 77. *Rushvvorth* Vol. I. p. 82.

(k) du *Cheſne* Hiſt. d'Angleterre p. 1164.

keine Schwierigkeit machen, weil er ſie ſchon zugeſtanden hatte. (l) Er gab ſein königliches Wort, ſeinen Eyd, und den Eyd des Prinzen zur verlangten Sicherheit für die Vollziehung der Artickel. Dem päbſtlichen Botſchafter, der damit nicht zufrieden geweſen, that endlich der König von Spanien durch ſeine angebotene Bürgſchaft eine Genugthuung.

Cottington, den der Prinz hernach mit Religionsartickeln nach England geſendet, war bey dem Jacob kaum angekommen, als man öffentlich behauptete, Philipp und der Pabſt ſuchten eine völlige Duldung für die Papiſten auszuwirken. Der König fragte ſeinen Rath, ob es nicht dienlich wäre, ihnen eine ſolche Duldung zu bewilligen, und gab dadurch zu jenem Gerücht ſelbſt Gelegenheit. Abbot, der Erzbiſchoff von Canterbury, welcher ſeit ſeinem bedenklichen Zufall dem Rath nicht mehr beygewohnet, ſchrieb, ganz von ſeiner Pflicht eingenommen, dem König einen Brief, worinn er demſelben wegen des Vorſchlags für die Duldung der Catholicken einen ernſtlichen Verweis gab. „Er führte „dem Jacob zu Gemüth, daß er ſich bey „GOtt und Menſchen verhaßt mache, indem „er darauf umgehe, einen Schuzherrn der pa„piſtiſchen Lehren abzugeben, wider welche er „doch ſelbſt ſo gelehrt geſchrieben, und die ſein „Gewiſſen als abſcheuliche und aberglaubige „Lehrſätze verdamme. Er ſtellte ihm vor, daß „er

(l) *Wilſon* p. 235.

„er ſeinen Sohn, der ein Prinz des König-
„reichs und die Freude ſeiner Unterthanen ſey,
„ohne Einwilligung des Raths und ohne Vor-
„wiſſen des Volks durch die Reiſe nach Spa-
„nien in gefährliche Umſtände verſezt, und
„daß man die Urheber dieſer verzweifelten Ent-
„ſchlieſſung nicht ungeſtraft laſſen werde. Er
„bat ihn, die erſchrökliche Folgen zu überle-
„gen, die ſich über das Königreich ausbreiten
„würden, wenn er aus monarchiſchen Grund-
„ſätzen mit Vorbeygehung des Parlaments
„und unter gewaltſamer Uebertretung der Lan-
„desgeſetze jene Duldung durch ein Ausſchrei-
„ben bewilligen wollte. Er warnte den König
„nachdrüklich, durch die Duldung und Unter-
„brechung des wahren Bekenntniſſes des Ev-
„angelii den Zorn GOttes nicht auf ſeine Per-
„ſon und auf das ganze Königreich zu laden.
„Er ſchlos dieſen Brief mit folgenden Aus-
„drücken: Ich habe mir nach meiner Pflicht
„gegen GOtt und Eure Majeſtät die Frey-
„heit genommen, Euch dasjenige zu ſa-
„gen, was ich auf meinem Gewiſſen hat-
„te: nun Sire, machet mit mir, was euch
„beliebt.„ (m)

Dieſer nachdrükliche Rath zog keine Wir-
kung nach ſich: denn nach den Begriffen des
Hofs war der Erzbiſchoff ein Puritaner, weil
er dem König keine unumſchränkte Gewalt ein-
räumen konnte.

Ja-

(m) *Wilſon* p. 236. Rog. *Koke* p. 287. *Rushvvorth* Vol. I. p. 85.

Jacob, welcher durch keine Weigerung eine Gelegenheit geben wollte, der Vermählung ſeines Prinzen Hinderniſſe in den Weg zu legen, unterzeichnete jene Artickel, die wir ſchon oben namhaft gemacht, und beſchwor ſie feyerlich vor den beeden ſpaniſchen Geſandten und zwanzig geheimen Räthen, welche den Vergleich ebenfalls unterſchrieben. Bey Leiſtung des Eyds mußte der König wider ſeinen Willen und auf das dringende Anhalten der Geſandten dem Pabſt den Namen: Heiliger Vater, und Seine Heiligkeit, geben, ob er gleich wider dieſe Benennung geſchrieben, und ſich anfänglich geweigert hatte, einen ſolchen Widerruf zu thun. (n)

Nach Leiſtung dieſes Eyds beſchwor der König in ſeinem Zimmer in Gegenwart der nemlichen Geſandten und einiger ſeiner Räthe folgende vier geheime Artickel:

1) Die beſondere wider die Catholicken gegebene Geſetze ſollen in Zukunft unter keinem Vorwand und auf keine Weiſe vollzogen werden. Unſere geheime Räthe ſollen gleichfalls dahin gebracht werden, dieſen Eyd zu leiſten.

2) In Zukunft ſoll kein Geſez mehr wider die Catholicken gemacht, ſondern vielmehr ihre Religion in den Privathäuſern in Schottland und Irland ſowol, als in England geduldet werden.

3) Wir

(n) Rog. *Koke* p. 1167. *Wilſon* p. 239. Jahrbücher von Jacob I. S. 79.

3) Wir wollen in Gegenwart der Durchlauchtigſten Infantin weder mittelbar, noch unmittelbar etwas der catholiſchen Religion widerſprechendes vornehmen, und ſie auf keine Weiſe zu überreden ſuchen, ihre Religion in weſentlichen oder Nebenſtücken zu verlaſſen.

4) Jacob und der Prinz von Wallis werden ſich äuſſerſt bemühen, alle zum Vortheil der Catholicken veſtgeſezte Artickel von dem Parlament beſtätigen zu laſſen. (o)

So ſchädliche Folgen zog die Reiſe des Prinzen und Buckinghams nach ſich. Doch nahm die Vermählung den König dergeſtalt ein, daß er ſeinen Liebling für ſeine eyfrige Dienſte in einem offenen Brief zum Herzog von Bukkingham erklärte. (p) Dieſe Ehre war vorzüglich, weil damals kein Herr in England den Namen eines Herzogs führete.

Die Willfährigkeit Jacobs war ſo gros, daß ſich die Spanier kaum von der Aufrichtigkeit ſeiner Erklärungen überzeugen konnten. Viele Spanier, welche behaupteten, er ſey nicht im Stand, ſein Verſprechen ohne Empörung zu erfüllen, veranlaſſeten den Philipp, durch eine niedergeſezte Junte dieſe Sache zur Berathſchlagung zu nehmen. Hier wurde beſchloſſen, die Infantin vor dem Frühjahr

1624

(o) Jahrbücher von Jacob I. S. 79. *Rog. Koke* p. 1168. *Rushvvorth* Vol. I. p. 81.

(p) *Rushvvorth* p. 86.

1624 nicht nach England zu ſchicken, weil man inzwiſchen die Vollziehung derer den Catholicken zugeſtandenen Artickel erwarten müſſe. Die ſpaniſchen Geſandten in England hatten Befehl, den Jacob zu Erfüllung ſeines Verſprechens anzuhalten. Auf dieſe Anforderung war Jacob übel zu ſprechen, weil das, wozu er ſich anheiſchig gemacht, erſt nach vollzogener Vermählung ausgeführt werden ſollte. Um nun die klägliche Folgen zu vermeiden, welche ein für die Duldung der Catholicken beſtimmtes Ausſchreiben nach ſich ziehen mußte, ſtellte er den Geſandten eine Erklärung ſeines Raths zu, in der Abſicht, ſie unter ſo mißlichen Umſtänden durch ein gelinderes Mittel zu beſänftigen. Hier erhielten die ſpaniſchen Geſandten im Namen Jacobs eine Verſicherung, daß durch eine unter dem groſſen Sigel auszufertigende rechtsbeſtändige Verzeyhung alle Geldſtrafen, gerichtliche Einziehungen der Güter, Anklagen, Ueberführungen und alle Ungemächlichkeiten, denen die Catholicken in England bisher unterworfen geweſen, oder noch unterworfen werden könnten, erlaſſen ſeyn ſollten, und daß alle Catholicken auf dem Weg der Gerechtigkeit Genugthuung finden würden. Man verſprach ferner unter dem nemlichen Sigel allen papiſtiſchen Unterthanen ſeiner Majeſtät Duldung und Freyheit, und dieſe in beſonders gemachten Verordnungen zu beſtätigen. Ueberdis ſollten die Catholicken zu einem würklichen Beſiz alles desjenigen gelan-

gen, was ihnen durch die Vermählungsartickel zuerkannt worden. Man erlaubte auch den ſpaniſchen Geſandten, um ſie deſto gewiſer zufrieden zu ſtellen, und ihre Sorgen zu erleichtern, durch beliebige Sachwalter jene Verordnungen kräftig und gültig aufſetzen zu laſſen. Es wurde auch das Verſprechen hinzugefügt, in Irrland und Schottland eben ſo wol, als in England, alles den Vermählungsartickeln gemäs einzurichten. (q)

Der Secretair Conway und andere vertraute Glieder des Raths unterzeichneten dieſe Erklärung, und der Graf von Briſtol wußte die Urſchrift, oder doch die Abſchrift, die er in Spanien davon bekommen, im Jahr 1626 dem Parlament ſelbſt vorzulegen.

Die inzwiſchen erhaltene Nachricht von dem Tod des Pabſts Gregorius XV hinderte die Vollziehung der Vermählung auf das neue. Denn nach der Zurückkunft Cottingtons aus England überlieferte der päbſtliche Nuntius die Erlaubniß des verſtorbenen Pabſts nicht, unter dem Vorwand, man müſſe von dem künftigen Pabſt eine gültige Erlaubniß erwarten. Der Prinz von Wallis mußte ſich ſo lang in Spanien aufhalten; indeſſen wurde doch der 29ſte Auguſt zu Vollziehung der Vermählung beſtimmt, weil man vor dieſer Zeit auf die Wahl eines Pabſts und auf die neue Erlaubniß Rechnung machte.

Wäh-

(q) Jahrbücher von Jacob I. S. 163. du *Cheſne* Hiſt. d'Angleterre p. 1168.

Während dieſer Zeit wurde die Wiedererſtattung der Pfalz nur Geſprächweis berührt, und wenn die päbſtliche Erlaubniß auch vor dem Auguſt eingelaufen wäre; ſo hätte man die Vermählung aufſchieben, oder begehen müſſen, ehe man die weltlichen Artickel, die ſeitdem ſo wenig, als vor der Ankunft des Prinzen in Madrit, unterzeichnet worden, in Ordnung gebracht.

Noch ein weit wichtigerer Anſchlag beſchäftigte die Aufmerkſamkeit des ſpaniſchen Hofs, welcher der Hauptgrund von der Verzögerung der Erlaubniß iſt: man bemühete ſich nemlich, den Prinzen zu Annehmung der catholiſchen Religion zu bewegen. Urban VIII, welcher den 6ten Auguſt erwählt worden, würde die Erlaubniß ohne Anſtand eingeſendet haben, wenn er nicht dieſe Veränderung, die er durch Briefe an den Prinzen und an den Herzog von Buckingham zu betreiben ſuchte, begierig erwartet hätte. Aus dieſem Grund zerſchlug ſich die ſo lang aufgeſchobene Vermählung auf einmal.

Indeſſen forſchet man vergebens auf die nähere Einwirkung der eigentlichen Urſache in dieſen ſo ſchleunigen Bruch. Der Herzog von Buckingham hat dieſe Entſchlieſſung dem Prinzen und hernach dem König eingeflößt, daran zweifelt niemand: aber durch welchen Beweggrund er ſich leiten laſſen, ſeine erſte Maasregeln in ganz entgegengeſezte zu verwandeln, das iſt eine Sache, in welcher uns

die Geſchichtſchreiber die Erklärung ſchuldig geblieben. Einige geben vor, weil der Herzog durch ſeine franzöſiſche Lebensart an dem ſpaniſchen Hof verächtlich worden, ſo habe er die Vermählung zu hintertreiben geſucht, aus Furcht, die Infantin möchte ihren Unwillen gegen ihn mit nach England nehmen. Andere meynen, der Herzog, welcher den Grafen von Olivarez einer Lüge beſchuldigt, daß er ihm an der vorgegebenen Bekehrung des Prinzen zu arbeiten verſprochen, habe jenes Mittel ergriffen, dem Zorn des Grafen zu entfliehen. (r) Einige behaupten, die Königin von Böhmen hätte den Herzog dazu verleitet, weil ſie die Vermählung ihres Bruders nicht als ein Mittel zu Wiedereroberung der Pfalz angeſehen, und ſich von dem Bruch zwiſchen Spanien und England groſſe Vortheile verſprochen. (s) Das iſt nicht unwahrſcheinlich, und vielleicht hatten die Holländer, denen die Verbindung Englands und Spaniens ſchädlich geweſen, Theil an einem ſolchen Anſchlag. Die Vertheidiger des Herzogs gaben endlich vor, er ſey der Vermählung im Weg geſtanden, weil er eingeſehen, daß der König von Spanien von Wiedererſtattung der Pfalz nichts habe wiſſen wollen; zum wenigſten ſuchten der König, der Prinz und Herzog die Aufhebung der Vermählung durch dieſen Vorwand zu rechtfertigen.

Doch

(r) Jahrbücher von Jacob I. S. 85.

(s) du *Cheſne* Hiſt. d'Angleterre p. 1169. *Wilſon* p. 249.

Doch wir wollen uns nicht vergeblich bemühen, den wahren Grund davon aufzuſuchen. Das iſt unſtreitig, daß der Herzog, ſo bald er dieſen Entſchluß gefaſſet, den Prinzen leicht auf ſeine Seite gezogen; nur fragte es ſich noch, wie man des Königs Einwilligung am leichteſten erhalten, und den Prinzen ohne Gefahr nach England bringen könne.

Der Herzog wußte bald ein Mittel ausfindig zu machen, das Herz Jacobs nach ſeinem Willen zu lenken, obgleich zu der Vermählung, mit welcher er ſich ſieben Jahre lang ſo eyfrig beſchäftigt, nichts, als die Feyerlichkeit des Beylagers fehlete. Er meldete nemlich dem Jacob in einem Schreiben, der König von Spanien gehe nicht aufrichtig zu Werk, er denke an nichts weniger, als an die Wiedererſtattung der Pfalz und an die Vermählung; es ſey ſogar zu fürchten, man möchte den Prinzen zeitlebens in Spanien behalten. Jacob nahm keinen Augenblik Anſtand, dem Buckingham in einem Schreiben zu befehlen, er ſolle den Prinzen unverzüglich zurükbringen, zumal, da der Prinz ſeinem Vater geſchrieben, er ſehe keine Hofnung, den Händen Philipps zu entgehen; Jacob habe alſo an ihn weiter nicht zu denken, und die Churfürſtin, ſeine Schweſter, als ſeine einige Erbin anzuſehen. (t)

Nun war nichts mehr übrig, als ein Mittel, den Prinzen aus Spanien zu bringen,

 ohne

(t) *Ant. Weldon* p. 148. *Rog. Koke* p. 91.

ohne dem Hof einen Verdacht einzuſtöſſen. Zum Glük hatte Urban VIII weder die Erlaubniß geſchikt, noch eine Zeit ihrer Ausfertigung beſtimmt. Der Herzog von Buckingham, dem dieſer Umſtand günſtig geſchienen, verſaumte keine Zeit, dem Philipp anzuzeigen, er müſſe den Prinzen auf den Befehl ſeines Königs nach England zurükführen, weil ſeine Unterthanen auf einen ſo langen Aufenthalt in Spanien ſehr übel zu ſprechen ſeyen. Er verſprach, einer Sr. Majeſtät gefälligen Perſon eine Vollmacht zu hinterlaſſen, welche nach angekommener Erlaubniß die Infantin im Namen des Prinzen heyrathen ſollte. Dieſes Vorhaben machte zwar den König von Spanien ein wenig beſtürzt; doch ließ er ſich die Abreiſe des Prinzen gefallen, weil er hofte, er werde nach vollzogener Vermählung die Infantin, ſeine Schweſter, deren Abreiſe er vor dem Frühjahr nicht zugeben wollte, in des Prinzen Abweſenheit deſto leichter aufhalten können.

Philipp bot ſich nebſt dem Prinzen Don Eduard von Portugall ſelbſt zum Gevollmächtigten des Prinzen von Wallis an. Die von einem Secretair des Königs aufgeſezte Vollmacht wurde von dem Prinzen von Wallis unterzeichnet, und dem Grafen von Briſtol nebſt dem Befehl zugeſtellt, er ſolle ſie dem König von Spanien zehn Tage nach Ankunft der päbſtlichen Erlaubniß einhändigen. Der Herzog verurſachte dem ſpaniſchen Hof durch

ſeine darauf angetretene Reiſe ſo viel Vergnügen, als gros die Ungedult war, mit welcher er ſich ſelbſt nach einem ſichern Ort geſehnet. Der Prinz, dem man inzwiſchen alle Ehrenbezeugungen erwies, beſchwor vor ſeiner Abreiſe die Vermählungsartickel, und wurde von vielen Herrn bis zu ſeiner Flotte, die zu St. Andero für ihn in Bereitſchaft ſtund, begleitet. Der Prinz ſchikte ſogleich nach ſeiner Ankunft bey der Flotte Clarken, einen Bedienten des Herzogs, mit einem Schreiben an den Grafen von Briſtol, worinn dieſer den Befehl erhielte, theils vor Ueberlieferung der Vollmacht auf die Verſicherung zu dringen, daß die Infantin nach der Vermählung keine Nonne werden wolle; theils dem Prinzen vor Ueberreichung der Vollmacht die ihm angebotene Verſicherung zu melden, daß er überlegen könne, ob ſie hinreichend ſey. (u) Durch dieſen Kunſtgrif wollte der Prinz Zeit gewinnen, weil er die Ankunft der Erlaubniß und die Vollziehung der Vermählung beſorgte, ehe Jacob bewogen wäre, ſie zu trennen. Der Graf von Briſtol, der die Abſicht dieſes Befehls nicht erreichte, und das äuſſerſte nicht erwarten wollte, bewarb ſich vor Ankunft der Erlaubniß um die Verſicherung des ſpaniſchen Hofs, und meldete dem König und dem Prinzen die nach Wunſch erhaltene Antwort.

Vermuthlich nahmen der Prinz und Herzog Anſtand, bey dem Jacob ſogleich nach ih-

(u) *Wilſon* p. 255.

rer Ankunſt die Trennung der Vermählung in den Anſchlag zu bringen, weil der König damals ſeine Zufriedenheit mit den Verſicherungen des ſpaniſchen Hofs gegen den Grafen von Briſtol zu erkennen gegeben. Der Prinz ſtund indeſſen in Sorgen, die päbſtliche Erlaubniß möchte in Madrit eintreffen, ehe der Graf von Briſtol beordert wäre, die Vollmacht nicht aus den Händen zu laſſen: in welchem Fall ſich der Graf den Verhaltungsbefehlen, die er von dem Prinzen vor ſeiner Abreiſe aus Spanien empfangen, gemäs verhalten hätte. Ehe der König zu dem Bruch verleitet worden, wäre dieſe Gefahr auch unvermeidlich geweſen. Der Prinz und der Herzog unterlieſſen in dieſer Zeit nicht, die Wiedererſtattung der Pfalz dem Jacob zweifelhaft zu machen. Dieſer gab daher dem Grafen in einem Brief Gelegenheit, wegen der Pfalz Vorſichtigkeit anzuwenden; dem der Graf von Olivarez auch die Verſicherung ertheilt, man werde ihm ſeine Vollmacht nicht abfordern, bis er wegen Auslieferung der Pfalz ein ſchriftliches Verſprechen in Händen hätte. Dieſes berichtete er dem König nebſt der Hofnung, auf Weyhnachten zur Vermählung und zur wieder erlangten Pfalz Glük wünſchen zu können.

Der Prinz von Wallis befahl vor ſeiner Abreiſe aus Spanien aus Liſt, in die Vollmacht zu ſetzen, ſie ſolle nicht über Weyhnachten gültig ſeyn: dadurch hofte er nach ſpäterer

An-

Ankunft der Erlaubniß die Vollmacht kraftlos zu machen. Weil aber doch die Erlaubniß des Pabſts allzufrüh hätte einlaufen können; ſo entdekten der Prinz und der Herzog dem König ihr Vorhaben, welcher auch hernach dem Grafen auftrug, die Vollmacht nicht eher, als nach Weyhnachten, auszuliefern, und dem ſpaniſchen Hof dieſen Befehl nur im äuſſerſten Nothfall mitzutheilen. Die päbſtliche Erlaubniß traf zu Anfang des Decembers zu Madrit ein, und Philipp machte alle Anſtalten zur Feyerlichkeit der Vermählung. Philipp, dem der Graf nach zehn Tagen den neuen Befehl des Königs eröfnete, erreichte die Abſicht Jacobs gar wohl; deswegen unterſagte er dem engländiſchen Geſandten, ferner um ein Gehör bey ihm anzuhalten, und befahl der Infantin, den Namen einer Prinzeſſin von Wallis abzulegen. (x) Um alle Schuld auf den König von England zu wälzen, wurde dem Grafen von Briſtol den 8ten Januar 1624 ein vom König eigenhändig unterſchriebenes Verſprechen zugeſtellt, die Pfalz dem Churfürſten wieder abzutretten. In der Vertheidigung, welche der Graf von Briſtol in der Folge der Zeit vor dem Parlament vorgelegt, iſt dieſe Verſicherung nicht mit Stillſchweigen übergangen worden.

Faſt alle engländiſche Geſchichtſchreiber geben die Verweigerung der Pfalz als die Urſache an, aus welcher ſich die Vermählungs-

ſache

(x) *Wilſon* p. 257.

ſache des Prinzen von Wallis aufgehoben, und behaupten, Philipp habe dem Grafen von Briſtol, als er auf dieſen Artickel gedrungen, kaltſinnig geantwortet, er ſey nicht Herr von der Pfalz; man könne ſich an den Kayſer halten. Doch der Graf von Briſtol, der von dieſer Sache am allerbeſten unterrichtet geweſen, benimmt durch ſeine Erzählung dieſem Vorgeben alle Wahrſcheinlichkeit. Der Graf von Clarendon, der von andern abgieng, ſuchte den Grund dieſer Trennung in einer geheimen Abſicht des Herzogs von Buckingham. Dieſer Graf meldet ausdrüklich, Buckingham habe den Jacob dazu genöthigt, und dieſe Unterhandlung mit eben ſo viel Hitze und Unverſchämtheit geendiget, als er die Reiſe des Prinzen nach Spanien zu betreiben geſucht. Clarendon ſezt hinzu, der König habe in ſeiner ganzen noch übrigen Lebenszeit einen Haß auf den Herzog geworfen, weil er wohl gemerkt, daß er mit dem Prinzen jenen Bruch auch ohne ſein Vorwiſſen und Einwilligung geſchloſſen. Clarendon, dem es in dieſer Sache nicht an Unterricht gefehlt, zeigte nebſt andern, daß es dem König an Herzhaftigkeit gemangelt, ſich dem Prinzen und Herzog ſeit ihrer ſpaniſchen Reiſe zu widerſetzen. (y)

Inzwiſchen veranſtalteten ſie die Rükkunft des Grafen von Briſtol, aus Furcht, er möchte den abgebrochenen Vergleich wieder erneuern.

(y) Myl. *Clarendon* T. I. p. 24.

neuern. Dem König war dieſer Vorſchlag angenehm, weil der Graf von Briſtol, der ſich nie unter den Stolz des Herzogs gedemüthigt hatte, der einige Mann war, durch deſſen Rathſchläge er ſeiner bisherigen Knechtſchaft zu entfliehen hoffte. Dieſes kam dem Herzog ſo unerträglich vor, daß er von dieſer Zeit an den Grafen von Briſtol zu einem Ziel ſeiner Verfolgungen gemacht. (z)

Seit der Rükkunft des Prinzen und des Herzogs regierten ſie durch den König, der alle ihre Anſchläge vollziehen mußte. Da alle Hofleute und Bedienten Anhänger des Herzogs waren, mußte ſich der König ihnen gänzlich überlaſſen. Sie trennten aber nicht nur die ſo weit getriebene Vermählung, ſondern entſponnen auch einen Krieg wider Spanien, und der König hatte bey allen Widerſprüchen ſeiner Gedanken das Herz nicht, das Gegentheil zu behaupten. Der erſte Anſchlag, den ſie ſchmiedeten, war, von den Unterthanen eine Benevolenz zu dieſem Krieg zu erpreſſen, und der König mußte diſſfalls Befehle unterſchreiben. Wider Vermuthen änderte der König auf ihr Anrathen ſeinen Vorſaz, und nahm ſich vor, ein Parlament zu berufen. Er konnte auf kein bequemeres Mittel fallen, den Bruch mit Spanien zu bekräftigen, und Gelder an ſich zu ziehen. (a)

Der

(z) Jahrbücher von Jacob I. S. 26. Myl. *Clarendon* T. I. p. 28.

(a) *Rushvvorth* Vol. I. p. 107. *Clarendon* p. 30.

Der Herzog, welcher den Widerwillen der Engländer gegen Spanien kannte, und für den Urheber dieſer glüklichen Trennung angeſehen ſeyn wollte, ſchmeichelte jedermann, auch den Puritanern des Reichs und der Religion. Dadurch machte er ſich bey jedermann beliebt, und zeigte, wie viel Gewalt er über des Königs Gemüth habe, indem er ihn durch ſeine Vorſtellungen nicht nur bewog, wider ſeinen gefaßten Entſchluß ein Parlament zu verſammlen, ſondern auch in demſelben ſeinen Grundſätzen völlig zuwider zu handeln. (b)

Der Prinz und der Herzog brüteten ſeither einen andern, dem König gar nicht mißfälligen Anſchlag aus, nemlich den Prinzen mit der Prinzeſſin Henriette Maria, der Schweſter des Königs von Frankreich, zu vermählen. Vermuthlich that ein Menſch, den die Königin von Böhmen an den Buckingham nach Spanien geſchikt, dieſen Vorſchlag zuerſt, und es iſt begreiflich, daß man ſich darauf bemühet habe, die Vermählung mit der Infantin hinterſtellig zu machen. (c) Doch, es mag dieſes falſch oder gegründet ſeyn, ſo ſchikte der König ohne weiteres Bedenken den Heinrich Rich, Baron von Kenſington, den er mit dem Namen eines Grafen von Holland beehrt, nach Frankreich, ſich bey dem Hof um dieſe Vermählung zu erkundigen. Ehe

(b) *Rog. Koke* p. 94.

(c) Jahrbücher von Jacob I. S. 87. *Rog. Koke* p. 118.

Ehe wir den Erfolg davon vorſtellig machen, müſſen wir beſchreiben, was in dem neuverſammleten Parlament vorgegangen. In dieſem hielte er auf Anrathen des Herzogs eine Rede, die von ſeinen vorigen ſo unterſchieden iſt, daß man den König nicht für ihren Verfaſſer anſehen ſollte. Er ſprach darinn von lauter Liebe gegen ſeine Unterthanen, und bat ſich wegen der Vermählung ſeines Sohns, auf die er bisher ſo viele Zeit, Geld und Gedult verwendet, des Parlaments getreuen Rath aus. Er ſtellte das anhaltende Verlangen ſeines Sohns, als die Urſache ſeiner Reiſe nach Spanien vor, und that Meldung von ſeiner Vorſichtigkeit, nach welcher er denſelben der Treue des Herzogs von Buckingham überlaſſen, der ihn auch unverlezt nach England zurük gebracht. Er geſtund, daß ſeine allgemeine Ausdrücke und Vorſchläge den Spaniern Gelegenheit gegeben hätten, ihre Verſprechungen zurük zu nehmen. In Anſehung der umſtändlichen Nachrichten verwies er die Herrn auf die Berichte Carls, Buckinghams und der Staatsſecretairs; dabey er ſie um einen Rath erſuchte, welcher das Beſte des Königreichs, der Religion, Carls und des ganzen königlichen Hauſes am füglichſten befördern könne. Ihre freye Gedanken deſto eher zu vernehmen, verſicherte er, daß er demjenigen, was ſie ihm rathen würden, ungehindert folgen könne, weil er ſich weder auf dieſer, noch auf jener Seite verbindlich gemacht hätte. Von ſeinen Abſichten und

Rei-

Neigungen in dem Regiment vergaß er nicht, das Beſte zu reden, und verlangte, ſie ſollten ſein Bezeugen gegen die Catholicken nur für eine aus Klugheit geſchehene Aufhebung der Strafen, aber nicht für eine wirkliche Duldung ausgeben. In Anſehung ihrer Freyheiten und Privilegien bezeugte er vor GOtt, daß er jederzeit die Abſicht gehabt, ſie in dem völligen Beſiz derſelben zu laſſen, ja ſie, wenn es nöthig ſey, zu vermehren. Zum Beſchluß verſicherte er bey GOtt und bey der Treue eines chriſtlichen Königs, daß kein lechzender Reiſender in den arabiſchen Wüſten ein ſehnlicheres Verlangen nach einer erquiklichen Quelle haben könne, als er nach dem glüklichen Ende dieſes Parlaments (d).

Man kan ſich leicht vorſtellen, welche Punkten in dieſer Rede ſeiner Aufrichtigkeit wenig Ehre gebracht. Nach Verfluß einiger Tage wohnten der Prinz und der Herzog der Unterredung bey, welche die beyden Häuſer über die vom König vorgetragene Sache angeſtellt. Der Prinz hatte kaum einige Worte geſprochen, als der Herzog in einem weitläuftigen Vortrag von den Beweggründen zur ſpaniſchen Reiſe, von der Vermählung des Prinzen und von der pfälziſchen Angelegenheit, von den Urſachen der Rükkehr des Prinzen und von den Bemühungen des Königs für die Pfalz redete, und die Anfrage beſtimmte, über

(d) Jahrbücher von Jacob I. S. 87. *Wilſon* p. 259. *Rushvvorth* Vol. I. p. 115.

über welche er von beyden Häuſern ihr Gutachten erwartete. Als er ſich unter der Rede öfters an den Prinzen gewendet, antwortete dieſer allemal: Ja, das iſt wahr, und dergleichen. Er hatte bey ſeinem Vortrag die Abſicht, den Grafen von Briſtol zu beſchuldigen, daß er den König durch falſche Hofnung in die Unterhandlungsſache mit Spanien eingeflochten, und in ſo viele Ungemächlichkeiten verwickelt; daß der Graf dem Jacob angenehme Verſicherungen von der Pfalz und Vermählung ertheilt, ob der ſpaniſche Hof gleich an keines von beyden Stücken gedacht, und daß er das Vertrauen des Königs zum Schaden des Königreichs mißbraucht habe (e). Daß ſich der Herzog bey dieſer Vorſtellung die Abweſenheit des Grafen von Briſtol zu Nuz gemacht, ſeinen unſchuldigen Handlungen eine ſchlimme Wendung gegeben, und ihm Verbrechen zugeſchrieben habe, davon er nicht überzeugt werden konnte, wird unten in dem Rechtshandel des Grafen von Briſtol deutlich in die Augen fallen. Sein Bericht von den Unterhandlungen in Spanien enthielte völlig das Gegentheil von demienigen, den der Herzog mit Beyſtimmung des Prinzen abgeſtattet. Wider des Grafen Beweiſe konnte nichts gründliches eingewendet werden: deswegen

(e) Jahrbücher von Jacob I. S. 89. *Rushworth* p. 19. *Weldon* p. 163. Mylord *Clarendon* T. I. p. 27. ſq.

wegen forderte er auch den Herzog ſo eyfrig zur Antwort heraus; er verſicherte, daß an der Ausſage Buckinghams kein Wort wahr ſey, und verklagte ihn feyerlich bey dem Oberhauſe. Alsdenn fiengen die Engländer an, ihre Urtheile in dieſer Sache zu ändern: denn anfänglich pflichteten ſie den Ausſagen des Königs, des Prinzen und Herzogs deſto williger bey, weil ihnen die geheime Umſtände verborgen waren, und weil der Herzog die Vermählungsſache in Spanien gehindert, und den Prinzen nach England zurůkgebracht hatte (f).

Der ſpaniſche Geſandte in England, der von der Unterredung der beeden Häuſer einen falſchen Bericht eingezogen, beklagte ſich bey dem Jacob über die maſſen, als wenn der Herzog beleidigende Ausdrücke gegen den König von Spanien gebraucht, und das ſträflichſte Verbrechen begangen hätte (g). Buckingham, welcher damals nicht nur des Königs und Prinzen, ſondern auch des Parlaments Liebling geweſen, wurde darauf in einer Bittſchrift des Parlaments an den König vertheidiget, und erhielt, nebſt dem Zeugnis, daß er ſich gegen den König von Spanien keiner beleidigenden Ausdrücke bedient, eine Dankſagung für ſeinen getreuen Bericht, welchen der Prinz durch ſeinen Beyfall zu beſtätigen wußte. Der König dankte auch beeden Häu-

(f) *Wilſon* p. 264.
(g) Jahrbücher von Jacob I. S. 93.

Häuſern für dieſe Bittſchrift in einer Rede, in welcher er ſeinen Liebling herausſtrich, und den Bericht deſſelben für einen wahrhaften erklärte. Das war ein Zeichen der freywilligen Blindheit des Königs, oder der Gewalt, welche der Herzog über ihn erlangt hatte.

Das Parlament bezeugte indeſſen ſeine Zufriedenheit über den Entſchluß Jacobs I, die Vermählung ſeines Prinzen mit der ſpaniſchen Infantin zu trennen, und ertheilte ihm in einer Bittſchrift den Rath, er möchte dieſe Unterhandlung nebſt der pfälziſchen Angelegenheit völlig abbrechen (h).

Der erſte von den vier Gründen, auf welche ſich dieſer Rath ſtützte, beſtund darinn: die Spanier hätten anfänglich nur auf eine Gewiſſensfreyheit der Infantin und ihrer Bedienten, hernach aber, wider alle Gewohnheit in dergleichen Fällen, mit Ungeſtümm auf eine allgemeine Duldung der Catholicken in England gedrungen, und der papiſtiſchen Parthey in dieſem Königreich zu einem Wachsthum geholfen, welchem zu ſteuren nicht leicht ein Mittel hinreichend ſeyn werde.

Der zweyte Grund beruhete auf der Unterdrückung der Proteſtanten in Teutſchland, auf der Eroberung der Pfalz, und auf den Ränken der Spanier, den Prinzen, wider das Recht der Gaſtfreyheit und wider die Vorrecte

(h) *Wilſon* p. 265. Jahrbücher von Jacob I. S. 94.

te der Fürſten, zu Annehmung der catholiſchen Religion zu bewegen.

Der dritte Grund war von der Falſchheit der Spanier bey einigen Unterhandlungsſachen, und von ihrer Betrügerey hergenommen, nach welcher ſie durch die Unterhandlung zu Brüſſel den Verluſt Heidelbergs zum Endzwek gehabt.

Die Verlegung der Churwürde auf das Haus Bayern, die entdekte Abſichten der Spanier, nach denen ſie niemals aufrichtig an die Vermählung gedacht, und bemühet geweſen, den Prinzen ohne Frau nach England zurük zu ſchicken, enthielte den vierten Grund, welchen das Parlament noch hinzugeſezt.

Der König, der nicht merken wollte, daß dieſe Gründe, als eben ſo viele Streiche, auf ihn gerichtet ſeyen, zeigte dem Parlament in einer Rede, er müſſe wiſſen, ehe er ſich zu Brechung dieſer Vergleiche verbindlich mache, wie er den Krieg, den er zu Wiedereroberung der Pfalz zu führen habe, aushalten ſolle. Er bat ſich dahero vom Parlament Geld zum Krieg aus, den man wider die Spanier führen müßte, und verſprach, niemals ohne deſſelben Einwilligung Friede zu machen: ja, er verſicherte zum Beſchluß, er wünſche, man möchte die Trennung der vorigen Parlamente vergeſſen, und ſezte hinzu, man werde keinen Grund in ihm ſelbſt entdecken können, wenn er

er ſich nicht in die Parlamente verliebe, und ſie nicht öfters verſammle (i).

Dieſe Rede enthielt kein Zeugnis von dem Herzen des Königs, ſondern von der Staatskunſt des Herzogs, der, zu Ausführung ſeines Vorhabens, nach aufgehobener Vermählung Spanien zu bekriegen, das Parlament, deſſen Beyſtand er nicht entbehren konnte, durch ſolche Vorſtellungen am glüklichſten zu gewinnen hofte (k).

Die Gemeinen boten einige Tage darauf dem König Hülfsgelder an, wenn er nach einer öffentlichen Erklärung die Vergleiche in Anſehung der Vermählung und der Pfalz aufheben werde. Der König machte ihnen, nebſt einer huldreichen Dankſagung, den Entſchluß bekannt, ſich in Zukunft dem Parlament allein anzuvertrauen. Als er darauf einen Botten abfertigte, dem ſpaniſchen Hof anzuzeigen, daß er willens ſey, den Vergleich abzubrechen, vernahm er, daß ihm die beeden Häuſer eine gemeinſchaftliche Bittſchrift wider die Papiſten überreichen wollten. Dieſes gab ihm eine Veranlaſſung, den beſtimmten Botten noch eine zeitlang aufzuhalten, weil er glaubte, es ſeyen in der Bittſchrift Artickel enthalten, zu deren Erfüllung er ſich nicht entſchlieſſen könnte. Kaum aber, als er das Gegentheil

(i) *Rushvvorth* p. 121. Jahrbücher von Jacob I. S. 94.

(k) Jahrbücher von Jacob I. S. 97. *Rushvvorth* p. 135.

gentheil vernommen, ließ er den Botten abgehen, und ſahe darauf in ganz London ein Freudenfeuer, weil man den Ernſt bemerkte, den für England ſo gefährlichen Vergleich mit Spanien aufzuheben. Ohne Zweifel würden die Engländer ihrer Freude engere Schranken geſezt haben, wenn ihnen die neue *und für ſie* nicht weniger gefährliche Unterhandlung *mit* Frankreich bekannt geweſen wäre.

Die beeden Häuſer verlangten in ihrer Bittſchrift, der König möchte ſich gefallen laſſen:

1) Alle Jeſuiten und Prieſter, die aus fremden Pflanzſchulen kämen, aus dem Königreich zu vertreiben:
2) Denen ſich weigernden Papiſten durch die Friedensrichter ihre Waffen und ihren Kriegsvorrath zu entziehen:
3) Alle ſich weigernde Papiſten aus London zu jagen, alle ihnen ertheilte Freyheiten zu widerrufen, und ihnen zu befehlen, daß ſie ſich von der Stadt London und von dem königlichen Hof zehn Meilen entfernen ſollten:
4) Den groſſen Zulauf in die Häuſer der Geſandten, um daſelbſt die Meſſe zu hören, zu verhindern:
5) Denen ſich weigernden oder verdächtigen Papiſten alle Ehrenſtellen, die ſie im Königreich bekleideten, zu entziehen:
6) Alle Geſetze wider die ſich weigernde Papiſten überhaupt vollſtrecken zu laſſen:

7) Bey

7) Bey ſeinem königlichen Wort zu verſprechen, daß bey künftigen Vergleichen die Vollziehung der Geſetze an den ſich weigernden Papiſten nicht eingeſtellt werden ſolle (l).

Die Antwort, welche der König beeden Häuſern auf dieſe Bittſchrift ertheilt, war in ſehr liebreichen und verbindlichen Ausdrücken abgefaßt. Er verlangte nicht nur, daß man es zu ſeiner Schande auf Marmor graben ſollte, ſo bald er ſich von ſeiner Religion wenden würde, ſondern verſicherte auch vor GOtt, daß ihm bey dem Anwachs des Pabſtthums ſein Herz geblutet habe, und er wäre kein rechtſchaffener Mann, wenn er dieſen Trieb nicht ſpührte. Er verſprach, ihrem Verlangen ein Genüge zu thun, und aus eigenem Antrieb für eine beſſere Erziehung der Kinder der Papiſten zu ſorgen, weil es eine Schande ſey, daß ſie in England erzogen würden, als wenn ſie zu Rom lebten. Er bedauerte, dieſe Punkte nicht zuerſt vorgeſchlagen zu haben, und gab die Verſicherung, daß er ſie auch ohne ihr Verlangen vollzogen hätte.

Rapin behauptet (m), Jacob habe aus Liſt bey der Beantwortung der ſieben Punkten den 3ten und 5ten hinweggelaſſen, weil ſonſt ſein Hof eine ganz andere Geſtalt gewonnen, und die Mutter des Herzogs von Buckingham

(l) *Rushvvorth* p. 141. *Wilſon* p. 272. Jahrbücher von Jacob I. S. 100.

(m) Geſchichte von England 18 Buch. S. 647.

ham ſich genöthiget geſehen hätte, ſich vom Hof zu entfernen: das wäre ein Streich geweſen, durch welchen er es mit dem Herzog, ſeinem Liebling, nicht habe verderben, und jene zween Punkte lieber unbeantwortet laſſen wollen. Allein Wilſon (n) beſchuldigt ihn eines Irrthums, und verſichert, der König *habe auf* den 3ten und 5ten Artickel unmöglich antworten können, weil die Bittſchrift dem König nicht in ihrer erſten Geſtalt überreicht, ſondern erſt nach Hinweglaſſung dieſer beeden Artickel in einer neuen Abſchrift zugeſtellt worden.

Indeſſen bemühete ſich der ſpaniſche Geſandte, Marquis von Innojoſa, den Herzog von Buckingham, auf welchen er wegen Trennung der Vermählung übel zu ſprechen war, zu ſtürzen. Er winkte dem Jacob, indem er ihm in gröſter Geſchwindigkeit eine Schrift in die Hand gab, und bat ihn gleichſam durch ein kurzes Zeichen, er möchte ſie heimlich halten. Jacob gerieth in eine beſondere Beſtürzung, als er bey der geheimen Durchleſung derſelben folgende Nachrichten erhielt: „Die „Vorfallenheiten am Hof und im Parlament „werden dem Jacob nicht getreulich berichtet, weil ihm alle ſeine Bedienten falſch, „und Anhänger des Prinzen und Herzogs „ſind. Es iſt wider den König ein fürchterlicher Anſchlag geſchmiedet, an welchem der „Prinz groſſen Antheil hat. Dieſer in Madrit erſonnene Anſchlag wird ſeither in London

(n) S. 272.

„ don fortgeſezt, welcher auf die Stürzung
„ des Königs angeſehen iſt, und der Prinz
„ und Herzog haben ſchon die vornehmſten
„ Bedienungen des Königreichs gewiſen Per-
„ ſonen zugedacht: ihre böſe Abſichten deſto
„ leichter zu erreichen, laſſen ſie den König ſtets
„ mit ihren Anhängern umgeben: die Abge-
„ ſchikten des Herzogs müſſen Se. Majeſtät,
„ den König Jacob, als einen nachläßigen
„ Herrn beſchreiben, dem ein ſchimpflicher
„ Friede angenehmer ſey, als ein gerechter
„ Krieg, weil er die Länder ſeines Eidams
„ feindlichen Händen überlaſſe: dieſer lezte
„ Punkt iſt aus einem aufgefangenen Brief er-
„ weißlich, welchen der Herzog von Bucking-
„ ham nach Holland abgehen laſſen: es iſt
„ um den König geſchehen, wenn er nicht
„ eilt, das gegenwärtige Parlament, welches
„ allein von dem Prinzen und Herzog abhängt,
„ auseinander gehen zu laſſen: der Herzog
„ hat, zu Ausführung ſeiner beſondern An-
„ ſchläge, die Vermählung mit Spanien
„ ſchalkhaft getrennt, und die Geheimniſſe,
„ welche mit Spanien in Anſehung Hollands
„ unterhandelt worden, entdekt, und alles ver-
„ ſucht, zwiſchen England und Holland eine
„ Uneinigkeit zu ſtiften: der Herzog läßt ſich
„ von ausländiſchen Fürſten beſtechen, und
„ ſchmeichelt im Parlament den Feinden des
„ Königs am meiſten, die Liebe des Volks zu
„ gewinnen: er ſtellt das Haupt der Purita-
„ ner vor, ob ihm gleich der Anſchlag, die

„ engländiſche Krone der Churfürſtin von der „ Pfalz auf das Haupt zu ſetzen, nicht ver„ borgen iſt: der Secretair des ſpaniſchen „ Geſandten iſt bereit, in der Zeit, wenn ſich „ der Prinz und Herzog in dem Parlament „ befinden, dem König die ganze Sache zu „ erläutern, und alle Zweifel zu benehmen.„ (o)

Auf die Unterredung, welche der König hernach mit dieſem Secretair und mit einem andern Spanier, den man Vater Maeſtro nennte, angeſtellt, wurde er ſehr traurig, gab in ſeinen Ausdrücken gegen den Prinzen und Herzog einen heimlichen Unwillen zu erkennen, und ließ an einem Tag, an welchem er nach Windſor gieng, den Herzog unter einem Vorwand zurük. Dieſer bat ſich den Grund der Ungnade, die er bald merkte, aus, bekam aber vom König nur dieſe Antwort: er ſey unglüklich, daß ihn diejenigen verlieſſen, denen er am meiſten ergeben geweſen. Der Biſchoff von Lincoln gab ihm den Rath, dem König nachzufolgen, und er ſoll ihn auch zu Windſor wieder begütigt haben; Clarendon aber verſichert, nebſt andern Geſchichtſchreibern, der König habe ihm ſeine Gnade völlig entzogen. Ein anderer König hätte den Herzog ohne Weitläuftigkeit von ſeinem Hof entfernt; aber der furchtſame Jacob behielt ihn bey, und überließ ſich ihm ſtets mehr, weil ſeine Verbindung mit dem Prinzen ihn allzuſehr eingenommen hatte. Indeſſen trug Jacob ein ſehnliches

(o) *Rog. Koke* p. 107. *Rushvvorth* p. 144.

ches Verlangen nach der Ankunft des Grafen von Briſtol; es wurde aber nicht geſtillt, und dieſes rechtſchaffenen Mannes Rath kam ihm nicht zu gut, weil er durch des Herzogs neidiſche Kunſtgriffe von dem Umgang des Königs abgeſondert blieb.

Der Grosſchazmeiſter, Crawnfield, der zum Grafen von Midleſex ernannt worden, wurde von dem Prinzen und Herzog vor Endigung des Parlaments wegen einer vorgegebenen Untreue in ſeinem Amt angeklagt; die wahre Urſache davon iſt die Standhaftigkeit, mit welcher er dem Prinzen und Herzog, da ſie ſich in Spanien aufhielten, die von ihnen geforderte ungeheure Summen abgeſchlagen. Jacob bat ſie auf das äuſſerſte, aber vergebens, dieſe Anklage liegen zu laſſen: man verdammte den Grosſchazmeiſter zu 50,000 Pfund Sterling, und verſagte ihm einen Siz in dem Hauſe der Pairs (p). Das iſt eine Begegnung, von welcher alle Geſchichtſchreiber bezeugen, daß ſie für ſeine Aufführung allzuſtreng ſey. Der Herzog ſäumte nicht, ihn wieder empor zu bringen, um andere zu belehren, wie weit ſich ſeine Macht erſtrecke, und wie viele Urſache ſeine Feinde hätten, ſich für ihm in acht zu nehmen.

Zu dieſem deutlichen Beweis von der Gewalt des Herzogs über den Jacob kam noch folgender, daß er nemlich den König, welcher zu ſeiner Unterſtützung die Ankunft des Grafen von

(p) *Wilſon* p. 278. Myl. *Clarendon* T. I. p. 29.

von Briſtol mit Ungedult erwartete, genöthiget, den Grafen nicht vor ſich zu laſſen, unter dem Vorwand, er müſſe zuvor gewiſe Fragen beantworten, welche ihm die Abgeordnete des Raths vorlegen würden (q). Die niederträchtige Ränke des Herzogs, deren er ſich gegen dieſen würdigen Geſandten bedient, werden ſich unten in dem Rechtshandel des Grafen von Briſtol ganz deutlich entwickeln.

Nach Endigung des Parlaments wurde ausgerechnet, daß der König von dem Hülfsgeld 25000 Mann für die Pfalz anwerben könne: allein nach einer Maasregel des Hofs mußten, unter Anführung des Prinzen von Oranien, 6000 Mann zum Heer der Stände nach Holland abgehen, und es wurden noch andere Völker geworben, mit denen der Graf von Mansfeld in die Pfalz eindringen ſollte.

Als unterdeſſen der Graf von Holland, den der König nach Frankreich geſendet, die Neigung Ludwigs XIII zu der Vermählung des Prinzen von Wallis berichtete, und dem Ludwig nur die Vorſchläge Jacobs bekannt machen ſollte; ſo wurde der Graf von Carlisle beſtimmt, dieſe Unterhandlung mit dem Grafen von Holland gemeinſchaftlich zu betreiben (r). Beede Geſandte begaben ſich zu dem franzöſiſchen Hof nach Compiegne, und fiengen ihre Unterredungen zu der Zeit an, in welcher

(q) *Rog. Koke* p. 117.
(r) *Wilſon* p. 279.

cher Jacob nach ſeinem Verſprechen die Geſe- tze an den ſich weigernden Papiſten, beſon- ders an Mönchen und Geiſtlichen, vollziehen laſſen. Darüber wurden die Catholicken, die ſich bisher aus der Vermählung des Prin- zen mit der ſpaniſchen Infantin ſo viele Vor- theile verſprochen, dergeſtalt erbittert, daß ei- nige von ihnen den Ludwig um Schuz an- fleheten. Unter dieſen befand ſich ein ſchotti- ſcher Franciſcaner, welcher an den Hugo, Erzbiſchoff von Ambrun und General des Ordens, ſchrieb. Dieſer zeigte ſeinem König nicht nur den erhaltenen Brief, ſondern ver- gröſſerte auch die Drangſalen der Catholicken in England. Der König von Frankreich ſa- he die Klagen der catholiſchen Engländer für Hinderniſſe der päbſtlichen Erlaubnis an, die er in der Vermählungsſache nöthig hatte; und ſchikte deswegen den Erzbiſchoff von Am- brun nach England, bey dem Jacob eine Fürbitte für die Catholicken einzulegen. Der Herzog von Buckingham, die Gräfin, des Herzogs Mutter, und andere Catholicken, ertheilten dem Erzbiſchoff dienliche Nachrichten. Jacob, welcher dieſen zu Royſton geſprochen, ſezte die ſich weigernde Papiſten, die gefäng- lich eingezogen waren, in Freyheit, und erlaub- te dem Erzbiſchoff, jedermann in dem Pallaſt des franzöſiſchen Geſandten die Firmelung zu ertheilen. Weil die Sache öffentlich ge- ſchahe, und nebſt dem Haus des Geſandten auch die Straſſe mit Leuten angefüllt war, die

auf

auf die Firmelung warteten: ſo beklagten ſich die obrigkeitliche Perſonen in London darüber, und der König, welcher zuvor den Zulauf der Papiſten in die Häuſer der Geſandten für eine Schande hielte, gab ihnen frey zur Antwort, er habe ihnen die Erlaubnis dazu ertheilt.

Als der König nach manchen Unterredungen, die er hernach mit dem Erzbiſchoff angeſtellt, ſeine groſſe Begierde nach einer nähern Verbindung mit Frankreich bekannt gemacht, ſchlug ihm der Erzbiſchoff die völlige Duldung der Catholicken in England als das bewährteſte Mittel vor, zu dieſem Zwek zu gelangen. Jacob drükte ihm die Hand darauf, und ſagte, GOtt habe ihn hieher geſchikt, die Heimlichkeiten ſeines Herzens zu erfahren. Er verſicherte, daß er nach ſeiner Neigung, die er von Jugend auf zu der catholiſchen Religion geheget, den Papiſten eine völlige Duldung auswirken, und nächſtens durch eine Verſammlung von auswärtigen und engländiſchen Gottesgelehrten entſcheiden laſſen wolle, wie nöthig es ſey, einem jeden die Gewiſſensfreyheit zu verſtatten: nur wollte er zuvor durch die Vermählung ſeines Sohns verſichert ſeyn, daß er ſich auf den Beyſtand Frankreichs verlaſſen könne. Er verſprach, ihm einen Brief an den König von Frankreich, und einen an den Pabſt zuzuſtellen, worinn er ſeinen Anſchlag umſtändlicher entdecken wolle, beſonders, da

er

er gegen den Pabſt eine auſſerordentliche Ehrerbietung habe, und wegen einiger Verſe, die er auf die Königin, ſeine Mutter, und auf das Haus Stuart verfertiget, in groſſer Verbindlichkeit ſtehe. Endlich gab er ihm die Verſicherung, nach ſeiner Zurückkunft von Rom und nach erhaltener päbſtlicher Erlaubniß, jene Verſammlung unverzüglich zu halten, und unterdeſſen mit den proteſtantiſchen Fürſten in Teutſchland Unterhandlung zu pflegen.

Dieſes iſt alles aus dem eigenen Bericht des Erzbiſchofs genommen welcher glaubwürdig genug iſt, weil er des Königs Worte, die er ſelbſt aus ſeinem Munde vernommen, erzählt, und nichts mit eingemiſcht, welches dem beſtändigen Verhalten Jacobs zuwider liefe. Hingegen können wir der Erzählung des Drageant, die in ſeinen Nachrichten befindlich iſt, daß nemlich Jacob den Pabſt verſichert habe, er wolle ſich öffentlich für einen Catholicken erklären, keine Glaubwürdigkeit zuſchreiben. Vermuthlich folgte er der Erzählung eines catholiſchen Engländers; eine Quelle, aus welcher ſich in dieſem Fall keine reine Wahrheit ſchöpfen läßt.

Die Unterhandlung der Vermählung wurde indeſſen in Frankreich fortgeſezt; die franzöſiſchen Abgeordneten aber wollten nicht mit wenigern Bedingungen zufrieden ſeyn, als man zuvor in einer ähnlichen Angelegenheit von Seiten Englands dem König von Spanien angeboten hatte. Sie drangen alſo auf die

Be-

Bewilligung der Religionsartickel, welche dem Philipp zugeſtanden worden (s). Die engländiſchen Geſandten ſtellten ſich, als wenn ſie bey ihrem König neue Verhaltungsbefehle einzuholen hätten, ob es ihnen gleich nicht daran mangelte. Auf Anhalten des franzöſiſchen Hofs, welcher dieſes wohl begrif, *boten ſie* die dem Philipp bewilligte Artickel *an, nur* vier ausgenommen, nemlich die Gewiſſensfreyheit für die Catholicken, eine catholiſche Kirche in London, die Erziehung der Kinder von der Mutter bis in das zehnte Jahr, und den Biſchoff, dem der Pabſt in der ſpaniſchen Unterhandlung in Abſicht der Religionsgeſchäften das Regiment über das Haus der Prinzeſſin zugedacht hatte. In den beeden leztern gaben die engländiſchen Geſandten nach, in den zween erſten aber nicht, unter der Verſicherung, Jacob habe dem Parlament das Gegentheil verſprochen. Die franzöſiſchen Abgeordneten hielten dieſen Grund für ſtark und hinlänglich, und verſprachen im Namen Ludwigs achtmal hundert tauſend Thaler zur Mitgabe, wenn man der Prinzeſſin ein Leibgeding von ſechzig tauſend Thalern jährlicher Einkünfte anweiſen würde. England nahm dieſe Bedingung an, und man erwartete nächſtens den Schluß dieſer Unterhandlung; er wurde aber aus zwo Urſachen aufgehalten.

Erſtlich wollte der Pabſt dieſe Vermählung nicht genehm halten, weil er befürchtet, das

(s) *Reg. Keke* p. 120.

das von den engländiſchen Geſandten vorge- ſchlagene Bündniß ziele darauf, den Herzog von Bayern aus dem Beſitz der Pfalz und Churwürde zu verdrängen: daher ſuchte er den Ludwig von der Vermählung ſeiner Schweſter mit einem ketzeriſchen Fürſten ab- zuhalten. Endlich, als Ludwig ſeine Grün- de nicht ſonderlich achtete, verſicherte der Pabſt, er werde die Erlaubniß zur Vermäh- lung nicht anderſt, als unter den dem König von Spanien bewilligten Bedingungen erthei- len. Darauf entſchloß ſich der König von Frankreich, durch den Vater Berulle, Vor- ſteher der Prieſter des Oratorii, bey dem Pabſt um die Erlaubniß anhalten zu laſſen. Nach ſeinen den 31ſten Julius unterzeichneten Verhaltungsbefehlen wurde dem Pabſt die Verſicherung gegeben, die Prinzeſſin, die in ihrer Religion ſehr feſt gegründet ſey, habe auch in derſelben für ihre Perſon und Be- dienten vermög der Artickel eine zuverläßige Sicherheit, und man habe ihr mehr zugeſtan- den, als der ſpaniſchen Infantin; es ſey al- ſo dißfalls ſo wenig zu fürchten, daß man viel- mehr durch ſie die Bekehrung des Königs von England und ſeines Prinzen zu der ca- tholiſchen Religion erwarten könne (t).

Der Marquis von Vieuville mußte durch ſeine Ungnade, in welche er zu dieſer Zeit fiel, die zweyte Urſache zu der Verzögerung dieſer Sache

(t) *Rog. Koke* p. 124.

Sache werden, und der Vater Berulle konnte deswegen die Abreiſe, die er vorhatte, nicht antreten. Anſtatt des in Ungnade gefallenen Oberaufſehers wurde dem Cardinal von Richelieu aufgetragen, die Unterhandlung mit den engländiſchen Geſandten fortzuſetzen, welcher vorgab, jener ſey ohne Genehmhaltung des Königs oder des Raths zu Werk gegangen. Jacob hätte nach Erforſchung dieſer Schwierigkeit nicht glauben dörfen, der franzöſiſche Hof ſuche unter dieſem Vorwand die Unterhandlung abzubrechen: denn der Cardinal von Richelieu, welcher bey dieſer Unterhandlung die Vortheile des franzöſiſchen Hofs vor Augen hatte, ließ es nicht ſo weit kommen, und erneuerte vielmehr den Vergleich (u). Dem Bottſchafter des Pabſts, welcher mit aller Schärfe auf die ſpaniſchen Artickel drang, und ohne deren genaueſte Erfüllung die päbſtliche Erlaubniß als etwas ohnmögliches vorſtellte, gab er deswegen deutlich zu verſtehen, des Pabſts Einwilligung ſey bey dieſer Sache nicht ſchlechterdings nöthig, und man verlange ſie nur aus Achtung für die Perſon des Pabſts. Der päbſtliche Bottſchafter war alſo durch ſeinen Widerſtand nicht länger mächtig genug, die Abreiſe des Vaters Berulle zu verhindern.

Es war leicht einzuſehen, daß der Pabſt nichts als einen Vorwand ſuche, die Erlaubniß abzuſchlagen, oder ſie doch ſo viel, als möglich,

(u) Vie du Card. de *Richelieu* p. 14.

möglich, in das Weite hinaus zu ſpielen. Die Verſammlung, welcher der Pabſt dieſe Sache auftrug, und die beſtändig neue Schwierigkeiten in den Weg legte, war nicht damit zufrieden, daß Jacob und ſein Prinz die Artickel beſchworen; Ludwig mußte ſich auch verbindlich machen, die Gewährleiſtung dafür zu übernehmen. Der franzöſiſche Hof, dem ſo mancherley Kunſtgriffe, deren ſich der Pabſt bedienet, nicht länger anſtunden, befahl ſeinem Geſandten, er ſolle dem Pabſt melden, daß man ſeiner Erlaubniß gar wohl entbehren könne, wenn er noch länger Anſtand nähme, ſie einzuſchicken. Dieſe Drohung, welche dem Anſehen des Pabſts gefährlich ſeyn mußte, erzwang endlich die Erlaubniß, und benahm dem Cardinal von Richelieu zugleich die Furcht, es möchte ein längerer Aufſchub die Trennung dieſer Vermählung, nach dem Beyſpiel der Unterhandlung Jacobs mit Spanien, zuwege bringen. Der Vergleich, welcher den 10ten November zu Paris unterzeichnet worden, ſchloß dreyßig öffentliche und drey geheime Artickel in ſich, in welchen der Sache nach für die Catholicken eben die Vortheile zu erwarten ſtunden, die ſie ſich nach dem zu Madrit geſchloſſenen Vergleich zu verſprechen hatten.

Oeffentliche Artickel:

1) Der allerchriſtlichſte König ſoll es auf ſich nehmen, die Erlaubniß des Pabſts

längſtens in drey Monaten zu verſchaffen.

2) Der König von Grosbrittannien ſoll nach unterzeichneten Artickeln und Vermählungsbedingungen eine beliebige Perſon von Stand ernennen, ſich mit Madame im Namen des Prinzen von Wallis, und zwar nach den Gebräuchen der römiſchen Kirche zu verloben.

3) Die Vermählung ſoll in Frankreich nach der bey der Vermählung des vorigen Königs mit der Königin Margaretha und der Herzogin von Barr beobachteten Ordnung vollzogen werden.

4) Die Prinzeſſin muß nach der Vermählung bis nach Calais geführt, und daſelbſt dem Abgeordneten Jacobs überliefert werden.

5) Von Calais bis nach England muß Jacob ſie frey halten, und alles ſo einrichten laſſen, wie es ihrem neuen Stand gemäs iſt.

6) Nach ihrer Ankunft in England ſollen der König, der Prinz und die Prinzeſſin in des Königs Pallaſt erſcheinen, und nebſt dem Vergleich die Urkunde von Vollziehung der Vermählung mit der dazu ertheilten Vollmacht öffentlich ableſen laſſen. Hernach müſſen der König und der Prinz von Wallis dieſen Vergleich in Gegenwart der Abgeordneten des allerchriſtlichſten Königs und der

Groſſen

Groſſen von England, doch ohne Kirchengebrauch, feyerlich beſtätigen.

7) Die freye Uebung der römiſchen Religion iſt der Prinzeſſin und ihren aus der neu geſtifteten Ehe zu erwartenden Kindern zu bewilligen.

8) Zu dieſem Ende ſoll man für ſie in allen königlichen Häuſern und Orten Englands, wo ſie ſich aufhält, eine Kapelle bauen.

9) In dieſer Kapelle, welche gebührend auszuſchmücken, und der Sorgfalt einer der Prinzeſſin gefälligen Perſon aufzutragen iſt, muß der ganze Gottesdienſt nach denen in der römiſchen Kirche üblichen Gebräuchen eingerichtet werden. In London muß auch ein zugeſchloſſener Gottesacker ſeyn, daß man die verſtorbene Bedienten der Prinzeſſin hinein begraben könne.

10) Ein Biſchoff ſoll der Grosallmoſenpfleger der Prinzeſſin, und mit aller zu Religionsſachen nöthigen Gewalt und Gerichtsbarkeit verſehen ſeyn, und die Verordnungen des Kirchenrechts an ſeinen Untergebenen vollziehen. Wenn einer von ſeinen Geiſtlichen wegen eines Staatsverbrechens vor das weltliche Gericht geſtellt, und ſeine Aufführung unterſucht iſt: ſo muß man den Verbrecher, nebſt den gerichtlichen Unterſuchungen, dem Biſchoff überliefern, welcher ihn ſeiner Wür-

de zu entſetzen, und hernach dem weltli-
chen Gericht wieder auszuliefern hat.
Man muß einen ſolchen Geiſtlichen bey
allen andern Vergehungen dem Biſchoff,
der nach dem Kirchenrecht mit ihm zu ver-
fahren verbunden iſt, in die Hände lie-
fern. Ein von dem Biſchoff ernennter
Grosvicarius ſoll im Fall ſeiner Krank-
heit oder Abweſenheit die nemliche Ge-
walt beſitzen.

11) Die Prinzeſſin muß in ihrem Hauſe acht und zwanzig Prieſter haben, darunter die Ordensleute die Kleidung ihres Ordens tragen dörfen.

12) Der König und der Prinz ſollen ſich durch einen Eyd verbindlich machen, daß ſie die Prinzeſſin auf keine Weiſe zu etwas der catholiſchen Religion zuwiderlaufendes, am allerwenigſten aber zur Veränderung ihrer Religion bewegen wollen.

13) Das Haus der Prinzeſſin ſoll, nebſt einer anſtändigen Einrichtung, mit ſo vielen Bedienten verſehen ſeyn, als irgend eine Prinzeſſin von Wallis gehabt, mit einem Wort, nach dem Vergleich des Prinzen über die Vermählung mit der ſpaniſchen Infantin.

14) Alle Bedienten der Prinzeſſin müſſen jederzeit catholiſch, Franzoſen und vom allerchriſtlichſten König erwählet ſeyn.

15) Alle Bedienten der Prinzeſſin ſollen dem König, dem Prinzen und der Prinzeſſin den Eyd der Treue ſchwören.

16) Die Prinzeſſin ſoll achtmal hundert tauſend Thaler zur Mitgabe bekommen, davon die erſte Helfte am Tag vor der Vermählung in London, und die andere ein Jahr hernach bezahlet werden muß.

17) Sollte der Prinz vor der Prinzeſſin ohne Kinder ſterben; ſo muß man der Prinzeſſin die völlige Mitgabe erſtatten, und ihr erlauben, nach Gutdünken damit zu verfahren, ſie mag in England bleiben, oder nach Frankreich zurük gehen.

18) Sollten Kinder aus der Ehe vorhanden ſeyn; ſo muß man der Prinzeſſin zwey Drittheile erſtatten, und das andere Drittheil den Kindern aufbehalten, die Prinzeſſin mag in England bleiben, oder nach Frankreich zurük gehen: im erſten Fall iſt es mit dem zwanzigſten Pfenning zu verzinſen.

19) Die Kinder dieſer Ehe müſſen bis in das dreyzehnte Jahr ihres Alters von der Prinzeſſin erzogen werden.

20) Die Kinder ſollen Erben an den zwey ihrer Mutter wieder zugeſtellten Drittheilen ſeyn, wenn ſie ſich anderſt nicht wieder vermählt; in dieſem Fall haben die Kinder aus der zweyten Ehe mit denen aus der erſten Ehe Theil daran.

21) Der allerchriſtlichſte König iſt mit Wiedererſtattung der Helfte ſeiner Mitgabe zufrieden, wenn die Prinzeſſin zuerſt ohne Kinder ſtürbe. Sind Kinder vorhanden, ſo bleibt ihnen die ganze Mitgabe.

22) Der König von Grosbrittannien hat der Prinzeſſin ſechzig tauſend Thaler Leibgeding, franzöſiſche Münze, anzuweiſen.

23) Er ſoll der Prinzeſſin auch vier und fünfzig tauſend Thaler werth Ringe und Kleinodien geben, welche ihr, wie diejenigen, die ſie ſchon hat, oder noch bekommt, eigen bleiben.

24) Eben derſelbe muß die Prinzeſſin und ihr Haus unterhalten: im Fall ſie eine Wittwe würde, bleibt ihr die Mitgabe, das Leibgeding, und was man ihr bewilliget hat.

25) Sollte der Prinz zuerſt ohne Kinder ſterben; ſo muß der Prinzeſſin an einem ihr beliebigen Ort ihr Leibgeding, welches ihr an Schlöſſern, Landgütern oder Ländereyen anzuweiſen iſt, frey bleiben. Ein jedes von jenen muß nach ihrem Stand mit Hausrath verſehen, und für ihren gewöhnlichen Aufenthalt bequem ſeyn.

26) Die Prinzeſſin ſoll Gewalt haben, die Bedienungen und Pfründen ſolcher Ländereyen, davon eine zum wenigſten eine

Graf-

Grafſchaft oder ein Herzogthum ſeyn muß, nach ihrem Gutbefinden zu vergeben.

27) Der Prinzeſſin ſoll unverwehrt ſeyn, ſie habe Kinder, oder nicht, nach Frankreich zu gehen, und nebſt dem Hausgeräthe ihre Kleinodien und Mitgabe, nach Anzeige der obigen Artickel, mitzunehmen. In dieſem Fall iſt der König von England verbunden, ſie nach ihrem Stand und auf ſeine Koſten nach Calais zu liefern.

28) Die Prinzeſſin hat ſich von allen väterlichen, mütterlichen und von Blutsfreunden herrührenden Erbſchaften, was die freye und andere Ländereyen der königlichen Cammer anbelangt, die dem Rükfall vermittelſt der Appanage oder auf andere Weiſe unterworfen ſind, loszuſagen.

29) Man muß den Vermählungsvergleich den Parlamentsurkunden zu Paris einverleiben, vom Parlament in England beſtätigen, und in die Gerichtsbücher eintragen: der König und Prinz müſſen ſich durch ein Verſprechen verbindlich machen, daß ſie keiner Bedingung des Vergleichs zuwider handeln wollen.

30) Einer von dieſen beyden Königen, der ſich weigern wird, den Vergleich zu vollziehen, ſoll dem andern viermal hundert

tauſend Thaler zur Strafe für ſeinen Widerruf bezahlen (x).

Geheime Artickel:

1) Alle ſeit dem lezten Edict Jacobs gefänglich eingezogene Catholicken, ſowol geiſtliche, als weltliche, müſſen *auf freyen* Fuß geſtellt werden.

2) Die catholiſchen Engländer ſind ihrer Religion wegen nicht weiter zu belangen.

3) Die ſeit dem leztern Edict Jacobs den Catholicken entzogene Güter muß man ihnen wieder zuſtellen (y).

Wer ſieht nicht aus dieſem Vergleich theils die überaus groſſe Sorgfalt des franzöſiſchen Hofs für die Aufnahm der catholiſchen Religion, theils die Kaltſinnigkeit Jacobs, des Prinzen und des Herzogs von Buckingham gegen die Proteſtanten? Unter andern hätte der neunzehnte Artickel beynahe den Umſturz Englands und der proteſtantiſchen Religion nach ſich gezogen.

Kaum war dieſer zu Paris unterzeichnete Vergleich durch den Staatsſecretair, Herrn von Lomenis, nach London gebracht, und von dem König und Prinzen beſchworen, als alle Verfolgungen gegen die Catholicken eingeſtellt wurden: der König verſprach zugleich, nach

(x) du *Cheſne* Hiſt. d'Angleterre p. 1182.
(y) *Rushvvorth* p. 188.

nach vollzogener Vermählung allen Gefangenen die Freyheit zu ſchenken.

Der nach Frankreich geſendete Graf von Carlisle mußte bey dieſem Hof an dem groſſen Zwek des Prinzen und Buckinghams, nemlich an einem Bündniß wider Oeſterreich, arbeiten. Die wegen Valteline zwiſchen dem König von Spanien und Frankreich vorgefallene Streitigkeiten verſprachen den engländiſchen Geſandten bey dem Ludwig ein günſtiges Gehör. Dieſer zeigte ſich bereitwillig, aber nicht in der Abſicht, das Bündniß zu ſchlieſſen, ſondern nur den Pabſt und den König von Spanien in Furcht zu ſetzen. Der Herzog von Bayern erlangte durch ſeine Freunde bey dieſem Hof mehr Achtung, als der Churfürſt von der Pfalz; aus dieſem Grund ſtellten Ludwigs Staatsbedienten den engländiſchen Geſandten vor, das Bündniß und die Vermählung lieſſen ſich als zwey verſchiedene Sachen nicht zugleich unterhandlen; man könne von dem erſten nicht reden, bis die lezte geſchloſſen ſey. Dieſe Antwort ſezte die Engländer in Hofnung, und die Spanier in Furcht. Auf der andern Seite war der Graf von Mansfeld in den Gegenden von Paris, und den Spaniern waren ſeine mit den Staatsbedienten gepflogene Unterredungen wohl bekannt.

Bald hernach gieng der Graf von Mansfeld nach England, wo man ihn mit auſſerordentlichen Liebkoſungen empfieng, und es

wurde

wurde verabredet, ihm ein Heer von zwölf tauſend Mann zu geben, den Krieg in die Unterpfalz zu ſpielen. Nach dieſem Anſchlag drang man ſehr in den franzöſiſchen Hof, das Bündniß zu Stand zu bringen: **Ludwig** aber lehnte den Antrag unter allerhand Vorwendungen von ſich ab, ob er ihn gleich nicht gänzlich verwarf. Für jetzo war nichts übrig, als den König von Frankreich um den Durchzug des engländiſchen Heers durch ſeine Länder zu bitten. Machte gleich **Ludwig** in zweydeutigen Ausdrücken Hofnung, den Durchzug zu erlauben, und ſogar Franzoſen zu dieſem Heer ſtoſſen zu laſſen; ſo wollte er dieſes Verſprechen doch, wie der Ausgang gelehret, erſt nach Schlieſſung des Bündniſſes erfüllen; die Engländer hingegen meynten, ſie dürften ſich ſowol vor, als nach Schlieſſung des Bündniſſes an dieſes Verſprechen halten. Daher wurden in England für den Grafen von Mansfeld Völker ausgerüſtet.

Inzwiſchen ließ Jacob der Infantin Iſabelle die Stadt Frankenthal, die man ihr in Verwahrung gegeben, abfordern: denn vermög des Vergleichs ſollte ſie dieſelbe nicht länger, als bis zu Ende des Stillſtands, behalten. Ferner erwartete er für ſeine nach Frankenthal abzuſchickende Beſatzung einen ungehinderten Durchzug, nicht nur durch ihre und des catholiſchen Königs Länder, ſondern auch durch die Länder ihrer Bundesgenoſſen.

ſen. Die Infantin verſicherte, der Statthalter von Frankenthal müſſe dieſen Ort zur beſtimmten Zeit auf eine vom König von England vorgezeigte Vollmacht ausliefern; ſie wolle den engländiſchen Völkern nach dem in London geſchloſſenen Vergleich einen freyen Durchzug durch ihre und des catholiſchen Königs Länder erlauben, und ſich überhaupt dem Vergleich vollkommen gemäs bezeugen (z). Was aber den Durchzug der Engländer durch die Länder des Reichs antreffe, ſo ſeye ſie weder dazu verbunden, noch mit gehöriger Macht verſehen. Nun lehrte die Erfahrung den engländiſchen Hof ſeinen Fehler einſehen, den er begangen, daß er das in den Vergleich zu ſetzen vergeſſen, was er hernach nöthig hatte, aber von der Infantin nicht mit Grund fordern konnte. Nach einem gewiſen Vorgeben ſoll der Statthalter von Frankenthal den 25sten October mit ſeiner Beſatzung Frankenthal verlaſſen haben, aber, da er die beſtimmte Engländer, welche Beſitz davon nehmen ſollten, nicht geſehen, ſogleich wieder hineingezogen ſeyn.

Auf dieſen Irrthum des engländiſchen Hofs, welcher dazumal unter allen in ganz Europa die meiſten Fehler zu Schulden kommen laſſen, folgten noch mehrere. Die zwölf tauſend Mann, welche der Graf von Mansfeld in die Pfalz führen ſollte, wurden im December bey der ſtrengſten Kälte eingeſchifft, ſo,

(z) *Rushvvorth* p. 151.

ſo, daß man in ihren freyen Durchzug durch Frankreich keinen Zweifel ſezte. Die Franzoſen, wollten dieſes Heer bey ſeiner Ankunſt vor Calais nicht an das Land ſteigen laſſen, und der Graf von Mansfeld konnte bey ſeinen nach England geſchikten Nachrichten und einigemal ertheilten Antworten nichts zuverläſſiges auswirken (a). Die engländiſchen Schriftſteller nennen den König von Frankreich einen Treuloſen, weil er beſtändig behauptet, er habe den Durchzug der Engländer nicht ausdrüklich zugeſtanden. Andere tadeln den engländiſchen Hof, daß er vor Einſchiffung eines Heers ſeine Maasregeln nicht klüger eingerichtet. Weil nun die Soldaten, welche feſt eingepakt waren, viel auszuſtehen hatten; ſo mußte der Graf von Mansfeld die Segel nach den Küſten von Seeland richten, wo ihm gleiche Schwürigkeiten aufſtieſſen. Die Seeländer entſchuldigten ſich mit dem Mangel an Lebensmitteln, und die Zeit verfloß bey den Unterhandlungen nach London und nach dem Haag. Die Peſt rieb mehr als zween Drittheile der Soldaten auf; die andern giengen davon, und liefen zu den ſechs tauſend Mann von ihrem Volk, welche den Ständen dienten. Alſo ſind durch die falſche Maasregeln des engländiſchen Hofs dieſe Völker und die Gelder des Parlaments ohne Nutzen verwendet worden.

Die

(a) Rog. *Koke* p. 228.

Die Erlaubniß Urbans VIII, die erſt im Anfang des Februars 1625 in Paris angekommen, verurſachte eine neue Beſtürzung, denn der Pabſt ſchrieb zwey neue Bedingungen vor: 1) Die Bedienten der aus dieſer Ehe zu erzeugenden Kinder müßten catholiſch ſeyn. 2) Die Prinzeſſin ſolle ſie ernennen, und der Pabſt wolle dieſe Erlaubniß für ungültig erklären, wenn Jacob und ſein Prinz dieſe zwey Artickel nicht beſchwören würden.

Der König von Frankreich hatte Urſach, mit der Aufführung des Vaters Berulle übel zufrieden zu ſeyn, weil er nicht nur eine ſolche Erlaubniß angenommen, ſondern auch die Hinzuſetzung dieſer Artickel bey dem Pabſt als etwas billiges angegeben. Der franzöſiſche Hof gerieth deswegen in eine neue Verlegenheit, aus Furcht, Jacob möchte dieſe Bedingungen verwerfen. Doch er ließ ſich einer ſolchen Kleinigkeit wegen nicht viel bitten, und nahm ſie ohne Widerrede an; nur wollte er, an ſtatt einen neuen Eyd zu leiſten, ſein Wort für zureichend angeſehen wiſſen. Da nun die Erlaubniß ohne Eyd keine Kraft hatte; ſo gab Ludwig und die Prinzeſſin, ſeine Schweſter, dem Pabſt eine ſchriftliche Verſicherung, daß ſie für die Vollziehung der beyden lezten Artickel ſtehen wollten. Nichts deſto weniger mußten ſie einige Monate lang auf eine neue Erlaubniß warten, und Jacob, der für die Vermählung ſeines Prinzen ſo eyfrig beſchäftigt geweſen, war nicht ſo glüklich,

dieſe

dieſe Vermählung vollziehen zu ſehen; denn um dieſe Zeit gab er ſeinen Geiſt auf (b).

Er ſtarb den 27ſten Merz im neun und fünfzigſten Jahr ſeines Alters, und im zwey und zwanzigſten ſeiner Regierung in England, und zwar an einem dreytägigen Fieber, welche Krankheit ſonſt in dieſer Jahrszeit nicht ſonderlich gefährlich iſt.

Der plözliche Tod Jacobs erwekte einen Verdacht auf den Herzog von Buckingham, weil er dem König zur Zeit, als die Aerzte ſchliefen, Pflaſter aufgelegt, und einigemal einen gewiſen Trank beygebracht. Der König, welcher darauf ſchwächer wurde, weigerte ſich, denſelben ferner anzunehmen, und die alsdenn herbeygerufene Aerzte wollten vor Hinwegnehmung der Pflaſter an keine weitere Verordnung denken. Es waren alle andere Mittel unzulänglich: der König mußte nach wenigen Tagen ſterben. Klagte gleich das Haus der Gemeinen hernach den Herzog von Buckingham nicht als einen Giftmiſcher an; ſo zielte es doch auf ſeine Verwegenheit, nach welcher er dem König, ohne Einwilligung der Aerzte, jene Mittel beygebracht. Wilſon berichtet an dem angeführten Ort, daß nach der gemeinen Sage. die Furcht Buckinghams, der König möchte ihn durch Erhebung ſeines Todfeinds, des Grafen von Briſtol, ſtürzen, der Hauptbeweggrund ſeines Verhaltens geweſen ſey.

Bur-

(b) *Wilſon* p. 285.

Burnet behauptet, der Herzog habe nöthig gehabt, ſich für dem alten Liebling des Königs, dem Sommerſet, zu fürchten: denn der König, welcher dieſem Grafen ſein ganzes Vertrauen auf das neue zu ſchenken beſchloſſen, umarmte ihn einmal zur Nachtzeit in dem Garten zu Theobalds, und vergoß dabey zärtliche Thränen. Der Graf von Sommerſet glaubte, dieſe Sache ſey durch einen von den zween gegenwärtigen Kammerdienern verrathen worden, weil der König kurz darauf zu Theobalds ſtarb. Burnet ſagt (c), gewiſe Perſonen, welche es von dem Grafen ſelbſt vernommen, hätten ihm dieſes erzählt. Ueberdiß fiel der Doctor Craig, des Königs Leibarzt, in Ungnade, weil er den König für vergiftet gehalten.

Jacob I hinterließ zwey unglükliche Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Die leztere, die nebſt ihrem Gemahl ihre Länder eingebüſſet, und in die Provinz Utrecht fliehen müſſen, lebte hier in groſſer Armuth. Jacob ſoll bey aller Freygebigkeit, die ſeine Schmeichler von ihm genoſſen, zu ihrer Unterhaltung ſehr wenig beygetragen haben. Es iſt ungewiß, ob dieſe Beſchuldigung gegründet ſey; aber auſſer Streit, daß Carl, der Prinz von Wallis, ſein Nachfolger, ein weit gröſſeres Unglük erfahren müſſen.

We-

(c) S. 17.

Wegen der groſſen Uneinigkeit, welche Jacob ſelbſt durch ſeine Aufführung geſtiftet, waren die Geſchichtſchreiber allzuſehr entweder für, oder wider ihn eingenommen. Deswegen ſtellten ihn einige als ein vollkommenes Muſter eines getreuen und rechtſchaffenen Königs vor, andere aber bemüheten ſich auf das äuſſerſte, ſeine Fehler zu vergröſſern, und ſeinem guten Namen einen Schandfleck anzuhängen. Dieſes darf uns nicht befremden, weil die Geſchichte Jacobs zu einer Zeit geſchrieben worden, in welcher beyde Partheyen wider einander auf das hitzigſte aufgebracht waren, und daher in ihren Schriften deutliche Kennzeichen ihrer Leidenſchaften verriethen. Die Gemüthsart Jacobs iſt alſo weder aus den Lobſprüchen, noch Schmähungen der Partheyen zu beſtimmen, ſondern ſie muß aus ſeinen Reden und aus der Art ſeiner Regierung erkannt werden. Um den Leſer nicht in eine ſo weitläuftige Bemühung zu verwickeln, wollen wir bemerken, was man für und wider ihn angeführt.

Der beſte Stoff zur Lobrede Jacobs I iſt der ohnunterbrochene Friede, den ſeine Unterthanen während ſeines Regiments genoſſen. Dieſer Hauptzwek Jacobs I wird von ſeinen Verehrern über die maſſen herausgeſtrichen: allein dieſer Vorſaz verliert ſein ganzes Verdienſt, wenn man bedenkt, daß dieſer König blos die Furcht, Nachläſſigkeit und übertriebene Neigung zur Bequemlichkeit, aber keineswegs

wegs die Weisheit, die Treue und den Eyfer für die Wohlfart Englands, zu Beweggründen angenommen.

Manche erheben ſeine Einſichten in die Weltweisheit, Gottesgelehrſamkeit und ſchöne Wiſſenſchaften: aber ihre Widerſacher beweiſen, daß alles bey ihm auf eine Schulfüchſerey hinaus geloſſen, und daß er nur den Wiſſenſchaften ergeben geweſen ſey, um von allen Gegenſtänden vieles reden zu können, ohne gründliche Regeln zu einem weiſen und glüklichen Regiment daraus zu ziehen.

Seine ſo ſehr geprieſene Freygebigkeit iſt mit Grund als eine Verſchwendung der engländiſchen Schätze bekannt. Er überhäufte nur ſeine oft nichts bedeutende und dem Königreich höchſt ſchädliche Lieblinge mit denſelben, und überließ Leute, die ſich um England auf das Beſte verdient gemacht, ihrer Dürftigkeit.

Wenn er von ſeinen Schmeichlern ein Salomo des Jahrhunderts genennt wird; ſo wiſſen andere dieſen vermeynten Ruhm durch die Vermählung ſeines Prinzen und durch ſeine Aufführung gegen den Churfürſten von der Pfalz, als König von Böhmen, gar leicht zu verdunkeln.

Sein Eyfer für das königliche Vorrecht iſt vielen Geſchichtſchreibern verehrungswürdig vorgekommen: allein ihre Gegner konnten mit Zuverläſſigkeit behaupten, daß er von der engländiſchen Regierungsart keine richtige

Begriffe gehabt, und daß er durch übertriebene Grundſätze von der königlichen Gewalt, die er ſeinem Prinzen und Nachfolger eingeflößt, den Weg zu dem Untergang ſeines Hauſes gebahnet habe.

Waren viele von ſeinen Sitten dergeſtalt eingenommen, daß ſie ſeiner Tugend durch Lobreden prächtige Ehrenſäulen aufgerichtet; ſo wußten andere ſehr viele Proben von ſeiner unordentlichen Lebensart, beſonders vom Sauſen und Fluchen, anzuführen. Die getrennte Vermählung des Grafen von Eſſex, die dem Sommerſet und ſeiner Ehegattin bewilligte Verzeihung, der Tod des Ritters Rawleigh, und ſeine Gewiſſenloſigkeit, nach welcher er GOtt in dem vollen Parlament zum Zeugen angerufen, daß er den Papiſten niemals eine Duldung zu bewilligen gedacht habe, werden ſeinen Sitten durchaus keine Ehre bringen.

Bey ſeiner Mäßigung gegen die Catholicken, die von gewiſen Leuten bis in den Himmel erhoben worden, zeigen andere, er ſey ein heimlicher Papkſt geweſen, und habe ſich nur aus Furcht für einen Proteſtanten, und deswegennicht öffentlich für einen Papiſten erklärt. Er bekannte ſich freylich immer zur proteſtantiſchen Religion, verharrete dabey bis an ſeinen Tod, und empfahl vor ſeinem Ende dem Prinzen die Beſchützung der Kirche: allein ſein Verhalten gibt das Gegentheil deutlich zu erkennen, und andere ſagen, es ſey die

Re-

Rede nicht von dem, was er vorgegeben, ſondern was er wirklich geweſen. Sie berufen ſich auf ſeine Aufführung in England, daß er ſich daſelbſt öffentlich für einen Beſchützer der Papiſten angegeben, bey allen Gelegenheiten ihre Sache vertheidigt, ihnen wichtige Ehrenſtellen angewieſen, die wider ſie gemachten Geſetze nicht gehörig vollzogen, und bey allen ſeinen Reden auf ihre Duldung gezielt habe. Ferner werfen ſie ihm vor, er habe den Papiſten wider des Parlaments Einwilligung eigenmächtig eine Duldung bewilliget, indem er die Geſetze an den ſich weigernden nicht vollziehen laſſen, ihnen die beſtimmte Strafen geſchenkt, und in den mit Spanien und Frankreich errichteten Verträgen die Geſetze wider die Papiſten aufzuheben verſprochen. Sie merken an, die ausſchweifende Gewalt, die ſich der Pabſt über die Landesherrn zuſchreibe, ſey ſein einiger Einwurf wider die römiſche Religion, und die Erlaubniß, die Kinder ſeines Sohns bis in das dreyzehnte Jahr nach catholiſchen Grundſätzen erziehen zu laſſen, ein deutliches Merkmal ſeiner Zuneigung gegen die Papiſten geweſen. Zulezt entlehnen ſie aus den Verſprechungen, welche Jacob dem Erzbiſchoff von Ambrun gethan, einen neuen Beweis ſeiner groſſen Neigung gegen die catholiſche Religion. Die gegenſeitige Vorſtellung, Jacob würde die papiſtiſche Religion nicht durch eigene Schriften angetaſtet, und Bellarmins und des du

Perron Beweisgründe nicht beſtritten haben, wenn er im Herzen ein Catholik geweſen wäre, iſt bey ihnen von gar keinem Gewicht.

In der That ſcheint dieſer Fürſt weder ein aufrichtiger Proteſtant, noch ein *redlicher* Papiſt geweſen zu ſeyn. Er nahm *die Erhaltung* der proteſtantiſchen Religion nie*mals* ſonderlich zu Herzen, ob er gleich bis an ſeinen lezten Seufzer ihr Bekenner geweſen. Nach ſeinem Religionsbegriff ſind die Unterſcheidungslehren der Proteſtanten und Catholicken nicht weſentlich. Wenn der Gehorſam gegen den Fürſten und die Behaltung der Hierarchie, die er für ein Hauptſtük angeſehen, zu den Lehrſätzen einer Religion gehörte; ſo behauptete ſie bey ihm ſchon ihr Anſehen. Es war ihm deswegen ungelegen, in die beſondere Forderungen der proteſtantiſchen Engländer zu willigen, und die Aufnahm des Pabſtthums zu verhindern: *denn* alles war ihm erträglich, bis auf die uneingeſchränkte Gewalt des Pabſts. Daher mag er in den mit dem Erzbiſchoff von Ambrun gepflogenen Unterredungen den chimäriſchen Anſchlag im Kopf gehabt haben, beyde Religionen zu vereinigen, beſonders, da ihre Unterſcheidungslehren nach ſeinem Ausdruk nichts, als Schulfragen, in ſich ſchlieſſen. Man begreift ohne Mühe, daß die Papiſten, wenn der König in Ausführung ſeines Vorhabens glüklich geweſen wäre, den Hauptvortheil in

den Händen gehabt hätten. Ohne dieſen Weg läßt ſich ſein zweydeutiges Verhalten in Abſicht der Religion auf keine Weiſe richtig erklären: daher kan man auch die Urſache entlehnen, warum er ſich den Grundſätzen der Puritaner, die er für das Gegentheil von ſeinem Entwurf anſahe, mit ſo vieler Bitterkeit widerſezt.

Uebrigens iſt auſſer Streit, daß man England, man mag von Jacobs Abſichten und Aufführung behaupten, was man will, nie in einem weniger blühenden Zuſtande geſehen, als unter ſeinem Regiment. Er wurde für die Haupturſache der Spöttereyen gehalten, denen die Engländer bey andern Völkern ausgeſezt waren. Folgendes Sinngedicht, welches zu ſeiner Zeit in Frankreich auf ihn verfertigt worden, iſt ein deutliches Zeugniß von dem Urtheil, welches ſeine Nachbarn über ihn gefället:

Tandis, qu'*Eliſabeth* fut Roi,
L'*Anglois* fut d'*Eſpagne* l'effroi:
Maintenant, deviſe & caquette,
Régi par la Reine *Jaquette*.

Rechtshandel des Grafen von Briſtol. (*)

Der Graf von Briſtol, deſſen Gerichtshandel die Regierung Jacobs I und Carls I in ein helleres Licht ſezt, war als Geſandter in Spanien geweſen, in der Abſicht, die Vermählungsſache des Prinzen Carls mit der Infantin von Spanien zu betreiben. Seit ſeiner Rükkunft nach England blieb er in Verhaft, ſo, daß er die Erlaubniß nicht erhalten konnte, nur ein einigesmal vor den König zu kommen. Dieſe Ungnade hatte er dem Herzog von Buckingham zuzuſchreiben, der ſich aber bey Lebzeiten des König Jacobs aus Verſtellung als einen Vertheidiger ſeiner Sache angab, im Fall ſich der Graf dazu verſtünde, gewiſe Fragen und Einwürfe vor den königlichen Commiſſarien zu beantworten. Der Graf that es; allein ſeine Sache wurde ſogar nicht beygelegt, daß ſie vielmehr nach dem Tode Jacobs und nach der Erhebung Carls I auf den Thron noch weiter zurük gieng.

In

(*) Es wäre überflüßig, bey dieſem Rechtshandel die Quellen, aus welchen wir geſchöpft, anzuführen, weil wir ſie ſchon oben in der Geſchichte Jacobs I an den gehörigen Orten bezeichnet haben.

In dieſen mißlichen Umſtänden wünſchte der Graf, wenn es nur ohne Nachtheil ſeiner Ehre geſchehen könnte, eines ſo weit ausſehenden Handels los zu werden. Daher erſuchte er den Staatsſecretair Conway um ſeine Vermittlung bey dem König. Unter andern Briefen, welche dieſe Herrn darüber miteinander wechſelten, erhielt der Graf unter Carls Regierung einen von gedachtem Lord Conway im Jahr 1626, worinn dieſer dem Grafen die Anzeige that, „ er habe das von „ ihm empfangene Schreiben dem König zu„ geſtellt, und darauf den Befehl erhalten, „ ihm zu melden, daß der König ſein Mißver„ gnügen darüber geäuſſert habe: Seiner „ Majeſtät Frage: ob er bey ſeinem in Spa„ nien begangenen Fehler ruhig bleiben, und „ die vom Parlament zugeſtandene Amneſtie „ genieſſen; oder, ob er, zu Vertheidigung „ ſeiner vermeynten Unſchuld, ſich dieſes Vor„ theils berauben, und einer geſezmäßigen Un„ terſuchung unterwerfen wolle, ſeye ganz klar. „ Habe er ſo unſträflich gehandelt, wie er vor„ gebe; ſo könne er deſto getroſter den Weg „ der Gerechtigkeit erwählen. Sollte er ſich „ aber zur Amneſtie verſtehen; ſo müſſe er „ aufhören, zu Kränkung der Gerechtigkeit „ Seiner Majeſtät, mit ſeiner Unſchuld zu „ prahlen. Uebrigens ſolle ihm die Gnade „ einer völligen Freyheit nicht zugeſtanden „ werden, bis der König glaube, daß es Zeit „ dazu ſey. „

Der Graf von **Briſtol**
antwortete dem Lord Conway unter andern:

„ Ob ich Sr. Majeſtät Gnade erkennen „ wolle, wenn meine Handlungen nicht un„ terſucht würden, iſt eine Frage, die ich „ nicht verſtehe. Wiſſen Sie denn nicht, daß „ man mich über zwanzig Artickel, davon ei„ nige das Verbrechen der Felonie und Ver„ rätherey in ſich ſchloſſen, verhört, und daß „ die Verſammlung zu meinem Unglük allzu„ bald getrennt worden iſt?

„ Was die Verſicherung, nicht mehr be„ langt zu werden, anbetrift; ſo glaube ich, „ dadurch wieder in die Freyheit eines Unter„ thanen und eines Pairs des Königreichs „ eingeſezt zu ſeyn. In dieſem Fall erkenne „ ich die Gnade Sr. Majeſtät demüthig, und „ werde mich vermutlich keines von den Vor„ theilen der von dem Parlament bewilligten „ Amneſtien berauben.

„ Der Vorwurf der Prahlerey auf meine „ Verdienſte trift mich nicht: denn ich erken„ ne bey dieſen meine Schwachheit ſehr wohl, „ und gedenke niemals in jenen Fehler zu fal„ len. Allein Seine Majeſtät werden ſich „ durch Anführung der günſtigen Zeugniſſe, „ welche mir der vorige König ſchriftlich zu„ geſtellt, doch auch nicht für beleidigt halten, „ wenn ich mich ihrer zu meiner Befriedi„ gung und zur Ehre meiner Nachkommen „ bediene.

„ Der

„ Der Beweis meiner Unſchuld kan der
„ Gerechtigkeit Sr. Majeſtät keinen Schand-
„ flecken anhängen: denn, wenn man glaubt,
„ die Bemühungen eines Mannes, dadurch
„ er ſeine Unſchuld vertheidigt, ſeyen auf die
„ Kränkung der Ehre Sr. Majeſtät angeſe-
„ hen; ſo möchte ich wiſſen, wer ſich noch
„ eine Sicherheit verſprechen könnte. Zudem
„ habe ich bey allen ausgeſtandenen Wider-
„ wärtigkeiten niemals über Sr. Majeſtät
„ Ungerechtigkeit geklagt: denn ich weiß, daß
„ die lange Dauer meines Unglüks aus ganz
„ andern Quellen hergeleitet werden könne.
„ Ich wünſche, durch dieſes Schreiben der
„ Erwartung Sr. Majeſtät eine Genüge zu
„ thun, oder doch Ihren Willen zu erfahren,
„ dem ich einen ehrerbietigen Gehorſam zu lei-
„ ſten geſonnen bin. „ u. ſ. w.

Der Graf von Briſtol, der kurz darauf in Erfahrung gebracht, das Haus der Gemeinen ſeye auf den Herzog von Buckingham nicht gut zu ſprechen, machte ſich dieſen Umſtand zu Nuz. Daher meldete er in einer Bittſchrift, welche er den Herrn übergeben hatte, er ſeye der Einladung, dem Parlament beyzuwohnen, nicht gewürdiget worden, da er doch unter die Pairs des Königreichs gehöre. Er erſuchte auch das Haus um eine Fürbitte bey Sr. Majeſtät, daß man ihm die Freyheit eines Unterthanen und das Vorrecht eines Pairs wiederum ertheilen, oder, wenn man Beweiſe wider ihn hätte, vergön-

nen

nen möge, von dem Parlament gerichtet zu werden.

Das Oberhaus wurde darauf ſchlüſſig, den König auf das demüthigſte zu bitten, er möchte dem Grafen von Briſtol eine Einladung zu dem Parlament zuſchicken. Ja, der Herzog von Buckingham erklärte ſich gegen die Herrn, der Graf hätte auf die überreichte Bittſchrift die Einladung wirklich erhalten. Allein er zeigte zugleich dem Hauſe die Abſchrift eines Schreibens, welches Se. Majeſtät an den Grafen ergehen laſſen, worinn Sie ihre Verwunderung darüber zu erkennen geben, daß der Graf noch einige Gnade von Ihnen erwarte. Er habe bey Ihrer Ankunft in Spanien Ihnen angerathen, die Religion zu ändern, und ſich anheiſchig gemacht, die Sache geheim zu halten, unter der angehängten Vorſtellung, es ſey Ihnen ſehr vortheilhaft, catholiſch zu werden. Er habe in der Unterhandlung das Recht Ihrer Schweſter und derſelben Kinder gekränkt, und Sie dadurch in groſſe Gefahren und Ungemächlichkeiten geſtürzt, daß er Ihre Zurükkehr nach England aus Argliſt aufgeſchoben: er ſey aus übertriebener Hochachtung für Spanien und zur Schande für England ſo ſchalkhaft geweſen, zu behaupten, daß Sie aus vorgegebener Freundſchaft gegen Spanien alles unternähmen, was Sie wider England zu thun wüßten. u. ſ. w.

Dar-

Darauf erhielt der Graf von dem Groſsiegelbewahrer, Lord Coventry, folgendes Schreiben:

Mylord!

„Ich ſchicke Ihnen hiemit im Einſchluß Ihre „Einladung zu dem Parlament. Allein, ich habe zugleich von Sr. Majeſtät Befehl, Ihnen „zu melden, daß Er nicht geſonnen iſt, Ihnen dadurch das Verbot abzunehmen, das „vor dieſem an Sie ergangen iſt, hieher zu „kommen; ſondern, daß Sie, der Einladung ohnerachtet, wie vorher, in Verhaft „bleiben ſollen. Sie müſſen ſich demnach „enthalten, hier perſönlich zu erſcheinen. Sie „werden den Befehlen Sr. Majeſtät in dieſem Stük einen genauen Gehorſam leiſten.„ den 31. Merz 1626. Ich bin u. ſ. w.

Auf dieſes Schreiben antwortete der Graf von Briſtol:

Mylord!

„In der Einladung zum Parlament erhalte ich von Sr. Majeſtät den Befehl, „mich ohne Entſchuldigung zu Seiner Perſon „in das Parlament zu begeben. Hernach „befehlen Sie mir im Namen Sr. Majeſtät, „mich nicht perſönlich daſelbſt einzufinden. „Es mangelt mir in der That an Klugheit, „wie ich mich jetzo verhalten ſoll. Der Mangel des Gehorſams auf jene Einladung macht „mich eines Verbrechens ſchuldig, welches

„man

„ man das Geſez Mispriſion nennt. Im „ andern Fall wird ein Pair des Königreichs „ in das Gefängniß gelegt, und bis zu En„ digung des Streits darinn gelaſſen. Was „ ſoll ich Ihnen alſo antworten? Nichts, „ als: ich bin willig, zu gehorchen. Um aber „ zu erfahren, wie ich auf das pflichtmäßig„ ſte gehorchen ſoll, werde ich mich *in mein* „ Haus nach London begeben, und ſo *lang* „ darinn bleiben, bis ich nach Ueberreichung „ einer Bittſchrift an Se. Majeſtät Deroſel„ ben Geſinnung erfahre.

„ Ihre Ausdrücke: ich ſoll mich enthal„ ten, perſönlich zu erſcheinen, bedeuten „ meiner Meynung nach ſo viel: ich ſoll mich „ nicht in das Parlament begeben. Denn „ ich habe niemals ein Verbott erhalten, mich „ in London einzufinden, und dieſes kan mir „ nicht unter dem geringſten Schein verbot„ ten werden. Im Gegentheil gab mir der „ höchſtſelige König die ausdrükliche Erlaub„ niß, meinen Geſchäften in London abzu„ warten. Unterließ ich es, ſo hielte mich blos „ die Ehrerbietung gegen Se. Majeſtät, wel„ cher damals noch Prinz war, und gegen „ den Herzog von Buckingham davon ab, „ bis ich erfuhr, ob Ihnen meine Gegenwart „ in London mißfällig wäre. Darauf ließ „ mich Se. Majeſtät durch den erſt angeführ„ ten Herzog, und durch den Mylord Con„ way ſchriftlich verſichern, daß ich mich, zu „ Belohnung meiner Ehrfurcht, der vorigen

„ Frey-

„ Freyheit bedienen dürſe. Seither wurde
„ mir der Aufenthalt in London nicht unter-
„ ſagt: Seine Majeſtät ertheilte mir nur im
„ verwichenen Junius den Befehl, in dem
„ Stand zu bleiben, in dem ich mich zu den
„ Zeiten des Königs, Seines Vaters, be-
„ funden hätte, das iſt, mit der Freyheit,
„ nach London zu gehen.„

Scherborn, den 12ten April 1626.

Am 19ten April des nemlichen Jahrs über-reichte der Graf Briſtol dem Oberhauſe ſeine zweyte Bittſchrift, und machte darinn den obigen Brief des angeführten Lords Groſſie-gelbewahrers, nebſt ſeiner eigenen darauf er-theilten Antwort namhaft. Zugleich ſezte er nicht nur hinzu, daß ſeine Ehre ſeit zwey Jah-ren durch Verleumdungen einen groſſen Stoß gelitten, und daß man ihm nicht erlaubt ha-be, ſich zu vertheidigen; ſondern auch, daß dieſes von der Macht und Argliſt des Herzogs von Buckingham herrühre, der ihn von dem Parlament zu entfernen ſuche, aus Furcht, er möchte des Herzogs mannigfaltige Verbre-chen bekannt machen. Auſſerdem verlangte er, wegen ſeines erlittenen Unrechts, und mit ſei-ner Klage wider gedachten Herzog gehört zu werden, und flehete um die Fürbitte des Ober-hauſes, dem Parlament beywohnen, und Se. Majeſtät verſichern zu dürfen, es werde alles, was er vorzubringen habe, zur Ehre des Königs und zum Vortheil des Reichs ausſchla-gen.

Meſ-

Meſſage des Königs an das Oberhaus.

In dieſem wird gemeldet,

Der Graf von Briſtol habe in ſeiner dem Hauſe überreichten Bittſchrift die Ehrerbietung gegen den König aus der Acht gelaſſen, und ſich einer groſſen Strafe würdig gemacht: die Meynung, der Graf ſey wegen Staatsangelegenheiten in Verhaft genommen worden, müſſe den Herrn die Ehrfurcht, die ſie in ſeiner Sache bewieſen, eingeflöſſet haben: Se. Majeſtät lieſſe die Herrn wiſſen, der Graf müſſe als ein Verbrecher vor dieſes Haus geführt werden, wegen vieler Treuloſigkeit in ſeinen Unterhandlungen, die er vor Sr. Majeſtät Reiſe nach Spanien und nach Ihrer Rükkunft aus dieſem Königreich begangen, und wegen des dem Herzog von Buckingham angethanen Schimpfs, der auf den König zurükfiele, weil ſich jener den ausdrüklichen Verordnungen Sr. Majeſtät gemäß bezeuget habe.

Der Graf von Briſtol, den man darauf vor die Schranken der Herrn führte, vernahm vom Lord Groſſiegelbewahrer, der König habe ſeinem allgemeinen Anwalt den Befehl ertheilt, ihn allhier, nebſt andern ſchweren Verbrechen, des Hochverraths anzuklagen, damit auf die in den Parlamenten übliche Art mit ihm verfahren würde.

Darauf wurde die Anklage abgeleſen.

Ar-

Artickel der Anklage

wider den Grafen von Briſtol, welche dem Oberhauſe vom allgemeinen Anwalt des Königs überreicht worden.

Erſtlich,

was er in Spanien gethan, ehe Se. Majeſtät, als damaliger Prinz, eben dahin gereiſet.

1) Der Graf von Briſtol, welchen der verſtorbene König in dem Jahr 1621 bis 1623 als Geſandten zum Kayſer Ferdinand, und darauf zu Philipp IV, König von Spanien, abgeordnet, ſollte, vermög ſeiner Verhaltungsbefehle, mit gedachtem Kayſer und König über die Wiedererſtattung der Länder, Domainen und Beſitzungen des Churfürſten von der Pfalz, Gemahls der einigen Tochter des Königs, eine Unterhandlung pflegen, daß gedachtem Pfalzgrafen alles, was man ihm gewaltſamer und ungerechter Weiſe entriſſen hätte, wieder zugeſtellt würde. Man befahl ihm auch, ſich mit dem König von Spanien über die Vermählung des Prinzen Carls, jetzigen Königs, mit der Schweſter des Königs von Spanien, Infantin Donna Maria, in eine Unterhandlung einzulaſſen. Der Graf aber, der wider ſeinen Eyd der Allegeance und wider ſeine Geſandtſchafts-

pflicht dem König von Spanien behülflich ſeyn wollte, ſeine Abſichten wider ſeinen Oberherrn und deſſelben Prinzen zu erreichen, hat von Madrit aus Sr. Majeſtät und den Staatsbedienten die falſche Verſicherung ertheilt, der Kayſer und der König von Spanien ſeyen geneigt, jenem Pfalzgrafen ſeine Länder, Cammergüter und Churwürde völlig zu erſtatten; es wolle auch der König von Spanien die geſuchte Vermählung nach den vorgeſchlagenen Artickeln vollziehen laſſen, da ihnen doch weder die Wiedererſtattung, noch die Vermählung in den Sinn gekommen iſt. Dadurch hat der Graf dem Kayſer und dem König von Spanien Zeit gegeben, ihre Angelegenheiten zum Schaden Englands zu beſorgen, und die Länder des Pfalzgrafen, nebſt der Churwürde, verlohren gehen laſſen.

2) Ohngeachtet der Graf von Briſtol von dem hochſeligen König deutliche und vollſtändige Befehle erhalten, bey dem König von Spanien in jenen Angelegenheiten auf eine beſtimmte Antwort zu dringen: ſo ſezte er doch die Unterhandlungen eigenmächtig und verrätheriſch auf blos allgemeine Verſicherungen fort, ohne den König von Spanien zu einem gewiſen Schluß zu bewegen.

3) Der

3) Der König von Spanien, der in dieſen abendländiſchen Gegenden nach der Monarchie geſtrebt, und ſchon einen auf uns und unſere Bundesgenoſſen gemünzten Anfall entworfen hatte, ſahe durch die ungetreue Kunſtgriffe des Grafen von Briſtol viele Vortheile in ſeiner Hand: denn dieſer hat die Macht Spaniens dem verſtorbenen König als überaus groß beſchrieben, und denſelben durch eine liſtige Vorſtellung der Gefahr, welcher er ſich durch Unternehmung eines Kriegs wider Spanien ausſetzen würde, abgehalten, ſich in den Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und ſeinen Bundesgenoſſen Sicherheit zu verſchaffen; auch zugleich unſerem König, zu groſſer Schande und beträchtlichem Schaden Englands, Gelegenheiten entzogen, die ſich nicht wieder finden laſſen.

4) Der Graf von Briſtol war unverſchämt und pflichtlos genug, vor der Abreiſe zu ſeiner Geſandtſchaft einigen Perſonen, die ihm bey ſeiner Unterhandlung kein Glük prophezeyeten, zu antworten: „darum bekümmere er ſich wenig. Er wolle ſeinen Verhaltungsbefehlen pünktlich folgen, übrigens aber ſein Glük machen, die Sachen möchten gelingen, oder nicht.“

5) Beſagter Graf iſt während ſeiner Geſandtſchaft ſchlüßig geweſen, wenn jene Ver-

mählung vollzogen würde, der römiſchen Religion und ihren Anhängern in allen Staaten Sr. Majeſtät beförderlich zu ſeyn, die übrigen aber, die ſich nicht dazu verſtünden, muthlos zu machen. In dieſer Abſicht hat er dem König während ſeiner Geſandtſchaft durch allerhand Mittel angerathen, die römiſchen Prieſter und Jeſuiten, die doch nach den Geſetzen des Königreichs gefänglich eingezogen worden, auf freyen Fuß zu ſtellen, und die bisherige Verordnungen gegen die Papiſten aufzuheben.

6) Bey den treuloſen und zugleich einſchläfernden Verſicherungen, welche der Graf ſeinem König und Prinzen gegeben, verfloß die Zeit, und man mußte endlich einen gegründeten Verdacht auf die Redlichkeit des Geſandten werfen. Dem Prinzen, der von der Liebe gegen das Vaterland und gegen die Bundesgenoſſen eingenommen war, blieb nichts übrig, als die Unternehmung einer ſehr gefährlichen Reiſe nach Spanien, die verwirrten Sachen bald möglichſt in Ordnung zu bringen, oder, wenn der Kayſer und der König von Spanien keine anſtändige Bedingungen annehmen wollten, ohne weitere Umſtände mit ihnen abzubauen. Die groſſe Gefahr, in welche der Prinz, der Friede und die Sicherheit Englands durch dieſe Reiſe geſezt wurde, kan einen

rich-

richtigen Entſcheidungsgrund von der Denkungsart und von den Bemühungen des Grafen von Briſtol abgeben.

Während der Zeit, in welcher ſich der Prinz in Spanien aufgehalten, bemühete ſich der Graf

7) ihn zu Annehmung der papiſtiſchen Religion zu bewegen. Er ſtellte ſich zwar, als wenn er dieſes dem Prinzen nicht anrathen wollte, verſprach ihm aber Verſchwiegenheit und alle getreue Dienſte, wenn er die Abſicht hätte, es zu thun. So verſtekt ſeine Vorſtellungen waren, ſo wenig konnte er den Prinzen zu einem Abfall in der Religion bringen, um eine Gemahlin zu bekommen. Hätte ihn der Graf nicht in der wahren Religion befeſtigen ſollen, wenn der Prinz auch ſelbſt durch eine leichtſinnige Neigung verführt worden wäre, eine der Religion und ſeinem Reich ſo ſchädliche Veränderung zu treffen?

8) Der Graf ſuchte dem Prinzen den falſchen Grundſaz einzuflöſſen: England ſey nur in der Zeit, in welcher es ſich dem Pabſt zu Rom unterworfen, groſſer Unternehmungen fähig geweſen.

9) Bey einer Berathſchlagung über den Vorſchlag, den der König von Spanien gethan: der älteſte Sohn des Pfalzgrafen ſolle eine Tochter des Kayſers hey-

 rathen,

rathen, aber am wieneriſchen Hof erzogen werden, ſtimmte der Graf den Gedanken des ſpaniſchen Königs bey. Dem Ritter Aſton, der durch eine ſolche Einwilligung ſeinen Kopf nicht in Gefahr ſetzen wollte, antwortete der Graf: der pfälziſche Prinz könne doch in ſeiner eigenen Religion erzogen werden. Auf die vorgeſtellte Unmöglichkeit der Gefahr, die unter dieſem Umſtand auf den Prinzen wartete, zu entgehen, ſagte der Graf, ohne eine Wichtigkeit von dieſer Art könne man den Frieden in der Chriſtenheit nicht wieder herſtellen. Was für gefährliche Folgen würde eine ſolche Unternehmung für die engländiſche Krone nach ſich gezogen haben, wenn der Prinz einem Rath gefolget hätte, der von des Grafen verblendeter Neigung gegen das Haus Oeſterreich herrührte!

10) Der Prinz, welcher bald den ſeinem Vater und ihm geſpielten Betrug eingeſehen, und doch auf eine höfliche Art von Spanien zurük gehen wollen, hinterließ dem Grafen von Briſtol eine Vollmacht, ſich in Seinem Namen mit der Infantin zu vermählen. Die Uebergabe dieſer Vollmacht an den König von Spanien ſollte aber nicht eher geſchehen, als bis die Erlaubniß von Rom angekommen wäre: denn der Graf von Briſtol machte dem Prinzen weiß, der König von Spa-

Spanien laſſe ohne dieſelbige die Heyrath nicht ſchlieſſen. Der Prinz, der die Infantin nach der Feyerlichkeit nicht gern in dem Kloſter ſehen wollte, befahl dem Grafen in einem Schreiben aus Segovia, ſich ſeiner Vollmacht alsdenn erſt zu bedienen, wenn er dißfalls eine hinlängliche Verſicherung hätte. Der vorige König ließ ihm durch einen Courier ebenfalls den Befehl ertheilen, mit dem Zuſaz, er ſolle die Vollmacht erſt nach geſchloſſenem Vergleich wegen der Pfalz überreichen. Der Graf, der einen genauen Gehorſam verſprach, berichtete ſogleich darauf wider ſeine Pflicht in einem Schreiben, er habe einen Tag zur Feyerlichkeit der Vermählung angeſezt, ob er gleich weder eine Verſicherung erhalten, noch die vorgeſchriebene Bedingungen in den Anſchlag gebracht hatte. Wäre nicht die äuſſerſte Geſchwindigkeit angewendet worden; ſo hätte ſich der Prinz, wegen des allzunahe angeſezten Tages, gebunden geſehen, und weder die Infantin, noch die zeitliche Bedingungen erlanget. Dieſe Verwegenheit des Grafen würde dem König Schimpf und Nachtheil zugezogen haben, wenn ſeine Wachſamkeit nicht ſo lebhaft geweſen wäre.

11) Hat der Graf in einem Abſchnitt ſeiner Requete ſeinen König ſelbſt einer Lüge

beſchuldigt: denn er machte ſich anheiſchig, die Unrichtigkeit eines von dem Herzog von Buckingham dem Parlament ertheilten Berichts darzuthun, welcher doch von Seiner Majeſtät ſelbſt beſtätiget worden.

Der Graf von Briſtol, der ſeine Anklage vorleſen hörte, ſagte den Herrn, ſeine den 19ten April dem Hauſe wider den Herzog von Buckingham überreichte Requete habe ihm die Beſchuldigung des Hochverraths zugezogen: der Herzog ſey durch den Beweis der Untreue, die er an dem König begangen, dergeſtalt in den Harniſch gebracht worden, daß er nicht geruhet, bis man ihn nach der Rükkunft aus Spanien in den Tour geſetzet habe: der verſtorbene König habe ſeine Verantwortung ſelbſt anzuhören verſprochen, und er erſuche die Herrn, ſeine Anklage wider den Herzog und wider den Lord Conway anzunehmen, und auſſer dem nicht zuzugeben, daß man ihn feyerlich anklage.

Vor Ableſung ſeiner Anklage trat er ab, bekam aber kurz darauf die Freyheit, ſich beſtmöglichſt zu vertheidigen. Auf die Frage: wer ſein Ankläger ſey, vernam er vom Oberanwalt, der König ſelbſt habe ihm dieſe Anklage aufgetragen. Der Graf verſicherte, er wolle aus Ehrfurcht für den König ſeine Vertheidigung nicht weiter treiben, als es die Pflichten gegen ſich und gegen ſeine Nachkommen erforderten: er wünſche, dem König in

Per-

Perſon ſeine Ehrfurcht bezeugen zu dürfen: er bitte ſich in Anſehung des Herzogs nichts, als Gerechtigkeit, aus, und erſuche die Herrn, ſie möchten ſeine Forderung Seiner Majeſtät überreichen, und die Folgen bedenken, die ſich äuſſern würden, wenn der König zugleich Kläger, Richter, Zeuge und Erbe ſeiner eingezogenen Güter wäre: die Artickel ſeiner Anklage habe er beantwortet, die aus ſeiner Requete entlehnte ausgenommen, die er ſtükweiß zu rechtfertigen bereit ſey. Beſonders wolle er ſich über dieſe Punkte vernehmen laſſen: daß er mit Spanien ein pflichtloſes Verſtändniß unterhalten, für 20,000 Pfund Sterling Fliſſingen und Briel übergeben, des Königs Schiffe wider die Bekenner unſerer Religion einer fremden Macht zugeſtellt, wichtige Geheimniſſe entdekt, und eine offenbare Handlung der Treuloſigkeit begangen hätte.

Mit dieſer Vorſtellung ſtach er auf den Herzog von Buckingham, der aller dieſer Stücke wegen von dem Volk angeklagt worden.

Als er ſich darauf eine Abſchrift ſeiner Anklage, und Zeit zu ſeiner Verantwortung ausgebeten, verlangte er, man möchte den Herzog mit ihm in einerley Umſtände ſetzen: dann es ſey nicht billig, daß der des Hochverraths wegen angeklagte Herzog Freyheit nebſt der Gnade des Königs genieſſe; er ſelbſt aber wegen ſchon lange beantworteter Anklagen noch ge-

 fäng-

fänglich eingezogen ſey. Zu ſeiner Rechtfertigung bat er ſich, nebſt den Briefen des Ritters Aſton, Gedult aus, ſeine Erklärung anzuhören, mit dem Zuſaz, der hochſelige König, dem er zwanzig Jahre gedient, habe ihm, bis auf die Rükkunft des Herzogs von Buckingham von ſeiner ſpaniſchen Reiſe, nicht den geringſten Verweis gegeben. Daher fieng er ſeinen

Bericht

von dieſer Zurükkunft des Herzogs alſo an:

„ Der Prinz ſagte mir am Tage Seiner „ Abreiſe nach England, ich hätte ihn niemals beleidigt; ſonſt würde er mir auch die „ Vertrettung ſeiner Stelle bey ſeiner Vermählung nicht aufgetragen haben. Aus „ den Briefen, die er mir hernach aus England zuſchikte, konnte ich ebenfalls kein „ Merkmal eines Widerwillens gegen mich erblicken. In den Briefen, die ich ſogleich „ an ihn ergehen ließ, zeigte ich der Wahrheit gemäß an, daß ſeine Angelegenheiten „ durch das Mißvergnügen, welches der Herzog bey dem ſpaniſchen Hof verurſacht, einen „ beträchtlichen Stoß leiden würden. Dieſe „ Anzeige iſt die Quelle der Verdrüßlichkeiten, „ die ſich bisher über mich ausgebreitet haben: „ denn der Herzog erhielte Nachricht von „ dem Innhalt meiner Briefe; daher ſuchte „ er mich nach meiner Zurükkunft von der Un-

„ terre-

„ terredung mit dem König abzuhalten, und
„ in den Tour zu bringen, daß er mir die
„ Gelegenheit abſchneiden möchte, dem Kö-
„ nig ſeine pflichtloſe Aufführung in Spanien
„ zu ſchildern. „

„ Er, der ſich für dem Widerſtand des
„ Marquis von Hamilton, meines Freun-
„ des, fürchtete, bat dieſen, er möchte ihn nicht
„ hindern, ſondern vielmehr den Mylord
„ Groskämmerer reizen, ſeine Sache zu un-
„ terſtützen. Weil aber dieſe Herrn bey ſei-
„ nen ſchlauen Vorſtellungen allzuvorſichtig,
„ und gegen mich edelmüthig genug waren,
„ in ſein Begehren nicht zu willigen: ſo hiel-
„ te der Herzog für dienlich, mir durch Ver-
„ läumdungen, die er bey den Häuſern des
„ Parlaments über mich ausſtieß, eine Furcht
„ einzujagen, und den Rükweg nach Eng-
„ land zu entleiden. „

Der Graf von Briſtol, der auf ſeine Bitte bey dieſer Stelle die Beyſtimmung und Bekräftigung des Groskämmerers erhielte, fuhr darauf in ſeiner Rede fort.

„ Schon in Bourdeaux, als ich nach
„ England reiſete, erfuhr ich die Vorſpiege-
„ lungen des Herzogs, davon nicht ein eini-
„ ges Wort mit der Wahrheit übereinſtimm-
„ te. Nach fehlgeſchlagener Hofnung, ein
„ Schiff aus England zu meiner Abholung
„ zu ſehen, mußte ich ein Ruderſchiff nehmen,

„ um

„ um meine Ehre zu retten, ehe ſich das Par„ lament trennen würde.

„ Noch zu Douvre befahl mir der My„ lord Conway in einem Schreiben, bey Hof „ nicht zu erſcheinen, bis ich gewiſe von dem „ König vorgelegte Fragen beantwortet hätte. „ Die Antwort des Königs auf meine Frage: „ Warum ich in Ungnade gefallen ſey? ſtimm„ te mit der Ausſage des Herzogs überein, „ nemlich, es geſchehe zu meinem Vortheil, „ mich für dem Angriff des Parlaments zu „ verwahren.

„ Ob ich gleich Se. Majeſtät bitten ließ, „ mich ohne Verſchonen dem Verhör des „ Parlaments auszuſetzen; ſo erlangte ich „ doch, vieler Bemühungen ohnerachtet, nur „ die Antwort: er wolle meine Sache in we„ nigen Tagen beylegen: allein um eben dieſe „ Zeit trennte ſich das Parlament.

„ Seine Majeſtät bekräftigte hernach auf „ mein dringendes Anſuchen mit einem Eyd, „ mich nach Beantwortung gewiſer Fragen „ ohnfehlbar anzuhören. Nach meiner getha„ nen eifrigen Bitte, mir dieſe zuzuſchicken, „ lies mir der König heimlich den Befehl er„ theilen: ich ſolle an den Herzog von Bu„ ckingham höflich ſchreiben, das übrige aber „ Sr. Majeſtät überlaſſen.

„ Der Herzog ſchikte darauf einen Edel„ mann, Namens Clarke, zu mir, der mich „ von deſſelben Unterſtützung verſichern muß„ te;

„ te; nur ſollte ich eine Zeitlang nicht vor dem „ König erſcheinen. Dem Edelmann, der mir „ ferner anzeigte, der Herzog hätte Luſt, mei„ne Vicekammerherrnſtelle zu beſetzen: ant„wortete ich: durch die bloſe Einwilligung „ in ſein Verlangen würde ich mich für ſchul„dig erklären; wozu mich doch ſonſt nichts „ in der Welt vermögen könnte. Ferner gab „ ich ihm zu verſtehen, wie thöricht der Her„zog auf die Erklärung gewiſer Punkte drin„ge, deren er ſich ſelbſt ſchuldig wiſſe, und „ dabey meine Unſchuld gar nicht in Gefahr „ laufe. Ich zeigte ihm auſſer dem noch eine „ an den König gerichtete Schrift, in wel„cher viele verächtliche Ausdrücke des Her„zogs gegen Se. Majeſtät enthalten waren.

„ Den Tag darauf gab mir der Herzog „ in einem Brief ſeinen Unwillen über meine „ Eröfnung, die ich Herrn Clarken gethan „ hatte, zu erkennen, und forderte mich, wie„wol vergebens, zur Reue auf: nachher „ ſchwur er im Zorn, er wolle mich in Gefahr „ ſetzen, meinen Kopf auf dem Gerüſte zu „ verlieren. Mir war inzwiſchen genug, „ daß der König mich nicht nur oft vom Ver„dacht der Felonie und des Hochverraths „ frey ſprach, ſondern auch geheimen Räthen „ und dem Staatsſecretair erlaubte, mich „ zu ſprechen, ja mir ſogar Freyheit ertheilte, „ mit dem ſpaniſchen Geſandten und dem „ Vater Maeſtro einen Briefwechſel zu un„terhalten.

Die

„ Die Commiſſarien, die meine Sache „ in das Weite hinaus zu ſpielen ſuchten, ſtellten „ mir die angezeigte Fragſtücke erſt wenige Ta= „ ge vor der Abreiſe zu, die der König vorhatte. „ Ich erbot mich ſchnell zu einer mündlichen „ Antwort, wenn es auch unter der Geſtalt „ eines Miſſethäters geſchehen ſollte; der Kö= „ nig aber verſicherte mich gnädig, meine Sa= „ che auf eine ſchriftliche Antwort beyzulegen.

„ Darüber kam der Herzog in Verlegen= „ heit, und drang, mich länger vom König „ zu entfernen, auf die Vorlegung anderer „ Fragen. Der König, der auf ſeine drin= „ gende Vorſtellung darein gewilliget, befahl, „ mir dieſe Fragen unverzüglich zuzuſtellen. „ Es iſt leicht zu errathen, aus welchen Ur= „ ſachen man mir dieſelbige erſt nach des Kö= „ nigs Abreiſe eingehändiget habe: es ſind die „ nemlichen, aus welchen die Commiſſarien, „ die mit meinen eingeſandten Antworten zu= „ frieden, und auf meine Losſprechung be= „ dacht waren, den Befehl erhielten, ſich nicht „ mehr zu verſammlen.

„ Nach Endigung der Reiſe des Königs „ ſezte ich meine Bitte fort. Der Herzog „ von Buckingham, an den ich ebenfalls „ ſchrieb, ſchikte mir einige Säze, die ich ein= „ geſtehen ſollte, wenn ich die Gnade des Kö= „ nigs zu erlangen gedächte. Es fehlte ihm „ nicht an Verwegenheit, ſich dem König an „ die Seite zu ſetzen; denn vor jenen Sätzen „ las ich ſeine Worte: **Es iſt noch nicht zu=**

„ gege=

„ gegeben worden, daß der Graf von Bri-
„ ſtol in ſeinen Antworten auf die ihm vor-
„ gelegte Fragen Sr. Majeſtät, dem Prin-
„ zen, oder auch **mir**, in Abſicht ſeiner
„ Unſchuld eine Genüge gethan habe.

„ Die Unbilligkeit ſeiner Sätze bewog mich,
„ ihm zu melden, ich wolle ihm anſtatt eines
„ Bekenntniſſes eine Antwort überſenden,
„ wider welche niemand etwas erhebliches vor-
„ bringen könnte. Der König, der dem Her-
„ zog darauf in das Angeſicht geſagt: es iſt
„ eine Tyranney, wenn man einen Un-
„ ſchuldigen zwingen will, Fehler zu be-
„ kennen, deren er nicht ſchuldig iſt, that
„ mir darauf zu wiſſen, ich ſollte meine Ant-
„ wort fertig machen: er wolle mich wider
„ den Herzog hören, wie er den Herzog wi-
„ der mich gehöret hätte; welches aber nicht
„ geſchehen konnte, weil dieſes Geſchäft durch
„ den darauf erfolgten Tod des Königs unter-
„ brochen wurde.

„ So bald hernach Se. Majeſtät die Re-
„ gierung antrat, bat ich ihn demüthig um
„ Gnade, und zugleich den Herzog von Bu-
„ ckingham um ſeine Fürſprache: worauf
„ mir dieſer den Entſchluß entdekte, mit mir
„ gerichtlich zu verfahren, wenn ich obige Ar-
„ tickel nicht eingeſtünde. Auf die indeſſen
„ von Sr. Majeſtät erhaltene Einladung zum
„ Parlament berichtete mir der Herzog, ich
„ möchte eine Entſchuldigung vorwenden, daß
„ ich demſelben nicht perſönlich beywohnen

„ dürfe.

„ dürfe. Anſtatt der eigenhändigen Erlaub-
„ niß, die ich mir dißfalls vom König ausbat,
„ ſchikte mir der Lord Conway ein Verbot
„ nebſt dem Befehl, im Verhaft zu bleiben.
„ Der Lord, der nicht begreifen wollte, daß
„ ich wirklich in Freyheit lebte, ob ich ihn
„ gleich durch mancherley Schriften davon über-
„ zeugen konnte, wußte mir nichts *zu ſagen*,
„ als, daß meine Freyheit mit des Königs
„ Tode zu Ende gegangen ſey.

„ Von der Zeit an beraubte man mich al-
„ ler meiner Aemter, und verſagte mir die
„ Gnade, meine Rechnungen in Ordnung zu
„ bringen, obſchon der gröſte Theil meines
„ Vermögens auf Befehl Ihro Majeſtäten
„ verpfändet war. Vor der Krönung des
„ Königs erhielte ich auf mein demüthiges
„ Schreiben eine eigenhändige Antwort von
„ ihm, welche das Gegentheil von ſeiner vo-
„ rigen gnädigen Meſſage und von ſeiner
„ Verſicherung, die er meiner Gemahlin zu
„ geben beliebte, in ſich ſchloß. Hätte ich
„ mich unterſtehen dürfen, darauf zu antwor-
„ ten; ſo würde ich Sr. Majeſtät eine völlige
„ Genüge gethan haben. Auf dieſe Weiſe
„ wurde die Einladung hinterſtellig gemacht,
„ und ich wendete mich an dieſes ehrwürdige
„ Haus, welches für rathſam hielte, ich ſolle
„ die Einladung, wie die andern Pairs, an-
„ nehmen. Aber, als der Herzog von Bu-
„ ckingham, der ſchon viele Abſchriften von
„ dem lezten Brief des Königs an mich aus-

„ geſtreuet,

„ geſtreuet, denſelben auch in dieſem Hauſe
„ vorgeleſen hatte; ſo erhielte ich zwar die Ein-
„ ladung, allein nebſt einem Verbot des My-
„ lord Grosſiegelbewahrers. Daher überreich-
„ te ich dem Hauſe die Requete, bewieß das
„ mir angethane Unrecht, und klagte zugleich
„ den Herzog wegen vieler Verbrechen an;
„ deswegen mußte ich als ein Verbrecher vor
„ ihren Schranken ſtehen; hingegen ſizt der
„ doch öffentlich angeklagte Herzog als einer
„ meiner Richter in dieſem Hauſe.„

Nachdem nun der Graf von Briſtol ſeine Rede geendiget hatte, verſprach er, ſeine Antwort bald möglichſt einzugeben, und entfernte ſich. Darauf wurde ſeine Klage wider den Herzog und Lord Conway öffentlich abgeleſen.

Artickel der Anklage,

die von dem Grafen von Briſtol den 1ſten May 1626 wider den Herzog von Buckingham dem Oberhauſe überreicht worden.

1) Der Herzog von Buckingham hat ſich mit dem Grafen von Gondemar, dem ſpaniſchen Geſandten in England, im Jahr 1622 bemühet, Se. Majeſtät, als damaligen Prinzen, nach Spanien zu locken, um ihn zum Abfall von der wahren, und zu Vertilgung der in England eingeführten Religion zu bewegen.

2) Herr Porter, der das Geheimniß wußte, iſt nach Spanien geſchikt worden. Nach ſeiner Rükkunft hat man die Verſchwörung ausgeführt, und die Einwilligung des Königs und Prinzen in die ſpaniſche Reiſe argliſtiger Weiſe zuwege gebracht.

3) Der Herzog hat ſich in Spanien bey den Staatsbedienten als einen Verehrer der papiſtiſchen Religion angegeben, viele Gebräuche derſelben mitgemacht, den reinen Gottesdienſt, der in dem Hauſe des Grafen von Briſtol gehalten wurde, verſäumt, ihnen zur vorgegebenen Bekehrung des Prinzen Hofnung gemacht, und ſie auf alle erſinnliche Weiſe zu betreiben geſucht. Dadurch ſind die ſpaniſche Staatsbedienten zu Vorſchlagung gewiſſer Bedingungen bewogen worden, die der König und der Prinz unterſchrieben, und der König von Spanien für hinlänglich angeſehen, die Erlaubniß des Pabſts zu erhalten.

4) Der Herzog hat den verſtorbenen König in Gegenwart des Grafen von Briſtol öfters zu einem Schreiben an den Pabſt zu reizen geſucht: allein die ſtarke Gründe, die ihm der Graf entgegen geſezt, vereitelten ſeine Abſicht, bis der Herzog nach der Abreiſe des Grafen den König dazu brachte, an den Pabſt zu ſchreiben, und ihn Sanctiſſime Pater zu nennen.

5) Der

5) Der Pabſt hat den Herzog wegen ſeiner Neigung zur römiſchen Religion in einer Bulle ermuntert, den Prinzen zu dieſer Veränderung zu bewegen.

6) Nachdem ſich der Herzog durch ſeine Aufführung bey dem ſpaniſchen Hof auf das äuſſerſte verhaßt gemacht, und gemerkt, daß dieſe Vermählung ihm nachtheilig ſeyn würde: ſo ſuchte er ſie, zu Befriedigung ſeines Eigennutzes und ſeiner Nachbegierde, mit allen Kräften zu hindern.

7) Zu dem Ende wendete er die Briefe des Prinzen an, ſeine eigene Abſicht zu erreichen, und verſchwieg dem König wichtige Dinge, ſo, daß Sr. Majeſtät Vorhaben nicht ausgeführt werden können.

8) Er hintergieng nicht nur beyde Majeſtäten, ſondern auch hernach die beyden Häuſer des Parlaments, durch einen falſchen Bericht von den ſpaniſchen Unterhandlungen.

9) Hat der Herzog durch ſein Anſehen unwürdigen Perſonen zu Ehrenſtellen geholfen, nur weil ſie ihm bey ſeinen Ausſchweifungen gute Dienſte geleiſtet hatten.

10) Der Herzog iſt, ſo weit die Sache mit England in einem Verhältniß ſtund, als die Haupturſache von dem Verderben des Churfürſten von der Pfalz und ſeiner Länder anzuſehen.

11) Der Herzog hat durch ſeine verläumderiſche Berichte an das Parlament, und

durch andere pflichtloſe Mittel, der Ehre und Freyheit des Grafen von Briſtol einen ungemeinen Nachtheil zugezogen.

12) Der Graf von Briſtol hat dem verſtorbenen König die Untreue des Herzogs mündlich und ſchriftlich bekannt gemacht, und von Sr. Majeſtät wenige Tage vor ſeiner Krankheit und ſeinem darauf erfolgten Tod Verſicherung erhalten, er wolle ſeine Klage wider den Herzog vernehmen: allein dieſer ſezte dem König ſtark zu (d), und Sr. Majeſtät darauf erfolgter Tod unterbrach die ganze Sache.

Artickel der Anklage,

die im Oberhauſe von dem Grafen von Briſtol wider den Lord Conway den 1ſten May 1626 überreicht worden.

1) Der Lord Conway erklärte ſich deutlich gegen den Grafen von Briſtol, er müſſe in ſeiner Streitigkeit nothwendig auf die Seite des Herzogs von Buckingham tretten. Läßt wol ſeine Abhängigkeit von dem Herzog hoffen, daß er in dieſer Sache einen rechtmäßigen Richter abgeben könne?

2) Der Lord geſtunde mündlich und ſchriftlich, der Herzog habe ihn zum Staatsſecretair gemacht; deswegen ſey das der gemei-

(d) Dieſe Redensart iſt in den lezten Blättern der Geſchichte Jacobs I hinlänglich erklärt.

gemeine Anfang ſeiner Briefe an denſelben: Grosmüthigſter Gönner!

3) Der Lord ſuchte, als eine Creatur des Herzogs, den Grafen von Briſtol vom König abzuhalten, und ließ ihn, wie der Graf gewis weiß, ohne Befehl des Königs eigenmächtig in Verhaft nehmen.

4) Die falſche Berichte, welche der Lord Sr. Majeſtät abgeſtattet, ſind die Urſachen, warum der Graf Jahr und Tag in Verhaft bleiben müſſen.

5) Als die Mutter des Grafen auf ihrem Todtenbette ihren Sohn noch einmal ſehen wollte; erſuchte der Graf den Lord Conway, den König zur Erlaubniß zu bewegen, daß er ſeine Mutter noch einmal ſprechen dürfe. Der Lord ſchob die Antwort von einem Tag auf den andern: der Herzog antwortete vor ſich mit Nein. Dem Grafen, der dieſes dem König zu wiſſen gethan, ließ der König ſeine Befremdung über dieſe Anfrage und über die Falſchheit und Unmenſchlichkeit des Secretairs nebſt dem Bericht zu erkennen geben, der Graf könne ſeine Mutter nach Belieben beſuchen. Der Lord mußte darauf eine ſchriftliche Erlaubniß ausſtellen, die er aber wider des Königs Vorwiſſen mit allerhand Einſchränkungen zu begleiten gewußt.

6) Se. Majeſtät war ſo gnädig und freymüthig, dem Grafen melden zu laſſen, daß

der Lord von dem Grafen keine Meſſage an den König annehmen wolle, wenn er nicht zuvor von dem Herzog Erlaubniß und Befehl dazu erhalten habe.

7) Se. Majeſtät hat dem Grafen anzeigen laſſen, ſo bald er die zwanzig wider ihn eingegebene Artickel, beſonders die Punkten, welche die Felonie und Verrätherey betreffen, gründlich beantwortet hätte; wolle er ihm aus ſeinen Bedrükungen heraus helfen. Die Antwort des Grafen war ſo beſchaffen, daß die Commiſſarien ihre Zufriedenheit darüber zu erkennen gaben, weil keine Einwendung wider ſie ſtatt fande. Der Lord Conway aber, der den Grafen nicht losgeſprochen wiſſen wollte, verſammlete deswegen die Commiſſarien nicht mehr, und iſt nebſt dem Herzog von Buckingham die Haupturſache von der zwanzigmonatlichen Gefangenſchaft und von allen Ungemächlichkeiten, welche dißfalls den Grafen betroffen haben.

8) Ohngeachtet der Lord eigenhändig bekannte, Se. Majeſtät hätte befohlen, er ſolle dem Grafen unverzüglich gewiſe Nebenfragen, durch welche man ihn von dem Zutritt zu dem König deſto länger zu entfernen ſuchte, zuſtellen: ſo ſchikte der Lord anſtatt der Fragen dem Grafen die Antwort: er möge mit dieſem Handel nichts mehr zu ſchaffen haben.

9) Als

9) Als der Graf von Briſtol von dem vorigen König theils Freyheit, nach London zu gehen, theils eine Einladung zu dem Parlament erhalten hatte: ſo ſchikte ihm der Lord den Befehl, ſich in dem Parlament nicht einzufinden, ſondern, wie unter der vorigen Regierung, im Verhaft zu bleiben. In dieſem mußte der Graf ohne Hofnung, eine Genugthuung zu erlangen, aushalten. Der Lord wollte keinen Ueberzeugungsgründen, daß der Graf ſich rechtmäßig in dem Stand der Freyheit befunden habe, Gehör geben, und antwortete dieſem nur mit dem elenden Gedanken: des Grafen Befreyung höre mit dem Leben des vorigen Königs auf.

10) Der Lord Conway warf dem Grafen vor, er habe darein gewilliget, daß der churpfälziſche Prinz am kayſerlichen Hofe erzogen werden ſolle, welches für die wahre Religion und für England ſehr nachtheilig ſey: allein der verſtorbene König, der dieſes in einem an den Churfürſten, ſeinen Schwiegerſohn, gerichteten Schreben für das beſte Mittel angab, die Sachen beyzulegen, wollte ja ſelbſt einen Hofmeiſter erwählen, den Prinzen in ſeiner Religion zu erziehen, und die angegebene Gefahr zu vermeiden. Und, hat denn nicht der Graf von dem Lord Conway ſelbſt eine Abſchrift dieſes Briefs erhalten?

Der Lord bediente ſich in ſeinen Briefen an den Grafen aus Vorſaz vieler Dunkelheit, und war hernach boßhaft genug, aus ſeinen Zweydeutigkeiten einen Beweis wider den Ungehorſam des Grafen zu entlehnen.

Am nächſten Tag darauf brachte der Grosſiegelbewahrer dem Oberhaus eine

Meſſage des Königs,

welche folgenden Innhalts war:

Se. Majeſtät könne den Herzog von Buckingham in Anſehung vieler Artickel, die der Graf von Briſtol wider ihn eingegeben, rechtfertigen, weil ſie ihm am beſten bekannt ſeyen. Einer von den Artickeln, der einen dem Parlament abgeſtatteten Bericht betreffe, ſtreite ſowol wider den König, als wider den Herzog, weil jener den Innhalt des Berichts bekräftiget. Der Graf habe die Artickel zwey Jahre lang bey ſich behalten, und bringe ſie jetzo wider den Herzog vor, weil er ein Hauptzeuge der Verbrechen ſey, die von dem Grafen begangen worden.

Der König, der den Herrn nicht trauete, ſuchte den Gerichtshandel aus ihren Händen in den Gerichtshof der königlichen Bank zu ſpielen; das Oberhaus aber brachte viele von den Richtern des Königreichs ſelbſt bekräftigte Gründe vor, und that den Ausſpruch: ein der

Ver-

Verrätherey wegen angeklagter Pair des Königreichs müſſe von dem Parlament gerichtet werden.

Die Herrn, welche den Grafen der Unterdrückung des Herzogs nicht Preiß geben wollten, erſuchten die Reichsrichter um ihre Meynung über die Fragen:

1) Ob der König bey einer Verrätherey einen Zeugen abgeben könne?

2) Wenn die Frage bejahet würde, ob es auch in gegenwärtigem Fall ſtatt fände? denn hier war der König ſelbſt Kläger.

Der König gab den Richtern noch bey guter Zeit Befehl, ſie ſollten ſich auf die Beantwortung allgemeiner Fragen nicht einlaſſen.

Eine kurze Zeit darauf überreichte der Graf von Briſtol den Herrn ſeine Vertheidigung über die Artickel der wider ihn angebrachten Klage, hielte aber zuvor auf ertheilte Erlaubniß eine weitläuftige Rede, in welcher er ſagte, er habe niemals weder in Worten, noch in Werken etwas der Verrätherey ähnliches begangen; ſeine Feinde ſtellten ſie unrichtig vor, und wollten mit falſchen Schlüſſen, die ſie aus des Grafen Unternehmungen zögen, beweiſen, er habe aus böſen Abſichten gehandelt. Zum Beweis ſeiner vorgegebenen boshaften Abſichten führten ſie folgende Gründe an:

1) Seine Geringſchätzigkeit der Religion.

2) Seine allzugroſſe Neigung gegen Spanien.

Auf den erſten Vorwurf, von der

Geringſchätzigkeit des Grafen von Briſtol gegen die Religion,

antwortete dieſer:

Er ſey in der ſtrengſten Uebung der proteſtantiſchen Religion auferzogen, und er habe Zeugen genug, daß er hernach auf ſeinen Reiſen nach Frankreich und Italien ſeiner Religion mit unverbrüchlicher Treue zugethan, und niemals geneigt geweſen, ſich *einigen* Uebungen der römiſchen Religion *gemäs* zu bezeugen. Aus Hochſchätzung gegen die Religion ſeye er ein Ueberſetzer des vom Herrn Martin geſchriebenen Buchs vom Glauben und den wichtigen Artickeln der Religion worden, welches er auf Befehl Sr. Majeſtät unter dem Namen Herrn Stamfords, der es noch bezeugen könne, dem Druk übergeben. Als Geſandter in Spanien habe er wider die Gewohnheit zween Prediger, den Stamford und Boswell gehabt, und in Madrit bekannt machen laſſen, es könnten alle daſelbſt befindliche Engländer an einem gewiſen Tage das heilige Abendmahl in ſeinem Hauſe empfangen: er berief ſich auf einige Brüder und Freunde der Herrn des Parlaments, die es damals mit genoſſen, und bewieß, daß alle Gefahr und Drohungen viel zu ſchwach geweſen

ſeyen,

ſeyen, ihn davon abzuhalten. Er bezog ſich auf den Eyfer, den er dißfalls bey ſeiner Kinderzucht in Spanien und am kayſerlichen Hof angewendet; auf die Predigten, die er alle Sonntage in ſeinem Hauſe angehört; auf die Gefahr, welcher er ſich bey der Inquiſition blos geſtellt, weil er einen zu Madrit geſtorbenen Engländer nach Gewohnheit der Proteſtanten begraben laſſen; auf die gewagte Unterdrückung eines daſelbſt befindlichen engländiſchen Jeſuitenkloſters, an welchem das Wapen des Königs ſtunde; auf das dißfalls vom Biſchoff von Wincheſter, Montaigu, erhaltene Dankſagungsſchreiben, wie auch auf den eigenhändigen Brief des Königs, den er wegen ſeiner glüklich erreichten Abſicht mit den Worten anfieng:

Glüklicher Digby!

Er verſicherte, er habe wegen ſeines Wunſches, der Prinz möchte ſich zu einer proteſtantiſchen Gemahlin verſtehen, ſeine Vermählung mit der ſpaniſchen Infantin niemals in Vorſchlag gebracht. Er forderte die königliche und ſeine eigene Hofprediger, den Herrn Maſon, Wren, Stamford, Boswell, Frewen und Wake, die mit ihm in Spanien geweſen, zu Zeugen der Treue auf, die er in geſunden und kranken Tagen gegen ſeine Religion bewieſen hätte, in welcher er auch leben und ſterben wolle.

Was

Was den zweyten dem Grafen von Briſtol gemachten Vorwurf anbetrift, er habe ſich nemlich

von einer allzugroſſen Neigung gegen Spanien verführen laſſen,

ſo ſuchte er denſelben folgendergeſtalt von ſich abzulehnen:

„ Man wird ſich vergebens auf einen „ Dienſt beſinnen, durch welchen ich eine ſo „ ſträfliche Neigung verrathen hätte; vielmehr „ zog ich mir durch die Standhaftigkeit in „ meiner Religion den Haß zu, welchen die „ Spanier gegen mich gar nicht zu verbergen „ ſuchten. Der König von Spanien konnte „ viele Jahre keinen Brief an eine auswärtige „ Macht abgehen laſſen, keinen Entwurf ma„ chen, nichts zu Waſſer oder zu Land unter„ nehmen, das ich nicht in Erfahrung gebracht, „ und ſogleich Sr. Majeſtät, meinem König, „ berichtet hätte.

„ Vor der Abreiſe Seiner Majeſtät aus „ Spanien ſpielte mir der Herzog von Bu„ ckingham unter dem Vorwand der Freund„ ſchaft, aber in der Abſicht, mich zu ſtürzen, „ die Vollmacht zu Vollziehung der Ver„ mählung in die Hand. Dieſe Abſicht zu er„ reichen, fertigte der Herzog nach ſeiner An„ kunft in England, in Anſehung der Zeit „ der Vermählung, ein Schreiben an mich „ aus, welches mit Vorſaz ſo zweydeutig ab„ gefaßt war, daß er mich einer Untreue be-

„ ſchul-

„ ſchuldigen könnte, ich möchte in einer ſo „ wichtigen Sache vornehmen oder unterlaſ„ ſen, was ich wollte. Ich vereitelte ſeine „ Kunſtgriffe durch ein an den Hof abgelaſſe„ nes Schreiben, in welchem ich mir einen „ ausdrüklichen und beſtimmten Verhaltungs„ befehl ausbat: darüber ärgerte ſich der Her„ zog, und wagte es nach dieſem mißlungenen „ Streich, einige Herrn zu bewegen, man „ möchte mich nach meiner Zurükkunft, ehe „ ich mit dem König reden könnte, in den „ Tour ſetzen.

„ Nachdem der ſpaniſche an dieſem Hof „ befindliche Geſandte dieſe Bemühungen des „ Herzogs erfahren, und dem König von Spa„ nien berichtet hatte, beſchloß dieſer, meine „ Unſchuld zu retten. Der Graf von Oliva„ rez mußte mir deswegen vor meiner Abreiſe „ jenen wider mich geſchmiedeten Anſchlag „ entdecken, und zureden, in Spanien zu „ bleiben. Ich hätte weiter nichts thun, als „ auf ein von dem König von Spanien un„ terzeichnetes Papier in Abſicht der Titel und „ Güter, damit ich begnadiget ſeyn wollte, „ meine Forderungen hinſchreiben dürfen. Die„ ſes Anerbieten, nebſt einer groſſen Summe „ Geldes, welche mir der König antragen „ ließ, ſchlug ich aus, und gieng in mein Va„ terland zurük. Nicht meine Gröſſe bey Hof, „ auch nicht das Anſehen meiner Freunde; „ nein, nur die Ueberzeugung von meiner Un„ ſchuld führte mich hieher. Bey aller Macht

„ mei-

„ meines Feindes vertraute ich mich der Be-
„ ſchützung GOttes an, und empfehle jezt
„ Ew. Herrlichkeiten meine Perſon und
„ Sache. „

Nachdem der Graf von Briſtol ſeine Rede geendiget hatte, übergab er ſeine

Antwort

auf die von dem Oberanwalt im Namen des Königs wider ihn eingegebene Klagartickel.

Den erſten Artickel

leugnete der Graf, und bat ſich aus, die mannigfaltige Stücke deſſelben auseinander ſetzen zu dürfen. Er machte mit der Pfalz den Anfang, und zeigte, er habe in ſeiner Geſandtſchaft an den Kayſer ſeine Verhaltungsbefehle richtig befolget, und ſeine dem vorigen König ertheilte Antworten ſeyen den eigenhändig unterſchriebenen Nachrichten, welche der Kayſer gedachtem König gegeben, gemäs befunden worden.

Daß er Sr. Majeſtät keine ungegründete Hofnung in dieſer Sache gemacht, bewieß er durch einen Brief, welchen er den 24ſten Julius 1621 von Wien aus an die Herrn des geheimen Raths geſchrieben.

Nach ſeiner Zurükkunft nach England legte er einen deutlichen Beweis von der Uebereinſtimmung ſeiner Handlungen und Nachrichten

ten ab: denn man hat es ihm zu verdanken, daß der Graf von Mansfeld in die Unterpfalz gerükt, und dadurch die Belagerung von Frankenthal aufgehoben worden iſt. In dieſem Lande ließ er den Soldaten aus bloſer Neigung zum König und ſeinen Kindern zwanzig tauſend Pfund Sterling auszahlen.

Wie zufrieden man mit ſeinem Dienſt geweſen, beſtätigte er durch Briefe, die er vom König und der Königin von Böhmen und von dem geheimen Rath zu Heidelberg erhalten; durch die Rede des Königs an das Parlament, durch das Zeugniß beyder Häuſer, denen er dißfalls Rechenſchaft abgelegt, und durch einen vom Herzog von Buckingham geſchriebenen Brief, worinn der König über ſeine patriotiſche Bemühungen, welchen er allein den guten Fortgang der Sachen zuſchrieb, ſein vollkommenes Vergnügen zu erkennen gab, und dem Grafen eine mündliche Dankſagung abzuſtatten verſprach.

Welchen Eyfer er vor dieſer Geſandtſchaft für den Pfalzgrafen und ſeine Sache angewendet, läßt ſich leicht aus dem Befehl Sr. Majeſtät ſchlieſſen, welchen der Ritter Franz Netherſole vor ſeiner Abſendung an den Churfürſten von der Pfalz erhielte, dieſem zu zeigen, daß der Graf von Briſtol für ſeinen Dienſt ganz eingenommen ſey. Zu Bekräftigung dieſer Ausſage machte er ein Schreiben des Ritters an den Secretair Calwert aus Prag namhaft, davon der Graf auf königlichen

Be-

Befehl zu ſeiner Befriedigung die Urſchrift bekam.

Der Graf, welcher nach ſeiner Zurükkunft von dem kayſerlichen Hofe Sr. Majeſtät die groſſe Bedürfniß des Kriegsheers in der Pfalz vorgeſtellt, wirkte viele tauſend Pfund Sterling aus, die Pfalz zu unterſtützen, nebſt dem Entſchluß Sr. Majeſtät, den er durch ſein fortgeſeztes Bitten heraus gebracht, gedachtem Churfürſtenthum mit 8000 Mann zu Fuß und 1600 Reutern zu Hülfe zu kommen.

So war die Sache beſchaffen, als der Graf im Monat May 1622 nach Spanien abreiſete,

in der Hofnung, man werde auf die Ausführung dieſes Vorhabens bedacht ſeyn.

An dem ſpaniſchen Hof betrieb er gleichbalden nach ſeiner Ankunft die pfälziſche Sache aus allen Kräften. Das Mißvergnügen des Königs, welches er durch den Befehl äuſſerte, daß ſeine Völker die Pfalz verlaſſen ſollten, weil der Marggraf von Baaden, der Graf von Mansfeld und der Herzog von Braunſchweig geſchlagen worden, kan auf den Grafen keine Beziehung haben: denn der Grund dieſes Unglüks iſt in ſeinen Verrichtungen nicht aufzuſuchen, und die Zufriedenheit, welche Se. Majeſtät dem Grafen von Briſtol in verſchiedenen Briefen zu erkennen gegeben, wird ſeine Unſchuld hinlänglich rechtfertigen können.

Der

Der dem Grafen gemachte Vorwurf, die Pfalz ſeye durch ſeine falſche Vertröſtungen auf Spanien verlohren gegangen, hält keinen Stich: denn ehe er ſeine Unterhandlungen anfangen konnte, war die ganze Pfalz, Manheim und Frankenthal ausgenommen, ſchon verlohren; und nach dem Zeugniß des Briefs, den er vom 24ſten November 1622 von Sr. Majeſtät erhalten, wäre auch Manheim durch ſeinen Fleis errettet worden, wenn man ſich mit der Uebergabe dieſer Stadt an den Tylli nicht ſo ſehr übereilt hätte.

Es iſt ungeräumt, zu glauben, der Graf von Briſtol habe durch ſeine Briefe oder Rathſchläge die pfälziſche Sache aufgehalten oder verſchlimmert: denn alle Vortheile, welche ſich von England auf die Pfalz ausgebreitet haben, ſind hauptſächlich von ſeinen eyfrigen Bemühungen herzuleiten. Warum haben die ſpaniſchen Staatsbedienten dem Prinzen und dem Herzog von Buckingham nach ihrer Ankunft in Spanien die Verſicherung ertheilt, ihr König werde ihnen ein von ihm ſelbſt unterſchriebenes weiſſes Papier zuſchicken, auf welches ſie ihre beliebige Bedingungen ſchreiben könnten? Warum hat der Herzog eine Zeit hernach in ſeiner an das Parlament gehaltenen Rede ſo viel Aufhebens von dem guten Fortgang der pfälziſchen Sache gemacht? Deswegen, weil der Graf keinen Mangel des Nachſinnens, der Treue und des Fleiſſes zu Schulden kommen laſſen, und alle erſinnliche

Mittel angewendet hat, dieſes Geſchäft nach dem Wunſch Sr. Majeſtät zu fördern.

Was den andern Theil der in dieſem Artickel enthaltenen Anklage, nemlich

der Heyrath ſelbſt,

betrift, ſo hat der Graf dem verſtorbenen König nur diejenige Verſicherungen, die man ihm ſelbſt gegeben, ohne allen Zuſaz ertheilt. Dieſes zu beweiſen, berief er ſich auf ſeinen den 9ten September 1623 geſchriebenen Brief, in welchem er alle Verſprechungen des Königs anführt, zum Zeugniß, daß er geſonnen geweſen ſey, die Vermählung zu vollziehen. Auf den Einwurf: der ſpaniſche Hof ſey weder vor, noch nach der Ankunft des Herzogs willens geweſen, die Heyrath zu ſchlieſſen, antwortet der Graf mit Gründen, woraus erhellet, daß Se. Majeſtät, der Prinz, der König von Spanien und die Staatsbedienten an beyden Höfen das Gegentheil geglaubt haben.

1) Der verſtorbene König erhielte vom Herzog von Buckingham ſelbſt die Nachricht, man habe endlich die Heyrath zu einem glüklichen Schluß gebracht. Darauf bekamen der Herzog und Graf den 23ſten Julius 1623 gemeinſchaftliche Briefe von dem König, nebſt dem Befehl, eine Sache zu betreiben, welche er erſt nach dem Schluß der Heyrath vorgenommen wiſſen wollte.

2) Ein Brief des Lords Conway, der den 4ten September 1623 an den Herzog geſchrieben war, iſt ein deutlicher Beweis von der Verſicherung, die der Herzog von dem Schluß dieſer Heyrath gehabt. Darauf machte man in England den Anfang zu Vollziehung deſſen, was in Anſehung der Religion verſprochen worden, und was eine Beziehung auf die Freyheit der Catholicken hatte.

3) Am Tage der Abreiſe des Prinzen nach England verpflichtete ſich der Herzog in Gegenwart des Grafen von Briſtol und des Ritters Aſton durch einen Eyd auf dem heiligen Evangelienbuch, die Vollziehung der Heyrath auf das möglichſte zu betreiben.

4) Hat der König von Spanien den Heyrathsvertrag ſelbſt unterſchrieben, unterſiegelt und feyerlich beſchworen. Iſt nun der König von Spanien, nach dem Vorgeben des Herrn Oberanwalts, mit ſeinen Verſprechungen nicht aufrichtig zu Werk gegangen: ſo iſt der Graf von Briſtol kein Betrüger, ſondern betrogen worden, und der Prinz und Herzog von Buckingham können über keine Hintergehung des Grafen klagen, weil ſie ſelbſt von dem Entſchluß des Königs von Spanien, die Heyrath zu vollziehen, überzeugt geweſen.

Auf den zweyten Artickel

antwortet der Graf, er läugne alle ihm darinnen aufgebürdete Vergehungen.

Auf die Beſchuldigung: er habe die Unterhandlung über allgemeine Dinge fortgeſezt, lautet ſeine Verantwortung alſo:

Man hatte, weil es beyden Königen anſtändig war, auch auf beyden Seiten feſt geſezt, daß man die weltlichen Artickel nicht in Ordnung zu bringen habe, bis die Schwierigkeiten in Abſicht der Religion gehoben ſeyen. Es kamen aber die wegen neuer Forderungen des Pabſts vom Herrn Gage nach England geſchikte Religionsartickel erſt den 5ten Januar 1623 in Richtigkeit, und erſt den 25ſten dieſes Monats dem Grafen durch Herrn Digby in die Hände. Der Graf, der ſich durch den Vorwand, man müſſe ſich zuerſt mit den weltlichen Artickeln abgeben, nicht einſchläfern laſſen wollte, willigte nicht in die Religionsartickel, und gab nicht zu, daß man ſie nach Rom ſchicken ſolle, bis er ein zuverläſſiges Verſprechen von dem ſpaniſchen König erhalten: man ſollte im Monat Merz oder April die weltlichen Artickel in das reine bringen, daß die Infantin, nach des Königs von Spanien Geſinnung, im Frühling abreiſen könnte. Es wurden alſo vom Grafen und Ritter Aſton keine allgemeine, ſondern weltliche Artickel behandelt, bey welchen man feſt ſezte: die Infantin ſolle zwey Millionen zur Mitgabe erhal-

halten; die Heyrath ſolle vierzehn Tage nach erhaltener Erlaubniß von Rom vollzogen werden, u. ſ. f. Darauf hinterbrachte der Graf von Gondemar und der Secretaire Don Andre de Prado den 27ſten Merz dem Grafen von Briſtol die Erklärung: der König laſſe ſich alle beſondere Artickel gefallen, und wolle nun die Sache geſchloſſen wiſſen.

Am 7ten Merz, als am Tage der Ankunft des Prinzen und Herzogs in Spanien, bekam die Unterhandlung durch die neue Bedingungen der Spanier eine ganz andere Geſtalt. Da man nun die Religionsartickel von Rom nach England, und erſt hernach an den Grafen nach Spanien geſchikt, und die weltliche Artickel vor jenen nicht in Ordnung gebracht werden durften: ſo kan der Graf die Unterhandlung nicht auf blos allgemeine Dinge fortgeſezt haben. Iſt er dann nicht in einer Zeit von ſechs Wochen befliſſen geweſen, die oben angeführte weltliche Artickel in Richtigkeit zu bringen? Und, hat dann nicht der böhmiſche Krieg, das Abſterben zweyer Päbſte und der Tod des vorigen Königs von Spanien die Sache ohne Schuld des Grafen verzögert?

Zu dem, iſt denn nicht der Graf zu gleicher Zeit in Teutſchland und Flandern gebraucht worden? Hat er nicht dem König und Prinzen auf das treulichſte gerathen, die Unterhandlung mit Spanien lieber abzubrechen, als ſich durch längere Verzögerungen hintergehen zu laſſen? Hat er nicht den König und

Prinzen ſchriftlich gebeten, man möchte den König von Spanien anhalten, die päbſtliche Erlaubniß auf eine beſtimmte Zeit auszuwirken, oder die Heyrath ohne dieſelbe zu ſchlieſſen, oder ihm zu erlauben, daß er um ſein Abſchieds-gehör anhalten dürfe? Rührt nicht der monatliche Aufſchub, den er in dieſer Sache verſtattet, vom eigenhändigen den 25ſten October 1622 aufgeſezten Befehl des Königs ſelbſt her? Die eigene unter andern gebrauchte Ausdrücke Sr. Majeſtät an den Grafen lauten alſo: „ Beunruhiget euch nicht über die Urtheile „ der Welt, wenn der Erfolg eurer *Unter-* „ *handlungen* nicht glüklich ſeyn ſollte. Unſere „ Gerechtigkeit gibt euch die Verſicherung, „ daß wir die Treue eines Dieners nicht nach „ zufälligen Wirkungen beurtheilen. „

Da nun der Graf theils dem König, theils dem Prinzen berichtet, er könne die Sache nicht auf vortheilhaftere Bedingungen treiben, als die ſeyen, die er ihnen bekannt machte, und zugleich demüthig gebeten, man möchte ſich entſchlieſſen, ob er auf dieſe Bedingungen die Heyrath ſchlieſſen, oder zum Glük des Königreichs, wie zum Vortheil des Königs, ſchleunig abbrechen ſolle: ſo hoft er, man werde nach Erwägung dieſer Umſtände und Gründe die vollkommene Treue erkennen, die er in dieſem Dienſte des Königs bewieſen habe.

Auf den dritten Artickel

antwortet der Graf von Briſtol:

„ Wenn

„ Wenn ich Seiner Majeſtät die Macht
„ Spaniens beſchrieben habe; ſo erhellet aus
„ meiner hernach an das Parlament gehalte-
„ nen Rede, daß ich dieſelbe nicht vergröſſert,
„ und durch keinen verrätheriſchen Beweggrund
„ getrieben worden ſey, durch eine ſolche Be-
„ ſchreibung den Krieg wider Spanien abzu-
„ rathen: denn ich habe ja damals d[illegible] Par-
„ lament ermuntert, den König zu dieſem
„ Krieg zu unterſtützen. Und, weiß man ſich
„ dann nicht mehr auf das Gutachten zu be-
„ ſinnen, welches ich den Herrn des Raths
„ in einem den 26sten Julius 1622 von Wien
„ aus geſchriebenen Brief mitgetheilt, Se.
„ Majeſtät möchte noch immer die Flotte un-
„ ter Anführung des Ritters Manſel auf den
„ ſpaniſchen Küſten halten, die Macht dieſer
„ Krone einzuſchränken? „

Den vierten Artickel

beantwortet der Graf alſo:

Er habe niemals die Pflichten eines Geſandten aus den Augen geſezt, ſondern jederzeit die Ehre des Königs ohne Eigennuz zu befördern geſucht. Es ſey zwar in einer gewiſen Zeit wegen der zweydeutigen Antworten des ſpaniſchen Hofs und wegen der Religionsſchwierigkeiten zum Fortgang der Heyrath wenig Wahrſcheinlichkeit vorhanden geweſen, und er habe dem verſtorbenen und jeztregierenden König angerathen, eine proteſtantiſche Ge-

mahlin zu erwählen: da er aber auf fortgeſez-tes Verlangen des Königs und Prinzen dieſe Heyrath befördern ſollen, ſey er nicht zu tadeln, daß er geſprochen, er müſſe ſich um deutliche Verhaltungsbefehle umſehen. Auf den ihm aufgebürdeten Zuſaz zu ſeiner damaligen Ausſage: er wolle ſein Glük machen, was für einen Ausgang auch die Sache gewinnen möge, ertheilte er die Antwort: er habe ſchon im Jahr 1621 ſo viele Gunſtbezeugungen Sr. Majeſtät genoſſen, und ſo vorzügliche Würden bekleidet, daß er nicht nöthig gehabt habe, ſeines Glüks wegen auf einige Art bekümmert zu ſeyn, und eine ſo niederträchtige Rede widerſpreche ſeinem ganzen Charakter.

Der fünfte Artickel

enthält nach der Vorſtellung des Grafen ebenfalls das Gegentheil von ſeinem Verhalten. Er verſichert, er habe jederzeit den Schaden, der aus der Vermählung des Prinzen mit einer papiſtiſchen Prinzeſſin zu befürchten geweſen, zu verhüten getrachtet, und niemals die Freyheit der Prieſter und Jeſuiten auszuwirken geſucht; ob er ſich gleich erinnere, daß einige Geſandte in Spanien aus Gefälligkeit gegen gewiſe Perſonen, die ihnen zum Dienſt des Königs nöthig waren, Se. Majeſtät um Gnade für die in England im Verhaft ſizende Papiſten angeflehet hätten. Dazu ſezte er noch, der verſtorbene König habe ſich durch den im Jahr 1617 zu Madrit getroffenen Vergleich,

durch

durch ſein dem Grafen von Gondemar gethanes Verſprechen, und durch ſeinen den 17ten April 1620 an den König von Spanien abgelaſſenen Brief anheiſchig gemacht, den Papiſten mancherley Dinge zu bewilligen. Der Graf hingegen ſey niemals geſonnen geweſen, die Duldung der Papiſten anzurathen, oder dieſe Materie in den Vorſchlag zu bringen. Vielmehr hätten der Herzog von Buckingham und der Lord Conway ohne Vorwiſſen des Grafen von Briſtol an der Beförderung der römiſchen Religion mit allem Nachdruk gearbeitet.

Auf den ſechſten Artickel

erklärt ſich der Graf folgendergeſtalt:

Die Verſicherungen, die er dem König und Prinzen ertheilt, ſeyen Erklärungen des Kayſers, des Königs von Spanien und ihrer Staatsbedienten. Niemals habe man ſich mehr, als nach der Ankunft Sr. Majeſtät in Spanien über die Verzögerungen des ſpaniſchen Hofs beklagen dürfen. Zudem müſſe es als ein beträchtlicher Fehler angeſehen werden, daß man, bey einem Verdacht auf die Aufrichtigkeit der Spanier, den Prinzen ohne des Grafen Einwilligung ihren Händen überlaſſen habe, in der wunderlichen Abſicht, zu erfahren, ob dieſer Verdacht gegründet ſey, oder nicht. Der Graf wolle bey einer andern Gelegenheit beweiſen, daß man geheime Bewegungsgründe gehabt, und ſich nur dieſes Vor-

wands bedienet habe, die Reiſe des Prinzen nothwendig zu machen. Ja, er habe, ſo bald er von dem Grafen von Gondemar von dieſer Reiſe einige Nachricht eingezogen, den Herrn Grisly abgeſchikt, dieſes Vorhaben zu hintertreiben, ſeinen Prinzen bey einer ſo bedenklichen Urſache keiner ſo groſſen Gefahr auszuſetzen.

Den Ungrund des

siebenten Artickels

darzuthun, in welchem dem Grafen der Vorwurf gemacht wird, er habe den Prinzen zu Annehmung der catholiſchen Religion zu überreden geſucht, führte der Graf an:

Als die ſpaniſche Staatsbedienten wenige Tage nach der Ankunft des Prinzen zu Madrit zu verſtehen gegeben, man glaube durchgängig, der Prinz habe dieſe Reiſe unternommen, catholiſch zu werden, und der Graf von Gondemar, der von der Beyhülfe des Herzogs von Buckingham überzeugt zu ſeyn geſchienen, dem Grafen von Briſtol zugeſezt, er möchte dieſes gottſelige Werk gleichfalls nicht hindern: ſo that der Graf von Briſtol dem Prinzen eine freymüthige Anzeige davon. Ohne einige Antwort vom Prinzen zu erwarten, fuhr der Graf in ſeiner Rede fort, und verſicherte, er wolle als ein Proteſtant leben und ſterben, und dem Prinzen, wenn er ſich zu einer ſo wichtigen Veränderung verſtehen ſollte, nichts deſto weniger in ſeinen Dienſten

ſten mit der gröſten Treue, die jemals von einem Catholicken zu erwarten ſtünde, zugethan bleiben. Der Prinz, der über eine ſo unwürdige Meynung ſein Mißvergnügen nicht verheelen konnte, verſicherte den Grafen, er werde niemals zu bewegen ſeyn, ſeine Religion zu verändern: worauf ſich der Graf angelegen ſeyn laſſen, ihn in dieſem Entſchluß zu beſtärken.

Damit man aber dieſe Vorſtellung nicht als eine erſonnene Ausflucht anſehen möge; ſo berief er ſich auf ein urkundliches Zeugniß, welches er dem Prinzen vor Antrettung ſeiner Geſandtſchaft nach Spanien zugeſtellt, und den Herrn in ſeinem ganzen Umfang abſchriftlich vorgelegt.

In dieſer ſchriftlichen Erklärung ſtellte er dem Prinzen vor, es diene nicht nicht nur zur Befriedigung ſeines Gewiſſens, ſondern auch zur Wohlfarth ſeiner Engländer, wenn er ſich entſchlieſſe, ſich mit einer proteſtantiſchen Prinzeſſin zu vermählen: denn eine catholiſche Gemahlin werde auf die freye Uebung ihrer Religion dringen; mit der Zeit könnten beyde Religionen gleich mächtig werden, welches für den Ruheſtand Englands ſehr gefährlich ſeyn müßte. Sollte aber der Prink ſtarke Gründe haben, eine franzöſiſche oder ſpaniſche, oder andere catholiſche Gemahlin einer proteſtantiſchen vorzuziehen; ſo befürchte er aus der Verheyrathung an die ſpaniſche Prinzeſſin den allergeringſten Nachtheil für England; zumal, da die erhebliche Mitgabe,

welch

welche aus Spanien zu erwarten ſtehe, dem Mangel des Königs am beſten abhelfen könne.

In der Antwort auf den
achten Artickel

fährt der Graf fort, zu beweiſen, er habe ſich niemals beſtrebt, den Prinzen dem römiſchen Stuhl gehorſam zu machen.

Nachdem der Prinz einen Brief von dem Pabſt erhalten, in welchem er die groſſen Thaten ſeiner Vorfahren in den Kreuzzügen namhaft gemacht, und dem Prinzen vorgeſtellt, groſſe Könige ſeyen vormals ſelbſt mit ihren Völkern in das heilige Land gezogen: ſo ſagte der Graf, es ſeye jetzo wegen Verſchiedenheit der Religionen ſchwerer, ſich in groſſen Thaten zu zeigen, als vormals. Darum habe der verſtorbene König öfters geſprochen, er ſey ein Märtyrer, und müſſe für die Religion mehr, als andere Fürſten, ausſtehen. Das aber wurde vom Grafen nicht aus einer ſträflichen Abſicht, die man ihm andichtet, ſondern nur deswegen angeführt, zu zeigen, daß keine weltliche Urſachen, ſondern das Gewiſſen und die Liebe zur Wahrheit, die Menſchen zu ſtandhaften Bekennern ihrer Religion machten: daher begleitete der Graf ſein Geſpräch auch mit einer Erhebung der Ehre und Zuverläſſigkeit, welche die proteſtantiſche Religion einzuflöſſen vermögend iſt.

Den

Den neunten Artickel

zu beantworten, meldet der Graf, man habe ſchon in Spanien, aber nur in geſellſchaftlichen Unterredungen, einen Vorſchlag gethan, die Sache des Churfürſten von der Pfalz auf dieſe Weiſe beyzulegen: der älteſte Prinz deſſelben ſolle am kayſerlichen Hof erzogen werden, und eine kayſerliche Prinzeſſin heyrathen. Der Graf habe darauf, aber nur in einem Geſpräch, geſagt, er vermuthe, daß ſein König dieſen Vorſchlag Gehör geben dürfte, wenn nur jener Prinz unter der Anführung eines proteſtantiſchen Aufſehers in ſeiner Religion erzogen würde. Der Graf fand keinen Anſtand, dieſe Meynung ſeinem Prinzen erzehlungsweis zu eröfnen, da er noch in Spanien war: denn, ehe man dieſe Sache ernſtlich betrieb, war der Prinz ſchon wieder in England angekommen. Vermuthlich hat man ſie den 2ten October 1623 nach einer Unterredung des Secretairs Calwert mit dem ſpaniſchen Geſandten in England zuerſt in den Vorſchlag gebracht.

Weil Se. Majeſtät dieſen Vorſchlag für das dienlichſte Mittel anſahe, dieſen wichtigen Streit beyzulegen; ſo ſchrieb er den 9ten November 1623 ſeinem Schwiegerſohn, den Churfürſten von der Pfalz, einen Brief, davon der Lord Conway dem Grafen von Briſtol eine Abſchrift zuſchikte, welche der Graf den Herrn zu Rettung ſeiner Unſchuld vorlegte.

In

In dieſem Brief gab Se. Majeſtät dem Churfürſten den Rath, zu Tilgung der Feindſchaft, die der Kayſer auf ihn geworfen, ſeinen älteſten Prinzen unter einem gewiſſenhaften Hofmeiſter am kayſerlichen Hofe in der proteſtantiſchen Religion erziehen, und alsdenn mit einer kayſerlichen Prinzeſſin vermählen zu laſſen. Se. Majeſtät ſezte hinzu, man ſey verſichert, der Kayſer werde dieſen Vorſchlag annehmen, und er wolle, ehe man dieſem die Sache vortrage, den König von Spanien erſuchen, zu ſolchem Vorhaben behülflich zu ſeyn: der Churfürſt habe dabey keine Gefahr zu fürchten, weil man ſeinen älteſten Prinzen dem Kayſer nicht übergebe, bis dieſer völlig verſichert hätte, er wolle dem Churfürſten alles ihm angehörige gänzlich wieder zuſtellen.

Man wird nun leicht einſehen, daß der Graf von Briſtol von keinem Haß gegen die proteſtantiſche Religion, und von keiner übertriebenen Neigung gegen Oeſterreich regiert worden ſey, jenen Einfall in einer blos geſellſchaftlichen Unterredung zu billigen. Er hat dieſen Vorſchlag vor der Abreiſe des Prinzen nach England nicht thun können: Sr. Majeſtät Brief an den Churfürſten wurde ja erſt nach der Rükkunft deſſelben geſchrieben, und der König meldete darinn ſeinen Entſchluß, den König von Spanien erſt in das Spiel zu ziehen, ehe er dem Kayſer den Vorſchlag mittheilen wolle. Der König hat in jenem Brief ſeine Einwilligung auf das deutlichſte zu erkennen

nen gegeben, und der Graf kan nicht einſehen, wie unter jenen Umſtänden für das churfürſtliche Haus eine Gefahr erwachſen können; zumal, da Prinzen, kaiſerliche Räthe und Generals, die ſich zur proteſtantiſchen Religion bekennen, am kayſerlichen Hof in ihrer freyen Religionsübung nicht gehindert werden.

In der Antwort auf den

zehnten Artickel

behauptet der Graf, er habe ſeine Verhaltungsbefehle nicht aus der Acht gelaſſen, keinen Tag zu Vollziehung der Heyrath beſtimmt, ſich bey der Sache nur leidentlich verhalten, und den vom König von Spanien beſtimmten Tag, den Verträgen gemäs, genehm gehalten. Er ſey dem leztern Befehl des Königs gehorſam geweſen, die übertragene Vollmacht, ſeine Stelle zu vertretten, erſt auf die erhaltene Verſicherung von ſich zu geben, daß die Infantin nach geendigter Feyerlichkeit keine Nonne werden wolle. Der Bericht, den er von der dißfalls ihm angebotenen Sicherheit dem König und Prinzen abgeſtattet, ſeye beyden, vermög ihrer den 8ten October 1623 an ihn gerichteten Briefe, ſehr angenehm, und eine Urſache geweſen, es ihm zu überlaſſen, was er in dieſer Sache für dienlich halten würde.

In Anſehung der zu vollziehenden Heyrath glaubte der Graf, er würde einen groſ-

ſen

ſen Fehler begangen haben, wenn er ſich nicht ſo verhalten hätte: Denn

1) zeigte er einen von dem König unterſchriebenen Befehl, die Heyrath zu vollziehen.
2) Beſtunde der Hauptzwek ſeiner Geſandtſchaft in dieſem Stücke.
3) Bezeigte er ſich dadurch dem unter dem groſſen Siegel ihm aufgetragenen Befehl des Königs und Prinzen gemäs.
4) Sind die nachher von Sr. Majeſtät unterzeichnete Briefe Beſtätigungen eben derſelben Befehle.
5) Sollte die Sache, vermög des *Vergleichs*, zehn Tage nach Ankunft der *päbſtlichen* Erlaubniß vor ſich gehen.
6) Sprachen der König und Prinz den Grafen in denen am 8ten October 1623 an ihn geſchriebenen Briefen von der Bedenklichkeit: die Infantin möchte in ein Kloſter gehen, los, und befahlen, mit der Vermählung fortzufahren.
7) Deswegen ließ man ihm die Vollmacht zurük, die nach der Ankunft des Prinzen in England erneuert wurde.
8) Hätte er die Heyrath ohne dazu erhaltenen Befehl unverzüglich abgebrochen. Er und der Ritter Aſton ſuchten die Vollziehung derſelben weiter hinaus zu ſpielen; allein der König von Spanien erklärte, er wolle ſich bey einem längern Aufſchub von der Verbindlichkeit des Vergleichs losgeſprochen wiſſen. Der Graf konnte

alſo

alſo keinen Tag zur Feyer der Vermählung anſetzen, an welchem die Vollmacht des Prinzen zur Beſchimpfung der Infantin ungültig wäre. Und, da er den Vertrag ſelbſt beſchworen, ſo konnte er ohne Beleidigung ſeiner Ehre und ſeines Gewiſſens nicht anderſt verfahren. Mithin ſtreiten die aus den Briefen des Grafen unrichtig und falſch ausgelegte Gründe nicht wider ihn: und, wenn er auch vor Erhaltung des Gegenbefehls die Heyrath vollzogen hätte, ſo könnte man doch nicht beweiſen, daß ſeine Aufführung ſeinen Verhaltungsbefehlen zuwider laufe.

Was die Pfalz anbelangt, ſo hat Se. Majeſtät dem Grafen nicht befohlen, die Vollziehung der Heyrath im Anſtand zu laſſen, bis der Vergleich wegen der Pfalz in das reine gebracht ſey. Seine Verhaltungsbefehle lauten vielmehr vom 14ten May 1621, und vom 30ſten December 1622: Man ſolle aus der Wiedererſtattung der Pfalz keine Bedingung bey der Heyrath machen. Deſſen ungeachtet wirkte doch der Graf nach dem Verlangen Sr. Majeſtät ein ausdrükliches Verſprechen aus, die Pfalz ſolle vor Vollſtreckung der Vollmacht wieder hergeſtellet werden, und der Graf von Olivarez erſuchte den Grafen von Briſtol und den Ritter Aſton, Sr. Majeſtät im Na-

men des Königs von Spanien dißfalls ein zuverläſſiges Verſprechen bekannt zu machen. Dieſes wurde ihnen hernach, auf ihr anhaltendes Bitten, von dem ſpaniſchen Staatsbedienten den 8ten Januar 1624 richtig zugeſtellt.

Der Graf wollte alſo vor Vollziehung der Heyrath die pfälziſche Sache nicht aufheben, ſondern hielte vielmehr die bey der Heyrath bewieſene Aufrichtigkeit des ſpaniſchen Hofs für einen ſtarken Beweis von den redlichen Geſinnungen eben deſſelben, in Abſicht auf die pfälziſche Angelegenheit.

Die den 14ten May 1621 und den 7ten Januar 1623 dem Grafen zugedachte Verhaltungsbefehle ſind Zeugniſſe, daß der König und ſeine Herrn Commiſſarien die nemliche Meynung angenommen und beybehalten haben.

In Abſicht auf die weltlichen Artickel antwortet der Graf:

„ Der Prinz befahl mir und dem Ritter „ Aſton, mit den ſpaniſchen Staatsbedien„ ten die weltlichen Artickel in Ordnung zu „ bringen: wir waren gehorſam, und über„ reichten die Hauptſtücke davon dem Prin„ zen und dem Herzog von Buckingham. „ Nach der Abreiſe des Prinzen ſchikte ich ſie „ dem König den 27ſten September 1623 in

„ ge-

„ gehöriger Geſtalt zu, mit der Bitte, man
„ möchte mir anzeigen, was an denenſelben
„ mißfällig wäre. Es wurde mir kein Miß-
„ vergnügen darüber gemeldet, bis ich den
„ 23ſten November in einem Schreiben Be-
„ fehl erhielte, die Vollziehung der Heyrath
„ aufzuſchieben. Ich wollte alſo die Heyrath
„ nicht vollziehen laſſen, bis der Zweifel we-
„ gen der Infantin, ob ſie Luſt habe, eine
„ Nonne zu werden, wegen Wiederherſtellung
„ der Pfalz und wegen der weltlichen Arti-
„ ckel gehoben war: ich kan alſo nicht einſe-
„ hen, auf was man die wider mich vorge-
„ brachte Beſchuldigung gründen wolle. „

Der Vorwurf, der Graf habe zu Voll-
ziehung der Heyrath eine ſo kurze Zeit an-
geſezt, daß der Prinz, wenn nicht die äuſ-
ſerſte Geſchwindigkeit angewendet worden
wäre, ſeine Abſicht vereitelt geſehen hätte,
kommt ihm ſehr übertrieben vor: denn es ſey
nicht in ſeiner Gewalt geſtanden, nach An-
kunft der päbſtlichen Erlaubniß eine Heyrath
aufzuſchieben, die man ſchon ſo viele Jahre
mit allem Eyfer betrieben hätte. Zudem er-
fuhr der Graf und der Ritter Aſton nach
ſorgfältigem Nachforſchen, der König von
Spanien wolle von keinem Aufſchub wiſſen,
und erwarte die Vollmacht zehn Tage nach
erhaltener Erlaubniß. Die Nachricht, daß
die gewünſchte Erlaubniß nächſter Tagen von
Rom eintreffen werde, bewog den Grafen,
einen Courier an Se. Majeſtät abgehen zu

 laſſen,

laſſen, mit dem Bericht, die Heyrath laſſe ſich nicht länger als vier Tage über die beſtimmte Zeit aufſchieben, wenn man nicht die ganze Sache unterbrechen wolle.

So wenig nun dieſe Entſchlieſſung neu war; ſo wenig wurden Sr. Majeſtät, in Anſehung der Zeit, allzu enge Schranken geſezt: denn der Graf ſchrieb vom 28ſten September 1623 dem König, er ſehe nach erhaltener päbſtlicher Erlaubniß kein Mittel, die Vollmacht über vier und zwanzig Tage zurük zu halten. Der Graf ertheilte alſo zwey Monate zuvor Nachricht davon: denn die Heyrath ſollte den 29ſten November vollzogen werden.

Der Graf gab alſo den Herrn zu bedenken, ob ſich aus dieſen Gründen begreifen laſſe, daß er der einige Staatsbediente ſeyn ſoll, der bey aller Treue, die er zu Abwendung einer groſſen Gefahr und zu mannigfaltigem Vortheil für England und für die Pfalz angewendet, in Spanien und England der Ungnade unterworfen ſeyn müſſe.

Der eilfte Artickel

beruhet nach der Antwort des Grafen auf einer vorgegebenen ärgerlichen Bittſchrift, mit welcher er ſich an das Haus gewendet. Er beklagte ſich, daß man den Innhalt für ärgerlich halte, ehe man die Schrift unterſucht und falſch befunden habe. Er hofte, nicht nur

alle

alle Theile derſelben richtig beweiſen, ſondern auch ſo vorſtellen zu können, daß, nebſt ſeiner Vertheidigung, die Ehre Sr. Majeſtät daraus hervorleuchten müſſe. Er hofte, bey ſeinen vorgelegten Beweiſen von allem Verbrechen losgeſprochen, der Wohlthat der Amneſtie und des Ausſpruchs theilhaftig zu werden, daß er beyden Majeſtäten mit Treue und gewiſſenhaftem Eyfer gedienet habe. Er hofte, die Herrn werden ein weiſes Mittel anwenden, die gekränkte Ehre eines Pairs des Königreichs zu retten, und bat ſie, eine Fürſprache bey dem König vorzubringen, daß er die verlohrne Gnade Sr. Majeſtät, die er am eyfrigſten wünſche, wieder erlangen möge.

Dieſe zuſammenhängende Vertheidigung des Grafen von Briſtol, der auf allen Seiten die Wahrheit und ſeine Unſchuld ungeſchminkt und mit gleicher Schönheit hervorleuchten läßt, verdient den Nachkommen aufbehalten zu werden. Die übertriebene Verfolgung, welche dieſer Herr von Männern erfahren mußte, die von ſeiner Unſchuld völlig überzeugt waren, und die Schwäche Jacobs I, der den Grafen bey allen getreuen Dienſten und wider ſeine eigene Ueberzeugung unterdrücken ließ, ſetzen Wahrheitliebende Gemüther in eine unwillige Verwunderung. Wer ferner des Grafen Vertheidigung in genaue Erwägung gezogen hat, der kan ſich kaum einbilden, daß ein ſonſt ſo ſcharfſinniger Fürſt, als Carl I

war, ſeinem Oberanwalt eine mit Verläumdungen ausgeſtopfte Anklage wider einen verdienten Mann habe an die Hand geben können, da doch niemand von ſeiner Unſchuld ſo überzeugt geweſen, als er. Ein Bild, welches einem König nicht viel Ehre macht!

Wie unanſtändig ſich der König Jacob, ſein Prinz und der Herzog von Buckingham bemühet habe, dem Parlament den Rath abzuzwingen, daß man mit Spanien brechen ſolle, iſt aus folgendem Bericht des Herzogs, auf den ſich der König Carl hernach ſo oft bezogen, ganz klar. Der unpartheyiſche Leſer, der die Vertheidigung des Grafen von Briſtol mit dem unmittelbar folgenden Bericht des Herzogs richtig zu vergleichen weiß, wird von dem Grafen deſto vortheilhaftere Begriffe bekommen.

Bericht

des Herzogs von Buckingham an beyde Häuſer des Parlaments auf Befehl Jacobs I, wegen der Angelegenheiten in Spanien im Jahr 1624.

Erſter Artickel.

Bewegungsgründe zur ſpaniſchen Reiſe des Prinzen.

Aus der Unterhandlung des Ritters Weſton zu Brüſſel nahm der König die erſte

ſte Gelegenheit, einen Argwohn auf die Redlichkeit der Spanier zu werfen.

Nach Ausſprechung dieſer Worte ließ der Herzog ein Schreiben des Königs an den Grafen von Briſtol ableſen, in welchem der Befehl ſtunde, er ſolle dem König von Spanien ſeine Empfindlichkeit über das Betragen des Kayſers gegen ihn bekannt machen, und von gedachtem König ein eigenhändig unterſchriebenes Verſprechen fordern, daß Heidelberg, Manheim und Frankenthal ſiebenzig Tage nach dem öffentlichen Gehör wieder auszuliefern ſeyen; widrigenfalls ſolle er um den Durchzug eines engländiſchen Kriegsheers durch die Länder des Königs von Spanien anhalten, und den leztern bewegen, zu Wiedereinnehmung der Pfalz mit ſeinen Völkern zu ihm zu ſtoſſen.

Nach Ableſung dieſes Schreibens bezog ſich der Herzog auf den Beyfall des gegenwärtigen Prinzen, und redete weiter:

Darauf wurde dem Grafen von Briſtol eingeſchärft, ſeine Verhaltungsbefehle getreuer, als bisher, zu beobachten, und im Weigerungsfall von Spanien wieder nach England zu gehen; welches der Graf nicht that.

Porter, der Ueberbringer dieſes Befehls, der ſich nicht über zehn Tage in Madrit aufhalten ſollte, und nach Verfluß von fünf Tagen den Grafen von Olivarez um eine baldige Abfertigung erſuchte, erhielte die Antwort: Der König von Spanien werde dem

König von England wider den Kayſer weder einen Durchzug durch ſeine Lande, noch einen Beyſtand wider das catholiſche Bündniß zugeſtehen, und, er wiſſe nichts von der Vermählung des Prinzen mit der ſpaniſchen Infantin.

Der Graf von Briſtol, der dieſen Vorgang vom Porter erfuhr, verſprach, den Grafen von Olivarez ernſtlich zur Rede zu ſetzen; ſagte aber am andern Tag zum Porter, er müſſe gelindere Saiten aufziehen. Nichts, als allgemeine Sachen waren es, davon der Porter Nachrichten nach England zurük brachte. Darauf entſchloß ſich der Prinz, in Begleitung des Herzogs von Buckingham aus folgenden Gründen ſelbſt nach Spanien zu reiſen: Weil man ſeinen Vater, den König, hintergangen; weil die Spanier in Anſehung der Religion gewiſe Bedingungen erzwungen hätten; weil die Angelegenheiten ſeiner Schweſter ſtets eine ſchlimmere Geſtalt bekämen; weil er durch ſeine Reiſe den Vertrag entweder am beſten ſchlieſſen, oder abbrechen könne; weil der Aufſchub ſchlimmer ſey, als eine völlige Verweigerung, und man wider eine verzweifelte Krankheit auch verzweifelte Mittel anwenden müſſe.

Wer ſieht nicht, wie ſchwach dieſe Gründe ſeyen? Nimmt man ſie auch als wahr an; ſo beweiſen ſie nur die Nothwendigkeit, die Unterhandlung abzubrechen, aber nicht die Nothwendigkeit der Reiſe des Prinzen.

Zweyter Artickel.

Die Heyrathsunterhandlung an ſich betrachtet.

Nach der Ankunft des Prinzen zu Madrit erhielte er vom Grafen von Olivarez einen Beſuch, und zugleich die Verſicherung, die Heyrath werde bald zu Stand kommen, mit dem Zuſaz: Wir müſſen die Welt unter uns theilen.

Den folgenden Tag ſagte der Graf von Olivarez dem Herzog, ſie wollten die Heyrath ohne den Pabſt ſchlieſſen, wenn ſich der Prinz bekehre; das ſeye doch die Abſicht ſeiner Reiſe nach Spanien.

Der Herzog, der die Standhaftigkeit des Prinzen in ſeiner Religion rühmte, ließ ſich den Vorſchlag gefallen, von Rom aus die Erlaubniß zu beſchleunigen. Weil aber der Graf von Olivarez ſeinen nach Rom gerichteten Brief durch die Nachſchrift des Herzogs nicht dringender gemacht wiſſen wollte; ſo ſchloß dieſer daraus, es ſey den Spaniern weder mit der Heyrath, noch mit Herſtellung der Pfalz ein redlicher Ernſt.

Einige Tage darauf, als die Infantin in die Kirche fuhr, wurde es dem Prinzen nicht erlaubt, ſich ihr zu nähern. Man verſtattete ihm zwar einen Beſuch bey ihr; er durfte aber kein Wort mehr ſagen, als auf dem Papier ſtund: denn ſie ſagten, er dürfe

nur als ein Prinz, nicht aber als ein Liebhaber zu ihr kommen. Der Graf, der dieſe Härte durch ſeine Höflichkeit gelinder machen wollte, ſprach dieſen Einfall aus: der Prinz müſſe ſie nach erhaltener Erlaubniß, wo nicht, als eine Gemahlin, doch als eine Beyſchläferin haben.

Als endlich ſechs Wochen nach der Ankunft des Prinzen in Spanien die Erlaubniß von Rom eingetroffen, aber die Bedingung hinzugefügt war: der König von Spanien ſolle vor Annehmung der Erlaubniß eydlich bekräftigen, daß er auf die Vollziehung aller Artickel dringen, widrigenfalls aber England mit Krieg überziehen wolle: ſo erklärte ſich der Prinz, er ſey nicht geſonnen, mit den Artickeln, welche der König, ſein Vater, erhalten habe, einige Veränderung vorzunehmen.

Der Prinz, der indeſſen nicht mehr, als drey Artickel unentſchieden gelaſſen, vernahm darauf vom Grafen von Olivarez die Worte: *die Sache iſt auf dem beſten Weg; kurz, die Infantin iſt des Prinzen Gemahlin.*

Nichts kam dem Prinzen fremder vor, als die Erklärung, die er am Tag darauf vom Grafen von Gondemar hörte, es ſeye in der Sache nichts mehr zu thun, wenn man nicht die der päbſtlichen Erlaubniß angehängte Bedingungen erfüllen wolle. Daher ſtund der Prinz im Begriff, die Unterhandlung abzubrechen: Er hätte es auch unverzüglich gethan, wenn er nicht ſo eyfrig gebeten worden wäre, nur

ſo

ſo lang in Gedult zu ſtehen, bis man vom König in England eine Antwort erhalten hätte.

Der Prinz ſahe ſich auf das neue beleidigt, daß die Junta der Gottesgelehrten, ſo bald die Artickel nach England abgeſchikt waren, bey ihrer Verſammlung den Ausſpruch gethan, die Infantin könne vor dem Frühling nicht abreiſen; allein der Graf von Olivarez wußte ihn durch die neue Vertröſtung wieder zu beſänftigen: wenn der König Jacob die Artickel genehm halte und in Erfüllung bringe; ſo ſolle die Infantin mit dem Prinzen abreiſen.

Der Biſchoff von Segovia ſagte darauf zu dem Herzog, er wiſſe wohl, daß der König von England den Catholicken ohne Gefahr des Aufruhrs keine Duldung bewilligen, und daß man alſo deswegen die Infantin nicht ſicher nach England führen könne, weil eine Duldung bewilligt worden ſey. Der Herzog antwortete dem Biſchoff: Hätten die Gunſtbezeugungen, die Se. Majeſtät den Catholicken bewilliget, ſo ſchlimme Folgen; ſo beſchuldigte man die Perſonen, die dazu gerathen haben, ſie ſeyen darauf umgegangen, einen Aufruhr in England anzuſtiften. Allein ſie müſſen wiſſen, daß der Prinz das, was in den Unterhandlungen bewilliget worden, nicht als eine wirkliche Duldung angeſehen, ſonſt hätte er niemals darein gewilliget: denn eine Duldung kan nur

nur in einem Parlament bewilliget werden; aber was bewilliget worden, iſt blos eine Aufhebung der peinlichen Geſetze auf eine Zeit lang. Darauf ſagte der Graf von Gondemar, der über den Herzog zornig wurde, vor Erfüllung der Artickel dürfe man die Infantin nicht nach England ſchicken.

Auf das ausgebreitete Gerücht, der Prinz wolle Spanien heimlich verlaſſen, wurden ſchon Anſtalten gemacht, ihn auf dem Wege anzuhalten: der Herzog mußte aber den Staatsbedienten ſagen, der Prinz ſey aus Liebe heimlich gekommen, aber aus Furcht werde er nicht heimlich weggehen.

Darauf ſchrieb der Prinz dem König, ſeinem Vater, er möchte auf die Nachricht, daß man ihn in Spanien gefänglich zurükbehalte, weiter nicht auf ihn, ſondern auf ſeine Schweſter und Königreiche bedacht ſeyn.

Dritter Artickel.

Die Unterhandlungen wegen der Heyrath und der Pfalz, in Verbindung betrachtet.

Der Prinz hätte ſich keine Woche länger in Spanien aufgehalten, dem Grafen von Briſtol die Vollziehung der Heyrath nicht aufgetragen, im Eſcurial nicht geſchworen, und der Infantin nicht einmal einen Höflichkeitsbrief

brief geſchrieben, wenn nicht des Grafen von Olivarez Verſprechen, die Pfalz wieder herzuſtellen, der Hauptbeweggrund dazu geweſen wäre.

Als ſich der Graf von Olivarez auf die von dem Herzog angeführte Gründe verlauten laſſen, es ſtehe bey dem Prinzen, an welchem Tag er mit der Infantin abreiſen wolle, dieſe aber über des Prinzen Vorhaben mißvergnügt zu ſeyn ſchiene: ſo that ihr der Prinz höflich zu wiſſen, er wolle lieber ſieben Jahre warten, als ſie mißvergnügt ſehen.

Indeſſen kamen die vom König unterſchriebene Artickel aus England zurük, nebſt dem Befehl, der Prinz ſolle innerhalb eines Monats ſeine Rükreiſe antreten. Damals machte der Graf von Olivarez den Anfang, ſich mit der pfälziſchen Sache abzugeben, weil die Infantin vor Beylegung derſelben nicht nach England reiſen ſollte, und man brachte zugleich, die Pfalz wieder herzuſtellen, die Auferziehung des churpfälziſchen Prinzen am kayſerlichen Hof, und ſeine Vermählung mit einer kayſerlichen Prinzeſſin in den Vorſchlag.

Die Vertheidigungen des Grafen von Briſtol, die ſich auf des König Jacobs Schreiben gründen, ſind richtige Beweiſe, daß dieſer Vorſchlag erſt nach der Abreiſe des Prinzen von Madrit geſchehen ſey.

Die Frage des Prinzen, ob der König von Spanien dem König von England mit

Ge-

Gewalt der Waffen behülflich ſeyn wolle, wenn der Kayſer die Pfalz nicht gutwillig hergeben würde, beantwortete der Graf von Olivarez mit Nein, weil der König von Spanien den Kayſer aus einem unverlezlichen Grundſaz nicht bekriegen dürfe. Darauf ſagte der Prinz ohne Zurükhaltung: *Wollen ſie dabey bleiben, ſo dürfen ſie ſich weder auf die Heyrath, noch auf unſere Freundſchaft Rechnung machen.*

Von dieſer Zeit an ſtatteten die ſpaniſchen Staatsbedienten nicht einmal mehr einen Beſuch bey dem Prinzen ab, den Grafen von Olivarez ausgenommen, der es aber gezwungen und aus Schein that.

Vierter Artickel.

Rükkunft des Prinzen.

Der Prinz gab vor ſeiner Abreiſe nach England dem Grafen von Briſtol Vollmacht, ſeine Stelle zu vertreten, und ſie als ein Gevollmächtigter den Befehlen des Prinzen gemäs anzuwenden. Für jezo wurde dem Grafen von Briſtol befohlen, dieſe Vollmacht dem König von Spanien in beſtimmten Tagen zu übergeben, wenn die Erlaubniß von Rom ohne einigen Zuſaz oder Verminderung, welches aber nicht geſchehen, einlaufen würde.

Mit was will der Herzog beweiſen, daß dieſe Bedingung mit der Erklärung des Prinzen verbunden geweſen ſey?

Nach dem zweyten Befehl des Prinzen ſollte der Graf von Briſtol die Vollmacht erſt auf die erhaltene Verſicherung, daß die Infantin nach vollzogener Heyrath nicht in das Kloſter gehen wolle, von ſich geben. Da aber der Graf wider des Prinzen Genehmhaltung auf dieſe Sache gedrungen: ſo beſchuldigt der Herzog den Grafen einer Pflichtvergeſſenheit.

Man vergleiche oben die Vertheidigung des Grafen von Briſtol über den zehnten Artickel mit dieſer Beſchuldigung des Herzogs.

Fünfter Artickel.

Verhalten des Königs nach der Rükkunſt des Prinzen.

Se. Majeſtät bezeugte nach der glüklichen Ankunft des Prinzen in England ein ungemeines Vergnügen, daß er ſeine Rolle ſo gut geſpielt; befahl aber auch dem Grafen von Briſtol, vor Wiederherſtellung der Pfalz ſeine Vollmacht nicht aus den Händen zu geben.

Nachdem der Herzog darauf den am 8ten October 1623 von dem König an den Grafen von Briſtol gerichteten Brief vorleſen laſſen,

laſſen, worinnen eine Stelle von dem König als ein Wunſch ausgedrükt war, daraus aber der Herzog einen Befehl erzwingen wollen; ſo fuhr dieſer in ſeiner Rede fort:

Hätte nicht der Graf von **Briſtol** die Vollziehung der Heyrath mit allen Kräften hindern ſollen, wenn der König von Spanien Anſtand genommen, Sr. Majeſtät zum Vortheil der Pfalz beyzuſtehen? allein er that es nicht. Denn

1) wendete der Graf alle Stärke ſeines Geiſtes an, die von Rom gekommene Erlaubniß, die ſehr verändert und mit neuen Bedingungen beſchwert war, zu bemänteln.

Das iſt nicht möglich: denn dem Grafen wurde bey der Ankunft der Erlaubniß nicht ſo viel Zeit übrig gelaſſen, nach England zu ſchreiben; mithin konnte er auch damals in keinem nach England geſchikten Brief jene vorgegebene Fehler und beſchwerliche Bedingungen der päbſtlichen Erlaubniß bemänteln.

2) Der Graf ließ die zum Heyrathgut verſprochene 600000 Pfund Sterling auf 80000 Pfund, einige Edelſteine, und auf einen jährlichen Gehalt von 2000 Pfund herunterſetzen, und ſchiene mit der Zahlung zufrieden zu ſeyn.

Aus dieſer Treuloſigkeit, welche zu ſeiner Verurtheilung allein hinreichend geweſen wäre, hätte der König gewis einen Artickel ſeiner Anklage gemacht, wenn der Graf derſelben hätte beſchuldiget werden können.

3) Auf die Wiederherſtellung der Pfalz hat der Graf von Briſtol wider den ausdrüklichen Befehl Sr. Majeſtät nicht die geringſte Sorge angewendet, ſondern vielmehr dieſe wichtige Sache in das Belieben der Infantin nach der Vermählung geſtellt.

4) Der Graf beſtimmte einen gewiſen Tag zu Vollziehung der Heyrath, die ein jeder, der von ſeinen Verhaltungsbefehlen eingenommen geweſen wäre, im Angedenken ſeiner Pflichten aufgeſchoben hätte.

Dieſe Verwegenheit des Grafen breitete eine Beſchimpfung auf den König von Spanien, auf den Prinzen und auf die Infantin aus, welcher der Name einer Prinzeſſin von Wallis entzogen wurde.

Vermög eines zwiſchen dem Prinzen, dem Herzog und dem König von Spanien getroffenen Vergleichs mußte die Vollziehung der Heyrath zehen Tage nach Ankunft der päbſtlichen Erlaubniß geſchehen; und dabey hat der Graf von Briſtol nicht die geringſte Veränderung zu Schulden kommen laſſen.

 Sech-

Sechſter Artickel.

Wenn die Unterhandlung dieſe Beſchaffenheit gehabt, ſo fragt ſichs: Ob der König in Abſicht auf die Vermählung ſeines Prinzen, und auf die Unterſtützung ſeiner Tochter es dabey ſicher bewenden laſſen könne?

2) Oder ob der König nach unterbrochener Unterhandlung ſich allein ſeiner Macht überlaſſen, und in den Schranken ſeiner wirklichen Verfaſſung bleiben ſolle?

Wer des Grafen von Briſtol Vertheidigung geleſen hat, kan ſelbſt Anmerkungen über dieſen Bericht des Herzogs machen. Wie ungeſchikt war nicht dieſer Bericht, beyde Häuſer des Parlaments vollſtändig zu belehren, um gewiſſenhafte Entſchlieſſungen über die ihnen vom König vorgelegte Frage zu faſſen. Deſſen ohngeachtet ertheilten ſie darauf dem König den übereilten Rath, mit Spanien abzubauen. Das war die unglükliche Quelle der Händel, in welche hernach Carl I mit ſeinen Parlamenten verwickelt worden.

Das

Das neunzehnte Buch,

welches die fünfzehn erſte Jahre der Regierung Carls I enthält.

Carl I.

Fünf und zwanzigſter König von England ſeit der Eroberung.

Die Grundſätze von der höchſten Gewalt und dem königlichen Vorrecht haben ſich von Jacob I auf Carl I, ſeinen Sohn und Nachfolger, gleichſam erblich fortgepflanzt (e). Bey Antrettung ſeines Regiments, zu welchem er im Jahr 1625 gelangte, beobachtete man keine Veränderung, als in der Perſon des Königs. Gleichwie er die vorige Staatsbedienten um ſich ſahe; ſo blieben auch alle Bedienungen in den Händen des Herzogs von Buckingham, mit welchem Carl I durch die nach Spanien unternommene Reiſe in eine ſo genaue Verbindung trat, daß die Liebe, welche ihm ſein Vater Jacob ſchenkte, gegen der Liebe, womit er ihm zugethan war, durchaus in

(e) *Rushvvorth* Vol. I. p. 166.

in keinen Anſchlag kommt. Uebrigens hatte man Grund zu glauben, daß Jacob in der Folge der Zeit den Herzog ſeiner Ehre würde entſezt haben: denn dieſer war der Anſtifter zu jener bedenklichen Reiſe nach Spanien, welche dem König den Tadel ganz Europens zugezogen. Er wird als die Haupthinderniß der Vermählung des Prinzen mit der ſpaniſchen Infantin angeſehen, ohne eine rechtmäßige Urſache vorgeben zu können. Er hat den König gleichſam gezwungen, mit Spanien zu brechen. Er iſt es, der den Grosſchazmeiſter, Grafen von Midleſex, unter dem Anſehen des Prinzen, wider den Willen des Königs verdammt; als welcher den Prinzen und Herzog vergeblich um Gnade für ihn gebeten. Hätte nun der Herzog den Prinzen mit ſeinem Vater nicht in Uneinigkeit geſezt, welches aber eine Sache von weiter Ausſicht würde abgegeben haben; ſo wäre er bey längerem Leben Jacobs auſſer Stand geweſen, ſeine Würde noch ferner zu behaupten. Dieſes, mit Zuziehung der Kühnheit, nach welcher er dem verſtorbenen König ein Pflaſter auf den Leib legen laſſen, und, ohne Genehmhaltung der Aerzte, ſelbſt einen Trank eingegeben, zog dem Herzog einen ſehr groſſen Verdacht zu. Man kan freylich den Tod des Königs wegen jener gebrauchten Mittel nicht geradezu auf ſeine Rechnung bringen; allein die Art und Zeit der Krankheit, und die Umſtände bey ſeinem unvermutheten Tod ſind leicht fähig, einen groſſen

Ver-

Verdacht wider die Treue des Herzogs gegen den König einzuflöſſen. Deſſen ohngeachtet ſchenkte der neue König dem Herzog ſeine Gewogenheit in einem ſo vorzüglichen Grad, daß man glauben muß, er ſey von ſeiner Unſchuld völlig überzeugt geweſen. Mit einem Wort: der Herzog von Buckingham genoß, als ein Liebling des Sohns, eine weit gröſſere Ehre, und übte mehr Gewalt aus, als unter der vorigen Regierung ſeines Vaters.

Carl I beſtieg kaum den Thron, als er zwey gleich ſchwer auszuführende Anſchläge geſchmiedet. Der erſte war, die ſeinem Schwager, dem Churfürſten, entriſſene Ober- und Niederpfalz aus den Händen des Kayſers und des Herzogs von Bayern zu ſpielen. Der zweyte betraf die königliche Gewalt, die er weit höher, als alle ſeine Vorfahren zu treiben geſonnen war. Bey allen Schwierigkeiten überredete ſich Carl, unter dem Vorwand des pfälziſchen Kriegs das Parlament ſeiner unumſchränkten Herrſchaft unterwerfen, und die Reichthümer Englands zum Beſten des Königs von Böhmen anwenden zu können. Dieſe zwey Anſchläge müſſen wohl auseinander geſezt werden, weil ſie der Innhalt der fünfzehn erſten Jahre dieſer Regierung ſind, mit denen wir uns hier ins beſondere beſchäftigen wollen.

Was den erſten anbelangt, ſo iſt genug, allhier anzuführen, daß das Parlament durch die Liſt des Prinzen und des Herzogs von Buckingham bewogen worden, den ſpaniſchen

Vergleich abzubrechen, und den darauf folgenden Krieg zu unterſtützen. Der Prinz ſuchte hernach, als König, den übereilten Rath und das Verſprechen des Parlaments zu ſeinem Vortheil zu gebrauchen, als wenn dieſes die Haupturſache des Kriegs wäre, den man zu Wiedereroberung der Pfalz angefangen. Man brachte den König Jacob nicht nur um den vortheilhaften Vergleich, an dem er ſieben Jahre lang gearbeitet, ſondern auch um die reiche Mitgabe, die er von der ſpaniſchen Infantin hoffen konnte. Er wurde wider ſeine Neigung in einen Krieg mit Oeſterreich verwickelt, und in Umſtände verſezt, in welchen ihm zum Unglük das Parlament unentbehrlich werden mußte.

Hernach wurde der Herzog von Buckingham, den man anfänglich, wegen Trennung jener Vermählung, als einen Schuzgeiſt verehrte, nach gefundener Wahrheit ein Gegenſtand des allgemeinen Haſſes.

Endlich ſtellte der Prinz, als König, verſchiedene Parlamente ein, weil man ihm den gehoften Beyſtand abgeſchlagen hatte. Das war der beklagenswürdige Grund des Misvergnügens ſeiner Unterthanen, und zulezt ſeines gröſten Unglüks.

Man wußte bisher die Urſache nicht, aus welcher der Prinz und Herzog den Vergleich mit Spanien gebrochen, und warum ſie geglaubt, die verlohrne Pfalz dem Kayſer und Herzog von Bayern mit Gewalt leichter entziehen

ziehen zu können, als wenn ſie vermittelſt der Vermählung die Gunſt des Königs von Spanien beybehalten hätten. Allein die Abſicht des neuen Königs war, das Parlament wegen des ihm angerathenen Kriegs unter Vorſtellung der dringenden Noth zu jedesmalig ſchleuniger Auszahlung des Geldes, welches er fordern würde, anzuhalten. Doch, wir müſſen, vor der Beſchreibung dieſes zweyten Anſchlags, von der willkührlichen Gewalt einige vorläufige Anmerkungen machen.

Jacob I beſtrebte ſich, ſo lang er König von England hieß, die Gerechtſame des königlichen Vorrechts durch allgemeine Grundſätze zu erweitern, deren nothwendige Folgerungen einem König die unumſchränkte Herrſchaft in die Hände ſpielen müſſen. Auf verſchiedene von dergleichen Folgerungen, die er ausüben wollte, aber wegen des gefundenen Widerſtandes nicht in die Ausübung bringen durfte, behauptete er erbittert, die Parlamente hätten ihr Daſeyn blos der Erlaubniß der Könige zu danken, welche man auf Gutbefinden widerrufen, und England ohne Parlament regieren könne. Das war der beſtändige Zankapfel zwiſchen Jacob I und dem Parlament.

Weil keine ausdrükliche Entſcheidung vorgelegt werden konnte, worinn die Vorrechte des Königs und die Freyheiten des Volks beſtünden; ſo enthielten ſich die weiſeſte Könige und Parlamente ſolcher Fragen, die nur Er-

bitterung zu verurſachen im Stand waren: allein bey der Erhebung Jacobs I auf den Thron wurden ſie ſchlechterdings nöthig. Denn alle Grundſätze, die er entdekt, zielten auf die Einführung einer unbedungenen Regierung: er ſchärfte ſie ſeinen Unterthanen bey allen Gelegenheiten ein, und ſuchte ſie eyfrigſt in den Gang zu bringen. Er füllte das Königreich mit Monopolien an, zwang die Unterthanen, ihm Geld zu geben, ſtellte Parlamente ein, die ſeinen Grundſätzen widerſtrebten, ließ die freymüthig redende Glieder deſſelben in das Gefängnis werfen, und erklärte öffentlich, er wolle kein Parlament mehr verſammlen.

Die Aufhebung der Vermählung mit Spanien brachte den König und das Parlament wieder in ein beſſeres Vernehmen. Der König begrief, wie nothwendig ihm das Parlament ſey, und das Volk ſahe, daß der König in dem mit Oeſterreich verwickelten Krieg auf die Freyheit der Parlamente ein wachſames Aug richten müſſe.

Jacob ſtarb darauf, und ſein Sohn Carl I, der nach ihm den Thron beſtieg, konnte wegen der Lebhaftigkeit ſeines Alters und ſeiner Leidenſchaften nicht verheelen, daß er die Grundſätze ſeines Vaters eingeſogen habe. Anſtatt die alten Mißbräuche abzuſtellen, führte er noch dazu neue und unerträglichere ein. Die Drangſalen ſeiner Unterthanen rührten ſein Herz nicht, und er hielte eine jede Bitte, die auf ihre Abſchaffung gezielt, für eine Beleidigung. Weil

er

er die Parlamente nur als Verſammlungen anſahe, die blos zu dem Ende da ſeyen, ihm nach Belieben Geld zu verſchaffen; ſo ſtellte er verſchiedene ein, welche ihm die verlangte Summe verweigerten, mißhandelte einige Glieder deſſelben, und quälte die Unterthanen durch gewaltthätige Auflagen.

Wir wollen alles dieſes aus dem Verhalten des Königs und aus gültigen Schriften deutlich und auf eine ſolche Weiſe darthun, daß die eyfrigſte Anhänger des Königs dadurch beſchämt, und zum Stillſchweigen gebracht werden müſſen. Der Leſer wird ſich durch dieſe Bemühung in den Stand geſezt ſehen, die wahre Triebfedern zu dem Krieg zu erkennen, der dieſes Königreich nachher in einen ſo betrübten Zuſtand geſtürzet hat.

Die noch zu Lebzeiten Jacobs feſtgeſezte Vermählung des Königs wurde zu Paris prächtig gefeyert; dabey der Herzog von Chevreuſe die Stelle eines Gevollmächtigten des Königs von England vertrat. Kurz darauf gieng der Herzog von Buckingham nach Frankreich, die neue Königin ihrem Gemahl zuzuführen. Sie kam im Monat Junius zu Douvre an, und die Vollziehung der Heyrath geſchahe den folgenden Tag zu Canterbury. Nach vier Tagen wurde der Einzug in London gehalten, und zween Tage darauf das erſte Parlament verſammlet, bey deſſen Eröfnung der König den beyden Häuſern ſein Ver-

langen in einer Rede entdekte (f). Nachdem er dieſe mit der Verſicherung geendiget: Es werde niemals ein Fürſt gröſſeren Eyfer angewendet haben, die proteſtantiſche Religion zu behaupten, als es von ihm zu erwarten ſey; ſo mußte der Grosſiegelbewahrer, Lord Coventry, die Abſichten des Königs deutlicher vorſtellen. Er meldete in ſeiner Rede, Se. Majeſtät laſſe das Parlament an die Verbindlichkeit erinnern, die Pfalz wieder zu erobern: denn die beyden Häuſer hätten ſich Sr. Majeſtät bedient, dem vorigen König die Aufhebung der ſpaniſchen Vergleiche anzurathen; aber ihm auch durch Gutachten und Verſprechungen ihre Unterſtützung zugedacht. Sie ſollten bedenken, daß die ſeit dieſer Zeit geſchloſſene Bündniſſe, die Ausbeſſerung der Feſtungen, die Sendung eines Heers in die Niederlande, und die in Irrland abgeſchikte Hülfsvölker hauptſächlich auf die Wiedereroberung der Pfalz angeſehen; daß die vormals dazu bewilligte Hülfsgelder nach den vorhandenen Rechnungen ausgegeben ſeyen, und daß der König ſich gemüſſiget geſehen, von ſeinem eigenen Geld eine beſtimmte Summe auf dieſe Sache zu verwenden (g).

Darauf bat er ſie, ſie möchten drey Punkte wohl überlegen:

1) Die Zeit: weil Europa um den Teich Bethesda herum liege, und man ſich die erſte

(f) *Rushvvorth* Vol. I. p. 171.
(g) *id.* ibid. p. 172.

erſte Bewegung des Waſſers zu Nuz zu machen habe; ſo wünſche der König, ſie möchten dieſe Sitzung ihm, oder vielmehr ihrem eigenen Vortheil widmen, die nächſt beliebige aber für die innerliche Angelegenheiten eröfnen.

2) Die Summe, welche ſie dem König bewilligen müßten. Sollten die Hülfsgelder nicht ſchleunig genug eintreffen können; ſo wünſche Se. Majeſtät, ſie möchten ihm die Art anzeigen, der ſie folgen wollten.

3) Den Erfolg der Handlung, weil dieſe, als die erſte in ſeiner Regierung, ſeine Ehre vorzüglich betreffe, und ganz Europa mit der Nachricht, daß er König worden ſey, auch zugleich eine Verſicherung von der Treue der Unterthanen gegen den König erhalte. Er verlaſſe ſich alſo nach ſeiner poetiſchen Abhandlung, welche die Ueberſchrift führe: Amor civium regis munimentum, mit dem gröſten Vertrauen auf ihren liebreichen Beyſtand.

Das Parlament, welches von dem vorgegebenen Eyfer des Königs für die proteſtantiſche Religion nicht völlig überzeugt zu ſeyn ſchiene, übergab dem König nach einigen Tagen eine Bittſchrift wider die ſich weigernde Papiſten. Darüber ließ ſich der König ſehr gnädig vernehmen, ohnerachtet er die Beantwortung

wortung eines jeden Artickels der Bittſchrift länger aufſchob.

Weil ein Geiſtlicher, Namens Montaigu, in einem vor kurzem gedrukten Buch, welches die Aufſchrift: Appellation an den Cäſar, führte, durch allerhand Vorſchläge die Kirche und das Reich zu verwirren geſucht: ſo zog das Haus der Gemeinen den Verfaſſer auf die geſchehene Anklage vor Gericht, und ſchikte ihn auf Gutbefinden dem Erzbiſchoff von Canterbury, der ihn ermahnte, über dergleichen Sachen nicht mehr zu ſchreiben. Der König hielte es für einen Eingriff in ſein Vorrecht, den Montaigu, als einen von ſeinen Kaplanen, vor das Gericht der Gemeinen tretten zu laſſen, und brachte die Sache vor ſeinen Rath.

Das Haus der Gemeinen war durch das Mißvergnügen, welches der König gegen ihm geäuſſert hatte, nicht abzuhalten, ihm zwey Hülfsgelder zu bewilligen. Der König nahm ſie freylich an, aber meldete auch zugleich, dieſes Geſchenk ſey zu Führung des Kriegs, welchen das Parlament ſeinem Vater angerathen habe, nicht hinlänglich, und beſchied dieſes wegen der in London herrſchenden Peſt nach Oxford.

Der König Jacob verſprach kurz vor ſeinem Tod, dem König von Frankreich fünf oder ſechs Schiffe wider die Genueſer zu leihen. Ludwig XIII wußte durch den Herzog von Buckingham Carl I zu bewegen, daß er

jene

jene Schiffe zu Belagerung der Stadt Rochelle, wo er ſie nöthig hatte, gebrauchen laſſen wollte: allein die Hauptleute, die wider Rochelle nicht zu dienen verlangten, ſuchten den Weg nach England zurük. Der König wollte ſie durch einen neuen Befehl bewegen, ſich zum Dienſt und nach der Abſicht Ludwigs gebrauchen zu laſſen, konnte es aber nicht dahin bringen: denn die Steuermänner und Schiffſoldaten liefen alle davon (h).

Dieſer Handel machte in Oxford, wo das Parlament verſammlet war, ein groſſes Aufſehen. Das Haus der Gemeinen klagte aus vielen Urſachen über die Aufführung des Herzogs von Buckingham. Man ſezte hinzu, das dem vorigen König bewilligte Geld ſeye nicht nach der Abſicht des Parlaments angelegt: wegen der ſchlechten Verwahrung des Meers werde den engländiſchen Kaufleuten von den Seeräubern ein wichtiger Schaden zugefügt, und eine mächtige Parthey im Königreich unterſtüzze öffentlich das Pabſtthum und den Arminianiſmus. Damit zielten ſie vornehmlich auf den Neod, Biſchoff von Winchester, und auf den Laud, Biſchoff von Bath und Wells, die man für Beſchützer der Arminianer hielte, und wegen ihres ſtrengen Eyfers für die geringſte Cerimonien der engländiſchen Kirche im Verdacht hatte, ſie giengen darauf um, das Pabſtthum wieder einzuführen.

Einige

(h) *Rushvvorth* Vol. I. p. 174.

Einige Tage lang wurde in dem Haus der Gemeinen von lauter Beſchwerden, aber kein Wort von dem Geld geredet, welches der König zu Fortſetzung des Kriegs verlangte: dadurch wurde der König bewogen, die beyden Häuſer in den Saal des Chriſtscollegii kommen zu laſſen, wo er ihnen auf das neue vorſtellte: Sein Vater habe auf ihr Anrathen die ſpaniſche Vergleiche abgebrochen; ſie hätten den daraus herzuleitenden Krieg voraus geſehen, und dem König zu Fortſetzung deſſelben die Verſicherung ihres Beyſtandes gegeben: was ſie damals bewilliget, ſey für die Bundesgenoſſen, zur Beſchützung des Königreichs, zum Kriegsvorrath, zu Ausrüſtung einer Flotte, mit einem Wort, nach ihrem Wunſch angewendet worden: nach ſeines Vaters Tod habe er ſie gebeten, ihm zu Ausführung jener Anſchläge beyzuſtehen: ihre neue zwey Hülfsgelder erkenne er als ein Merkmal ihrer Liebe, aber ſie reichten nicht einmal hin, die Flotte in einen gehörigen Stand zu ſetzen (i).

Nach dem König ſuchte ein Staatsſecretair dem Haus der Gemeinen die Darſchieſung einer groſſen Summe zu dem Krieg, in welchem nun der König einig und allein auf ihr Anrathen verwickelt ſey, nothwendig zu machen. Dieſe Reden aber zogen keine groſſe Wirkung nach ſich, weil das Parlament ſchon eingeſehen, daß der König und der Herzog dem

(i) *Rushvvorth* Vol. I. p. 177.

dem damaligen Parlament dieſen Rath gleichſam entriſſen habe (k).

Die Gemeinen, die in ihr Haus wieder zurük kehrten, vernahmen bey den Beſchwerden, die ſie zu unterſuchen fortfuhren, viele Klagen wider den Herzog von Buckingham. Man klagte nicht nur über die Duldung, ſondern auch über die Beförderung des Pabſtthums, und über die Verzeihungen, welche der Lord Conway den ſich weigernden aus einer vorgegebenen Vollmacht des Königs bewillige. Dieſe Klagen ſezten den König in die Nothwendigkeit, die oben angeführte Bittſchrift, welche ihm die beyde Häuſer zu London übergeben, ausdrüklich zu beantworten.

Die einem jeden Abſaz beygefügte Antworten des Königs erleichtern dem Leſer das Urtheil, wie des Königs Verſprechungen nachher angewendet worden. In der

Bittſchrift wider die ſich weigernden werden dem König die g fährliche Folgen vorgeſtellt, die aus dem Wachsthum des Pabſtthums in England flieſſen, nebſt Anführung der Urſachen, aber auch der Mittel, welche dawider dienlich ſind (l).

Die damit verknüpfte Gefahr.

1) Die Papiſten bearbeiten ſich ſtets, die in England eingeführte Religion und das Reich umzuſtürzen, und ihre Lehrer bereden

(k) *Rushvvorth* Vol. I. p. 178.
(l) *id.* ibid. p. 181.

reden ſie, ſie thäten GOtt einen Dienſt damit.

2) Sie hangen von auswärtigen Fürſten ab, die des Königs und Reichs Wohlfahrt durchaus nicht ſuchen.

3) Der Anwachs des Pabſtthums erleichtert einem jeden, der ſich zum Haupt einer ſo ſtarken Parthey aufwerfen will, die Ausführung dieſer böſen Anſchläge.

Die vornehmſten Urſachen vom Anwachs des Pabſtthums.

1) Die unterlaſſene Vollziehung der Geſetze an den ſich weigernden Papiſten.

2) Die Fürbitten auswärtiger Fürſten für die ſich weigernde Papiſten.

3) Die Zuſammenkünfte der Papiſten in der Stadt London.

4) Die Freyheit, mit der ſie öffentlich die Häuſer der Geſandten beſuchen.

5) Die Sendung ihrer Kinder in auswärtige catholiſche Schulen.

6) Der Mangel der Unterweiſung der Engländer in der proteſtantiſchen Religion.

7) Die ungehinderte Ausbreitung papiſtiſcher Bücher.

8) Die Aemter der Regierung, die man denen anvertraut, welche Neigung und Macht haben, die papiſtiſche Parthey zu unterſtützen.

Dienliche Mittel wider dieſes gefährliche Uebel.

1) Die

1) Die Jugend muß von geſchikten und frommen Lehrmeiſtern in den Grundſätzen der wahren Religion unterwieſen, und jeder Lehrer, den der Biſchoff in ſeiner Aufführung pflichtlos gefunden hat, fortgewieſen werden.

Antwort des Königs.

Der König wird beyden Erzbiſchöffen ſchreiben, daß ihre Biſchöffe über der Vollziehung dieſes Mittels halten, und davon Rechenſchaft geben ſollen.

2) Auf den beyden Univerſitäten, welche Pflanzſchulen der Wiſſenſchaft und Religion ſind, muß die alte Zucht wieder hergeſtellt werden.

Antwort.

Die Kanzler der Univerſitäten ſollen pflichtmäßig darüber halten.

3) Die reine Predigt des göttlichen Worts: daher gelehrte und tugendhafte Prediger, denen ihr Amt unterſagt worden, wieder in den Dienſt einzuleiten ſind. Es wäre auch in Abſicht der Commentureyen und der Mehrheit der Pfründen eine gröſſere Mäſigung zu gebrauchen.

Antwort.

Das gilt von friedliebenden Predigern, die bey der Verfaſſung der Kirche bleiben. Es darf jetzo kein Geiſtlicher mehr, als zwey Pfründen haben. Commentureyen wer-

werden nur ertheilt, wenn es die geringern Einkünfte eines Biſchoffs erfordern ſollten. Unter der Sorgfalt Sr. Majeſtät werden Pfründen auch nur Leuten von Verdienſten gegeben werden.

4) Sind die Engländer durch ſcharfe Befehle anzuhalten, ihre Kinder den Pflanzſchulen jenſeit des Meers nicht anzuvertrauen, oder davon zurük zu rufen.

Antwort.

Ueber dieſem Geſez ſoll gehalten werden: die Uebertretter ſind nach den Geſetzen zu beſtrafen.

5) Es iſt keinem ſich weigernden Papiſten ein Zutritt zu dem Hof zu erlauben, wenn ihn nicht der König einer beſondern Urſache wegen ruft. Die eingebohrne Unterthanen, die ſich nicht zu unſerer Religion bekennen, ſind von den Dienſten der Königin auszuſchlieſſen.

Antwort.

Se. Majeſtät wird dißfalls ihre Unterthanen in Grosbrittannien und Irrland zu der verlangten Ordnung verweiſen.

6) Es ſind die wider die Catholicken gegebene Geſetze zu vollziehen. Sie ſollen auf einen feſt geſezten Tag das Königreich räumen: kein Unterthan ſoll ſie verbergen: alle ſich weigernde, die im Gefängnis ſitzen, ſind wohl zu verwahren, und ganz allein zu laſſen.

Antwort.

Se. Majeſtät wird deswegen ein Schreiben ausgehen laſſen, wie man es wünſchen kan.

7) Se. Majeſtät wird nach ſelbſt gefälligen Maasregeln verurſachen, daß niemand, der ſeine Gewalt dem römiſchen Biſchoff zu danken hat, die Prieſterweyhe ertheile, um in dero Ländern eine geiſtliche Verrichtung vorzunehmen.

Antwort.

Wir halten ein Ausſchreiben wegen deſſen, was hier verlangt wird, für gut. Man wird darüber halten.

8) Weil alle Geſchenke von Ländereyen der ſich weigernden nichtig, oder zu vernichten ſind; ſo wäre dienlich, wenn Se. Majeſtät dieſelbige durch ihre Sachwalter unterſuchen oder vernichten lieſſe.

Antwort.

Der König wird thun, was verlangt wird.

9) Se. Majeſtät beliebe, die Ausſprechung des Bannes wider die ſich weigernde Papiſten zu beſorgen, und ſie unter keinem Vorwand losſprechen zu laſſen.

Antwort.

Man wird in Abſicht des Bannes nach Wunſch verfahren.

 10) Die

10) Die ſich weigernde Papiſten ſind nach den Parlamentsverordnungen von den Aemtern der Regierung abzuweiſen.

Antwort.

Se. Majeſtät findet es für gut. Es ſoll geſchehen.

11) Die verdächtige oder ſchon überführte ſich weigernde Papiſten ſind nach den Befehlen des vorigen Königs wehrlos zu machen.

Antwort.

Dieſe Geſetze ſollen vollzogen werden.

12) Die Papiſten ſind in ihre Städte und Provinzen zu verweiſen, ohne ſich weiter, als fünf Meilen von ihren Wohnungen zu entfernen.

Antwort,

Die übliche Geſetze ſollen dißfalls vollzogen werden.

13) Wir bitten demüthigſt, daß auf Sr. Majeſtät Befehl gehalten werde, es ſolle kein eingebohrner Unterthan die Meſſe hören, oder an einigem Ort einem abergläubigen Gottesdienſt beywohnen.

Antwort.

Der König williget darein, und wird über ſeinen Befehlen halten.

14) Die zur Schande der wahren Religion ausgeübte Unverſchämtheiten ſind gehörig zu beſtrafen.

Antwort.

Es ſoll geſchehen.

15) Die unter der Regierung der Eliſabeth gemachte Verordnung: Wer des Sonntags ohne gültige Urſache den Gottesdienſt verſäumt, ſoll einen Schilling Strafe erlegen, iſt beyzubehalten; zumal, da die Geſetze dieſe Strafen den Armen zuerkennen.

Antwort.

Von dieſer Verordnung ſoll niemand frey geſprochen werden.

16) Se. Majeſtät geruhen, zu Wiederherſtellung der wahren Religion, das nemliche in Irrland beobachten zu laſſen.

Antwort.

Seine Majeſtät wird auch dißfalls der Verbindlichkeit eines gottesfürchtigen Königs eingedenk ſeyn.

Dieſen Verſprechungen fehlte nichts, als die Vollziehung, und die Klagen, welche in dieſen Stücken unter dem vorigen Regiment geführt wurden, mußten auch unter der Regierung Carls I von dem Parlament fortgeſezt werden.

Der König gedachte durch dieſe Antworten die Liebe der Gemeinen zu erwerben; allein ſie waren doch dadurch nicht zu bewegen, an nichts, als daran zu denken, wie ſie ihm nach ſeinem Wunſch Geld ſchaffen möchten. Denn, weil der Rath des vorigen Parlaments durch einen Kunſtgriff erſchlichen worden war: ſo ſahe das gegenwärtige Parlament keine Verbindlichkeit, jene Verheiſſungen in die Erfüllung zu bringen. Es war genug, daß das leztere die Beſcheidenheit gebraucht hat, den König durch Entdeckung der Kunſtgriffe, die er vormals in dieſer Sache angewendet, nicht ſchamroth zu machen. Es prüfte vielmehr, anſtatt ſich des Geldes wegen mit einer Bill zu beſchäftigen, den Zuſtand der Religion und die Beſchwerden des Volks, und ſchonte dabey den Herzog von Buckingham und andere Staatsbediente durchaus nicht.

Der König ſahe dieſes als die äuſſerſte Beleidigung an, weil durch dieſe Verzögerung ſeine erſte Maasregeln vereitelt waren, und weil er in ſeinem Liebling ſelbſt angegriffen zu ſeyn glaubte.

Er hatte keine Hofnung, das verlangte Geld zu erhalten, und beſchloß, das Parlament einzuſtellen; dieſes aber, welches die Schuld von dieſer Trennung nicht auf ſich kommen laſſen wollte, eilte mit folgender Erklärung (m):

„Wir

(m) *Ruskvverth* Vol. I. p. 190.

„ Wir danken nicht nur für die gnädige
„ Antwort des Königs auf unſere Bittſchrift,
„ ſondern verſichern ihn auch vor GOtt von
„ unſerm Entſchluß, jederzeit ſeine getreueſte Un-
„ terthanen zu bleiben. Wir werden jederzeit
„ nach der in Parlamenten gewöhnlichen Art
„ unſere Kräften anſtrengen, die Beſchwer-
„ den und Mißbräuche des Königreichs zu
„ verbeſſern, und Sr. Majeſtät in allem ge-
„ rechten Anliegen beyzuſtehen. Die Liebe ſei-
„ ner Unterthanen wird die dauerhafteſte Stü-
„ tze ſeiner Sicherheit und ſeines Ruhms ſeyn,
„ und wir bitten, diejenige, welche das Ge-
„ gentheil behaupten, als Verläumder und
„ Feinde des Reichs anzuſehen. „

Mit dieſer Erklärung gaben die Gemeinen dem Volk zu verſtehen, ſie wollten dem König kein rechtmäßig zu forderndes Geld verſagen, ſondern auf eine ſchleunige Verbeſſerung der Beſchwerden dringen.

Jacob I und ſein Sohn lieſſen lieber die Parlamente auseinander gehen, ehe ſie ihnen ihrer Beſchwerden wegen Genugthuung verſchaffen wollten. Dadurch gaben ſie Anlaß zu dem Verdacht, ſie ſeyen begierig, ſich vom Joch der Parlamente gänzlich zu befreyen, oder ſie nur als Goldgruben zu betrachten. Gab nun gleich Carl I das als die Urſache der Trennung dieſes Parlaments an, weil ſich die Peſt der Stadt zu nähern ſchiene; ſo war doch die Verweigerung des verlangten Geldes die Peſt, die ihm ſo heftig zuſezte.

Doch ließ ſich der König durch dieſen troſtloſen Schluß des Parlaments von dem Vorhaben, Spanien zu bekriegen, nicht abhalten. Der Graf von Holland und der Herzog von Buckingham mußten, mit den vereinigten Provinzen der Niederlande ein Bündniß zu ſchlieſſen, nach dem Haag abgehen. Weil aber kein Geld in Bereitſchaft da lag, indeſſen eine Flotte wider Spanien auszurüſten; ſo erwählte der König den Weg des Darlehns, und trieb auf dieſe Weiſe von den vermöglichſten Leuten die verlangte Summe ein (n).

Der König machte, ſeine Unterthanen zu Vorſchieſung des Geldes deſto bereitwilliger zu finden, ein Ausſchreiben bekannt, nach welchem die in öſterreichiſchen Dienſten ſtehende und auswärtig erzogene Engländer, Schottländer und Irrländer zurük gerufen werden ſollten; zugleich befahl der geheime Rath, den ſich weigernden Papiſten die Waffen hinweg zu nehmen (o).

Gedachte Flotte, welche unter Anführung Eduard Cecils, der den Grafen von Eſſex zum Viceadmiral bekam, unter Segel gehen ſollte, war beſtimmt, die ſpaniſche Flotte an einem bequemen Ort anzufallen.

Der Admiral, der den Vortheil aus der Acht ließ, eine groſſe Menge in dem Hafen zu Cadix liegender Schiffe anzugreifen, ſchikte den

(n) *Rushvvorth* Vol. I. p. 192. 193.
(o) *id.* ibid. p. 194.

den Generalmajor Burrows mit Völkern an das Land, die ſich mit nichts, als mit Plündern und Schwelgen beſchäftigten, und wegen eingeriſſener Krankheiten nach England zurük geſchikt werden mußten. Ein Unglük, welches dem König und dem Herzog von Buckingham einen überaus groſſen Nachtheil verurſachte.

Weil der Mangel an Geld den König genöthiget, ein neues Parlament zu verſammlen, er aber diejenigen, die ihm im vorigen nicht zugethan geweſen, vor dieſesmal davon entfernet wiſſen wollte: ſo wurden ſie alle in verſchiedenen Provinzen zu Grosſherifs gemacht; in der Meynung, ihre beſchwerliche Amtsverrichtungen würden ihnen die Beſuchung des Parlaments nicht erlauben (p). Allein die Erwägung des Dienſtes, den ſie im Parlament dem Vaterland zu leiſten hatten, machte ſie ſo fleißig, daß ſie nicht nöthig fanden, ſich davon zu entfernen.

Einige Tage vor der Verſammlung deſſelben wurde der König von dem Erzbiſchoff von Canterbury, nachdem er ihm den Eyd abgenommen hatte, geſalbet und gekrönet. Vor der Krönung ließ der König in einem Schreiben allen, die vierzig Pfund Sterling jährlicher Einkünfte, aber den Ritterſtand nicht hatten, den Befehl ertheilen, in dieſen Stand einzutretten. Es wird unten Gelegenheit geben

(p) *Rushvverth* Vol. I. p. 198.

ben, zu zeigen, daß dieſes mit Recht als eine neue Beſchwerde anzuſehen ſey.

Als die bey der Krönung gewöhnliche Feyerlichkeiten geendiget waren; ſo hörte man von Laud, Biſchoff von Bath und Wells, indem der König die Huldigungen von den Herrn anzunehmen im Begriff war, eine Schrift ableſen, deren Innhalt bey den vorigen Krönungen niemals zum Vorſchein gekommen (q). Unter andern waren folgende Ausdrücke in derſelben enthalten:

Wie Sie die Geiſtlichkeit näher, als die übrige Menſchen, zu dem Altar tretten ſehen, ſo erinnern Sie ſich, derſelben auch an allen dienlichen Orten mehr Ehre zu erweiſen, daß Sie der Mittler zwiſchen GOtt und den Menſchen auf dieſen Thron ſetze, um der Mittler zwiſchen der Geiſtlichkeit und den Layen zu ſeyn, und daß Sie mit JEſu Chriſto, dem König aller Könige, ewig herrſchen mögen.

Nach der Verſammlung des Parlaments hielte der Lord Coventry, der Groſſiegelbewahrer, im Namen des Königs eine Rede an die beyde Häuſer, welche mit eben ſo viel Stolz, als Beredſamkeit angefüllt war.

Zum Beweis des Stolzes werden folgende Ausdrücke hinlänglich ſeyn: „Hier erniedrigt „ſich die höchſte Majeſtät ſo weit, daß ſie die „Geringſte von ihren Unterthanen zuläſſet, „oder vielmehr einladet, ſie über die wichtige „An-

(q) *Rushvvorth* Vol. I. p. 201.

„ Angelegenheiten des Königreichs zu Rath
„ zu ziehen. Das iſt eine Gnade und ein
„ Vortheil, dafür wir unſere Erkenntlichkeit
„ nicht genug bezeugen können. — Wir
„ müſſen GOtt preiſen, daß er die Macht,
„ das Parlament zu verſammlen, in die Hän-
„ de eines Königs gegeben, deſſen Gröſſe und
„ Tugend, die in ſeiner Perſon vereiniget ſind,
„ es ſchwer machen, zu entſcheiden, ob er
„ der gröſte König, oder der beſte Menſch
„ iſt. „

Von der in dieſer Rede herrſchenden Be-
redſamkeit können unter andern folgende Vor-
ſtellungen ein Zeugniß ablegen.

„ Seine Majeſtät überlegen, daß ihr kö-
„ niglicher Thron die Quelle der Gerech-
„ tigkeit iſt, und daß die gute Geſetze die
„ Bäche ſind, vermittelſt welcher ſie ſich über
„ das Volk ergieſſen. Sie wünſchen dem-
„ nach, daß ihr Volk mit Freuden erkenne,
„ daß dieſe Quelle nicht vertroknet ſey, und ſich
„ ihre Unterthanen verſichert halten, daß ſie
„ vermittelſt Dero Güte und Gerechtigkeit un-
„ ter Deroſelben Regierung von dieſer Quelle
„ eben ſo viele und groſſe Vortheile erhalten
„ werden, als ihre Väter unter den Regie-
„ rungen Dero erhabenſten und rühmlichſten
„ Vorfahren genoſſen. „

Aus dieſer Rede konnte man das Verlan-
gen des Königs, eine Summe Geldes in die
Hand zu bekommen, nicht erkennen, ob ſie
ſchon die einige Triebfeder von der Verſamm-

lung

lung dieſes Parlaments geweſen war. Zum Unglük für den König glaubte das Unterhaus nicht, verpflichtet zu ſeyn, der Abſicht des Königs mühſam nachzuſpühren, noch ſeiner Erwartung zuvor zu kommen. Es dankte durch ſeinen Sprecher noch einmal für die gnädige Antwort auf die überreichte Bittſchrift, und ſtellte einige Tage darauf Unterſuchungen über die Beſchwerden des Volks und über Religionsangelegenheiten an.

Als der König dieſes erfuhr, befahl er ſeinem allgemeinen Sachwalter, daß man wider die ſich weigernde Papiſten Schärfe anwenden ſolle (r). Ein Befehl, der während ſeiner ganzen Regierung nicht genau vollſtrekt worden.

So freudig aber das Parlament der Vollziehung dieſes Befehls entgegen ſahe; ſo wenig Anſtalten ſahe der König zu Bewilligung des Geldes, welches er ſchon lang mit allem Eyfer zu erhalten getrachtet. Das bewog ihn, dem Hauſe der Gemeinen einen Brief zu überſenden, worinnen er ſich über die Langſamkeit ihres Entſchluſſes beklagte, und den Schaden vorſtellte, der aus ihrer längern Verzögerung entſtehen müßte; aber auch dienliche Mittel anzuwenden verſprach, den Beſchwerden abzuhelfen, wenn man ſie mit Ehrerbietigkeit, und ohne die Schuld auf die Regierung zu ſchieben, vorbringen würde.

Die

(r) *Rushvvorth* Vol. I. p. 212.

Die Auszahlung der erforderlichen Summen zu beſchleunigen, ſezte er (s) hinzu:

1) Man müſſe wegen des aufgezehrten Kriegsvorraths die mit der Flotte zurükgekommene Soldaten beurlauben, und ihnen den Sold bezahlen, wenn man anderſt Meutereyen verhüten wolle.

2) Die auf das neue in Bereitſchaft ſtehende vierzig Schiffe könnten ohne Geld nicht völlig ausgerüſtet und mit Nothwendigkeiten verſehen werden.

3) Man müſſe das an den Küſten liegende Heer auf der Stelle beurlauben, wenn man nicht für ihre Kleidungen und Lebensmittel ſorge.

4) Die nach Irrland geſchikte Völker dürften, bey längerem Aufſchub ihrer Bezahlung, anſtatt der Vertheidigung dieſes Königreichs, eine Empörung erregen.

5) Nach Verfluß dieſes Monats ſeye es zu ſpät, ſich mit Anſchaffung der Lebensmitteln zu beſchäftigen.

Das Haus der Gemeinen, welches weder mit dem Innhalt des Schreibens, noch der Artickel zufrieden ſeyn, und leicht vorausſehen konnte, daß der König ſie mit Verſprechungen nur zu hintergehen ſuche, bis er das verlangte Geld in Händen habe, gab dem König in einem ehrerbietigen Schreiben zu erkennen, wozu

(s) *Rushvverth* Vol. I. p. 215.

wozu es entſchloſſen ſey. Es wurde ihm alle Erleichterung und der vollkommerſte Beyſtand verſprochen, aber unter der künſtlich hineingeflochtenen Bedingung, wenn den bekannten Beſchwerden beſtens abgeholfen würde (t).

Der König, dem dieſes kein Räthſel war, und der nicht für nöthig hielte, ſich ſo behutſamer Ausdrücke zu bedienen, erklärte in einem hernach an den Sprecher der Gemeinen gerichteten Brief ganz frey:

„ Er ſey mit ihrer Antwort zufrieden, und „ hoffe, ſie werden zu Ausführung ihrer Ent„ ſchlieſſungen dienliche Maasregeln ergreiffen; „ allein die Einſchränkung, welche die Be„ ſchwerden betreffe, nehme er nur für eine „ Einſchaltung, aber nicht für eine Bedingung „ an. Er merke wohl, daß ſie auf den Her„ zog von Buckingham zielen, weil ſie ihn „ fälſchlich im Verdacht hätten; allein er laſ„ ſe ſeine Bedienten von ihrem Haus durchaus „ nicht belangen, und der Herzog habe bey „ öffentlichen Angelegenheiten alles auf des „ Königs ausdrüklichen Befehl gethan. Er „ wünſche, daß ſie die Auszahlung des Gelds „ nicht länger verzögern möchten, ſonſt wür„ den ſie am meiſten darunter leiden müſſen. „

Dieſes Schreiben hinderte die Gemeinen an der weitern Unterſuchung des Verhaltens des Herzogs von Buckingham im geringſten nicht. Der Doctor Turner, ein Glied der Gemeinen, warf die Frage auf: Ob das Haus ſein

(t) *Rushvverth* Vol. I. p. 216.

ſein Verfahren wider den Herzog auf das öffentliche Gerücht gründen könne? Die Bejahung dieſer Frage beleidigte den König ſo ſehr, daß er den Turner wegen Aufwerfung dieſer Frage gezüchtiget wiſſen wollte. Doch dieſes Verlangen that keine andere Wirkung, als daß man deſto eyfriger auf den Herzog losgieng, und den feſten Entſchluß faßte, ohne Abhelfung der Beſchwerden dem König kein Geld zu bewilligen (u).

Die Gemeinen, welche die Welt von ihrer Bereitwilligkeit überzeugen wollten, den König in der Noth zu unterſtützen, und ihm allen tauglichen Vorwand zu benehmen, bewilligten ihm vier Hülfsgelder, doch mit Beybehaltung der Freyheit, dieſen Entſchluß auf Gutbefinden zu einer Verordnung zu machen, und dieſe erſt nach erhaltener Genugthuung wegen ihrer Beſchwerden zu vollziehen.

Dieſe Vorſtellung ſezte den König, der ſich jetzo über ihre Verzögerung nicht mehr beklagen konnte, in eine groſſe Verlegenheit; zumal da er gemerkt, daß alle Pfeile der Gemeinen auf den Herzog von Buckingham abgeſchoſſen würden.

Um ihnen eine Furcht einzujagen, und ſie auf einen andern Weg zu leiten, gab er zu verſtehen, wie ſehr er durch ihr geringſchätziges Verfahren beleidiget ſey, und hielte an die beyden Häuſer in Whitehal, wohin er ſie rufen

(u) *Rushvvorth* Vol. I. p. 217.

rufen laſſen, eine Rede. Er ſtattete in derſelben dem Oberhauſe für ſeine Sorge und Bemühungen Dank ab, und ſagte den Gemeinen, es ſeye ihm leid, daß er ihnen nicht auf gleiche Weiſe danken könne. Er habe ſie hieher berufen, ihnen die Verirrungen, die ſie zu Schulden kommen laſſen, zu ihrer Beſſerung vor Augen zu legen (x).

Darauf fieng der Grosſiegelbewahrer an zu reden, und machte ihnen im Namen des Königs folgende Vorwürfe:

„ Der König hat von euch keine Gerechtigkeit erlangen können, nach eurer Schuldigkeit den Herrn Rook wegen ſeiner vor euch gehaltenen aufrühriſchen Rede zu züchtigen.

„ Doctor Turner, der verwegen genug geweſen, zu Einziehung gewiſer Erkundigungen wider den Herzog von Buckingham Vorſchläge zu thun; iſt von euch nicht zur Strafe gezogen worden, ob gleich der König mündlich und ſchriftlich ſein Mißvergnügen über dieſe Mißhandlung ſeines Staatsbedienten geäuſert, und ob man ſchon wider den Herzog keinen Grund, als die gemeine Rede, anzuführen weiß. Se. Majeſtät muß es übel empfinden, daß ihr ſeines Vaters und ſeine eigene Regierung zu läſtern, und einen Mann, den der König zu lieben Grund hat, aus ſeiner Schoos zu reiſſen bemühet ſeyd.

„ Se.

(x) *Rushvvorth* Vol. I. p. 229.

„ Se. Majeſtät befiehlt mir, euch zu ſa-
„ gen, daß er von der Vorſichtigkeit und
„ Treue des Herzogs vollſtändig unterrichtet
„ iſt, und daß ihr bey ſeinen bekannten Ver-
„ dienſten nicht ihn, ſondern den König und
„ ſeine Ehre ſelbſt verletzet.

„ Der König befiehlt euch alſo, ſeinen
„ Verordnungen zu gehorchen, jene ungezie-
„ mende Unterſuchungen einzuſtellen, und euch
„ in Abſicht der Verbeſſerung der Dinge auf
„ die Klugheit und Gerechtigkeit Sr. Maje-
„ ſtät zu verlaſſen.

„ Ihro Majeſtät ſind ferner ungehalten
„ darüber, daß ihr in eurem Hauſe den
„ Reichsrath von unwürdigen Leuten habt ta-
„ deln und verachten laſſen; daß ihr auswär-
„ tige Angelegenheiten zum Schaden des Kö-
„ nigs behandelt, am Tage der Krönung des
„ Königs ſeine Regierung und Diener mit
„ widrigen Herrſchaften verglichen, und nebſt
„ den Briefen der Staatsſecretairen auch
„ Sr. Majeſtät eigene unbefugter Weiſe un-
„ terſucht habt.

„ Auf die Vorſtellung von unſern Ange-
„ legenheiten, von den Zurüſtungen unſerer
„ Feinde, von der Nothwendigkeit, die Bun-
„ desgenoſſen, England und Irrland in
„ Sicherheit zu ſetzen, und eine mächtige Flot-
„ te auszurüſten, habt ihr nach Empfang der
„ deswegen überreichten Rechnungen die Hülfs-
„ gelder darzuſchieſſen verſprochen, aber dem

„ Befehl zuwider von zwölf Tagen nur zween
„ auf dieſe dringende Sache angewendet.

„ Die Summe, die ihr anbietet, iſt ſo „ beſchaffen, daß Se. Majeſtät dabey vieler „ Gefahr und Verachtung ausgeſezt werden „ muß. Ob ihr euch gleich des Worts Be„ dingung ſorgfältig enthalten habt; ſo iſt der „ Sache nach doch eine wirkliche Bedingung „ von euch geſezt worden, dem König den „ Beyſtand nicht zu leiſten, bis die Beſchwer„ den abgethan wären. Ihr ſollet nun auf „ den Befehl Sr. Majeſtät in euer Haus zu„ rük kehren, und vor dem nächſten Sonna„ bend anzeigen, welche Summe ihr dem Kö„ nig bewilligen wollet, und das ohne alle „ Bedingung, weil die Sache keinen Auf„ ſchub leidet.

„ Es ſind die meiſte Mitglieder unter euch „ kluge und auf das Beſte des gemeinen We„ ſens abgerichtete Perſonen, und diejenige, „ die mit Vorſaz fehlen, machen eine kleine „ Parthey aus; doch hoft der König, auch „ ſie durch dieſe Vorſtellung dem wohlgeſinn„ ten Haufen beyzugeſellen. Auf dieſe Wei„ ſe wird der König alles vergangene in Ver„ geſſenheit zu bringen wiſſen. „

Nach dieſer Rede

führte der König ſelbſt das Wort, und warf dem Parlament vor, daß es ſeinen Vater zu Brechung der oben angeführten Vergleiche beredet habe. Ein Vorwurf, der ſo oft bis zum

Eckel

Eckel wiederholt worden, und auf lauter falſche Anwendungen gebauet iſt. Endlich ſezte er im Angedenken der Monarchie hinzu: Erinnert euch, daß die Parlamente in meiner Gewalt ſind; daher werden ſie, nachdem die Früchten derſelben gut oder bös ſind, fortdauren, oder aufhören zu ſeyn.

Aus dieſen Reden des Königs und Grosſiegelbewahrers ſahe das Parlament ein, daß man es zu einem bloſen Rath machen wolle, deſſen Gutachten man verwerfen oder erwählen, und ohne welches der König gar wohl regieren könne.

Die Gemeinen, die darauf in ihr Haus zurükgekehrt waren, legten nach verſchloſſenen Thüren die Schlüſſel auf den Tiſch anzuzeigen, daß kein Glied vor gefaßtem Entſchluß heraus gehen ſolle. Der König, welcher wohl einſahe, daß dieſes die Erlangung ſeiner Abſicht verzögere, ſchikte darauf den Herzog von Buckingham an die beyden Häuſer, ſeinen vorigen Reden einen gelindern Verſtand beyzulegen.

Der Herzog ließ ſich auf folgende Weiſe (y) vernehmen:

„ So gewis Se. Majeſtät keine Bedin-
„ gung anzunehmen geſonnen iſt; ſo gewis be-
„ wegt ihn nichts, als der gegenwärtige Zu-
„ ſtand, zu Leiſtung der Hülfe einen gewiſen
„ Tag zu beſtimmen. Doch will er euch eine
„ längere Zeit einraumen, wenn die Sache
„ einer

(y) *Rushvvorth* Vol. I. p. 235.

„ einer weitläuftigern Berathſchlagung bedarf.
„ Eine geringere Summe, als die verlangte,
„ würde die Maasregeln ſeiner Bundesgenoſ-
„ ſen vereiteln, und das Königreich in unnütz-
„ liche Unkoſten ſetzen; da hingegen eine reich-
„ liche Gabe bey ſo gelegener Zeit unſerer Sa-
„ che einen günſtigen Ausgang verſprechen hilft,
„ und als eine wahre Sparſamkeit anzuſehen
„ iſt. Er iſt aber weit davon entfernt, euch
„ eine Vorſchrift zu machen, daß er vielmehr
„ die Beſtimmung einer gröſſeren Summe eu-
„ rer eigenen Klugheit überläßt. „

Auf dieſe Erklärung ſchienen die Gemüther einiger maſſen beſänftigt zu ſeyn. Die Gemeinen hielten nicht für rathſam, ihr Mißvergnügen über die Vorwürfe des Königs an den Tag zu legen, ſondern begnügten ſich damit, durch eine dem König überreichte Vorſtellung ihr Verhalten zu rechtfertigen.

In dieſer Rechtfertigung, welche weitläuftig genug, aber auch mit den deutlichſten Zeichen der Ehrerbietung und Wahrheit erfüllet war, bewieſen ſie bey jeden beſondern Stücken, daß ſie nichts zugegeben oder beſchloſſen hätten, das nicht auf die Ehre des Königs und auf die Wohlfart des Vaterlandes angeſehen ſey. Dabey verheelten ſie dem König nicht, er ſey von der Aufführung Cooks falſch berichtet, als welche, da ſie kein Verbrechen enthalte, auch die verlangte ſcharfe Beſtrafung nicht verdiene. Dieſer Bericht erforderte eine freymüthige Anzeige, dem König kein Recht zu

dergleichen Vorwendungen zu verſtatten, und die Glieder von der künftigen Eröfnung ihrer Urtheile nicht abzuſchröcken.

Das Verhalten des Doctor Turners gegen dem Herzog von Buckingham konnten ſie nicht für sträflich erkennen, und beriefen ſich auf das alte und unſtreitige Recht, alle und jede Bediente, die ihre Gewalt zur Mißhandlung Sr. Majeſtät und zum Nachtheil des Königreichs anwendeten, gerichtlich belangen zu dürfen.

Was zulezt die Summe des vorgeſchriebenen Geldes und die Zeit der Vorſchieſung anbelangt; ſo hatten ſie keine Luſt, durch eine höher getriebene Macht des Königs das Haus der Gemeinen in einen leeren Namen zu verwandeln. Nein, ſie lieſſen es ihn nicht undeutlich merken, daß ſie ſich mit Ausſchlieſung aller Bedingungen das Recht vorbehielten, in dieſem Stük nach ihrer Willkühr zu handeln (z).

Der König, welcher Geld brauchte, aber aus dieſen Umſtänden leicht einſahe, daß er dißfalls keine Bill erhalten könne, bis die Sache des Herzogs von Buckingham zu Ende gebracht ſey, willigte in die Unterſuchung ſeines Verhaltens; doch hatte er die Abſicht, dieſe Sache nicht allzuweit treiben zu laſſen.

(z) *Rushvverth* Vol. I. p. 243.

Nachdem ſich der Herzog von Bucking-ham zur Verantwortung verſtanden, und diß-falls die Einwilligung der Herrn verlangt hat-te: ſo wurde ihm dieſe abgeſchlagen, unter dem Vorwand, die Gemeinen möchten daher Ge-legenheit nehmen, an den verlangten Hülfs-geldern deſto langſamer zu arbeiten. Dieſer angeführte Grund ſtöhrte die Bemühungen der Gemeinen im geringſten nicht, ſie ſezten viel-mehr noch das Pflaſter, welches der Herzog dem vorigen Könige in ſeiner lezten Krankheit auflegen laſſen, und den Trank, den er ihm ohne Einwilligung der Aerzte beygebracht, als einen neuen und wichtigen Artickel *hinzu* (a).

Inzwiſchen wurde dieſe Unterſuchung durch die Sache des Grafen von Briſtol, die wir oben umſtändlich angeführt, auf das neue un-terbrochen.

Nach Verfluß einiger Tage, als dieſer Graf ſeine Verantwortung nebſt der Anklage des Herzogs und des Lords Conway über-reicht hatte, wendeten ſich auch die Gemeinen mit ihrer Anklage wider den Herzog, welche dreyzehn Artickel enthielte, an die Herrn (b). Der Ritter Diggs ſchränkte, nach vorange-ſchikter Vorrede, dieſe allgemeine Klage auf vier Hauptſtücke ein. Er führte die Ertheilung ſo vieler Bedienungen, die man einem einigen Manne überlaſſen, als die Haupturſache von dem

(a) *Rushvvorth* Vol. I. p. 247.
(b) *id.* ibid. p. 302.

dem unglüklichen Zuſtand Englands, vom Verfall der Handlung, von dem zur See erlittenen Verluſt und von der Verachtung an, welcher ſich das engländiſche Volk ſeither ausgeſezt geſehen. Er machte die Aemter namhaft, die der Herzog untüchtigen Perſonen zugedacht, oder auch um groſſe Summen verkauft hatte. Er bewies, daß der Herzog allen ſeinen Freunden Ehrentitel ertheilt, und mit den Einkünften des Königs eine ſchlechte Wirthſchaft geführet habe, und zeigte die verdächtige Mittel an, welche der Herzog dem verſtorbenen König in ſeiner lezten Krankheit beybringen laſſen. Er beſchuldigte dieſen, daß er die anſehnlichſten Ehrenſtellen theils erkauft, theils durch andere unerlaubte Mittel an ſich gebracht, die Meere nicht verwahrt, unter falſchen Vorwendungen die Schiffe der oſtindiſchen Compagnie aufgehalten, bis ihm die Kaufleute 10,000 Pfund Sterling gegeben; ein franzöſiſches Schiff von Havre de Grace, deſſen Werth ſich auf 40,000 Pfund Sterling belief, wegnehmen laſſen, und nach dem vom König erhaltenen Befehl, es dem Eigenthumsherrn wieder abzutretten, vieles davon an ſich gezogen: daß er, dem König von Frankreich bey der Belagerung von Rochelle gefällig zu werden, nebſt einem Kriegsſchiff des Königs verſchiedene Kaufmannsſchiffe wider den Willen der Eigenthumsherrn ausgeliefert, viele Perſonen zu Erkaufung der Ehrentitel genöthiget, das Groſſchazmeiſteramt für 20000,

 und

und das Amt eines Aufſehers über die Bedienten für 60,000 Pfund Sterling verkauft, und des Königs Gelder zu ſeinem eigenen Nutzen angewendet habe.

Nach Erklärung dieſer Artickel bekräftigte der Ritter von Elliot in einer Schlußrede alles, was wider den Herzog vorgebracht worden war, mußte ſich aber den nächſten Tag darauf gefallen laſſen, nebſt dem Ritter Diggs, in den Tour zu wandern.

Zween Tage hernach begab ſich der König in das Oberhaus, und ſuchte die Herrn durch eine Rede zu ermuntern, Theil an dem Mangel der Ehrerbietigkeit, den die Abgeordnete der Gemeinen gegen den Herzog von Buckingham und gegen andere Glieder ihres Hauſes geäuſert, zu nehmen, und ſie zu überzeugen, daß er jene zween Ritter, ihre gekränkte Ehre zu retten, in den Tour habe ſetzen laſſen. Er verſicherte, er wolle, die Unſchuld des Herzogs darzuthun, ſein Zeuge werden, und ihn bey jedem Artickel der Anklage rechtfertigen (c). Durch dieſen Kunſtgriff gedachte er die Herrn zu nöthigen, den Herzog auf ſein Zeugniß für unſchuldig zu erklären, oder, im Fall ſie ihn verdammeten, dieſes Zeugniß öffentlich zu verwerfen. Allein die Herrn lieſſen ſich durch dieſe Liſt nicht verblenden, ob ſie gleich Anſtand nahmen, auf die Bitte der Gemeinen den Herzog gefänglich einzuziehen.

Die

(c) *Rushvvorth* Vol. I. p. 357.

Die Gefangennehmung des Diggs und Elliots, welchen doch nichts, als der Mangel der Ehrerbietung gegen den Herzog vorgeworfen werden konnte, machte inzwiſchen einen gewaltigen Eindruk in dem Hauſe der Gemeinen, welche dieſes Verfahren des Königs als einen Eingriff in ihre Freyheiten anſehen mußten. Sie, die ſich die falſchen Beſchuldigungen, die man wider die zween Ritter vorgebracht, zu Nuz machen wollten, lieſſen von allen Gliedern dieſe feyerliche Verſicherung unterzeichnen:

Ich verſichere vor GOtt, und vor dieſem Hauſe des Parlaments, daß ich nie meine Einwilligung gegeben, dem Ritter Diggs zu befehlen, die Worte zu ſagen, die man ihm beymißt. Ich verſichere ferner, daß ich nie gegen irgend jemanden behauptet, daß der Ritter dieſe oder andere dergleichen Worte ausgeſprochen (d).

Da nun auſſerdem ſechs und dreyßig Herrn, welche bey der wider den Herzog vorgebrachten Anklage zugegen geweſen, ſchriftlich bezeugten, daß ſie den Ritter Diggs dergleichen Worte nicht ausſprechen hören: ſo iſt aus der Uebereinſtimmung dieſer Zeugniſſe klar, daß der König mit einer falſchen Nachricht hintergangen, oder daß die Anklage wider den Diggs erſonnen worden ſey, um eine Gelegenheit zu erhalten, ihn wegen ſeiner gegen den Herzog vor-

(d) *Rushvvorth* Vol. I. p. 361.

vorgebrachten unehrerbietigen Ausdrücke zur Strafe zu ziehen.

Elliot, der kein gröſſeres Verbrechen begangen, als Diggs, gab dem Hauſe der Gemeinen eine neue Veranlaſſung, öffentlich zu erklären, daß ſich beyde Ritter ihrem aufgetragenen Befehl gemäs bezeiget hätten, und der König war alſo genöthiget, ihre gefangene Glieder wiederum auf freyen Fuß zu ſtellen.

Dieſe Befreyung reizte die Herrn, auch für den Grafen von Arundel, der wegen eines ähnlichen Verbrechens in den Tour geſezt worden, mit Eyfer zu arbeiten. Sie beſtunden, wie das Haus der Gemeinen, auf ihren Gerechtſamen, und drangen in mancherley Bittſchriften, in denen ſie ihre Freyheit je länger je mehr behaupteten, in den König, den Grafen von Arundel aus dem Tour zu laſſen. Er, der dieſes Unternehmen für eine Einſchränkung ſeines königlichen Vorrechts anſahe, war nicht zur Einwilligung zu bringen, bis ſie erklärten, ſie ſeyen entſchloſſen, an keiner andern Sache zu arbeiten, ehe ſie dißfalls eine Genugthuung erhalten hätten: denn es ſeye eine Verletzung ihrer Freyheiten, während der Sitzung des Parlaments ohne ihre Einwilligung eines von ihren Gliedern gefänglich einzuziehen (e).

Der König ſezte ihnen zwar entgegen, es ſeye möglich, daß der gefangene Graf ſich der Felonie oder Verrätherey ſchuldig gemacht, und

(e) *Rushvvorth.* Vol. I. p. 363.

und er in dieſem Fall das Recht habe, auch mit Gliedern des Parlaments auf dieſe Weiſe zu verfahren: allein die Herrn, welchen die Urſache jener Gefangennehmung hätte angezeigt werden ſollen, verſtunden gar wohl, daß jene bloſe Möglichkeit keinen tüchtigen Grund zu einem ſolchen Verfahren abgebe, und daß der König darauf umgehe, ſie ihrer wohlgegründeten Freyheiten und Gerechtſame zu berauben. Daher drangen ſie beſtändig auf die Befreyung des Grafen von Arundel, und begaben ſich auch nicht eher zur Ruhe, bis ſie ihre Abſicht durchgetrieben hatten.

Der Herzog von Buckingham hatte die Anklagen der Gemeinen noch nicht beantwortet, als inzwiſchen der König das durch den Tod des Herzogs von Suffolk erledigte Canzleramt bey der Univerſität Cambridge ſeinem angeklagten Liebling zu übergeben beſliſſen war. Es iſt leicht zu erachten, daß das Haus der Gemeinen auf dieſe Wahl übel zu ſprechen geweſen, weil ſie zu eben der Zeit auf den Herzog von Buckingham fiel, da er ſchon angeklagt war, und weil die groſſe Zahl ſeiner Aemter, denen er ohnmöglich mit gehörigem Nachdruk vorſtehen konnte, einen von den Artickeln ſeiner Anklage ausmachte (f).

Die Antwort, welche der Herzog von Buckingham endlich den 8ten Junius auf ſeine Anklage eingegeben hatte, reizte die Gemeinen, den

(f) *Rushvvorth* Vol. I. p. 372.

den Tag darauf eine Abſchrift davon zu verlangen; der König aber ſchrieb einen Brief an den Sprecher der Gemeinen, in welchem er auf die Beſchleunigung der Hülfsgelder drang, weil die Jahrszeit ſchon weit verfloſſen ſey, und die Feinde Englands auf allen Seiten Anſtalten machten, ſein Königreich zu überfallen (g). Die Gemeinen, die gar wohl einſahen, daß dieſes Vorgeben nur ein Kunſtgriff ſey, das Urtheil wider den Herzog von Buckingham zu hintertreiben, fanden nicht für rathſam, in die Anforderung des Königs einzuwilligen, und übergaben ihm eine Bittſchrift wider die ſich weigernde Papiſten, *zu beweiſen*, daß die Aufführung des Herzogs von Buckingham nicht die einige Beſchwerde ſey, welcher ſie abgeholfen wiſſen wollten, und daß die Antwort des Königs auf die Bittſchrift des Parlaments zu Oxford keine erwünſchte Wirkung nach ſich gezogen habe.

Sie bathen demüthig, daß die ſich weigernde Papiſten nebſt denen, welche nach den Parlamentsverordnungen mit Recht für verdächtig zu halten ſeyen, von den Aemtern der Regierung entfernet werden möchten, den Frieden in der Kirche und die Sicherheit im Reich wieder herzuſtellen; welches zweyfache Glük bey den fünfzig ſich weigernden oder verdächtigen Papiſten, von denen ſie ein umſtändliches Verzeichniß beyſchloſſen, nicht zu erwarten ſtehe (h).

Es

(g) *Rushvvorth* Vol. I. p. 390. (h) *id.* ibid. p. 391.

Es brachte dem König keine Ehre, daß man ihn ſo oft erinnern mußte, ſein ausdrüklich Verſprechen zu vollziehen; inzwiſchen muß man, ob es gleich nicht zu ſeiner gänzlichen Entſchuldigung dient, nicht vergeſſen anzuführen, daß unter ſeinen Umſtänden die Erfüllung jenes Verſprechens eine ſehr ſchwere Sache geweſen: denn er fand durch die anhaltende Ränke der Königin, des Herzogs von Buckingham, deſſen Mutter eine Papiſtin war, und ſeiner zween Räthe, des Ritters Weſton und Lords Conway, die ſich ebenfalls zur papiſtiſchen Religion bekannten, einen ungemeinen Widerſtand.

Einige Tage darauf wurden die Gemeinen ſchlüſſig, dem König anſtatt einer Antwort auf ſeinen Brief eine Erklärung ihres Verhaltens nebſt einer Bittſchrift zu überreichen, welche die Trennung des Königs von dem Herzog von Buckingham zur Abſicht hatte.

Sie begaben ſich in voller Verſammlung zum König. Der Sprecher vollzog ſeinen Befehl, den König mündlich zu verſichern, daß falſche Nachrichten die Verzögerungen hervorgebracht hätten, durch welche die Ausführung ihrer Rathſchläge in Anſehung der Hülfsgelder aufgehalten worden ſey. Was die Bittſchrift anbelangt, ſo ſezte er, das Gemüth des Königs deſto mehr zu bewegen, einen Ausſpruch, ſeines Vaters, des vorigen Königs, hinzu: die königliche Regierung ſey eine

Reichs-

Reichsvermählung zwiſchen dem König und ſeinem Volk. Den Herzog von Buckingham, deſſen Anſehen dem Königreich einen ſo beträchtlichen Nachtheil verurſacht, von der Perſon des Königs zu entfernen, ließ der Sprecher dieſe Vorſtellung mit einflieſſen: Die Bande, welche den König mit ſeinem Volk verknüpfen, ſeyen ungleich ſtärker, als diejenigen, welche ihn mit ſeinen Dienern verbinden. Die Gefälligkeit, das gerechte Verlangen ſeines Volks zu hören, erhebe ſeinen Ruhm weit mehr, als die Zeugniſſe der Gnade, die er ſeinen Dienern geben könne. Durch die Erklärung und Bittſchrift, welche der Sprecher nach ſeiner Anrede übergab, fand ſich der König ſo beleidigt, daß er ſich vornahm, das Parlament aufzuheben; welchen Entſchluß er auch zum Vortheil des Herzogs, aller Gegenvorſtellungen ohnerachtet, durch ſeine Abgeordnete auszuführen kein Bedenken getragen (i).

Der König bemühete ſich darauf in einer ſehr weitläuftigen Erklärung (k) die Urſachen von der Berufung und Trennung der beyden lezten Parlamente bekannt zu machen, durch Vorlegung ſeiner Unſchuld die Welt von ſeiner Gerechtigkeit zu überzeugen, und die wider ihn aufgebrachte Gemüther ſeiner Unterthanen zu beſänftigen: allein ſeine Erklärung, ſo weitläuftig und ſcheinbar ſie auch ausgefallen, brachte doch die gehofte Wirkung nicht her-

vor,

(i) *Rushvvorth* Vol. I. p. 398.
(k) *id.* ibid. p. 406.

vor, weil das Haus der Gemeinen und aufmerkſame Unterthanen von der wahren Beſchaffenheit der Sache zuverläſſig unterrichtet waren.

Ob gleich der Oberanwalt indeſſen Befehl erhielte, den Herzog von Buckingham bey der Sternkammer anzuklagen, daß er dem verſtorbenen König ohne Vorwiſſen der Aerzte ein Pflaſter aufgelegt und Arzneyen eingegeben habe; ſo wußte es doch der König ſo zu lenken, daß man über den Herzog kein Urtheil ſprach.

Die Verlegenheit, in welcher ſich der König befand, weil er nach ſeinem Wunſch keine Hülfsgelder vom Haus der Gemeinen erhalten konnte, trieb ihn endlich an, ſeine Zuflucht zu andern Mitteln zu nehmen.

Erſtlich verbot er in einem Ausſchreiben, ſich mit einer Bittſchrift, die zu Schwächung ſeiner Einkünfte abzielte, an ihn zu wenden.

Zweytens ſezte er wider das dem Parlament zu Oxford gethane Verſprechen eine Commiſſion nieder, in der Abſicht, mit den ſich weigernden Papiſten nicht nur wegen ihrer ſeit dem zehnten Jahr der vorigen Regierung begangenen Vergehungen, ſondern auch wegen dererjenigen, die ſie in Zukunft noch würden zu Schulden kommen laſſen, eine Richtigkeit zu treffen (l).

Drittens verlangte er nach Erneuerung aller Pachte ſeiner Ländereyen von einem jeden Pach-

(l) *Rushvvorth* Vol. I. p. 413.

Pachter eine gewiſe Summe nach dem Verhältniß ſeiner Kronengüter.

Viertens erwartete er ein Darlehn einer gewiſen Summe von jedem Pair zur Vertheidigung des Königreichs: allein London entſchuldigte ſich, als er den Verſuch that, 100,000 Pfund Sterling von dieſer Stadt zu entlehnen.

Fünftens machte er einer jeden Seeſtadt eine Auflage, unter dem Vorwand, er wolle zu Beſchützung der Handlung eine gewiſe Anzahl Schiffe ausrüſten und unterhalten.

Endlich befahl er ſcharf, die Bezahlung der Tonnage und Pondage, obgleich das Parlament ſeine Einwilligung nicht dazu gab, ungehindert fortzuſetzen.

Dieſe Mittel waren nicht hinreichend, ſeine Abſichten durchzutreiben, zumal, da er durch eine unvermuthete Sache in eine neue Verlegenheit gerieth.

Der Graf von Tilly gewann des Königs Oheim, dem König von Dännemark, den 27sten Auguſt eine Schlacht ab, ſchlug ſein Heer in die Flucht, und erbeutete, nebſt dem ganzen Heergeräthe, auch das grobe Geſchütz. Der König, der ſeinen Oheim zum Krieg wider den Kayſer verleitet, mußte zur Unterſtützung deſſelben auch Gelder auftreiben. Er bemühete ſich, ein allgemeines (m) Darlehen in dem ganzen Königreich aufzunehmen, unter dem Verſprechen, einer jeden Privatperſon ihre

(m) *Rushvvorth* Vol. I. p. 415 ſeqq.

ihre dargeſchoſſene Summe richtig wieder zuzuſtellen. Die Hinderniſſe aber, die er bey Ausführung dieſes Anſchlags leicht vorausſehen konnte, führten ihn auf einige Maasregeln, deren er ſich bedienen wollte, ſein Vorhaben durchzuſetzen. Er bediente ſich der Liſt, ſeine Unterthanen zu freywilliger Vorſchieſſung der Gelder zu bewegen. Nächſt dieſem ſuchte er die Unentſchloſſenen durch Furcht zu gewinnen, und die Hartnäckigten durch Schärfe zu bezwingen. Das waren die drey Gründe zu den Verhaltungsbefehlen, nach welchen ſich die Gevollmächtigte in den Provinzen, in welchen ſie das Darlehen eintreiben mußten, zu richten hatten.

Dieſe Sache betrieb man ſo ſcharf, daß auch der Ritter Randolph Crew, erſter Richter des Königreichs, auf die geäuſſerte Verweigerung, ſeines Amts beraubet wurde. Privatleute, die ſich dieſer Anforderung widerſezten, mußten wider den beſtändigen Gebrauch in England, wo man ihnen keine Einquartierungen aufdringen darf, Soldaten aufnehmen, die ihnen viele Verdrüßlichkeiten erwekten, und bey allem Unfug vor die gewöhnliche Richter nicht geſtellt werden konnten (n). Mit einem Wort, der König maßte ſich die Gewalt an, von ſeinen Unterthanen nach Gutbefinden Gelder zu erpreſſen. Deſſen ohngeachtet fand er allenthalben Widerſtand, und weil

(n) *Rushvvorth* Vol. I. p. 419.

weil die Summen ſehr langſam eingeſchikt wurden; ſo ließ der König die hartnäckigten Bürger als Soldaten einſchreiben, und erwartete Kriegsdienſte von ihnen. Vornehme und vermögliche Perſonen wurden auf die zweyte Weigerung in entfernte Provinzen verwieſen, oder zu London in Gefängniſſe eingeſchloſſen.

Der Hof bediente ſich noch eines andern Mittels, davon er viele Vortheile zu erhalten glaubte, welches aber mehr Schaden, als Nutzen brachte. Man ſuchte nemlich durch gewonnene Prediger den Unterthanen zu zeigen, daß es ihre Schuldigkeit ſey, dem König in allem zu gehorchen. Der Doctor Sibthorp und Manwaring behaupteten auf des Königs Verlangen in ihren Predigten, daß Unterthanen eine Verbindlichkeit auf ſich hätten, auch denen Geſetzen des Königs gemäs zu leben, welche dem Geſez GOttes und dem Recht der Natur zuwider liefen, und ſich da einem leidenden Gehorſam zu unterwerfen, wo es ihnen unmöglich ſey, einen thätigen zu leiſten: daß diejenigen, die eine Widerſezlichkeit gegen die Befehle des Königs in ſich empfänden, der Ruchloſigkeit, der Untreue und des Aufruhrs ſchuldig ſeyen, ja gar die ewige Verdammniß zu fürchten hätten (o).

Indeſſen fand die Hofnung des Königs auch in dieſem Mittel keinen zuverläſſigen Grund. Der ſchlechte Fortgang des Kriegs, den

(o) *Rushworth* Vol. I. p. 421.

den er zur Wiedereinnehmung der Pfalz angefangen, verſprach dieſem Vorhaben keinen glůklichen Ausgang. Der wider Cadix und wider die aus Indien ankommende ſpaniſche Flotte entworfene Plan wurde eben ſo wenig ausgeführt. Der Kőnig von Dännemark war von dem Tilly auf das Haupt geſchlagen. Englands Bundesgenoſſen, die vereinigte Niederlande, hatten ſelbſt Hůlfe vonnőthen. Ludwig XIII, dem die Hofnung, durch Spanien groſſe Vortheile in Italien zu erlangen, fehl geſchlagen, bezeugte keine Luſt mehr, in Verbindung mit England ſich um die Pfalz zu bewerben. Carl ſahe alſo ſeine groſſe Abſichten immer mehr vereitelt, beſonders da ihm die Aufhebung der beyden erſten Parlamente bey ſeinen Nachbarn eine groſſe Verachtung zugezogen. Er lernte tåglich mehr einſehen, daß ſeine genommene Maasregeln nicht wohl gewåhlt ſeyen. Bey aller ausgeůbten Gewalt håuften ſich die Gelder des Darlehens nicht, und er war genőthiget, an ſtatt der Schårfe Gelindigkeit zu gebrauchen, damit die zu befůrchtende őffentliche und allgemeine Empőrung nicht zum Ausbruch kommen mőge.

Dem Kőnig blieb unter dieſen Umſtånden nichts ůbrig, als mit ſeinem Volk einen Vergleich zu treffen, oder mit Spanien Friede zu machen. Durch jenen wåre ihm die Fortſezung des angefangenen Kriegs erleichtert worden, durch dieſen aber die Nothwendigkeit

verſchwunden, vom Parlament oder durch das aufgedrungene Darlehen Gelder einzutreiben.

Allein, was den erſten Ausweg anbetrift, ſo war es ihm ungelegen, die in ſeiner Seele befeſtigte Denkungsart ſeines Vaters, deſſen Grundriß eine unumſchränkte Gewalt in ſich ſchloß, zu verlaſſen, ſeine Neigungen zu unterdrücken, und den Umfang des königlichen Vorrechts in engere Gränzen einzuſchlieſſen. Er hätte, ſeine Begierden zu bezwingen, eine gröſſere Stärke des Geiſtes beſitzen, ſein eigenes Heyl und die Wohlfart der Unterthanen von dem beſondern und dem Volk ſchädlichen Vortheil ſeines Lieblings und anderer Staatsbedienten unterſcheiden lernen, und ſich für das Glük Englands entſchlieſſen müſſen, weniger König zu ſeyn, als er es bisher durch Liſt und Gewalt zu werden ſuchte. Eine Entſchlieſſung, die von ſeiner unbiegſamen Gemüthsart und von ſeinen groſſen Entwürfen unmöglich zu erwarten ſtunde. Sahe er hernach gleich ein, daß er einen unrichtigen Weg eingeſchlagen habe; ſo betrat er ihn doch ſo lang, bis es zu ſpät war, ihn muthig zu verlaſſen.

Mit Spanien Friede zu machen, lief ſeiner Ehre und ſeinen beſondern Vortheilen zuwider. Verſprach ihm ſchon die Fortſetzung deſſelben keinen günſtigen Ausgang; ſo wußte er doch unter dieſem Vorwand von ſeinen Unterthanen Gelder einzutreiben.

Dem

Dem König wurde der Friede mit Spanien ſo wenig angerathen, daß man ihn vielmehr, unter der vorgegebenen höchſt nothwendigen Unterſtützung der unterdrükten Hugonotten, reizte, auch Frankreich den Krieg anzukündigen, und zwar zu einer Zeit, in welcher er den wider Oeſterreich unternommenen mit keinem Nachdruk fortzuſetzen gewußt (p).

Man ſchreibt die Schuld theils den Staatsbedienten des Königs überhaupt, theils dem Herzog von Buckingham beſonders zu.

Von jenen gibt man vor, ſie hätten aus Furcht, der König möchte die Pfalz durch Gewalt der Waffen nicht wieder bekommen, und des fruchtloſen Kriegs wider Spanien müde werden, die Sache nach Frankreich ſpielen wollen, um durch auſſerordentliche Eintreibung der Gelder dem Mißverſtändniß des Königs mit ſeinen Unterthanen, von welchem das Anſehen der Staatsbedienten ſchlechterdings abhieng, eine fortdaurende Nahrung zu verſchaffen. Doch dieſes Vorgeben hat nichts, als eine bloſe Muthmaſſung zum Grund. Bey der andern Meynung, die eine Beziehung auf den Hochmuth des Herzogs von Buckingham hat, findet man eben ſo wenig eine Wahrſcheinlichkeit. Man ſagt nemlich, er habe ſich in Paris, wo er die neue Königin abzuholen hatte, in die Anna

(p) *Rushvvorth* Vol. I. p. 424.

von Oeſterreich, Ludwigs XIII Gemahlin, nicht nur verliebt, ſondern auch derſelben ſeine Leidenſchaft bekannt gemacht: der franzöſiſche Hof ſey geneigt geweſen, ihn mit einer verdienten Züchtigung zu bedrohen, und nicht mehr vor das Angeſicht der Königin kommen zu laſſen; er aber habe durch einen Schwur verſichert, er wolle ſie auch bey allen Gegenanſtalten zu ſprechen bekommen. Dieſer Eyd habe ihn zu dem Entſchluß gebracht, ſeinem König, in der Hofnung, ſeinen Eyd erfüllen zu können, den Krieg wider Frankreich anzurathen.

So ungewis dieſes iſt, ſo gewis führte der König ſeinem Rath drey Urſachen des Kriegs wider Frankreich an.

Erſtlich, das Haus Oeſterreich habe in den Rath des Königs von Frankreich Einfluß genug gehabt, dem Grafen von Mansfeld, der in die Pfalz zu gehen Befehl erhalten, den Durchzug zu verweigern, obgleich Ludwig ſeine Völker mit den engländiſchen zu vereinigen verſprochen, und durch dieſe Weigerung ſey die Einbuſſe dieſes Heers verurſacht worden.

Zweytens, der König von Frankreich habe, dem Verſprechen zuwider, die Hugonotten, durch welche doch der geſtiftete Friede nicht verletzet worden, unterdrükt, und ihre Freyſtädte eingeſchloſſen.

Drittens, von den Franzoſen ſeyen zur Friedenszeit hundert und ein und zwanzig engländiſche Schiffe weggenommen worden.

Lauter Urſachen, davon keine einzige Stich hält. Denn, was die erſte anbetrift, ſo haben wir ſchon oben unter der Regierung Jacobs das von dem engländiſchen Rath begangene Verſehen angezeigt, daß er auf allgemeine Worte ſo viel, als auf einen Vergleich gebauet. Zudem, warum fiel es dem König ſo ſpät ein, ſich wegen einer vermeynten Beleidigung zu rächen, durch die er doch nicht abgehalten wurde, die Heyrath mit der Schweſter des Königs von Frankreich zu vollziehen?

In Anſehung der zweyten Urſache gereichte freylich die Unterſtützung der unterdrükten Hugonotten England zum Vortheil: aber was für ein Geſez berechtigt einen Fürſten, der zwiſchen zween Feinden Friede geſtiftet hat, die Parthey, welche denſelben verlezt, mit Krieg zu überziehen? Zwiſchen dem Vortheil, den man durch etwas erlangt, und zwiſchen dem Recht zu demſelben iſt ein ſehr wichtiger Unterſchied.

Bey der dritten Urſache verſchwieg der König mit Vorſaz, daß England der angreifende Theil geweſen, und die Franzoſen nur vergeltungsweis gehandelt.

Die Herrn von Soubiſe und von St. Blancard, die ſich durch ihre ohne Vorwiſſen der Einwohner von Rochelle an dem eng-

ländiſchen Hof gepflogene Unterhandlungen den Verdacht zuzogen, daß ſie darauf umgiengen, den Engländern dieſe Stadt in die Hände zu ſpielen, ſahen bald eine engländiſche Flotte vor derſelben. Der Herzog von Buckingham, der ſich als Admiral darauf befand, ſollte das Anſehen haben, er komme, dieſe Stadt gegen eine angedrohte Belagerung zu beſchützen. So bald er den 20ſten Julius im Jahr 1627 daſelbſt mit ſeiner Flotte eingetroffen, verſicherte der Herzog von Soubiſe und der Ritter Becher die Einwohner der Stadt, der König von England ſchicke ihnen dieſe Flotte aus einer Empfindung des Mitleidens zu Hülfe. Nachdem aber der Herzog von Buckingham ihre demüthige Dankſagung für dieſe Gnade, und zugleich die Nachricht vernommen hatte, daß ſie wegen ihrer genauen Vereinigung mit allen Proteſtanten des Königreichs die angebottene Hülfe ohne Vorwiſſen ihrer Freunde nicht annehmen könnten: ſo ſegelte er, nach eingeſehener Schwierigkeit, ſeine Völker in die Stadt zu bringen, nach der Inſel Rhe (q). Toiras, der daſelbſt anführte, und wegen ſeiner geringen Mannſchaft der Landung der Engländer nicht widerſtehen konnte, warf ſich in das Schloß St. Martin. Hätte er an dem Herzog von Buckingham einen Mann gefunden, dem das Kriegshandwerk geläufig geweſen wäre; ſo würde ihm die Zufuhr der Lebensmittel leicht abgeſchnitten wor-

(q) *Rushvvorth* Vol. I. p. 425.

worden ſeyn. So aber ließ er den Toiras Zeit gewinnen, die zur Befeſtigung ſeines Orts nöthig war, und ſeine Belagerung konnte mit keinem glüklichen Erfolg gekrönet werden. Der Graf von Schomberg näherte ſich der Inſel mit 7000 Mann, zwang den Herzog, die Belagerung eilfertig aufzuheben, welcher bey ſeinem unglüklichen Zug von 7000 Mann bey 5000 eingebüſſet, ohngeachtet man dem König weiß gemacht haben ſoll, der Verluſt ſeiner Soldaten belaufe ſich kaum auf 500 Mann.

Während der Beſchäftigung des Herzogs mit dieſem Feldzug bewarb ſich der Ritter **Elliot**, welcher wegen Verweigerung des Darlehens gefänglich eingezogen war, durch eine dem König überreichte Bittſchrift um ſeine Freyheit, die er aber nicht aus Gnade, ſondern als eine Gerechtigkeit zu erhalten ſuchte: Denn er bemühete ſich, aus vielen Verordnungen darzuthun, daß der König kein Recht habe, durch das Darlehen Gelder von ſeinen Unterthanen einzutreiben (r). Bald darauf verlangten auch andere, die wegen der nemlichen Urſache in Verhaft genommen worden, aus gleichem Grund unter der Bürgſchaft, kraft des Rechts, Habeas corpus, (*) ihre Frey-

(r) *Rushvvorth* Vol. I. p. 429.

(*) Wenn jemand in England wegen eines Verbrechens, worauf keine Todesſtrafe geſezt iſt, gefänglich eingezogen worden; ſo ſchikt er eine Abſchrift des Mittimus an den Kanzler oder an einen

Freyheit zu erhalten (s). Bey dieſer vor allen Richtern des Königreichs mit groſſer Feyerlichkeit geführten Sache gab es zwey Fragen zu entſcheiden.

1) Ob man die Gefangenen auf des Königs ausdrüklichen Befehl feſtgeſezt: denn nach dem Geſez waren ſie begierig, dieſen Befehl zu ſehen, und es kam ihnen nach der Anzeige der Herrn des Raths glaublich vor, daß der König keinen Befehl dazu ertheilet habe.

2) Ob der König das Recht habe, ohne Anführung der Urſache einen von ſeinen Unterthanen gefangen nehmen zu laſſen, und ob in dieſem Fall einem Gefangenen das Recht, Habeas corpus, nicht zu ſtatten komme.

Die Sachwalter der Gefangenen machten die groſſe Gefahr namhaft, welcher die Unterthanen bey einer ſo hoch getriebenen Gewalt des Königs ausgeſezt würden, der ſie alsdenn zum Troz der Geſetze nach Belieben im Gefäng-

einen andern Richter der Schazkammer, welcher ihm eine Acte, Habeas corpus genannt, bewilligen muß. Alsdenn iſt es des Stokmeiſters Pflicht, den Gefangenen hervor zu führen, und dem Gericht, dem man die Acte zurük zu ſchicken hat, die Gründe ſeines Verhafts anzuzeigen. Der Richter entſcheidet hernach, ob der Gefangene Bürgſchaft leiſten kan. Hat er dieſes Recht nicht; ſo ſchikt man ihn wieder in das Gefängniß zurük.

(s) *Rushvvorth* Vol. I. p. 458.

fängniß behalten könne. Nichts deſto weniger ſprachen die Richter wider die Gefangenen, die auch ohne Widerrede in ihre Gefängniſſe zurükgehen mußten.

Die Feinde des Herzogs von Buckingham nahmen aus dem ſchlechten Erfolg ſeiner Unternehmung auf der Inſel Rhe Gelegenheit, bittere Klagen über ihn zu führen: denn durch die Unerfahrenheit des Herzogs in Kriegsſachen gieng nebſt andern rechtſchaffenen Leuten einer der beſten engländiſchen Befehlshaber, der Generalmajor Burrows verlohren. Dazu kamen noch mehrere Umſtände. Die Schiffſoldaten, die ſich beklagten, daß ſie drey Jahre lang nichts empfangen, giengen haufenweis davon, weil ſie nicht umſonſt dienen wollten. Die Kaufleute murreten über die ſchlechte Verwahrung des Meers, auf welchem ſie ſeit drey Jahren eine groſſe Anzahl Schiffe eingebüſſet, und wo die Fiſcher nahe an den Küſten hinweggenommen worden. Niemand war dazu aufgelegt, neue Schiffe bauen zu laſſen, weil der König jene ohne Einwilligung der Eigenthümer an ſich gezogen hatte.

So wenig Kränkung der König über dieſe Klagen empfand; ſo ſtark war die Aufmerkſamkeit, die er auf die Bittſchrift der Einwohner von Rochelle, denen eine Belagerung bevorſtunde, gerichtet. Die gute Meynung von ſeiner Flotte und von der Geſchiklichkeit ſeines Lieblings hatte ihn in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, und er wollte den Na-

men

men nicht haben, daß er ſich in ſeiner Meynung betrogen, ob ihn gleich die Erfahrung deutlich davon überzeugt hatte. Inzwiſchen ſtellte ſich der Geldmangel bey ihm ein, und die Schwierigkeiten, die er bey Einziehung der Darlehen angetroffen, zwangen ihn, bey dem Ritter Robert Cotton einen guten Rath einzuholen. Dieſer gab die Berufung eines Parlaments für das ſicherſte Mittel an, einer ſo groſſen Verlegenheit zu entgehen. Zugleich aber ertheilte er auch den Rath, der Herzog möchte, vor dem Hauſe der Gemeinen in Sicherheit zu bleiben, die Berufung eines Parlaments in vollem Rath zu erſt in den Vorſchlag bringen. Nachdem der Herzog dieſem Vorſchlag gemäs gelebet, wurde das Parlament einmüthig auf den 27ſten Merz 1628 berufen. Die wegen Verweigerung des Darlehens gefänglich Eingezogene erhielten darauf Freyheit; ja man erwählte ſie faſt alle, zu groſſem Verdruß des Königs, zu Abgeordneten bey dem nächſten Parlament. Auch der auf ſeine Landgüter verwieſene Erzbiſchoff von Canterbury, der in Verhaft genommene Biſchoff von Lincoln und der Graf von Briſtol wurden zu dem nächſten Parlament eingeladen. Der Befehl, welchen zu gleicher Zeit der Maire von London erhielte, bey Einſammlung der Darlehen viele Mäßigung zu gebrauchen, gibt zu erkennen, daß viele, bey aller angewendeten Gewalt, dieſer Verordnung Widerſtand gethan haben.

Bey

Bey dem den 27ſten Merz 1628 verſammelten Parlament bediente ſich der König folgender Ausdrücke:

„ Ich erwarte von euch, Mylords und
„ meine Herrn, bey dieſer zu Handlungen
„ beſtimmten Zeit, ohne viele Worte, ge-
„ ſchwinde Entſchlieſſungen. Die gemein-
„ ſchaftliche Gefahr iſt die wahre Urſache, und
„ die Beyhülfe an Geld der Hauptzweck die-
„ ſer Verſammlung. In dieſer zweydeutigen
„ Zeit haben wir am meiſten nöthig, an die
„ Erhaltung der Kirche und des Reichs zu
„ denken. So anſehnliche Vortheile zu er-
„ halten, habe ich dieſes Parlament berufen.
„ Sollten einige unter euch ihre Schuldigkeit
„ aus den Augen verlieren; ſo müßte ich durch
„ meine königliche Gewalt die Wohlfart
„ Englands für der Thorheit gewiſer Leute in
„ Sicherheit ſetzen. Wenn Drohungen mein
„ Werk wider Leute wären, die mir nicht
„ gleich kommen; ſo könntet ihr dieſe zum
„ Heyl des Königreichs geſchehene Erinnerung
„ für eine ſolche anſehen: da aber ein gutes
„ Verſtändniß unter uns meine gröſte Zufrie-
„ denheit ausmacht; ſo hoffe ich, eure pflicht-
„ mäſſige Entſchlieſſungen werden mich reizen,
„ eurer Verſammlung öfters beyzuwohnen.
„ Die Streitigkeiten der vorigen Parlamen-
„ te ſollen in die Tiefe des Meers verſenkt
„ werden, wenn ihr jetzo die vorigen Wege
„ nicht betretten wollet (t).

Dar-

(t) *Rushvverth* Vol. I. p. 476.

Darauf ſprach der Grosſiegelbewahrer:

„ Die Angelegenheit, wegen welcher ihr ver-
„ ſammlet ſeyd, iſt dringend, und hat eine
„ Beziehung auf die Ehre des Königs, Eng-
„ lands und der Religion. Betrachtet nur
„ einige von unzähligen Umſtänden.

„ Das Haus Oeſterreich, welches nebſt
„ dem Pabſt Entwürfe zu einer allgemeinen
„ Monarchie gemacht, hat, auſſer ſeinen rei-
„ chen Ländern in Indien und Africa, von
„ Spanien, Italien und Teutſchland Be-
„ ſiz genommen, und das noch nicht unter das
„ Joch gebrachte Frankreich wird auf allen
„ Seiten von des Pabſts Parthey umgeben.
„ Unterſtüzt man unſere Religionsverwandte
„ nicht bey Zeit; ſo ſtehen ſie in Gefahr, zu
„ Grund gerichtet zu werden. Man hat den
„ König von Frankreich nicht nur veranlaßt,
„ an der gemeinen Sache keinen Theil zu neh-
„ men, ſondern auch zu Feindſeligkeiten wi-
„ der unſern König und andere Länder verlei-
„ tet. Der Friede des Türken, welcher nun
„ mit dem Krieg in Aſien beſchäftiget iſt, hat
„ mit dem Kayſer ſeine Richtigkeit. Die
„ Spanier haben den König von Schweden,
„ daß er uns nicht unterſtüzen ſolle, in einen
„ Krieg wider Pohlen verwickelt. Der Kö-
„ nig von Dännemark iſt aus ſeinen an den
„ Küſten des Sunds liegenden Ländern ver-
„ trieben. Das Haus Oeſterreich kan alſo
„ alle Küſten von Danzig bis nach Emden,

„und

„ und alle Flüſſe, die ſich in dieſes Meer er„ gieſſen, beherrſchen. Es verachtet uns jetzo „ zu Waſſer und zu Land, und droht unſerm „ Königreich den Untergang.

„ Die Feinde, die auf dem baltiſchen „ Meer mit Ausrüſtung vieler Schiffe beſchäf„ tiget ſind, ſuchen die Hanſeeſtädte mit ſich „ zu vereinigen, uns und unſern Nachbarn „ die Handlung von Morgen zu entziehen, „ und ohne Verluſt eines Mannes Herrn „ zur See zu werden. Da ſie auch von der „ Abendſeite unſern Küſten vermittelſt der „ Schiffe von Dünkirchen hinderlich fallen; „ ſo ſtehen wir nebſt den Holländern in Ge„ fahr, unſern beträchtlichen Fiſchfang einzu„ büſſen. Die vor einiger Zeit den Franzo„ ſen auf der Inſel Rhe zu Hülf geſchikte ſpa„ niſche Flotte erhält eine neue Verſtärkung; „ zu Liſſabon wird gleichfalls ein ſtarkes „ Schiffsheer ausgerüſtet: ohne Zweifel ſind „ dieſe Anſtalten auf England oder Irrland „ gemünzt. Die vereinigte Provinzen der „ Niederlande, die es mit uns halten, fürch„ ten ſich theils für der Macht des Kayſers, „ theils ſind ſie durch Reiſen nach Oſtindien „ geſchwächt.

„ Da man uns nun auf allen Seiten mit „ dem Untergang drohet; ſo iſt es eine des „ Parlaments würdige Beſchäftigung, für „ dieſe Angelegenheiten beſtmögliche Sorge zu „ tragen: und das iſt der Endzwek unſerer

„ gegen-

„ gegenwärtigen Verſammlung. Das Geld „ heißt mit Recht die Spannader des Kriegs, „ und es verbinden uns viele Gründe, wenn „ anderſt unſere Rathſchläge nicht fruchtlos ab„ laufen ſollen, bey guter Zeit einen Vorrath „ von Geld zu ſammlen.

„ Der erſte iſt die Liebe zu dem König, „ der es erwartet. Das Geſez der Natur „ und GOttes, der Eyd der Allegeance, ſein „ Verdienſt und das Andenken ſeines höchſt„ ſeligen Vaters legen uns eine ſtarke Ver„ bindlichkeit auf, ſein Verlangen zu ſtillen. „ Zudem findet hier ein Vertrag und Parla„ mentsvergleich ſtatt: denn man hat hier „ nicht nur den Krieg beſchloſſen, ſondern auch „ dem König feyerlich einen gehörigen Bey„ ſtand verſprochen. Warum ſollte man das „ gethane Verſprechen nicht erfüllen, da der „ König ſelbſt ſeine Kleinodien und Silber„ geſchirr zu Beſtreitung der Kriegskoſten auf„ geopfert?

„ Der zweyte iſt die Liebe zu der Sache „ ſelbſt: denn es betrift das Glük unſerer „ Bundesgenoſſen, und zugleich unſer mit dem „ ihrigen verbundenes Heyl; die Beſchüzung „ der Religion, unſere Ehre und die Hand„ lung, die unſer Leben iſt; unſer Wohl und „ Daſeyn.

„ Der dritte iſt die Art, wie es der „ König fordert. Er ſucht es vermittelſt des „ Parlamets; welches Mittel den Englän-

„ der:

„ dern jederzeit beliebig geweſen. Auſſerdem
„ weiß ein gütiger König, wenn er auf die-
„ ſe Weiſe von der Liebe ſeines Volks Ver-
„ ſicherung erhält, gegen dieſem die Schärfe
„ der Geſetze aus Dankbarkeit zu mäßigen,
„ und etwas von der Anwendung ſeiner kö-
„ niglichen Vorrechte nachzulaſſen. Der
„ König iſt auf dieſes Mittel gefallen, nicht
„ weil es das einzige iſt, ſondern weil er es
„ für das bequemſte hält, die Wohlfart ſeines
„ Volks zu befördern. Ich kan es euch nicht
„ genug ſagen, daß ihr die Warnung des
„ Königs nicht vergeſſen müſſet.

„ Bedenket, daß der Krieg, der faſt alle
„ andere Kirchen und Länder überſchwemmet
„ hat, bisher durch GOttes Güte von uns
„ abgewendet worden, und daß wir die Nach-
„ richt von der Gefahr, die uns bedrohet, der
„ Vorſehung des Höchſten zuzuſchreiben ha-
„ ben. Sollte nicht das Parlament, wel-
„ ches eine lebendige Vorſtellung der Weis-
„ heit und Macht des Königreichs iſt, alle
„ Kräften vereinigen, ſo ſchweren Bedrückun-
„ gen auszuweichen? Sind wir nun verbun-
„ den, für die Ehre und Wohlfart des Kö-
„ nigreichs zu wachen; ſo müſſen eure Be-
„ rathſchlagungen eben ſo geſchwind, als ernſt-
„ haft angeſtellet werden: denn der Feind hat
„ einen Vorſprung vor uns; die Zeit läßt ſich
„ nicht aufhalten, wenn wir gleich mit der
„ Sanduhr ſpielen, und die einmal verlohrne
„ Gelegenheit entfliehet uns auf ewig. Seyd

„ alſo auf eine baldige und für den König hin„ längliche Hülfe bedacht. Eine allzukleine „ und ſaumſelige Hülfe würde allen euren „ Rath und Beyſtand vereiteln. Eilet, weil „ der König in den Umſtänden, in welchen er „ ſich befindet, nicht lange auf euch warten „ kan. „

Dieſe zwey Reden geben nicht nur die Geſinnung des Königs, was den Gebrauch der Parlamente betrift, ſondern auch ſeinen Vorſaz zu erkennen, wenn ihm das gegenwärtige keine Genugthuung leiſten ſollte. Das war freylich kein Mittel, die Gewogenheit der Gemeinen zu erlangen; indeſſen ſtritte es mit ſeiner Gemüthsart, ſich bis zu dem Wunſch des Parlaments herabzulaſſen, und er ſagte ihnen vernehmlich genug, daß er im Weigerungsfall durch andere Mittel Geld zu erhalten wiſſen werde.

Die von dem Grosſiegelbewahrer angeführte Gründe konnten keine gute Wirkung hervorbringen. Die vorgegebene Zurüſtungen der Spanier wider England waren ein Hirngeſpinſt. Der ſpaniſche König that in dieſem ganzen Krieg keinen Verſuch, England oder Irrland zu beunruhigen; ja es ſtund ſogar lediglich bey Carl I, mit Spanien, welches von ihm nichts begehrte, Friede zu machen. Der Grund, das Parlament habe vormals zu dieſem Krieg gerathen, konnte, weil er durch die öftere Wiederholung des Königs

kraft-

kraftlos und abgenuzt war, keinen Eindruk mehr machen: denn alle Engländer waren vollkommen überzeugt, daß der Herzog von Buckingham und der König ſelbſt den Rath des Parlaments zum Krieg wider Spanien mit Liſt herausgelokt haben.

Nach Ueberreichung der Bittſchrift, mit welcher ſich die beyden Häuſer wegen der Verordnung eines Bußtags an den König gewendet, unterſuchten die Gemeinen unter andern Beſchwerden des Volks auch die Einquartierung der Soldaten durch Zettel, die gezwungene Darlehen, die Gefangennehmung der Perſonen, die ſie nicht bezahlen wollten, und die Verweigerung des Habeas Corpus. Der Ritter, Franz Seymour, erklärte ſich unter andern alſo: Wie können wir an Hülfsgelder denken, ehe wir wiſſen, ob wir einen Vorrath dazu haben? Denn, wenn der König nimmt, was und wo er will; ſo möchte ich wiſſen, was wir geben können. — Predigt man nicht in unſern Kirchen, daß alles, was wir beſitzen, dem König gehöre? Der Ritter, Thomas Wentworth, der hernach unter dem Namen des Grafen von Strafford bekannt worden, ſchob in einer bey dieſer Gelegenheit wider die Regierung gehaltenen Rede die Schuld ſo vieler Vergehungen nicht ſo wol auf den König, als auf die Staatsbedienten, und ſagte von ihnen: Sie haben die Krone arm gemacht, indem ſie die Einkünfte derſelben zuvor an ſich gezogen: der

von ihnen eingeführte geheime Rath ſezt uns gefangen, und entreiſſet uns das Recht, unter der Bürgſchaft in Freyheit zu gelangen. Was bleibt uns übrig, da ſie uns die Mittel entzogen haben, den König zu unterſtüzen, indem ſie uns des Eigenthums unſerer Güter beraubt? Der Ritter, Eduard Kook, ein berühmter Rechtsgelehrter, der hauptſächlich wider das Darlehen loszog, führte eine unter Eduards III Regierung gemachte Verordnung an, worinn behauptet wird, die gezwungene Darlehen liefen wider die Vernunft und wider die Freyheit der Unterthanen.

Die meiſten Glieder, welche eben ſo geſinnet waren, zeigten, daß man ſich, wenn der König berechtigt ſey, die Güter der Engländer nach ſeinem Belieben an ſich zu ziehen, ſeiner unumſchränkten Herrſchaft ohne Vorbehalt unterwerfen, oder mit Feſtſetzung der Gerechtſame der Unterthanen den Anfang machen müſſe. Die Creaturen des Hofs, die dieſem Vorhaben nicht geradezu widerſtreben wollten, ſuchten das Haus durch Gründe zu bewegen, dem König zuerſt Geld zu bewilligen, um ihn dadurch zu locken, daß er hernach den Beſchwerden deſto nachdrüklicher abhelfen möge. Die andern aber, die eine ſtärkere Anzahl ausmachten, widerſprachen ihnen, weil ſie das für den nächſten Weg hielten, in Anſehung der Beſchwerden nichts zu erlangen, wenn der Anfang mit dem Hülfsgeld gemacht worden

ſey.

ſey. Indeſſen überreichte der Secretair Cook dem Hauſe gewiſe Forderungen des Königs: man beſchloß aber, die Ableſung derſelben im Anſtand zu laſſen, bis das Haus der Beſchwerden wegen einen Entſchluß gefaſſet hätte. Endlich ſezte das Haus den 25ſten Merz folgende Grundſätze feſt, welche den Forderungen des Königs gerad zuwider liefen (u):

1) Es ſoll kein freyer Unterthan auf Befehl des Königs und des Raths gefangen geſezt werden, wenn man nicht die Urſache dieſes Verfahrens anzeigt.

2) Das Recht Habeas corpus ſoll keinem, auch auf Befehl des Königs eingezogenen Gefangenen, auf ſein Begehren verſagt werden.

3) Ein jeder freyer Unterthan, der ohne Anführung der Urſache vom König oder vom Rath gefänglich eingezogen worden, ſoll die Freyheit und Erlaubniß erlangen, Bürgſchaft zu ſtellen.

4) Das unbedungene und völlige Eigenthum über ſeine Güter iſt ein unſtreitiges Recht eines jeden freyen Menſchen: ohne Parlamentsverordnung kan alſo der König keine Benevolenz und Darlehen auflegen, oder eintreiben.

Die Stimmen des Hauſes ſezten dieſe Grundſätze feſt, und lieſſen hernach im Jahr

(u) *Rushworth* Vol. I. p. 506.

1628 die vom Cook überreichte Forderungen des Königs ableſen. Dieſer verlangte (x),

1) zu Bewahrung des Canals und Meers Schiffſoldaten und Lebensmittel für dreyſig Schiffe.

2) Zehn andere Schiffe, Rochelle zu entſetzen.

3) Zehn andere Schiffe zu Beſchützung der Elbe, des Sunds und baltiſchen Meers.

4) Zehn tauſend Mann zu Fuß und tauſend zu Pferd zu einem auswärtigen Dienſt, ſamt Kleidung, Sold und Lebensmitteln.

5) Sechs tauſend Mann zur Unterſtützung des Königs von Dännemark.

6) Die Verſorgung der Feſtungen, die unter der Kammer der Artillerie ſtehen, und

7) der Vorrathshäuſer der Flotte.

8) Alle Jahr zwanzig neue Schiffe zur Verſtärkung der Flotte.

9) Man ſolle die Feſtungen auf dem Land ausbeſſern laſſen;

10) Die Schulden der Artillerie bezahlen;

11) die Schulden der Kammer über die Lebensmittel entrichten;

12) die Schulden der Flotte in Richtigkeit bringen;

13) den

(x) *Rushvvorth* Vol. I. p. 513.

13) den Kaufleuten für ihre hergelehnte Schiffe den ſchuldigen Rükſtand abtragen, und

14) ein Vorrathshaus zum Dienſt auf dem Land aufbauen.

Das Haus, welches mit Unterſuchung der Nothwendigkeit und Billigkeit dieſer Artickel keine unnöthige Arbeit unternehmen wollte, verſtund ſich lieber überhaupt zu einem mächtigen Beyſtand für den König, und unterſuchte darauf die beſondere Beſchwerde, daß der Rath des Königs einige, welchen das Darlehen nicht anſtändig geweſen, eigenmächtig in Verhaft genommen, in verſchiedene Orte verwieſen, oder in auswärtigen Ländern zum Dienſt des Königs genöthiget habe. Dieſer Ausſpruch der Gemeinen machte den Beſchluß:

„ Ohne eine Parlamentsverordnung ſoll „ kein freyer Menſch auf Befehl des Königs „ oder ſeines Raths gefänglich eingezogen, „ oder an einen andern Ort verwieſen wer„ den. „

Der König, der in ſolchen Ausſprüchen nichts für ſein Vorrecht antraf, und einen neuen Anfall auf den Herzog von Buckingham befürchtete, ſuchte ſie vermittelſt des Secretair Cooks durch eine Nachricht davon abzuhalten (y). Carl I gab nemlich die Verſicherung, der Herzog habe von dem Parla-

 ment

(y) *Rushworth* Vol. I. p. 523.

ment in vollem Rath nicht übel geſprochen, und der Secretair ſezte hinzu, der ganze Rath könne bezeugen, daß der Herzog die Berufung des Parlaments zuerſt vorgeſchlagen habe: allein er vergaß zu melden, daß er es nur auf Anrathen des Ritters Cotton und aus Staats-klugheit, aber keineswegs in einer aufrichtigen Geſinnung, gethan.

Am folgenden Tag ließ der König den Gemeinen nebſt einer andern Bottſchaft, welche auf die Betreibung der Hülfsgelder zielte, ſagen, er laſſe ſich wegen der Sicherheit der Perſonen und wegen des Eigenthums der Güter alle dienliche Mittel gefallen, und ſezte hinzu, ihr vermehrtes Vertrauen zu ihm werde eine ſtarke Gewalt über ſein Gemüth haben, ihnen das verlangte zu bewilligen.

Das Haus bewilligte dem König auf dieſe Bottſchaft fünf Hülfgelder, fuhr aber ſogleich fort, die Beſchwerden zu unterſuchen. Den 11ten April drang der Secretair Cook darauf, man möchte den Entſchluß, dem König Gelder zu bewilligen, als eine Bill genehm halten: allein viele, die ſich widerſezten, beförderten den Entſchluß: man müſſe die Sache der Hülfsgelder und der Beſchwerden zugleich vornehmen. Am Tage darauf drohte der König den Gemeinen durch ſeinen Secretair, das glüklich angefangene Parlament unangenehm zu endigen, wenn ſie mit Unterſuchung der Beſchwerden die Zeit verderben,

und

und den Hülfsgeldern Hinderniſſe in den Weg legen würden (z).

Dieſe Drohung und das ſtürmiſche Verlangen des Königs nach Hülfsgeldern verurſachte ihm den gröſten Nachtheil. Aus dem Widerwillen, den der König gegen die Abhelfung der Beſchwerden zu erkennen gegeben, war leicht abzunehmen, daß man ſie ohne Zwang von ihm nicht erhalten könne.

Die um Beſchleunigung der Hülfsgelder zahlreich einlaufende Nachrichten des Königs reizten die Glieder, die ſich als Anhänger des Hofs bekannt gemacht, den Gemeinen in ihren öffentlichen Reden eine Furcht einzujagen, und ihnen mit Einſtellung der Parlamente zu drohen, wann ſie es zwiſchen ihnen und dem König durch Verzögerung der Hülfsgelder zu einer Uneinigkeit kommen laſſen wollten. Dieſe Drohung, welche der König, der Grosſiegelbewahrer und die Anhänger des Hofs manchmal in dunkeln, öfters aber in ganz deutlichen Ausdrücken vorgebracht, zog die gehofte Wirkung nicht nach ſich: denn die Gemeinen richteten hernach ihre Aufmerkſamkeit nur deſto ſchärfer auf die Schritte des Königs, und wurden immer weiter davon entfernt, durch ihr Nachgeben oder Stillſchweigen den Freyheiten des Volks einigen Eintrag zu thun. Es war ihnen ungelegen, ihre Perſonen nebſt den Gütern, und das ganze Königreich dem Carl als ein Eigenthum zu überlaſſen, und

 alles

(z) *Rushvvorth* Vol. I. p. 538.

alles ſeiner angemaßten unbedungenen Gewalt Preiß zu geben. Dieſe Urtheile ſind der wahre Grund ihrer Reden und ihres Betragens gegen dem König: daher drangen ſie auch auf ein Gehör, in welchem ſie auf ſeine Bottſchaften antworten, und eine Bittſchrift wegen Einlegung der Soldaten überreichen wollten. Sie thaten hernach dem König durch ihren Sprecher eine Vorſtellung, in welcher ſie ihm zu erkennen gaben, daß ſie wegen der Zweifel, welche er in die Redlichkeit ihrer Abſicht ſetzen könnte, ihr Verfahren in dieſem lezten Parlament demüthig und kurz erläutern wollten. Sie ſtellten ihm vor, daß nach dem Recht des Parlaments die Beſchwerden vor der Beſtimmung der Hülfsgelder zu unterſuchen, ihre Beſchäftigungen aber nichts deſto weniger darinn beſtanden ſeyen, die Hülfsgelder den ſehr groſſen Beſchwerden vorzuziehen: nur hätten ſie die Grundfreyheiten des Königreichs damit verbunden, weil die Unterthanen durch dieſelbige das Vermögen erlangen, den König zu unterſtützen. „Weil beyde Dinge, ſagten ſie, „nicht zu trennen ſind, indem ſie „auf gleiche Weiſe eine Beziehung auf den „Dienſt Sr. Majeſtät haben; ſo folgten wir „gleich Anfangs dieſer Ordnung. Die Hülfs„gelder, welche durch die groſſe Committe „am erſten nahe zum Schluß gekommen, „waren durch die Beſchwerden nicht zu un„terbrechen, weil ſie nach der Gewohnheit un„ſers Hauſes verſchieden ſind. Gleichwie wir „aber

„ aber voll Freude an die Gerechtſame und
„ Vorrechte der Krone denken; alſo müſſen wir
„ die Erhaltung der Grundfreyheiten der Per-
„ ſonen und des Eigenthums der Güter für
„ das bewährteſte Mittel anſehen, die Ehre
„ einer Monarchie dauerhaft zu gründen:
„ denn von freyen und wohlbemittelten Unter-
„ thanen hat ein König in Friedens- und
„ Kriegszeiten die ſicherſte Unterſtützung zu
„ gewarten. Eine jede dieſer entgegen geſezte
„ Lehre kan nur von ſolchen Leuten herrühren,
„ die unter der Hand allein auf ihren Vor-
„ theil, auf die Untergrabung der königlichen
„ Gewalt und auf die Armuth der Untertha-
„ nen ſcharfſinnig ſind. Ew. Majeſtät wer-
„ den nun überzeugt ſeyn, daß wir keine
„ Verzögerung der Hülfsgelder zu Schulden
„ kommen laſſen, und daß unſer Eyfer auf
„ Dero Dienſte gerichtet ſey. Die Entſchlieſ-
„ ſungen, die Ihnen unſer Haus überreicht,
„ werden jedesmal die richtigſten Ausleger un-
„ ſerer Geſinnungen abgeben. Die gnädige
„ Aufnahm dieſer Vorſtellung läßt uns nicht
„ nur ein glückliches Ende dieſes Parlaments
„ hoffen, ſondern unterhält auch unſer Ge-
„ müth mit dem Vergnügen, daß noch meh-
„ rere werden verſammlet werden. „

Nach manchen unterthänigen Verſiche-
rungen bat der Sprecher den König, er möch-
te die Bittſchrift des Hauſes der Gemeinen,
welche die Einquartierung der Soldaten durch
Zettel betraf, gnädigſt anhören, und nach
den

den Grundſätzen ſeiner edlen Vorfahren die Herzen ſeiner Unterthanen für die beſte Beſazungen anſehen, zumal, da dieſe bereit ſeyen, für den König und ſein Reich ihr Leben gering zu ſchätzen (a).

Die Bittſchrift der Einquartierung durch Zettel enthielt folgende Ausdrücke:

Sire,

„ Ew. Majeſtät getreue Gemeinen ſtellen de-
„ müthig vor, daß die Einquartierung der Sol-
„ daten durch Zettel den Grundgeſetzen Dero Kö-
„ nigreichs gerad zuwider lauft. Inzwiſchen
„ ſind doch die Soldaten zu offenbarer Krän-
„ kung des Rechts der Unterthanen an vielen
„ Orten Compagnienweis eingelegt, und ſehr
„ viele Engländer genöthiget worden, ihnen
„ bis zu ihrem Verderben den Unterhalt zu
„ geben. Ew. Majeſtät können leicht erach-
„ ten, wie empfindlich uns dieſer Zwang rüh-
„ ren müſſe, wenn wir den groſſen Schaden,
„ welchen dieſe Drangſalen mit ſich führen,
„ bekannt machen.

1) Getrauen ſich viele nicht, dem Gottesdienſt beyzuwohnen, aus Beyſorge, ihre Häuſer möchten in dieſer Zeit ausgeplündert werden.
2) Wird die gute Regierungsverfaſſung des Landes dadurch verächtlich aus den Augen geſezt.

3) Stun-

(a) *Rushvvorth* Vol. I. p. 540.

3) Stunden die Beamten der Gerechtigkeit in Gefahr, ihr Leben einzubüſſen.

4) Hat die Unverſchämtheit der Soldaten die Pachter, ſamt Weibern und Kindern, aus ihren Häuſern verdrängt, und genöthigt, an andern Orten einen ſichern Aufenthalt zu ſuchen. Müſſen nicht dadurch die Einkünfte des Landes in Abnahm gerathen?

5) Sind die Ackerleute angetrieben worden, ihre Arbeiten zu verſäumen, und auf Unkoſten anderer Leute zu leben.

6) Müſſen die Kauf- und Handwerksleute ihr Gewerb einſtellen, weil ſie nur auf Mittel zu denken haben, wie ſie der Grauſamkeit der Soldaten ausweichen wollen.

7) Sind die Heerſtraſſen unſicher, und es kan niemand ohne groſſe Gefahr eine Reiſe unternehmen.

8) Hört man allenthalben Klagen über die barbariſche Aufführung der Soldaten; worüber man dieſe nicht einmal zur Rede ſezt, viel weniger aber beſtraft.

„ Dadurch befinden ſich die Unterthanen „ auſſer Stand, Ew. Majeſtät im Nothfall „ zu unterſtützen, und es iſt zu beſorgen, das „ an den Bettelſtab gebrachte Volk möchte „ ſich mit den ausſchweifenden Soldaten ver„ binden, eine Empörung anzufangen. Wie „ viel Unheil kan nicht daraus entſtehen, wenn „ man dieſe in ſo ſchlechter Mannszucht ge-

„ hal-

„ haltene Soldaten nicht aus dem Königreich
„ führt, oder beurlaubt! vornemlich, wenn
„ man bedenkt, daß eine groſſe Anzahl der-
„ ſelben, auſſer der verdorbenen Lebensart,
„ aus Papiſten beſteht, die ſich bey der näch-
„ ſten Gelegenheit zum Schaden Ew. Ma-
„ jeſtät und des ganzen Königreichs mit einem
„ auswärtigen und papiſtiſchen Feind verei-
„ nigen dürften: welches deſto eher zu be-
„ fürchten ſteht, weil ſie Hauptleute und An-
„ führer haben, die ſich öffentlich zu der pa-
„ piſtiſchen Religion bekennen, und in den
„ Dienſten des Königs von Spanien und der
„ Erzherzogin in den Niederlanden wider
„ Dero Bundesgenoſſen geſtanden ſind (b). „

Die Art, mit welcher die Gemeinen und der König mit einander umgiengen, ſieht ſehr kurzweilig aus. Ausflüchte und Kunſtgriffe vertraten auf beyden Seiten die Stelle der Grundſätze: ſie entdekten einander ihre Gedanken niemals, und dennoch begriffen ſie die gegenſeitige Abſichten, ob ſie gleich thaten, als wenn ſie einander nicht verſtünden. Die Gemeinen ſahen die Ungültigkeit ihrer für die Verzögerung der Hülfe angeführten Gründe wohl ein; ſie glaubten aber, der König werde ſein Mißvergnügen über dieſelbige verheelen, um ihnen das Geſtändniß nicht abzulocken, daß ſie auf ſein Wort mißtrauiſch ſeyen, und dieſe Verzögerung anwenden müßten, ſich ihrer Be-

(b) *Rushworth* Vol. I. p. 542.

Beſchwerden wegen Genugthuung zu verſchaffen. Der König, der dieſen Beweggrund nicht zu empfinden ſchien, zog Vortheil daraus, daß die Gemeinen aus Klugheit durch Umſchweife und in dunkeln Ausdrücken mit ihm redeten. Hingegen wollte er den Gemeinen beglaubt machen, er werde nach zugeſtandenen Hülfsgeldern keinen Anſtand nehmen, ſie in Anſehung der Beſchwerden zu befriedigen. Kam ihm dieſes gleich niemals in den Sinn, ſo ſuchte er doch die Gemeinen durch dieſe Vorſpieglung zu bethören: ſie aber, denen die Verſtellungskunſt ſo wenig ein Geheimniß war, als ihm, lieſſen nicht im geringſten merken, daß ſie den Vorhang zu ſeinen Staatsſtreichen hinweggezogen hätten.

Er, den nichts hinderte, in höherem Ton zu reden und ſich herzhaft auszudrücken, antwortete ihnen auf ihre Vorſtellung alſo:

Herr Sprecher und meine Herren,

„ Ich verlangte bey Abſchickung meiner „ lezten Bottſchaft keine Antwort von euch, „ weil es zu nichts dient, wenn wir die Zeit „ bey leeren Worten verſchwinden laſſen; viel „ weniger wollen wir ſie mit Streitigkeiten „ verderben. Vermeidet dieſe, und nehmet „ nach meinem Beyſpiel wichtige Angelegen„ heiten vor euch. Ich werde, wie ich ſchon „ angeführt, für die nöthige Erhaltung eu„ rer Geſetze beſorgt ſeyn. Betreibet meine „ wichtige Sache, die ihr unter Händen

„ habt,

„ habt, und ſetzet mein Vorrecht durch eure „ Vertheidigungen ſo wenig, als eure Frey„ heiten der Gefahr und dem Anfall unſerer „ Feinde aus. Auf eure Bittſchrift werde ich „ zu bequemer Zeit antworten (c). „

Die Gemeinen hoften von den fünf dem König bewilligten Hülfsgeldern einige Vortheile zu ziehen, und machten ſie zu einer nöthigen Bedingung, ob ſie ſich gleich gehütet, dieſen Ausdruk zu gebrauchen. In dieſer Abſicht hatten ſie eine Schrift unter dem Titel: Bittſchrift des Rechts, verfertiget, weil man vorgab, man verlange von dem König keine Gnade, ſondern die Erhaltung der Freyheit der Unterthanen. Daher wollten ſie dieſelbige dem König, wenn er auf dem Thron ſäſſe, als eine Bill übergeben, und ſeine Antwort nach dem Parlamentsgebrauch erwarten. Die Herrn wurden durch eine Ueberſendung des Entwurfs zu dieſer Schrift um ihre Einwilligung gebetten; welcher Verſuch dem König viele Unruhe verurſachte. Er ſuchte dieſe Bittſchrift, welche die Gerechtſame der Unterthanen gründlich zeigte, von ſich abzulehnen, weil er durch ihre Verwerfung der fünf Hülfsgelder beraubt werden konnte: auf der andern Seite hätte er durch Annehmung ihres Innhalts in Zukunft ſeiner Macht Schranken geſezt, und ſeine bisherige Handlungen ſelbſt für ſolche erklärt, die dem Geſez zuwider liefen.

(c) *Rushvvorth* Vol. I. p. 545.

In dieſe Enge ſuchten ihn die Gemeinen durch ihre Bittſchrift zu treiben. Damit er aber dieſem Streich glüklich ausweichen möchte; ſo mußten die Herrn den Gemeinen anrathen, ſie ſollten den König um folgende Erklärungen bitten:

1) Das alte Geſez, der Gnadenbrief genannt, ſoll mit ſeinen ſechs Auslegungen in aller Beziehung ſeine Kraft behalten.

2) Ein jeder Unterthan hat nach dieſem Brief und nach den alten Geſetzen des Königreichs ein Grundeigenthumsrecht über ſeine Perſon und Güter.

3) Alle Unterthanen ſollen in allen Gerechtſamen und Privilegien beſtätiget werden, wie ſie ihre Voreltern unter den beſten Königen beſeſſen haben.

4) Der König will in allen unter das gemeine Geſez gehörigen Fällen, welche die Freyheit der Unterthanen betreffen, nach keiner andern Regel, als nach dem gemeinen Geſez des Landes verfahren.

5) Der König wird ſich ſeines königlichen Vorrechts nicht zu dem Nachtheil eines einigen von ſeinen getreuen Engländern bedienen, wenn es auf die Sicherheit ihrer Güter und Perſonen angeſehen iſt. Sollte er zum Vortheil der Regierung und des Volks für nöthig halten, einen Un-

Unterthan gefänglich einzuziehen: ſo wird er zu einer ſchiklichen Zeit die allgemeine oder beſondere Urſache davon anzeigen, und nach der Gerechtigkeit des Landes zum Urtheil ſchreiten laſſen (d).

Die Gemeinen merkten wohl, daß dieſe Falle ihnen geſtellt ſey, die Bittſchrift des Rechts ihrer Kraft zu berauben: denn dieſe in allgemeinen Ausdrücken abgefaßte Erklärungen überlieſſen dem König bey Vollſtreckung eines jeden Artickels Ausflüchte genug, die er auch bey den Darlehen und bey der Gefangenſetzung der Widerſpenſtigen mit Beyſtimmung der Richter des Königreichs zu ſeinen Abſichten angewendet hatte. Hingegen verſperrete die Bittſchrift des Rechts, welche ſehr genau beſtimmet war, allen liſtigen Ausflüchten den Zugang. Die Gemeinen nahmen deswegen keinen Anſtand, den Vorſchlag der Herrn ſchlechterdings zu verwerfen.

Nach dieſem mißlungenen Verſuch wollte der König den Gemeinen zu ihrer Befriedigung die nemlichen Anerbietungen thun, welche die Herrn ſchon vorgeſchlagen hatten. Daher mußte der Groſſiegelbewahrer den beyden Häuſern zu Whitehall im Namen des Königs ſagen:

„ Carl I wolle ſeine Unterthanen bey der „ Freyheit ihrer Perſonen und Güter erhalten, „ die Regierung nach den Geſetzen des König„ reichs

(d) *Rushvvorth* Vol. I. p. 546.

„ reichs einrichten, und den groſſen Gnaden-
„ brief nebſt den ſechs davon abhängenden
„ Verordnungen für kräftig und gültig erken-
„ nen. Er verſprach den Gemeinen, ſie ſollen
„ an dem königlichen Wort Carls, Sicherheit
„ genug finden, und keine Urſache mehr zur
„ Klage bekommen, und ſchlieſſet mit dem
„ Wunſch, ſie möchten ſich einmüthig zur
„ Hauptſache wenden (e). „

Die Gemeinen, welche ſich durch dieſe Liſt eben ſo wenig, als durch die zuvor gebrauchte, fangen lieſſen, drangen unverrükt auf die Bittſchrift des Rechts. Nach Verfluß einiger Tage erhielten die Gemeinen von dem Secretair Cook im Namen des Königs die Verſicherung, er werde ſein Verſprechen genau erfüllen, wann ſie ſeinem Wort trauen wollten.

Cook und die andern Anhänger des Hofs verurſachten in dem Hauſe hitzige Streitigkeiten, weil ſie die äuſſerſte Mühe anwendeten, die Gemeinen zu überreden, ſie möchten ſich an das Wort des Königs halten, und nicht mehr an die Bittſchrift des Rechts gedenken. Endlich ſagte der Ritter Wentwoorth, „ das
„ Haus habe kein Abſehen auf einen neuen
„ Vortheil, wenn es die Gerechtſame des
„ Volks durch eine Bill unterſtüzt wiſſen wol-
„ le; es dringe nur auf die alten Geſetze und
„ auf dienliche Mittel, ihre Vollziehung zu
„ ver-

(e) *Rushvvorth* Vol. I. p. 549.

„ verſichern. „ Das Haus, welches dieſer Meynung beypflichtete, ließ dem König dieſen Entſchluß durch den Sprecher anzeigen.

Cook verſicherte zu gleicher Zeit durch eine neue Bottſchaft des Königs, daß Se. Majeſtät nach den Gebräuchen des Königreichs regieren, den Perſonen ihre Freyheit und das Eigenthum ihrer Güter ungekränkt laſſen, die Mißbräuche nach ihrem Wunſch abſchaffen, und ſie in einen glüklichen Stand verſetzen wolle. Dabey verwahrte er ſich wider den Eingriff in die höchſte Gewalt, und wider die Erweiterung der alten Geſetze durch Erklärungen. Der König wollte wegen der Wichtigkeit der Angelegenheiten keine weitere Unterſuchungen und Verzögerungen geſtatten, und drohte, er müſſe die Sitzung in acht Tagen endigen: zugleich aber entdekte er ihnen, wie ſehr er, unter Vorausſetzung ihres guten Verſtändniſſes und eines eilfertigen Entſchluſſes, geneigt ſey, das Parlament bald wieder zu verſammlen, um die jetzo noch nicht ausgefertigte Sachen völlig zu Stand zu bringen (f).

Das alles entleidete den Gemeinen ihren Vorſaz nicht, aus der Bittſchrift des Rechts eine Parlamentsverordnung zu machen. Der König ſollte ſich erklären, ob er geneigt ſey, das durch eine Bill zu bekräftigen, was er auf eine andere Art zugeſtehen wolle. Weil er nun mit dem Parlament nicht brechen konnte,

(f) *Rushvvorth* Vol. I. p. 552.

konnte, ohne ſich der fünf Hülfsgelder zu berauben, und ohne ſein Anſehen in den Gemüthern der Unterthanen völlig zu Grund zu richten: ſo ergriefen die Gemeinen dieſe Gelegenheit deſto freudiger, die Gerechtſame der Unterthanen feſt zu ſetzen.

Der Sprecher der Gemeinen mußte darauf dem König für ſeine Geſinnung, das Volk nach den Geſetzen zu regieren, Dank abſtatten, aber auch hinzufügen: „ Die Geſetze des „ Landes und die Freyheiten der Unterthanen „ haben von einigen Dero Staatsbedienten „ eine öffentliche Kränkung gelitten. Um nun „ den niedergeſchlagenen Muth des Volks „ wieder aufzurichten, erſuchen die Gemeinen „ Ew. Majeſtät, ihre Gerechtſame und Frey„ heiten durch eine Bill zu verſichern. Nichts „ fällt ihnen weniger ein, als ein Eingriff in „ Dero königliches Vorrecht und in die Er„ weiterung der alten Geſetze durch Erklärun„ gen: ſie ſuchen nur dem Verſtand dieſer „ Geſetze gewiſe und nöthige Erklärungen zu „ geben, und durch eine anſtändige Vorſicht „ die Vollziehung derſelben zu erleichtern. „ Jetzo beſchäftigen ſie ſich mit der Art, wie ihre „ Wünſche in die Erfüllung kommen können; „ wobey ſie ohne Zeitverluſt zu Werke gehen, „ und nichts verlangen werden, als was ge„ treue Unterthanen zu fordern berechtiget „ ſind (g). „

(g) Rushworth Vol. I. p. 555.

Nach dieſer Rede ſprach der Grosſiegelbewahrer im Namen des Königs:

Herr Sprecher,

„ Se. Majeſtät erwartet von euch eine Ant„wort durch Handlungen, und nicht eine „Verzögerung durch Worte. Er verläßt ſich „auf euer Wort, und ihr trauet ſeinen Wor„ten und Handlungen nicht. Eure Erklärun„gen verrathen ja euren Zweifel an der Voll„ziehung der Geſetze nach ihrem wahren Ver„ſtand. Heißt das nicht, das Vorrecht des „Königs ihm entziehen, und den Gemeinen „zueignen? Nichts deſto weniger iſt der Kö„nig zu einer Bill geneigt, den groſſen Gna„denbrief zu bekräftigen, wenn ihr dieſes für „das beſte Mittel anſehet; nur muß es ohne „Umſchreibungen und Zuſätze geſchehen. „Verbannet alſo eure eingebildete Furcht, und „trauet dem Wort des Königs, welches euch „keine Urſache zu gerechten Klagen übrig laſ„ſen will. Bemühet euch nicht, den König „durch neue und unmögliche Knoten zu bin„den, ſonſt kommt der ſchlechte Erfolg dieſes „Parlaments auf eure Rechnung zu ſtehen. „Se. Majeſtät iſt auf die möglichſte Erfül„lung ſeines Verſprechens bedacht, wenn „ihr euren Entſchluß ohne weitere Gegenant„worten, Bottſchaften und unnöthige Verzö„gerungen ausführen werdet. „

Kurz darauf ſagte der Secretair Cook im Namen des Königs:

„ Die

„ Die Frage: iſt das Vertrauen auf das „ Wort des Königs, oder auf eine Bill das „ beſte Mittel zu unſerer in die Betrachtung „ gezogenen Sache? macht nun den Haupt„ gegenſtand unſerer Berathſchlagung aus. „ Das Vertrauen auf das Wort des Königs „ verſpricht euch einen Vortheil von einem ſehr „ groſſen Umfang. Der König gibt zu einer „ Parlamentsverordnung ſeine Einwilli„ gung; aber die Verſicherung des Königs „ iſt dieſe: ich werde nach den Geſetzen regie„ ren. Ja, er verſpricht den Unterthanen „ durch die Beobachtung der Geſetze eine ſo groſ„ ſe Freyheit, als ſie irgend unſere Vorfahren „ genoſſen. Das begreift viele Geſetze, ſeine „ Einwilligung und Beſtätigung derſelben zu„ gleich in ſich; welche Verſicherung den Kö„ nig weit ſtärker bindet, als alle Geſetze: es „ liegt bey allen Vergleichen zum Grund, und „ bindet auch ſein Gewiſſen. Es iſt unſtreitig, „ daß das Vertrauen auf das Wort des Kö„ nigs unſern gröſten Vortheil in ſich ſchlie„ ſe (h). „

Aus dieſer Antwort iſt die Furcht des Königs für der Bittſchrift des Rechts deutlich zu erſehen: denn er wußte, daß er mit Grund nicht nur den Gnadenbrief und die davon abhängende Verordnungen, ſondern auch Erklärungen zu gewarten habe, welche den wahren Verſtand dieſer Geſetze auſſer aller Zweydeutigkeit ſetzen, und wider betrügliche Ausle-

 gungen

(h) *Rushvvorth* Vol. I. p. 557.

gungen verwahren würden. Durch die Genehmhaltung einer ihm ſo widerwärtigen Sache wollte er ſich die Hände nicht binden. Der groſſe Gnadenbrief und die ſechs Verordnungen mochten enthalten, was ſie wollten; er erpreßte doch Geld von ſeinen Unterthanen durch das Darlehen, und warf die Widerſpenſtigen ohne weitere Umſtände in das Gefängniß. Seine Beſtätigung des groſſen Gnadenbriefs durch eine Bill hätte alſo dem Volk keinen Vortheil in die Hände geſpielt. Die Gemeinen folgten daher ihren guten Gründen, die ſie antrieben, dem Wort des Königs nicht zu trauen, ob ſie gleich Anſtand nahmen, dieſes Bekänntniß öffentlich abzulegen. Auſſerdem gab ihnen die Vorſtellung: Das Verſprechen des Königs, nach den Geſetzen zu regieren, ſey eine ſtärkere Verſicherung, als die Geſetze ſelbſt, deutlich genug zu erkennen, daß es bey ihm ſtehe, den Geſetzen ihre Kraft und Gültigkeit zu benehmen. Aus dieſem neuen Grund waren ſie befliſſen, ihn durch ein Geſez zu binden, welches alle bisherige an Deutlichkeit und Nachdruk übertreffen ſollte.

Ein Abgeordneter drükte darauf die herrſchende Meynung des Hauſes alſo aus:

„ Können wol allgemeine Worte eine hinreichende Genugthuung für beſondere Beſchwerden heiſſen? Iſt eine mündliche Erklärung des Königs das Wort des Königreichs? Kommt

„ es

„ es nicht dem Parlament zu, den Be-
„ ſchwerden abzuhelfen? Kein Parlament
„ verließ ſich jemals auf die Bottſchaften des
„ Königs: ein jedes hat ihm die Beſchwerden
„ in Bittſchriften bekannt gemacht, und jeder
„ war gewohnt, auf dieſelbige zu antworten.
„ Die gnädige Antwort des Königs macht die
„ Sache nicht aus: man hat auf das Geſez
„ des Königreichs zu ſehen. Das Verſpre-
„ chen des Königs iſt alſo den Verordnungen
„ einzuverleiben, um ein glaubwürdiges Zeug-
„ niß davon in den Händen zu haben. Sei-
„ ne Antwort muß auf einen jeden beſondern
„ Artickel zielen, und nicht allgemein abge-
„ faßt ſeyn. Niemals haben die Bottſchaften
„ des Königs den Grund der Bills bey Hülfs-
„ geldern vorgeſtellt. Würden nicht die fol-
„ gende Könige ein gleiches Vertrauen auf
„ ihre Worte und Bottſchaften von uns er-
„ warten? Weil nun ſolche Bottſchaften nicht
„ unter die Parlamentsverordnungen zu
„ rechnen ſind; ſo wollen wir dem König die
„ Bittſchrift des Rechts zuſtellen, nicht aus
„ Mißtrauen in ihn, ſondern weil ſein auf
„ eine dem Parlament gemäſe Weiſe gegebe-
„ nes Wort unſer Vertrauen am meiſten ver-
„ dient.“

Kaum war die Bittſchrift des Rechts ausgefertiget, als man beſchloß, dem König die verſprochene Hülfsgelder in vier nahen Zeitpunkten auszuzahlen. Daraus ſahe er zwar, daß er über die Verzögerung der Hülfsgelder

nichts mehr zu klagen finde; indeſſen diente dieſes Unternehmen nicht zu ſeiner Befriedigung. Er verlangte, man ſolle die Bill der Hülfsgelder vor Uebergebung der Bittſchrift des Rechts aufſetzen und genehm halten. Das Unterhaus aber, welches wohl wußte, daß die Verfertigung der Bill, der Hülfsgelder wegen, zur Verlängerung oder Aufhebung des Parlaments ausſchlagen würde, erſuchte die Herrn an dem nemlichen Tage durch Ueberſendung der Bittſchrift des Rechts um ihre Genehmhaltung. Inzwiſchen waren die Gemeinen zween neuen Anfällen von dem König und dem Oberhauſe blos geſtellt.

Der Grosſiegelbewahrer machte in einer Unterredung mit den Gemeinen den Vorſchlag des Oberhauſes bekannt, ſie möchten die Bittſchrift in etwas verbeſſern, daß man den König deſto leichter gewinnen könnte, und theilte ihnen folgendes von dem König erhaltenes Schreiben mit:

Carl König,

„Man will uns und unſerm Rath das „Recht ſtreitig machen, ohne Anführung der „Urſachen einen Unterthan gefänglich einzu„ziehen, wenn es auch unſere Regierung un„mittelbar betreffen ſollte. Allein wir könn„ten in manchen Fällen durch Anführung der „Urſachen auſſer Stand geſezt werden, den „Gefangenen gerichtlich zu verfolgen, mithin „müßte man die Sache verderben. Ferner

„ver-

„ verlangt man, daß die Richter unſerer Ge„richtshöfe zu Weſtmünſter die Sache nach „dem gewöhnlichen Recht unterſuchen ſollen, „da doch leicht Fälle vorkommen, in welchen „ſie weder eine Macht, noch eine Regel zum „Urtheilsſpruch haben. Zu dieſer Forderung „können wir unſere Einwilligung nicht geben, „ohne den Umſturz der höchſten Oberherr„ſchaft befördern zu helfen. Indeſſen verſi„chern wir, daß wir unſere Macht in Din„gen, welche wider die Geſetze ſtreiten, nicht „über die Schranken der Mäßigung ausdeh„nen, ſondern in allem auf die Sicherheit „unſers Volks ſehen wollen. In Zukunft „werden wir weder ſelbſt, noch durch unſern „Rath jemand wegen der Verweigerung des „Darlehens, oder um anderer Urſachen wil„len, welche das gemeine Beſte nicht unmit„telbar betreffen, gefänglich einziehen, auch „keine Urſache vorbringen, die nicht gegrün„det wäre. Wir wollen jederzeit, auf die „Bittſchrift der Partheyen und auf die Vor„ſtellung unſerer Richter, die Urſache der Ge„fangennehmung melden, ſo bald es bequem „und mit Sicherheit geſchehen kan. Wir ſind „nicht geſonnen, den Gnadenbrief und die „ſechs Verordnungen ihrem Verſtand und „ihrer Abſicht nach ungültig zu machen; wir „wollen vielmehr unſern Richtern verſtatten, „in allen peinlichen Fällen zu Freylaſſung der „Gefangenen die Bürgſchaft zu ergreifen.

„ Die

„ Die Zeit erlaubt uns nicht, dieſe Sitzung „ länger währen zu laſſen (i). „

Die Gemeinen verbargen den Kummer, den ſie über die Ränke des Königs emfanden: denn er ſuchte durch zweydeutige Ausdrücke und liſtige Einſchränkungen ſein Verſprechen zu der Zeit ungültig zu machen, in welcher man es für feyerlich und hinreichend anſehen ſollte. Dadurch wollte er die Bittſchrift des Rechts hintertreiben, und ſeinem Vorrecht, wie bisher, die beliebige Anwendung verſchaffen.

Die Herrn, welche den zweyten Anfall auf die Gemeinen gethan, wollten der Bittſchrift des Rechts eine Einſchränkung beygefügt wiſſen, die ſie ganz unnüz gemacht hätte. Sie beſteht in folgendem Zuſaz:

„ Wir überreichen dieſe Bittſchrift nicht „ nur in der Abſicht, unſere rechtmäßige Frey„ heiten zu erhalten, ſondern auch mit der bil„ ligen Achtung, die höchſte Gewalt unge„ kränkt zu laſſen (k). „

Die Gemeinen verwarfen dieſen Zuſaz wegen Zweydeutigkeit der Worte, höchſte Gewalt, welche die Parlamente in Beziehung auf die Vorrechte des Königs niemals gebraucht. Hernach, weil dieſer Zuſaz, als eine Vorbehaltung des königlichen Rechts, die Bittſchrift unkräftig mache: deswegen führten ſie an, daß das Parlament, als Eduard I nach

(i) *Rushvvorth* Vol. I. p. 560.
(k) *id.* ibid. p. 561.

nach Ueberreichung einer ſolchen Bittſchrift die Worte beyſetzen wollte: dem Recht des Königs unbeſchadet, ſeine Einwilligung nicht dazu gegeben, und daß die Könige aus gleichem Grund der Geiſtlichkeit nicht verſtattet, einer Urkunde dieſe Worte einzuverleiben: dem Recht der Kirche unbeſchadet. Drittens verwarfen ſie dieſen Zuſaz deswegen, weil er im allgemeinen Verſtand nicht nöthig ſey, indem er keine Beziehung auf die Bittſchrift habe; in der Anwendung auf die Sache aber die Bittſchrift unnüz mache.

Nachdem die Herrn geſehen, daß ſich die Bittſchrift wegen Mangels dieſes Zuſatzes nicht verwerfen laſſe, und es ihnen genug geweſen, dem König ein Merkmal ihrer Dienſtbegierde bekannt gemacht zu haben: ſo wurden beede Häuſer ſchlüſſig, die Bittſchrift dem König zu übergeben, und in vollem Parlament ſeine Antwort darauf zu erwarten, damit man ſie niederſchreiben, und in Zukunft als eine Parlamentsverordnung gebrauchen könne. Der König redete den 2ten Junius das Parlament, vor welchem er die Bittſchrift des Rechts genehm halten wollte, alſo an:

„ Ich komme hieher, das zu thun, wozu
„ ich mich verbunden erachte, zu zeigen, daß
„ ich euch in den Formalitäten, und in weſent-
„ lichen Stücken nach allen Kräften eine Ge-
„ nüge zu leiſten wünſche. „

Darauf wurde folgende Bittſchrift laut abgeleſen.

Der allervortreflichſten Majeſtät des Königs
ſtellen die geiſtliche und weltliche Herrn nebſt den Gemeinen vor:

„ Daß nach einer unter Eduard I mit der
„ Aufſchrift: de Taillagio non concedendo
„ gemachten Verordnung keine Abgabe von
„ einem engländiſchen König ohne Einwilli-
„ gung der Erzbiſchöffe, Biſchöffe, Grafen,
„ Barons, Ritter, Bürger und anderer freyen
„ Leute einzutreiben ſey.

„ Ferner iſt durch eine unter Eduard III
„ ergangene Parlamentsverordnung feſt ge-
„ ſezt, daß man niemand zwingen ſolle, dem
„ König Geld zu leihen.

„ Nach andern Geſetzen dieſes Königreichs
„ iſt niemand mit der Benevolenz, oder an-
„ dern ähnlichen Abgaben zu beläſtigen.

„ Dero Unterthanen können alſo, vermög
„ eines von ihren Voreltern ererbten Rechts,
„ ohne Einwilligung des Parlaments zu
„ Frohnfuhren, Zinſen und dergleichen Ab-
„ gaben keineswegs genöthiget werden.

„ Nichts deſto weniger haben verſchiedene
„ Abgeordnete in vielen Provinzen, vermög
„ ihrer mit Verhaltungsbefehlen verbundenen
„ Verordnungen, die Unterthanen aufgefor-
„ dert, Ew. Majeſtät beſtimmte Summen zu
„ leihen. Viele unter ihnen, die ſich nicht
„ zum Ziel gelegt, hat man gezwungen, einen
„ den Geſetzen des Königreichs zuwider laufen-
„ den Eyd zu leiſten, und Bürgſchaft zu ſtel-
„ len,

„ len, daß ſie auf Begehren vor dem Rath
„ erſcheinen wollen. Andere ſind gefänglich
„ eingezogen, oder auf andere Weiſe gekrän-
„ ket worden. Die Statthalter in den Pro-
„ vinzen, die Kriegscommiſſarien, die Frie-
„ densrichter und andere haben auf Befehl
„ Ew. Majeſtät oder des geheimen Raths un-
„ gewöhnliche Abgaben von Dero Untertha-
„ nen eingetrieben.

„ Vermög des groſſen Gnadenbriefs darf
„ niemand anderſt, als nach dem Urtheil ſei-
„ nes Pairs, oder nach den Geſetzen des Lan-
„ des gefangen genommen, in das Elend ver-
„ wieſen oder umgebracht werden. Eine un-
„ ter Eduard III gemachte Verordnung ent-
„ hält die Bekräftigung deſſelben.

„ Inzwiſchen hat man viele von Dero Un-
„ terthanen ohne Anführung der Urſache ge-
„ fangen geſezt, ſie des Rechts, Habeas cor-
„ pus, beraubt, nur den Grund, es geſchehe
„ auf Befehl Ew. Majeſtät, angeführt, und
„ ſie, ohne eines Verbrechens beſchuldigt zu
„ ſeyn, in das Gefängniß zurük geſchikt.

„ Viele Unterthanen mußten wider die Ge-
„ ſetze des Königreichs Soldaten und Matro-
„ ſen aufnehmen, und ſich von ihnen mißhand-
„ len laſſen.

„ Nach einer Verordnung Eduards III
„ und nach dem groſſen Gnadenbrief ſoll die
„ Verurtheilung zum Tod nur durch die Ge-
„ ſetze des Königreichs, oder durch die Parla-
„ mentsverordnungen geſchehen. Und den-

„ noch

„ noch haben viele Abgeordnete unter dem „ groſſen Siegel Ew. Majeſtät die vieler Ver„ brechen wegen angeklagte Soldaten in der „ Kürze und nach dem Kriegsrecht zum Tode „ verurtheilt. Unter dieſem Vorwand leben „ viele Verbrecher noch, die den Tod verdient „ haben, weil die Beamten der Gerechtigkeit „ behaupten, ſie müßten nach dem Kriegsrecht „ ſprechen. Dergleichen Commiſſionen lau„ fen offenbar den Geſetzen des Königreichs „ zuwider.

„ Die Herrn und die Gemeinen bitten Ew. „ Majeſtät demüthig, dafür eyfrige Sorge zu „ tragen, daß man einem jeden beſondern „ Stük dieſer Dero Ehre und dem *Heyl* der „ Unterthanen äuſſerſt nachtheiligen Beſchwer„ den mit allem Nachdruk begegne, und den „ Freyheiten und Verordnungen des König„ reichs in allen Stücken gemäs *lebe* (l). „

Auf dieſe Bittſchrift antwortete der König alſo (m):

Das Recht ſoll nach den Geſetzen des Königreichs geſprochen werden, daß die Unterthanen ſich nicht über Unrecht und Unterdrückung zu beklagen haben, die ihren Freyheiten zuwider lauft; zu deren Erhaltung ſich Se. Majeſtät in ſeinem Gewiſſen eben ſo verbunden erachtet, als zu der Erhaltung ſeines eigenen Vorrechts.

Dieſe

(l) *Rushvvorth* Vol. I. p. 588.
(m) *id.* ibid. p. 590.

Dieſe Antwort des Königs, die nur allgemeine Verſprechungen enthält, und in welcher von den angeführten beſondern Fällen nichts gedacht wird, veranlaßte die Gemeinen, ſich mit ihren Hülfgeldern nicht zu übereilen, ſondern unter andern Beſchwerden die Sache der Gefangenſetzung nebſt den Herrn in reife Erwägung zu ziehen.

So bald der König merkte, daß die Gemeinen die Sache der Hülfsgelder nicht betrieben, eröfnete er denenſelben durch ihren Sprecher ſeinen Entſchluß, das gethane Verſprechen genau zu vollziehen, aber auch in ſeiner gegebenen Antwort nicht das geringſte zu ändern. Er that ihnen ferner zu wiſſen, daß er ihre Sitzung an dem nächſten Mittwoch endigen werde, und beſchloß mit dem Wunſch, ſie möchten zu Sachen ſchreiten, woraus man der Sitzung einen erwünſchten Ausgang verſprechen könne.

Die Gemeinen dachten bey dieſer Bottſchaft von dem Herzog von Buckingham nicht das Beſte. Unter andern ſtund der Ritter Elliot in dem Hauſe auf, und gab zu verſtehen, daß er wider den Liebling und die Staatsbedienten losziehen wolle: er ſprach aber kein Wort mehr, ſo bald ihm der Sprecher im Namen des Königs ein Stillſchweigen auflegte. Andere, die herzhafter waren, gaben den Rath, ſie ſollten ſich mit geſammter Hand bey den Herrn über die ihnen angetha-

gethane Gewalt beklagen, und mit ihnen gemeinſchaftliche Sache bey dem König machen.

Der Sprecher brachte darauf dem König Nachricht von demjenigen, was in dem Hauſe vorgegangen war; indeſſen fielen die meiſten Stimmen ſo aus: man ſolle den Herzog von Buckingham in einer Vorſtellung an den König für die Haupturſache des Unglüks im Königreich angeben. Vor Endigung dieſer Berathſchlagung brachte der Sprecher dem Hauſe und den Herrn den Befehl des Königs mit, ſie ſollten die Sitzung bis auf den morgenden Tag im Anſtand laſſen.

Den nächſten Tag darauf ſagte der Sprecher den Gemeinen im Namen des Königs:

„ Se. Majeſtät wolle ihnen die Freyheit „ nicht nehmen, über ſeine Staatsbedienten „ klagen zu dürfen; ſondern nur hindern, daß „ man ſich über ſeinen Rath und über ſeine „ vorige Handlungen nicht aufhalte, und daß „ man ihn nicht ſelbſt unter dem Namen ſei„ ner Staatsbedienten zur Rede ſetze: der Kö„ nig wünſche, daß ſie keine Fragen vorbrin„ gen möchten, zu deren Auflöſung die ihnen „ vorgeſchriebene kurze Zeit nicht hinreiche. „

Das ganze bisherige Betragen Carls I gibt genug zu erkennen, daß er von ſeinen Grundſätzen von der Regierung nicht im geringſten abgewichen iſt. Was er mit der einen Hand darbot, nahm er mit der andern durch

ſeine ſchlaue Einſchränkungen wieder, um die zugeſtandene Bewilligung ſogleich wieder aufzuheben. Das gibt ſeine Antwort auf die Bittſchrift des Rechts, noch mehr aber die lezte Bottſchaft an die Gemeinen deutlich zu verſtehen. Dieſen wollte er die Freyheit laſſen, über ſeine Staatsbediente zu klagen; aber ihre Rathſchläge ſollte man nicht im geringſten tadeln. Heißt das nicht ſo viel, als, man ſolle ſie nicht angreifen; oder doch nicht als Räthe in Staatsangelegenheiten belangen?

Die Gemeinen, die mit der lezten Bottſchaft ſo wenig, als mit der erſten zufrieden waren, beſchäftigten ſich mit der ſchon angeführten Vorſtellung, und wollten dieſe durch eine Klage über des Königs Vorhaben, fremde Völker nach England zu bringen, vermehren.

Die Herrn lieſſen ſich darauf durch Gründe gewinnen, den Gemeinen beyzutreten, welche den 7ten Junius den König in dem Parlament erſuchten, er möchte ihnen auf die Bittſchrift des Rechts eine deutliche und genugthuende Antwort ertheilen. Der König, der wohl einſahe, daß er, ohne zuverläſſige Erklärung, auf die gehofte Hülfsgelder keinen Staat machen dürfe, ließ hernach die Bittſchrift noch einmal vorleſen, und antwortete darauf: Es ſoll geſchehen, was ihr verlanget.

Er ſezte noch folgende Worte hinzu:

Ich verſichere, daß es mein Grundſaz iſt, daß die Freyheiten des Volks dem Vorrecht des Königs zur Befeſtigung, und das königliche Vorrecht den Freyheiten des Volks zur Vertheidigung dient. Ihr ſehet nun, wie bereit ich bin, eurem Wunſch eine Genüge zu thun. Sollte nun das Parlament keinen erwünſchten Ausgang haben; ſo iſt es euch, und nicht mir zuzuſchreiben (n).

Die Gemeinen, die ihre Zufriedenheit darüber bezeugten, lieſſen ſich nun die Bill der Hülfsgelder eifrig angelegen ſeyn; doch verbanden ſie die Unterſuchung der Beſchwerden damit, weil ſonſt der König nach Durchgehung der Bill der Hülfsgelder das Parlament würde geendiget haben.

Darauf übergaben ſie dem König folgende Vorſtellung, welche die Urſachen der Klage der Gemeinen wider die Regierung deutlich und richtig enthält:

Allerfurchtbarſter Monarch!

„ Ew. Majeſtät kennet die Macht und An-
„ zahl Dero auswärtigen Feinde, aber auch
„ die Gefahr, welche Dero Königreichen und
„ geheiligten Perſon ſelbſt drohet. Ohne
„ Zweifel machen dieſelben Ew. Majeſtät ei-
„ nen lebhaften Eindruk, und bewegen Sie,
„ ihnen

(n) *Rushvvorth* Vol. I. p. 613.

„ ihnen durch Anwendung gründlicher Rath-
„ ſchläge zuvor zu kommen. Dabey erſuchen
„ wir Ew. Majeſtät auf das demüthigſte, kö-
„ nigliche Blicke auf den Jammer Dero ge-
„ ſchwächten und niedergeſchlagenen Unter-
„ thanen zu werfen, welche, wenn ſie
„ nicht durch die Güte und Gerechtigkeit
„ Ew. Majeſtät aufgerichtet werden, in Ge-
„ fahr laufen, ihren Feinden zum Raub, und
„ die unglüklichſten von der Welt zu werden.

„ Der gröſte Theil dieſer Drangſalen iſt
„ Ew. Majeſtät nicht bekannt; wenigſtens ſu-
„ chen Dero Staatsbedienten die gefährliche
„ Folgen derſelben und die Abſichten ihrer Ur-
„ heber zu verbergen. Da nun ſolche Entde-
„ ckungen, welche den vornehmſten Zweck von
„ Berufung der Parlamente ausmachen, ei-
„ nem König, dem die Glükſeligkeit ſeines
„ Volks nahe an dem Herzen liegt, höchſt
„ angenehm ſeyn müſſen, und Ew. Majeſtät
„ dadurch eine genaue Nachricht von dem Zu-
„ ſtand Dero Königreichs bekommen; ſo rich-
„ ten wir uns nach den Worten, mit welchen
„ der König, Dero Vater, die Gemeinen
„ angeredet:

Es würde eine offenbare Verletzung eurer Pflicht gegen mich ſeyn, wenn ihr, bey Vorſtellung der Beſchwerden des Volks und des Zuſtandes aller Theile des Königreichs, aus welchen ihr berufen worden, gegen mich nicht frey heraus handeltet, ohne jemand, wer es auch ſey, ſelbſt nicht

einmal diejenigen Perſonen, die mir am liebſten ſind, zu ſchonen, wenn ſie dem Königreich gefährlich oder nachtheilig wären.

„ Die Weisheit und Gerechtigkeit Ew. „ Majeſtät ſind Gründe, die uns eine gnädi„ ge Aufnahm unſerer pflichtmäßigen Vorſtel„ lungen hoffen laſſen.

„ Die wahre Religion, die uns koſtbarer „ iſt, als unſer Leben, ſteht in Gefahr, ihrer „ Reinigkeit und ihres gottgefälligen Wachs„ thums beraubt zu werden, und die im gan„ zen Königreich ausgebreitete Furcht für ei„ ner Zuſammenverſchwörung, welche auf „ Neuerungen in der Religion zielt, verſpricht „ uns wenig Gutes.

„ Unſere Furcht hat keine bloſſe Muthmaſ„ ſungen, ſondern gewiſe und ſichtbare Wir„ kungen zum Grund, aus welchen wir auf „ ihre Urſache richtig zurük ſchlieſſen. Ew. „ Majeſtät muß als ein gottſeliger Fürſt eine „ groſſe Betrübniß darüber empfinden, daß „ man ſich nach den heilſamen wider den An„ wachs des Pabſtthums gemachten Geſe„ tzen, und nach der genugthuenden Antwort „ Ew. Majeſtät auf die zu Oxford überreich„ te Bittſchrift nicht richtet, ſondern vielmehr „ die Papiſten am Hof hochſchätzet, unter „ andern auf Antrieb der Gräfin von Bu„ ckingham, ihrer offenbaren Beſchützerin, „ befördert, und ſo gar in die Dienſte Ew. „ Majeſtät und der Königin aufnimmt. Doch

„ er-

„ erſchrecken Dero getreue Unterthanen „ am meiſten darüber, daß man auf den „ erſchlichenen Befehl Ew. Majeſtät wider je„ ne nicht gerichtlich und nach den Geſetzen ver„ fahren darf, und daß man Commiſſarien „ durch Briefe unter dem groſſen Siegel nie„ dergeſezt, mit den widerſpenſtigen Papiſten „ einen Vergleich zu treffen; wobey allen geiſt„ lichen und weltlichen Gerichten, ſich darnach „ zu erkundigen, verboten worden. Das iſt „ von der Duldung nicht unterſchieden, GOtt „ unangenehm, der Ehre Ew. Majeſtät nach„ theilig, dem Volk ärgerlich und für den ge„ genwärtigen Zuſtand des Königreichs höchſt „ gefährlich: denn die Unverſchämtheit wächſt „ mit der Anzahl der Papiſten, beſonders in „ der Stadt und in den Vorſtädten von „ London. Ihre häufige Verſammlungen „ geben ihnen Gelegenheit genug, ihre beſon„ ders geſchmiedete Anſchläge in ſo bedenklichen „ Zeiten zu groſſer Gefahr Ew. Majeſtät und „ des Reichs miteinander zu vereinigen.

„ Die Geſchwindigkeit, mit welcher ſich „ der Arminianiſmus in dem ganzen König„ reich ausbreitet, verurſacht Dero getreuen „ Unterthanen eine nicht geringere Unruhe. „ Es iſt Ew. Majeſtät bekannt, daß die Mei„ nungen dieſer Parthey für künſtliche Mittel „ zu Einführung des Pabſtthums; daß die „ Bekenner derſelben für Friedensſtöhrer der „ proteſtantiſchen Kirchen, und daß ſie in „ den Gegenden, wo ſie einen Anführer finden,

„ für Unglükſtifter gelten. Sie ſind wahre
„ Jeſuiten, und nur dem Schein nach Pro-
„ teſtanten: aus dieſem Grund hat Ew. Ma-
„ jeſtät Herr Vatter mit einer gottſeligen
„ Weisheit einen groſſen Eyfer vereinigt, die-
„ ſe Parthey in ſeinen und in benachbarten
„ Ländern zu vertilgen. Folgten gleich Ew.
„ Majeſtät durch ein Ausſchreiben einem ſo
„ würdigen Beyſpiel; ſo finden ſie doch
„ Schuz und Beförderung, auch ſo gar durch
„ die Geiſtlichen. Beſonders hat man den
„ Doctor Neal, Biſchoff von Winchester,
„ und den Doctor Laud, Biſchoff von Bath
„ und Wells, in einem gegründeten Ver-
„ dacht, daß ſie Gönner dieſer Parthey ſeyen.
„ Dieſer Schuz hilft nun als das einige Mit-
„ tel zu Kirchenbeförderungen; daher ſuchen
„ ſich viele Studierende in dieſen Irrthümern
„ feſt zu ſetzen, um deſto gewiſer und bälder
„ zu Ehrenſtellen zu gelangen. Arminianiſche
„ Lehrbücher werden öffentlich bekannt gemacht,
„ und die rechtglaubige Lehren gehindert.
„ Man ſucht den Grund dieſer Verhinderung,
„ nicht ohne groſſe Verwegenheit, in dem
„ ſchon angeführten Ausſchreiben; obgleich
„ Ew. Majeſtät dieſe Meynung und Abſicht
„ nicht geheget.

„ Unſere Furcht in Abſicht der Religion
„ wird vermehrt, weil man ſich alle erſinnli-
„ che Mühe gegeben, das zu untergraben,
„ was unſere Religion befeſtigen und ihren
„ Wachsthum ausbreiten kan, und weil man
„ die

„ die rechtglaubige und arbeitſame Prediger
„ bey allen ihren Verdienſten auf mancherley
„ Art kränkt, ihrer Beförderung unüberſteig-
„ liche Hinderniſſe in den Weg legt, und ih-
„ nen unter allerhand Drangſalen kaum er-
„ laubt, noch zu predigen. An vielen Orten,
„ wo man keine Predigten hält, iſt das un-
„ wiſſende Volk dem Aberglauben und der
„ Verführung Preis gegeben. Unſere Furcht
„ wird durch den unglüklichen Zuſtand Irr-
„ lands unterhalten und vergröſſert: denn in
„ dieſem Königreich wird die papiſtiſche Re-
„ ligion öffentlich geduldet und getrieben, und
„ die päbſtliche Gerichtsbarkeit durchgängig
„ ſowol unterſtüzt, als verwaltet. Seit kur-
„ zem ſind viele daſelbſt aufgebaute Klöſter
„ mit Nonnen und Mönchen angefüllt, die
„ zu Dublin und in andern Städten dieſes
„ Königreichs einen reichlichen Unterhalt fin-
„ den. Was für betrübte Folgen können aus
„ dieſen Ausſchweifungen entſtehen, wenn
„ man ihnen nicht mit Ernſt und Weisheit
„ einen ſchleunigen Einhalt thut; zumal in
„ dieſen ſo bedenklichen Zeiten, da unſere Re-
„ ligion in andern Ländern ein augenſcheinli-
„ ches Ziel der Verfolgung iſt, und alle re-
„ formirte Kirchen der Chriſtenheit auf eine
„ erbärmliche Weiſe beunruhiget werden. Ha-
„ ben wir hier nicht ein geheimes Bündniß
„ unſerer Papiſten mit auswärtigen Feinden
„ unſerer Religion und unſern Untergang ſelbſt
„ zu fürchten, wenn man dieſer Gefahr nicht

„ durch gute Maasregeln abhilft? Bieten wir
„ nicht als Verächter der wahren Religion
„ dem Zorn GOttes das Rachſchwerd hin?
„ Empfinden wir nicht die Schläge der göttli-
„ chen Gerechtigkeit bis auf dieſe Stunde?

„ Unſer Kummer, Veränderungen in der
„ Religion vorgenommen zu ſehen, iſt aus
„ vielen Urſachen der wichtigſte; doch müſſen
„ wir, zu Befreyung unſers Gewiſſens, Ew.
„ Majeſtät ebenfalls anzeigen, daß Dero Un-
„ terthanen, in Abſicht der Regierungsver-
„ faſſung, mit faſt gleicher Furcht erfüllet
„ ſind.

„ Die noch immer fortdaurende Einlegung
„ der Soldaten durch Zettel; die Vermeh-
„ rung ihrer Anzahl, davon viele ſich zu einer
„ der unſrigen zuwiderlaufenden Religion be-
„ kennen; ihr Handel, den ſie an den Küſten
„ des Meers für ſich ſelbſt und für die *Papi-
„ ſten* im Königreich treiben, bey welchem *ſie*
„ leicht mit auswärtigen Feinden in Verbin-
„ dung tretten können, erwekt mit Recht in
„ den Gemüthern des Volks eine ungemeine
„ Bekümmerniß.

„ Der vorgeg bene Entſchluß Ew. Maje-
„ ſtät, teutſche Reuterey in dieſes Königreich
„ zu ziehen, würde uns in Verzweiflung ge-
„ ſtürzt haben, wenn uns Dero huldreiche Bott-
„ ſchaft, daß jene Völker zu einem auswärtigen
„ Dienſt beſtimm ſeyen, nicht auf das neue auf-
„ gerichtet hätte. Gleichwol ſtößte uns ein unter
„ dem geheimen Siegel Ew. Majeſtät ausge-

„ fer-

„ fertigter Befehl, vermög deſſen die Völker „ geworben werden ſollten, und die Gröſſe „ der darauf gewendeten Summen, die wir „ durch eine Unterſuchung heraus gebracht, ei„ne gerechte Urſache zur Furcht ein. Dieſe „ bekam einen deſto gewiſern Grund durch „ den zu gleicher Zeit unter dem groſſen Sie„gel an viele Herrn ausgefertigten Befehl, „ daß ſie auf Mittel denken ſollten, durch „ Auflagen Gelder zuſammen zu bringen.

„ Der Dienſt der Ausländer, unter dem „ Vorwand der Hülfe, würde vielen Ländern „ ſchädlich geweſen, und für England ſehr „ traurig ausgefallen ſeyn. Wir danken GOtt, „ daß er Ew. Majeſtät ein weiſes und verſtän„diges Herz gegeben, durch eine auf ſolche „ Art erlangte Gewalt das Königreich nicht „ in ein Unglük zu ſtürzen. Ein ſiegreiches „ Volk, wie das engländiſche iſt, braucht „ keine teutſche Völker, den König und ſein „ Volk in dem gegenwärtigen Zuſtand zu erhal„ten. Doch, wenn wir die zahlreiche Aufhebung „ der Parlamente; die Hebung des Rechts „ der Tonnage und Pondage während Dero „ ganzen Regierung, ob man es Ihnen gleich „ durch keine Parlamentsverordnung zuge„ſtanden; die Erwählung des Herzogs von „ Buckingham zu einem Feldherrn über ein „ Heer zu Land, und zwar in Friedenszeiten, „ und die Abſetzung verſchiedener geſchikter Be„amten und obrigkeitlichen Perſonen betrach„ten, welches lauter Dinge ſind, die allem

„ An-

„ Anſehen nach auf eine Regimentsverände-
„ rung zielen: ſo müſſen wir nach Erblickung
„ des Elends, welches ſolche Arten zu han-
„ deln nach ſich ziehen, unſere Augen zu dem
„ Himmel aufrichten, GOtt um Beyſtand
„ anflehen, und uns darauf zu Ew. Majeſtät
„ wenden, Hülfe und eine gründliche Verbeſ-
„ ſerung für das Heyl des ganzen Königreichs
„ zu verlangen.

„ Ew. Majeſtät werden nach einer kurzen
„ Unterſuchung finden, daß das Unglük, wel-
„ ches Dero Anſchläge begleitet hat, beſon-
„ ders zu Cadix, auf der Inſel Rhee und
„ bey Rochelle, der Ehre dieſes Königreichs
„ eine ſchmerzliche Wunde geſchlagen. Nebſt
„ der Ehre verlohren wir die verſuchteſte Be-
„ fehlshaber und eine Menge tapferer Solda-
„ ten, die Ew. Majeſtät nicht getreulich angezeigt
„ worden: denn man hat den auf der Inſel
„ Rhee erlittenen Verluſt von ſechs oder ſie-
„ ben tauſend Mann bey Ihnen bis auf einige
„ hundert heruntergeſezt. Das ſchlimmſte iſt,
„ daß wir dieſe Schande um eine Million
„ Pfund Sterling erkauft haben.

„ Die meiſten Orte des Königreichs ſind
„ nicht befeſtigt, und leiden Mangel an Leu-
„ ten und Kriegserforderniſſen. Der Pulver-
„ vorrath, der nach einer den 10ten Decem-
„ ber 1626 gemachten Verordnung des
„ Raths ſich immer auf drey hundert Laſten
„ belaufen, und durch einen jährlichen Zuſaz
„ vermehrt werden ſollte, macht jezo in dem

„ Tour

„ Tour nur etwas mehr, als fünf Laſten aus. Bey dieſem Mangel an Pulver hat man aus den Vorrathshäuſern ein groſſe Menge nehmen, und durch Privatleute zu ihrem Vortheil verkaufen laſſen.

„ Das Elend, in welches das Königreich in den beyden lezten Jahren durch den Verfall der Handlung, Untergang der Schiffe und Schiffſoldaten gerathen, läßt ſich gar nicht ſchäzen. Die Klagen, welche disfalls aus den Provinzen, die am Meer liegen, bey uns einlaufen, müſſen die härteſten Herzen zum Mitleiden bewegen. Der Mangel der Sorgfalt, die beyden Meere zu bewahren, deren Herrſchaft Ew. Majeſtät beynahe eingebüſſet, ob ſie gleich vormals die Ehre und Sicherheit des Königreichs ausmachte, iſt die wahre Urſache dieſes Unglüks. Dieſe Nachläſſigkeit eröfnete den Leuten von Dünkirchen die Plünderung Dero Unterthanen, welche gänzlich zu Grund gerichtet ſind, wenn nicht ſchleunige Mittel wider ein ſo ſehr um ſich freſſendes Uebel angewendet werden. Der Herzog von Buckingham ſcheint durch die uneingeſchränkte Gewalt, die man ihm zugeſtanden, oder vielmehr durch den Mißbrauch derſelben, die Haupturſache dieſer Unglüksfälle zu ſeyn. Ew. Majeſtät belieben zu bedenken, ob man einem einigen Mann, der ein Unterthan heißt, eine ſo auſſerordentliche Gewalt zu Waſſer und zu Land ohne Nachtheil der Un-

„ terthanen einraumen könne. Die Mannig„ faltigkeit ſeiner Bedienungen und Pflichten „ läßt ihn ohnmöglich in allen Stücken gewiſ„ ſenhaft verfahren; denn dieſes überſteigt die „ Kräften und die Zeit eines einigen Menſchen. „ Wir erſuchen alſo Ew. Majeſtät demüthig, „ zu erwägen, ob es Dero Perſon und Kö„ nigreich vortheilhaft ſey, ihm ſeine wichtige „ und zahlreiche Bedienungen zu überlaſſen, „ und Dero geheiligte Perſon ihm länger an„ zuvertrauen?

„ Die Ehre GOttes, die wahre Religion, „ die Sicherheit Ew. Majeſtät, die Erhal„ tung der Kirche und dieſes Reichs ſind die „ wahren Endzwecke unſerer Vorſtellung. „ Glauben Ew. Majeſtät, daß die Wohlfart „ des Volks Dero Glükſeligkeit, und die Lie„ be deſſelben Dero koſtbarſten Schaz ausma„ chen. Was für ein Anblik, den Untergang „ eines ſo ſchönen Hauſes, und an dieſem Kö„ nigreich, als einem ſonſt ſo dauerhaften Kör„ per, viele Krankheiten zu bemerken, davon „ faſt eine jede tödtlich iſt! Vielleicht iſt es Ew. „ Majeſtät vorbehalten, die erſte Blüthe deſ„ ſelben wieder herzuſtellen (o). „

Brachte gleich dieſe Vorſtellung in dem Herzen des Königs keine groſſe Wirkung hervor, ſo war ſie doch bey dem Volk deſto ſtärker; denn der ganze Innhalt derſelben war ſo richtig, daß ſich niemand unterſtund, eine Einwendung wider ſie zu machen: ſogar gedachte der

(o) *Rushvverth* Vol. I. p. 619.

der König, als er hernach die Urſachen der Aufhebung dieſes Parlaments angeführt, derſelben mit keinem Wort.

An dem Tage der Ueberreichung dieſer Vorſtellung überſchikten die Gemeinen dem Hauſe der Herrn die Bill der Hülfsgelder, und erſuchten ſie um ihre Einwilligung. Kurz darauf, als die Gemeinen erfuhren, daß der König den 26ſten Junius dieſe Sitzung beſchlieſen werde, verfertigten ſie in gröſter Eil eine Vorſtellung wegen der Tonnage und Pondage. Dieſe alte auf die Ein- und Ausfuhr der Kaufmannsgüter geſezte Auflage wurde den Königen von dem Parlament zugeſtanden, daß ſie das Meer in gutem Stand erhalten, und die Handlung beſchützen ſollten. Carl I hatte ſeit dem Tod ſeines Vaters dieſe Gebühren eingetrieben, ohne durch eine Parlamentsverordnung dazu berechtigt zu ſeyn. Die Gemeinen, welche dieſe Abgaben für Geſchenke des Volks anſahen, verhielten ſich bey dieſer Aufführung nicht gleichgültig, beſonders, weil in den erſten Jahren dieſer Regierung das Meer ſo ſchlecht bewahret, und die Handlung ſo wenig beſchüzt wurde, als jemals; daher ſezten ſie dieſe Vorſtellung an den König auf:

Sire,

„ Während dieſer Sitzung arbeiten wir unter andern an einer Bill, Ew. Majeſtät ein Hülfsgeld der Tonnage und Pondage zu bewilligen; die Vollendung derſelben ſtunde

„ aber

„ aber wegen Kürze der von Ew Majeſtät be-
„ ſtimmten Zeit nicht in unſerer Gewalt, weil
„ wir nicht nur von Dero Beamten, ſondern
„ auch von unſern Kaufleuten aus den entfern-
„ teſten Städten Erkundigungen einziehen müſ-
„ ſen. Nach unſerer Meinung wäre es für
„ die Gerechtſame der Unterthanen weit ſchäd-
„ licher, wenn Ew. Majeſtät fernerhin die
„ Gebühren der Tonnage und Pondage oh-
„ ne Bewilligung der Geſetze ſuchten, als wenn
„ Sie ſich begnügt hätten, das Parlament
„ zu beſcheiden. Man könnte in dieſem Fall
„ die Sache ſo anſehen, als wenn ſie eine Be-
„ ziehung auf den erſten Tag der Verſamm-
„ lung dieſes Parlaments hätte, und wir ſind
„ von Dero Neigung verſichert, das in der
„ Antwort auf unſere Bittſchrift des Rechts
„ gethane Verſprechen genau zu erfüllen. Um
„ aber Ew. Majeſtät, die vielleicht von dieſem
„ Fall keine zuverläſſige Nachricht eingezogen
„ haben, zu verſichern, daß die Einforderung
„ des Zolls der Tonnage und Pondage De-
„ ro Verſprechen zuwider laufe, erklären wir
„ pflichtmäßig:

Daß man keine Auflage auf die Ein- oder Ausfuhr der Kaufmannswaaren ohne eine Parlamentsverordnung eintreiben darf, und daß dieſes ein altes auf die urſprüngliche Verfaſſung des Königreichs ſich gründendes, und durch viele Verordnungen beſtätigtes Erbrecht iſt.

„ Die-

„ Dieſes zu beweiſen, iſt bekannt, daß
„ die Parlamente dieſen Verordnungen ge-
„ wiſe Einſchränkungen einverleibt, der Ein-
„ wendung vorzubeugen, als wenn dieſe Gel-
„ der keine freye Geſchenke der Unterthanen
„ wären. Dieſes Hülfsgeld, welches vor-
„ mals nur auf einige Jahre eingeſchränkt,
„ und hernach bisweilen von längerer Dauer
„ war, ſahe man öfters auf einige Zeit unter-
„ brochen, dem jedesmaligen König deſto fe-
„ ſter in das Gedächtniß zu drücken, daß es
„ ein Geſchenk ſey. In andern unruhigen
„ Jahren erhielt es mit dem Krieg ſeinen An-
„ fang und ſeine Endſchaft: überhaupt gab
„ man es zu Beſchützung des Meers gewiſen
„ Perſonen in die Hände. Auſſerdem ſuchten
„ Dero Vorfahren den Grund dieſer Hülfs-
„ gelder in dem Willen der Unterthanen auf.
„ Vor Heinrich VII ſind ſie wenigen eng-
„ ländiſchen Königen auf Zeit Lebens zuge-
„ ſtanden worden: auch dieſer Fürſt rechnete
„ ſie ſo wenig unter das Recht der Krone,
„ daß er vielmehr vor Genehmhaltung des
„ Parlaments niemals einen Befehl ertheilte,
„ dieſe Abgabe einzufordern. Von ſeinen Zei-
„ ten an erhielten ſie alle Könige, aber nur
„ unter dem Namen eines Geſchenks. Sind
„ einigemal die Kaufleute ohne Beyſtimmung
„ des Parlaments mit Abgaben beläſtiget
„ worden; ſo hat man auf die bey dem Par-
„ lament vorgebrachte Klagen die Abgaben
„ eingeſtellt. Es hat ſich freylich der König,

„ Dero Vater, durch einen gewiſſenloſen Rath „ bewegen laſſen, dieſe Auflagen zu demjenigen „ Grad zu erhöhen, auf welchem ſie jetzo ſte„ hen, und verſprochen, auf vorfallende Kla„ gen durch eine Parlamentsverordnung zu „ beſtätigen, daß man ſie niemals höher trei„ ben ſolle: die Gemeinen konnten aber we„ gen der allzuſchweren Abgaben ſeinem Wunſch „ nicht beypflichten. Inzwiſchen iſt ſchon der „ Anfang gemacht, die Tonnage und Pon„ dage ſo feſt zu ſetzen, daß Ew. Majeſtät „ und die Handlung zugleich beträchtliche Vor„ theile daraus ſchöpfen können. Damit wir „ aber keine von beyden Pflichten aus den Au„ gen verlieren, müſſen wir erklären, daß die „ Eintreibung dieſer Abgabe, mit Ausſchlieſ„ ſung des Parlaments, eine Verletzung der „ Grundfreyheiten des Königreichs, und mit „ der Antwort Ew. Majeſtät auf die Bitt„ ſchrift des Rechts nicht zu reimen ſey (p). „

Auf die eingezogene Nachricht von dieſer Vorſtellung redete der König den 26ſten Junius die beyden Häuſer alſo an:

„ Wie angenehm mir die vor kurzem über„ reichte Vorſtellung der Gemeinen ſey, iſt „ leicht zu erachten: ich glaube, es werde ſie „ kein Vernünftiger billigen können. Jetzo „ gehen die Gemeinen auf eine Vorſtellung „ um, mir eine der vornehmſten Stützen mei„ ner Krone, das Recht der Tonnage und „ Pondage, ſtreitig zu machen. Dieſes nö„ thigt

(p) *Rushvvorth* Vol. I. p. 628.

„ thigt mich, die gegenwärtige Sitzung einige „ Stunden früher zu beſchlieſſen, als ich es „ im Sinn hatte, weil mir mehrere Vorſtel„ lungen ſehr zuwider ſind. Die Folgerun„ gen, welche das Haus der Gemeinen aus „ meiner Antwort auf ihre Bittſchrift zieht, „ ſtehen mir nicht an. Ich halte mein Wort, „ daß niemand unter euch einen Grund bekom„ men ſoll, über mich zu klagen; allein des „ Rechts der Tonnage und Pondage werde „ ich mich nimmermehr begeben: ihr hattet „ auch gewis bey eurer Vorſtellung die Ab„ ſicht ſo wenig, mir ſolches zu entziehen, als „ ich geneigt geweſen wäre, euer Verlangen „ zu bewilligen (q). „

Darauf wurde das Parlament nach Ueberreichung der Hülfsgelder bis auf den 20ſten October verlängert. Durch dieſe fünf Hülfsgelder, die eine groſſe Summe ausmachten, mußte das Parlament des Königs Antwort auf die Bittſchrift des Rechts, nemlich die Beſtätigung der Geſetze, erkaufen, die man bis dahin für unſtreitig angeſehen. Andern theils band ſich der König durch dieſe Gefälligkeit ſelbſt die Hände, weil eine ſolche Erklärung ſeinen Grundſätzen, die er in Abſicht der Regierung feſt geſezt, ſchnurſtraks zuwider lief. Doch wußte er ſich in der Folge der Zeit ſeines Schadens wieder zu erholen: denn er handelte beſtändig wider den Innhalt der Bittſchrift, und gab zu erkennen, daß es ſeine Abſicht geweſen

(q) *Rushvvorth* Vol. I. p. 631.

weſen ſey, das Parlament durch dieſe falſche Verſicherung zu hintergehen. Nach der Verlängerung des Parlaments befahl der König, man ſolle die oben angeführte Predigt des Doctor Manwarings unterdrücken: es wurde aber auf die Vollziehung dieſes Befehls nicht ernſtlich gedrungen: man ertheilte ihn nur, dem Volk beglaubt zu machen, der König ſey mit dem Innhalt dieſer Arbeit nicht zufrieden (r). Nach einer andern Verordnung wurde Richard Smith, Titularbiſchoff von Chalcedonien, nebſt allen zu Rom eingeweihten Prieſtern und Jeſuiten, auf dem Schloß Wisbich in das Gefängniß gelegt. Das iſt der ganze Ernſt, welchen der Hof wider die Papiſten angewendet.

Wie ſtark die Ergebenheit, und wie rein der Eyfer des Königs und der Staatsbedienten für die wahre Religion geweſen, läßt ſich aus folgenden Punkten begreifen:

1) Mußten ſich gewiſe Abgeordnete mit den ſich weigernden Papiſten vergleichen.
2) Wurde der Ritter Weſton, ein Papiſt, Grosſchazmeiſter und hernach Graf von Portland.
3) Erhielte der Doctor Laud, den man für das Haupt der Arminianer angegeben, nach dem Biſtum Bath und Wells, das Biſtum zu London.
4) Erhob man den Doctor Montaigu, der durch ſein Buch: Appellation an den Cäſar,

(r) *Rushworth* Vol. I. p. 633.

Cåſar, ſo viel Aergerniß geſtiftet, zu dem Biſtum Chicheſter. Obgleich Manwaring für unfähig erklårt worden war, irgend eine Pfrůnde zu erlangen; ſo erhielt er doch nebſt dem Montaigu von dem Kőnig nicht nur Verzeihung aller ſeiner Verbrechen, ſondern auch die Pfarre Stamford Rivers, nebſt der Pfarre St. Gilles der Felder.

Zu Entſetzung der Stadt Rochelle, welche um dieſe Zeit von dem Kőnig von Frankreich hart belagert worden, hatte Carl I eine Flotte ausgerůſtet, und den Herzog von Buckingham, als Anführer, ſchon nach Portsmouth geſchikt. Als er aber den 27ſten Auguſt zu Schiffe gehen wollte, bekam er mit einem Meſſer einen Stich auf das Herz, der ihn auf der Stelle ſeines Lebens beraubte. Felton, ein Lieutenant, war ſein Mőrder, welcher ſagte, ſeit der Erklårung der Gemeinen wider den Herzog habe er dieſen Mann als einen Feind Englands angeſehen, und deswegen dieſe That an ihm verübet. Er hatte keinen Mitſchuldigen, und wurde blos durch ſeinen übertriebenen Eyfer zu dieſer Frevelthat angetrieben (s). Der Kőnig, der ſich über den Tod des Herzogs ſehr bekůmmerte, ſezte ſeine Gnade gegen den Liebling auch nach ſeiner Ermordung noch fort, indem er die Anhånger deſſelben unterſtůzte, und ihnen die vorige Bedienungen ließ.

(s) *Myl. Clarendon* T. I. p. 36.

Indeſſen mußte die zu dem Entſaz von Rochelle beſtimmte Flotte abſeegeln: allein der Cardinal von Richelieu hatte ſie durch einen Damm, den er in der gröſten Geſchwindigkeit aufgeführt, abgeſchnitten. Die Engländer durften alſo Rochelle einnehmen ſehen, und unverrichteter Sachen zurük kehren.

Das Parlament wurde jezo ſo gar bis auf den 20ſten Januar verlängert, aber durch die Klagen, zu welchen es in dieſer Zwiſchenzeit neue Urſachen bekam, endlich wieder aufgehoben. Hat man gleich die Vorſtellung wegen der Tonnage und Pondage dem König nicht überreicht; ſo war ſie doch dem Volk bekannt, und eine Verſicherung von den Geſinnungen des Unterhauſes. Daher weigerte ſich Rolls, ein Kaufmann zu London und ein Glied der Gemeinen, dieſe Abgabe zu entrichten. Einer von den Zollbedienten, die ihm ſeine Waaren hinwegnahmen, ſagte ihm, als er ſich auf das Anſehen des Parlaments berief: man würde ſich ſeiner Güter bemächtigen, wenn er auch das ganze Parlament in ſeinem Bauch hätte. Chambers und Vaſſal, die dem Exempel Rolls folgten, wurden durch die Schazkammer zu Abtragung dieſer Auflage genöthiget.

In dem den 30ſten Januar 1629 wieder verſammelten Parlament ſollte die Sache des Rolls unterſucht werden: der König aber befahl dem Hauſe, ſie im Anſtand zu laſſen, und den Tag darauf ihm nach Whitehall nach-

zu-

zufolgen. Daſelbſt redete der König die Häuſer alſo an:

„ Der Klage, die man wegen der Verweigerung der Tonnage und Pondage über die Hinwegnehmung der Kaufmannsgüter führet, iſt leicht abzuhelfen, wenn man mich nur recht verſtehen will. Man irret ſich, indem man glaubt, ich erwarte dieſe Abgaben vermög eines anegerbten Vorrechts, da ich ſie doch nur für ein freywilliges Geſchenk des Volks anſehe. Bey der lezten Sitzung drang ich nicht auf das Recht, ſondern auf die Nothwendigkeit, daſſelbe ſo lang zu heben, bis ihr es mir bewilligen würdet: denn ich ſchreibe es dem Mangel der Zeit, und nicht eurem Willen zu, daß es nicht ſchon geſchehen iſt. Jetzo, da euch dieſe Gelegenheit angebotten wird, erwarte ich, eurem Verſprechen gemäß, daß ihr ohne Zeitverluſt durch Genehmhaltung dieſer Bill allen deswegen entſtandenen Streitigkeiten ein Ende machet, weil ich alle Zweifel, die euch etwa aufſtoſſen konnten, ſchon gehoben habe.

„ Laſſet uns auf beyden Seiten keine argwöhniſche Unterſuchungen unſers Verhaltens anſtellen. Euer neulicher ein wenig allzuweit getriebener Befehl hätte mich leicht auf die Vermuthung bringen können, daß ihr geneigt ſeyd, Urſachen zu Klagen aufzuſuchen. Doch merke ich aus euren Handlungen blos eure Neigung, Klagen anzuhö-

 „ ren,

„ ren, nicht aber zu verurſachen. Ich weiß, „ daß ihr euch vor Anhörung der Klagen bey „ niemand zu Richtern aufwerfet. Lernet dar„ aus, daß ich keine Gelegenheit begierig er„ greife, ein ſchlimmes Urtheil über ener Be„ zeugen zu fällen; ihr könnet euch zugleich von „ meinem Eyfer verſichert halten, meine Ur„ theile nicht nach beſondern Berichten, ſon„ dern nach den Entſchlieſungen des Hauſes „ vorzutragen. Ohne Zweifel werdet ihr, „ mein Beyſpiel nachzuahmen, eure Ohren „ vor allen Nachrichten verſtopfen, bis meine „ Worte und Handlungen ſich ſelbſt erklären. „ Auf dieſe Weiſe kan unſere mit gegenſeitigem „ Vertrauen angefangene Sitzung erwünſcht „ geendigt werden (t). „

Nach Verfluß einiger Tage befahl der König den Gemeinen, zu gebührender Anwendung der Zeit, an der Bill der *Tonnage* und *Pondage* zu arbeiten. Die Gemeinen, welche dem König das Recht zu einer ſolchen Vorſchrift abſprachen, beſchäftigten ſich unausgeſezt mit dem Arminianiſmus; wozu die Beförderung des Laud, Montaigu und Manwarings nicht wenig beygetragen hatte. Sie forſchten nach der Urſache, warum man die wider die Papiſten gemachte Geſetze nicht vollziehe, ihnen wichtige Bedienungen anvertraue, und den Feyerlichkeiten ihrer Religion immer neue Zuſätze verſtatte; beſonders, warum der Arminianiſmus ſich immer mehr ausbreite.

Der

(t) *Rushvvorth* Vol. I. p. 644.

Der König unterbrach dieſe Unterſuchung durch ein wiederholtes Verlangen, die Bill der Tonnage und Pondage verfertigt zu ſehen. Er wollte zwar nach ſeinem Vorgeben die Berathſchlagungen über die Religion nicht hemmen, wenn das Haus ſeine Sichel nicht in ein fremdes Korn werfen würde: damit aber nahm er ihnen auf einer Seite, was er ihnen auf der andern eingeraumt hatte; denn er geſtattete den Gemeinen kein Recht, Religionsſachen zu Gegenſtänden ihrer Unterſuchung zu machen. Sie lieſſen ſich aber durch dieſe Bottſchaft an ihren bisherigen Berathſchlagungen nicht hindern. Die Verordnung, man ſolle nicht für oder wider den Arminianiſmus ſtreiten, und die Entſcheidung ſtreitiger Sätze den Biſchöffen überlaſſen, gab ihnen eine hauptſächliche Gelegenheit zu Klagen, weil ſie von einigen verdächtigen Biſchöffen die Einführung des Pabſtthums oder des Arminianiſmus befürchten mußten. Dieſe Gefahr abzuwenden ſezte das Haus dieſe Proteſtation auf:

„ Wir erklären und behaupten den Ver-
„ ſtand der von dem Parlament unter der
„ Eliſabeth Regierung ausgemachten Reli-
„ gionsſätze, wie er uns durch eine öffentliche
„ Verordnung der engländiſchen Kirche, und
„ durch die Erklärungen der Lehrer derſelben hin-
„ terlaſſen worden, für eine unumſtößliche
„ Wahrheit, und verwerfen unter andern die
„ Meinungen der Jeſuiten und Arminia-
„ ner (u). „

(u) *Rushvvorth* Vol. I. p. 649.

Endlich verlangten die Gemeinen mit Beyſtimmung der Herrn wegen der Gefahr, in welcher die Religion ſtunde, nach vielen vergeblichen Verſuchen, die Bekanntmachung eines Bustags von dem König. Dieſer, welcher die Abſicht ihrer Bittſchrift leicht erreichte, und ohne ſie zu verwerfen hinzufügte, er wolle in Zukunft nur bey auſſerordentlichen Gelegenheiten, folglich nicht bey einer jeden Sitzung des Parlaments, einen Bustag verkünden laſſen, ſagte zum Beſchluß: Es iſt zu Unterſtützung der reformirten Kirchen vorträglicher, für ſie zu fechten, als für ſie zu faſten.

In einer darauf dem König überreichten Schrift entſchuldigten ſie ſich, warum ſie die Religionsangelegenheiten vor der Bill der Tonnage und Pondage vor die Hand nähmen: denn es geſchehe nach der Ordnung des Hauſes, weil die erſten vor der lezten in den Vorſchlag gekommen, und die Religionsſachen erheblicher ſeyen. Endlich gaben ſie dem König ſtillſchweigend einen Verweis, daß er die Vollziehung ſeiner Verſprechungen, was die Beſchützung der Religion anbetrift, aus der Acht gelaſſen.

Auf dieſe Bittſchrift antwortete er nur mit allgemeinen Ausdrücken; legte ſeine Befremdung darüber an den Tag, daß man in der Religion von ihm nicht das Beſte denke; verſicherte, ſeine Ohren gegen Klagen von dem obigen Schlag eröfnet zu halten, wenn das

Haus

Haus, der Sache und dem Vortrag nach, in gehörigen Schranken bliebe, und ſagte, ſie möchten es ſich in der Sache der Tonnage und Pondage nicht befremden laſſen, daß er ſie aufwecke, wenn er ſie ſchlaffend antreffe.

Die Gemeinen beſchäftigten ſich nachher mit Religionsangelegenheiten, vornemlich aber mit dem Verbot, wider den Arminianiſmus zu ſtreiten. Sie hatten den Laud und Montaigu im Verdacht, daß ſie dem König zum Vortheil der Arminianer und zum Verdruß der Rechtglaubigen dieſen Rath gegeben hätten. Sie ſahen den König auch deswegen übel an, daß er den vier verdächtigſten Geiſtlichen in England, dem Montaigu, Copens, Sibthorp und Manwaring Verzeihungsbriefe ertheilt, und ſie, dem Parlament zum Troz, in die erheblichſte Pfründen eingeſezt. Gab nicht der König durch dieſes Verhalten ſeinen Feinden ſelbſt ein gewonnenes Spiel? Doch verurſachte ihm dieſes nicht den geringſten Kummer: denn er und der Hof ſahe das Parlament, hauptſächlich aber die Gemeinen, nur mit verächtlichen Augen an; und wie hätte er dem Doctor Laud, ſeinem Rathgeber in geiſtlichen Angelegenheiten, etwas abſchlagen können? Die Buchführer zu London beſtätigten die Gemeinen in ihrem Argwohn wider den Laud, indem ſie bey ihnen Klage führten, daß der Druk der wider das Pabſtthum und den Arminianiſmus geſchriebenen Bücher durch den Biſchoff aufgehalten, die

Ver-

Vertheidigung der papiſtiſchen und arminianiſchen Lehre aber öffentlich befördert werde.

Das Anſehen, welches Doctor Laud, als nachmaliger Erzbiſchoff von Canterbury, in den erſten fünfzehn Jahren dieſer Regierung in England behauptet, berechtiget uns, das, was für oder wider ihn geſagt wird, anzuführen; zumal, da ſeine Rathſchläge einen ſo ſtarken Einfluß in die öffentliche Angelegenheiten gehabt. Inzwiſchen getrauen wir uns nicht, ſeine Gemüthsart, Eigenſchaften und Religion in das gehörige Licht zu ſetzen, weil die für oder wider ihn eingenommene Partheyen dieſem Vorſaz allzuviele Hinderniſſe in den Weg legen. Von der hohen Kirche, das iſt, von den ſtrengen biſchöflichen wird er mit Lobſprüchen überhäuft, die keinen Zuſaz leiden. Mylord Clarendon weiß an ihm nichts, als ſeine allzugroſſe Heftigkeit, zu tadeln. Alle andere von dieſer Parthey ſprechen ihn von allen Fehlern frey, und erheben ſeine Weisheit, Gelehrſamkeit, Gottesfurcht und Bemühungen für die engländiſche Kirche, in welcher er auch als ein Märtyrer ſtarb, bis an den Himmel. Hingegen gaben ihn die Presbyterianer, ob ſie ihm gleich Verſtand und Wiſſenſchaft nicht abſprachen, für einen übertriebenen Arminianer aus. Sie behaupten, er habe die Gebräuche, unter dem Vorwand des Eyfers für die engländiſche Kirche, durch eine Ausſchweifung dem Pabſtthum allzuähnlich gemacht, und ſey nicht ohne Grund in den

Ver-

Verdacht gefallen, er wolle die römiſche Religion unvermerkt in England wieder einführen. Weil er nun unmerkliche Kleinigkeiten für weſentliche Stücke der Religion ausgegeben; ſo machen ſie daraus einen Schluß auf ſeine böſe Abſicht wider die reformirte Religion; und ſchieben die Schuld, die ſeinem durchdringenden Verſtand nicht beygemeſſen werden kan, lediglich auf ſeinen Willen. Zugleich erklären ſie ihn für einen Todfeind der Presbyterianer oder Puritaner, weil ſie ihm bey Ausführung ſeiner Anſchläge die gröſte Schwierigkeiten entgegen geſtellt. Meines Erachtens ſucht man in den wider ihn angegebenen Beſchuldigungen vergebens einen Beweis, daß er auf die Einführung der römiſchen Religion in England bedacht geweſen; man müßte dann aus Partheylichkeit, wie es damals oft geſchah, das Pabſtthum mit der hohen engländiſchen Kirche verwechſeln. Das iſt übrigens auſſer Streit, daß die Presbyterianer und der Puritaniſmus ein Dorn in ſeinen Augen geweſen. Seine beſondere Neigung gegen den Arminianiſmus wird aus mancherley wahrſcheinlichen Gründen begreiflich.

Sein Vorgänger, Abbot, Erzbiſchoff von Canterbury, liefert uns in einer im Jahr 1627 für ſich ſelbſt geſchriebenen Vertheidigungsſchrift dieſe Beſchreibung von ihm:

„ Laud unterſtüzt den Herzog von Bu„ ckingham, als ſein vertrauter Rath, in ſei„ nem

„ nem Unfug. Zu Oxford ſuchte er etwas
„ wider den Vortrag der öffentlichen Lehrer
„ auszuſpühren, ſie wegen der Wahrheit,
„ welche er den Puritaniſmus nennte, bey
„ dem Jacob anzuſchwärzen: aus dieſem
„ Grund machte er auch die Durchleſung der
„ Vorreden und Zueignungsſchriften aus den
„ unter der Preſſe liegenden Büchern zu ſei-
„ nem Hauptgeſchäft. Sein Beſtreben, zwi-
„ ſchen dem Grafen von D. und der Frau R.
„ deren Gemahl doch noch am Leben war, ei-
„ ne Heyrath zu ſtiften, brachte ihn bey dem
„ Jacob in die äuſſerſte Verachtung. Sein
„ erſter Gönner, der Biſchoff von Lincoln,
„ verurſachte deswegen dem König, ſo oft er
„ von dem Laud Erwähnung gethan, den
„ gröſten Widerwillen. Doch wußte er end-
„ lich dem Laud das Bißthum St. David
„ auszuwirken: er hatte aber kaum davon
„ Beſiz genommen, als er darauf umgieng,
„ ſeinen Beförderer zu Grund zu richten. Die
„ Gräfin von Buckingham verſicherte den Bi-
„ ſchoff von Lincoln ſelbſt, Laud bemühe
„ ſich, ihn durch ihren Sohn zu ſtürzen. Er
„ iſt geneigt, einen jeden ſeinem Ehr- und
„ Geldgeiz aufzuopfern. „

Inzwiſchen verſiegelte ein Gerichtsbedienter das Gewölbe des Rolls, welcher auf Befehl das Siegel nicht erbrechen durfte. Das Haus, welches dabey nicht gleichgültig bleiben konnte, forderte die Zollbedienten vor ſich, und vernahm auf die Frage, warum die Waaren der Kauf-

Kaufleute in das Vorrathshaus des Königs gebracht worden ſeyen, der Grund müſſe in der Verweigerung der Tonnage und Pondage aufgeſucht werden. Die Gemeinen beſchloſſen darauf, die Bill der Tonnage und Pondage nicht zu verfertigen, bis man den Eigenthümern ihre Waaren wieder zugeſtellt hätte. Die Barons von der Schazkammer, bey welchen dieſe Klage wider die Kaufleute eingegeben war, verſicherten nach dieſem Entſchluß der Gemeinen, die Tonnage und Pondage ſeye von ihnen gar nicht angegriffen worden; die Eigenthümer könnten die Wiedererſtattung ihrer Waaren nach den Geſetzen ſuchen; das Gericht der Schazkammer müſſe dieſe Waaren in Verhaft behalten, weil man dieſe, den Vorrechten des Königs zuwider, beyſeit geſchaft hätte.

Das Haus der Gemeinen, welches mit dieſer unzulänglichen Antwort nicht zufrieden war, hörte endlich von den Zollbeamten, ſie hätten ſich nach einem mit dem groſſen Siegel verwahrten Befehl gerichtet. Einer von ihnen antwortete, der König habe ihnen befohlen, dieſe Waaren wegen der ſeit Jacobs Zeiten noch rükſtändigen Abgaben hinweg zu nehmen. Nach vielen Reden, die darauf von beyden Seiten abgelegt wurden, wollte der Sprecher auf des Königs Befehl die Stimmen nicht einſammlen (x). Als er ſich zum zweytenmal in einem den 2ten Merz verſammleten

(x) *Rushvvorth* Vol. I. p. 660.

leten Parlament dieſes zu thun geweigert, ſezte der Ritter Elliot folgende durch die meiſte Stimmen genehm gehaltene Proteſtation auf:

Derjenige ſoll für einen Todfeind des Reichs gehalten werden, welcher auf einige Weiſe zu erkennen gibt, daß er geneigt ſey, den papiſtiſchen oder arminianiſchen Lehrbegriff einzuführen.

Wer ſich zu einem Werkzeug gebrauchen läßt, die Tonnage und Pondage ohne Bewilligung des Parlaments einzuziehen, wird für einen Menſchen erklärt, der auf Neuerungen in der Regierung umgeht.

Wer ohne Einwilligung des Parlaments die Tonnage und Pondage erlegt, iſt für einen Verräther der engländiſchen Freyheiten zu halten.

Dieſe Proteſtation diente dem König zu einem ſcheinbaren Vorwand, das Parlament, wie er es auch den 10ten Merz that, aufzuheben, weil er doch in dieſem Rohr keine Pfeiſe ſchneiden durfte.

Von neun Gliedern des Unterhauſes, Hollis, Hobert, Claymann, Selden, Coriton, Long, Strade, Valentin und Elliot, welche der Rath den folgenden Tag zu ſich fordern ließ, erſchien Hollis, Elliot, Coriton und Valentin, welche ſogleich in den Tour

geſezt

geſezt wurden, weil ſie dem Rath von den am vorhergehenden Tag vorgenommenen Sachen keine Nachricht ertheilen wollten. Der König und der Rath befahlen, des Hollis, Elliot und Selden Zimmer zu durchſuchen, und die andern, die nicht erſchienen waren, in Verhaft zu nehmen. Es iſt nicht zu vergeſſen, daß man dieſe Perſonen noch als wirkliche Glieder des Parlaments anſehen mußte, weil das Parlament noch nicht aufgehoben war.

Den 19ten Merz ſagte der König in einer an das Parlament gehaltenen Rede, das hochmüthige und aufrühriſche Betragen des Unterhauſes habe die Aufhebung dieſes Parlaments verurſacht: er wiſſe wohl, daß gewiſe Mitglieder deſſelben die beſten Unterthanen von der Welt ſeyen; er werde aber andere, die ihr Otterngift im ganzen Parlament ausbreiteten, und die meiſten Glieder damit anſtekten, zu verdienter Strafe ziehen (y). Darauf erklärte der Grosſiegelbewahrer das Parlament für aufgehoben.

Das ganze hochmüthige und aufrühriſche Betragen der Gemeinen beſtund darinn, daß ſie den Sprecher, nachdem er das Parlament auf des Königs Befehl ausgeſezt hatte, nicht von ſeinem Siz hinweggelaſſen, bis jene nur aus drey Sätzen beſtehende Proteſtation niedergeſchrieben war. Man muß dabey den wich-

(y) *Rushvvorth* Vol. I. p. 662.

wichtigen Unterſchied zwiſchen der Ausſetzung oder Beſcheidung, und zwiſchen der Verlängerung und Aufhebung des Parlaments wohl bemerken. Niemand hat jemals einem König das Recht, Parlamente zu verlängern und aufzuheben, ſtreitig gemacht, und Jacob I ließ ſich zuerſt einfallen, das Parlament auszuſetzen. Obgleich die Gemeinen dieſe Verletzung ihrer Vorrechte nicht mit gleichgültigen Augen anſahen, und mit Schrecken an die verdrüßliche Folgen dieſes Unternehmens dachten: ſo konnten ſie doch wegen des Widerſtandes, den ſie an dem Oberhauſe fanden, nicht durchdringen, und ſahen ſich genöthigt, nachzugeben. Jene Folgen kamen unter der gegenwärtigen Regierung zum Vorſchein: denn Carl I ſezte das Parlament nach dem einigen Beyſpiel ſeines Vaters zweymal aus, als die Gemeinen Sachen, die ihm nicht anſtunden, in Berathſchlagung nahmen; ja er *hinderte* ſogar den Sprecher an ſeinem Amt, die Stimmen einzuſammlen. Dadurch bahnte ſich der König den Weg zu jedesmaliger Unterbrechung aller Berathſchlagungen der beyden Häuſer; denn er durfte ſie nur ausſetzen, ſo oft ſie ſich mit Dingen, die ihm unangenehm waren, beſchäftigten. Der König behauptete, ohne es zu beweiſen, daß ſein Recht zu dieſem Verfahren vollkommen gegründet ſey, und wurde ſchlüſſig, das Unterhaus, welches nach ſeiner Meinung ſeinem Befehl ungehorſam geweſen, theils durch Aufhebung des

des Parlaments, theils durch Gefangenſetzung einiger Glieder, die er für Aufrührer angab, zu beſtrafen. Zu dem Ende erſuchte er die verſammlete Reichsrichter um die Entſcheidung folgender Fragen:

1) Ob ein Unterthan, dem eine wahrſcheinliche Nachricht von einer Verrätherey oder böſen Abſicht wider den König und das Reich bekannt worden, nicht verbunden ſey, dem König auf Verlangen alles, was er wiſſe, anzuzeigen? Ob ein Unterthan, der ſich weigern würde, auf die ihm dißfalls vorgelegte Fragen zu antworten, nicht geſtraft werden müſſe, als wenn er ein Beleidiger der allgemeinen Gerechtigkeit und der Regierung des Reichs wäre?

„ Die Richter erklärten eine ſolche Aufführung einhellig für ſtrafbar, wenn nur die Sache den zu verhörenden Unterthanen nicht ſelbſt betreffe, und er durch ſein Zeugniß nicht in Gefahr gerathe, ſich die Beſchuldigung der Verrätherey ſelbſt zuzuziehen. „

2) Ob ein zur Rede geſezter Unterthan, der nicht antworten wolle, darinn eine Entſchuldigung finde, daß er in der Zeit der erhaltenen Nachricht ein Parlamentsglied geweſen, und daß er die Sache mit

Grund nur in dem Hauſe beantworten könne?

„ Die Richter, denen es an Muth fehlte, „ dieſe Frage öffentlich zu entſcheiden, ſagten „ dem Oberanwalt insgeheim, eine ſolche „ Entſchuldigung ſey ein Grund, die Antwort „ zu vermeiden, und deswegen nicht ſträflich; „ es müßte denn der Gerichtshof den Beklag„ ten mit dieſer Entſchuldigung abweiſen, und „ ihn nöthigen, eine andere vorzubringen. „

3) Ob man ein Mitglied des Parlaments, welches ein Verbrechen wider den König oder den Rath begienge, ſich aber dabey dem Gebrauch des Parlaments nicht gemäs bezeugte, nach Aufhebung des Parlaments beſtrafen könne?

„ Die Richter antworteten einmüthig mit „ Ja, wenn man anderſt einen ſolchen nicht „ ſchon vor dem Parlament zur Strafe gezo„ gen, indem das Parlament ſelbſt keinem „ Mitglied geſtatte, die Gränzen ſeines Amts „ zu überſchreiten. Sie behaupteten aber „ auch alle, ein ſolcher könne, im Fall er nach „ dem Gebrauch der Parlamente gehandelt, „ nicht beſtraft werden: ſollte er ſich aber „ ausſchweifend bezeugen, ſo ſey ſeine Aufführ„ rung nicht als eine Handlung eines Ge„ richtshofs zu betrachten. „

4) Wenn

4) Wenn ſich einige Mitglieder des Parlaments heimlich verbinden ſollten, wider die Richter oder die Herrn des Raths ärgerliche Gerüchte auszuſprengen, ohne dabey Willens zu ſeyn, ſie vor den Gerichten oder vor dem Parlament zu belangen, ſondern nur ihre Ehre zu kränken, und die Regierung in Verachtung zu bringen; ob die Sternkammer nach geendigtem Parlament ſolche Perſonen zur Strafe ziehen könne?

Antwort:

„ Dieſe Aufführung iſt als eine ausſchwei„ fende ſtrafbar (z). „

Der König war bey Aufwerfung dieſer Fragen liſtig, denn

1) trug er ſie allgemein vor, als wenn überhaupt von einem Unterthanen die Rede wäre.

2) Schob er die Schuld desjenigen, was durch die meiſten Stimmen des Hauſes geſchehen war, auf einige Mitglieder deſſelben allein.

3) Sezte er Verbrechen wider ihn und ſeinen Rath voraus, und ließ vor Anzeizung der Begebenheiten die Fragen, was in gewiſen Fällen Rechtens ſey, entſcheiden.

(z) *Rushvvorth* Vol. I. p. 662.

Vermög dieſer Entſcheidungen verklagte des Königs Oberanwalt die in Verhaft genommene Glieder, vergröſſerte das Bezeugen im Unterhauſe, als man den Sprecher auf ſeinem Siz mit Gewalt zurükgehalten; verſchwieg aber die Veranlaſſung dazu.

Zu gleicher Zeit wurde der Aldermann Chambers, der die Tonnage und Pondage nicht erlegen wollen, durch eine übermäſſige Strafe in die äuſſerſte Armuth geſtürzt, weil er geſagt haben ſollte, die Kaufleute in England würden mehr unterdrükt, als in der Türkey.

Wir haben ſchon oben angeführt, daß der Hof jederzeit bemüht geweſen, Leute, die ihm zur Geiſel gedient, von dem Parlament zu entfernen, und zwar auf dieſem Weg: ſie mußten ſich in den Provinzen, in welchen ſie zu Sherifs erwählt waren, durch einen abgelegten Eyd zu der ſorgfältigſten Beobachtung ihrer neuen Pflicht verbindlich machen. Herr Long, aus der Provinz Wilts, welcher kurz vor der Haltung des lezten Parlaments zum Sherif ſeiner Provinz erwählt worden, ſollte nichts deſto weniger die Stelle eines Abgeordneten bey dem lezten Parlament vertretten; welchem Dienſt er ſich auch für das Vaterland bereitwillig unterzog. Allein nach Aufhebung des Parlaments verdammte man ihn, als einen Pflichtloſen, zu einer Strafe von zwey tauſend Pfund Sterling.

Die

Die übrige in Gefängniſſe eingeſchloſſene Mitglieder ſuchten, vermög des Rechts Habeas corpus, ihre Loslaſſung auf Bürgſchaft; aber die deswegen verſammlete Richter vernahmen, der König habe jene ſchon in den Tour geſchikt, weil ſie ſich gegen ihn übermüthig bezeugt hätten: das heiſt ſo viel, ſie hätten bey dem König Gnade, und nicht bey den Richtern die Loslaſſung auf Bürgſchaft ſuchen ſollen. Aus dieſem heilloſen Grund mußten ſie vom Merz bis auf den October im Gefängniß liegen, und erlangten weder ein Gehör, noch die Wohlthat des Habeas corpus. Elliot durfte überdas zwey tauſend Pfund Sterling, Hollis tauſend Mark, und Valentin fünf hundert und zwanzig Pfund, als eine Strafe, erlegen. Das öffentliche Murren des Volks, und mancherley wider den Laud und Weſton ausgeſtreute Schriften nöthigten den König, um noch wichtigern Klagen Einhalt zu thun, zu folgender Erklärung:

„ Wir verlangten von dem in dem dritten „ Jahr unſerer Regierung den 17ten Merz „ verſammleten Parlament einen hinlänglichen Beyſtand an Geld, weil die proteſtantiſche Religion in Teutſchland, Frankreich „ und andern Orten in Gefahr ſtund, durch „ den Pabſt, durch das Haus Oeſterreich „ und durch den König von Frankreich ſelbſt, „ ausgerottet zu werden. Das Unterhaus, „ welches von der Nothwendigkeit dieſer Un-

„ terſtützung überzeugt war, entſchloß ſich eyf- „ rig dazu; unterbrach aber bald dieſen Ent- „ ſchluß durch Fragen über die Vorrechte ſei- „ ner Mitglieder. Der Aufſchub der Bill „ dieſer Hülfsgelder verſchlimmerte unſere An- „ gelegenheiten, und zernichtete unſere Ent- „ würfe. Endlich entſchloß man ſich zu einer „ gewiſen Summe, die aber den vorigen Hülfs- „ geldern nicht gleich kam, und unſern Be- „ dürfniſſen nicht angemeſſen war.

„ Wir lieſſen die Unterſuchung unſers ho- „ hen Vorrechts zu, obgleich unſere Vorfah- „ ren niemals darein gewilliget, und mach- „ ten unſern Entſchluß bekannt, das Par- „ lament beyzubehalten, und unſere Unter- „ thanen bey ihren Gerechtſamen zu ſchützen; „ welches wir auch in unſerer Antwort auf „ ihre Bittſchrift nach ihrem Wunſch beſtäti- „ get haben.

„ Indeſſen brachte das Parlament viele „ Zeit mit Dingen zu, die auf die Ver- „ läumdung unſerer Regierung angeſehen „ waren. Endlich entſchloſſen wir uns, das „ Parlament zu verlängern; wozu wir einen „ ſo entfernten Tag beſtimmten, daß zu Ver- „ faſſung guter Geſetze Zeit genug übrig blieb. „ Es wurde aber nicht nur dieſe Pflicht aus „ der Acht gelaſſen, ſondern auch unſer Ent- „ ſchluß, zum Vortheil des Hauſes viel zu „ unternehmen, von übelgeſinnten Gliedern

„ deſ

„ deſſelben, welche das Haus durch ihre Lei-
„ denſchaften in eine nie erhörte Heftigkeit ge-
„ ſezt, ſehr ſchlecht aufgenommen und belohnt.
„ Man unterfieng ſich ſogar zu behaupten,
„ wir hätten in der Antwort auf ihre Bitt-
„ ſchrift uns unſers Rechts auf die Tonna-
„ ge und Pondage begeben, da doch bey
„ Verfertigung der Bittſchrift in beyden Häu-
„ ſern die Rede nicht von dieſen Auflagen,
„ ſondern nur von denen im Reich feſtgeſezten
„ Abgaben geweſen. Deswegen verſicherte
„ auch das Unterhaus in verſchiedenen Re-
„ den, welche vor und nach dieſer Zeit gehal-
„ ten wurden, daß man uns die erſtern zu
„ bewilligen geneigt ſey. Endlich wurde un-
„ ſere Antwort auf die Bittſchrift mit der un-
„ richtigen Anmerkung befleckt, als wenn wir
„ die Zügel der Regierung ſchieſſen lieſſen.
„ Wie hätten wir verbunden werden können,
„ die von einigen Mitgliedern zu Kränkung
„ unſers Rechts auf die Tonnage und Pon-
„ dage verfertigte Bittſchrift anzunehmen,
„ und vor Verlängerung des Parlaments
„ durch die Stimmen gehen zu laſſen?
„ Wir wollten dabey lieber unſerm eigenen
„ Vortheil zuwider handeln, als übelgeſinn-
„ ten Leuten zu Ausführung ihrer böſen Ab-
„ ſichten behülflich ſeyn. Wir legten beyden
„ Häuſern die Urſache vor, warum wir dieſe
„ Sitzung unvermuthet geendigt, und lieſſen
„ den 25ſten Junius zu Abwendung falſcher

„ Auslegungen einige zur Sicherheit unſerer
„ Regierung erforderliche Befehle ertheilen.

„ Nach Trennung des Parlaments unter-
„ ſuchten wir, bey Gelegenheit der aufgeſezten
„ Vorſtellung, die Sache der Tonnage und
„ Pondage. Bey Durchblätterung der öf-
„ fentlichen Urkunden fanden wir, daß E-
„ duard I dieſe Abgabe zwey Jahre lang ein-
„ gezogen, da ſie ihm doch erſt im dritten
„ Jahr von dem Parlament zugeſtanden
„ worden. Richard III, Heinrich VII und
„ VIII, Eduard VI, die Maria und Eli-
„ ſabeth genoſſen, auch zu Friedenszeiten,
„ dieſen Vortheil. Unſer Herr Vater erhielt
„ dieſen ein ganzes Jahr, bis ihm endlich das
„ Parlament denſelben bewilligt hatte. Das
„ Unterhaus bezeugte uns, da wir dieſes Geld
„ drey Jahre lang gezogen, daß ſeine Arbeit
„ an dieſer Bill nicht mit Willen, ſondern
„ durch überhäufte Geſchäften gehindert wor-
„ den. Warum ſollten uns dieſe Beyſpiele
„ nicht zu gut kommen, zumal, da wir die
„ Laſt, zu deren Erleichterung dieſes Geld dem
„ König zugeſtanden worden, wirklich auf uns
„ liegen haben? Waren wir nicht befugt,
„ dieſe Abgabe von einigen widerſpenſtigen
„ Kaufleuten mit Gewalt einzutreiben, und
„ die widriggeſinnten zum Gehorſam zu brin-
„ gen? Und dennoch ſind einige, welche alle
„ Achtung gegen die Würde der geheimen

„ Rä-

„ Räthe beyſeit geſezt, von dem Parlaments„ hauſe unterſtüzt worden.

„ Und noch wirklich ſind wir mit der Ver„ ſammlung eines neuen Parlaments beſchäf„ tiget: deſſen Gunſt zu erlangen, wir des „ Richard Montaigu Buch: Appellation „ an den Cäſar, unterdrükt, und die unter „ der Eliſabeth eingeführte Glaubensartickel „ nebſt ihren Erklärungen durch einen wieder„ holten Druk bekannt gemacht haben. Wir „ rufen GOtt zum Zeugen an, daß wir auf „ die Einigkeit des Lehrbegrifs und der Kir„ chenzucht befliſſen ſind, wie es zu den glük„ lichen Zeiten der Eliſabeth geſchehen iſt.

„ Wir ſuchten durch unſere Befehle, die „ Geſetze an den widerſpenſtigen Papi„ ſten vollziehen zu laſſen, fremden Feinden „ den Zugang zu unſerer Religion zu verſper„ ren; obgleich unſere Beamte aus Nachläſ„ ſigkeit dem gegebenen Befehl nicht gemäs „ lebten.

„ Bey dieſer Sorge für die Befeſtigung „ der Kirche richteten wir auch ein wachſames „ Augenmerk auf die rechtmäßige Freyheit un„ ſerer Unterthanen. Das bezeugt unſere „ Antwort auf die Bittſchrift des Rechts, „ und unſer anderweitiges Verhalten, mit „ welchem unſere Anſchläge in Zukunft ſo rich„ tig, als mit unſerm königlichen Vorrecht, „ überein kommen ſollen.

„ Nach

„ Nach Unterſtützung der Religion und
„ der Vorrechte unſerer Unterthanen ſuchten
„ wir das in der erſten Sitzung dieſes lezten
„ Parlaments uns bewilligte Geld zur Be-
„ friedigung des Kriegsheers, zur Anfüllung
„ der Vorrathshäuſer und zu Ausrüſtung der
„ Flotte anzuwenden. Mit dieſer ſind wir
„ beynahe im Stand, die Handlung gehörig
„ zu unterſtützen, und dem Königreich wider
„ auswärtige Anfälle hinlängliche Sicherheit
„ zu verſchaffen. Hätte man nicht unſere
„ Rathſchläge als Mittel anſehen ſollen, die
„ Religion, die Ehre der Regierung und Si-
„ cherheit des Volks zu befördern?

„ Bey einem den 20ſten Januar verſamm-
„ leten Parlament erregten boshafte Secti-
„ rer neue Beſchwerden, die aber ſo unerheb-
„ lich ausfielen, daß man ſich ſchämen mußte,
„ uns davon Nachricht zu ertheilen. Deſſen
„ ohngeachtet ſuchten widerſpenſtige Gemü-
„ ther in der folgenden Verſammlung andern
„ beglaubt zu machen, wir verführen in un-
„ ſerer Antwort auf die Bittſchrift des Rechts
„ mit dem Volk nicht aufrichtig; und es war
„ ihren Kunſtgriffen etwas leichtes, übelver-
„ wahrte Leute zu überraſchen, weil ihnen die
„ Redlichkeit unſerer Abſichten nicht bekannt
„ war. Ferner wußten dergleichen Perſonen
„ eben ſo, wie ein kranker Magen die nahr-
„ hafte Speiſen in Ermanglung der Ver-
„ dauungskraft verderbt, die Ehre unſerer

„ heil

„ heilſamen Abſichten durch eine boshafte Aus-
„ legung zu kränken. Dann, da ſie die Kla-
„ gen frommer Leute über den Verfall der
„ reinen Religion vernahmen, blieſen ſie mit
„ ihnen in ein Horn, und ſtellten Verläum-
„ der unſerer Regierung vor, eben als wenn
„ wir für die Religion nichts empfänden.

„ Kaum war man auf die Bewilligung der
„ Tonnage und Pondage bedacht, als man
„ vorgab, wir hätten, auſſer dem Parla-
„ ment, kein Recht auf dieſe Abgabe aufzu-
„ weiſen. Um allen Verdrüßlichkeiten auszu-
„ weichen, erklärten wir dieſes Hülfsgeld für
„ ein bloſes Geſchenk des Volks, und lieſ-
„ ſen uns weiter herab, als einer von unſern
„ Vorfahren: und dennoch kam dieſe Bill in
„ keine Betrachtung, weil man vorwendete,
„ man müſſe zuvor für das Recht der Unter-
„ thanen Sorge tragen. Daher wurden die
„ Zollbeamten wegen ihres Verhaltens in An-
„ ſehung der Tonnage und Pondage einen
„ ganzen Monat lang vorgefordert, ihre un-
„ ter dem groſſen Siegel verfertigte offene
„ Briefe zu ſehen, und ſie deswegen, weil
„ ſie uns gehorſam geweſen, in die Enge
„ zu treiben. Auch dieſe Saumſeligkeit und
„ Eingriffe ertrugen wir mit beſonderer Ge-
„ dult.

„ Das Unterhaus nahm ſich ferner die
„ Freyheit, bey der Aufführung unſerer Zoll-

„ beam-

„ beamten die Ehre unſers Raths anzutaſten,
„ indem man dieſelbigen nicht nur um die
„ Ausſprüche der Räthe bey einer Sache frag-
„ te, ſondern auch behauptete, wir hätten ei-
„ nen ſchändlichen Rath, welcher ein Haupt-
„ geſchäft daraus mache, den Gerechtſamen
„ der Unterthanen Troz zu bieten.

„ Auſſerdem haben die Glieder des Unter-
„ hauſes unſern Sherif in London, der ih-
„ rer Gerichtsbarkeit gar nicht unterworfen iſt,
„ vorgefordert, und unter dem Vorwand, er
„ habe ihnen nicht gehörig geantwortet, in
„ den Tour geſezt. Das war aber nur ein
„ Vorwand; denn ſein Gehorſam in Anſe-
„ hung des Befehls, der ſich auf die Zölle
„ erſtrekte, enthält den wahren Grund ſeines
„ Verhafts. So ſehr ſie uns überreden
„ wollten, dieſe Neuerungen zielten auf un-
„ ſere wahrhafte Wohlfart; ſo eyfrig waren
„ ſie, nach Zerreiſſung der Bande der Re-
„ gierung, ſich dadurch der unumſchränkten
„ Gewalt zu bemächtigen.

„ Als ſie ſich darauf unterſtunden, die
„ Zollbeamten wegen ihres Verfahrens gegen
„ die Kaufleute zur Strafe zu ziehen, thaten
„ wir ihnen zu wiſſen, daß wir das als eine
„ Kränkung unſerer eigenen Ehre anſehen
„ müſſen, weil ſie unſerm Befehl unterthänig
„ geweſen ſeyen: aber das ungeſtümme We-
„ ſen, welches ſie darüber bezeugten, wurde

„uns

„ uns eine Veranlaſſung, beyde Häuſer auf
„ Gutbefinden unſers geheimen Raths bis auf
„ den 2ten Merz auszuſetzen. In dieſer Zwi-
„ ſchenzeit, in welcher wir ihre Hitze abzu-
„ kühlen ſuchten, blieben ſie unbeſänftigt und
„ mißvergnügt. Zum Ueberfluß ſezten wir
„ das Parlament noch bis auf den 10ten
„ Merz aus, und befahlen, beyde Häuſer
„ zu beſcheiden. Gehorchten gleich die Herrn
„ dieſem Befehl ohne Widerrede, ſo fand
„ dieſer doch bey den Gemeinen einen groſſen
„ Widerſpruch: einige ſagten ſogar, ſie könn-
„ ten ſich nicht beſcheiden, bis ſie zuvor gewi-
„ ſen Angelegenheiten abhelfliche Maas'geſchaft
„ hätten.

„ Vormals mußte der Herzog von Bu-
„ ckingham für die Haupturſache des unglük-
„ lichen Schluſſes der Parlamente angeſehen
„ werden: jezo, da er nicht mehr lebt, fah-
„ ren die Uebelgeſinnte fort, dem Volk ver-
„ giftete Grundſätze wider uns einzuflöſſen;
„ zum deutlichen Zeugniß, daß der Herzog
„ keine Mauer geweſen, die uns von den
„ Unterthanen abgeſondert hat. Sieht man
„ nicht daraus ganz klar, daß er zu einem
„ Stichblatt dienen müſſen, geheime Ent-
„ würfe auszuführen? Dieſe zielen ledig-
„ lich auf die Zernichtung unſerer Gewalt,
„ und auf Verwirrungen in dem Regi-
„ ment.

„Kön-

„ Können wir aber ſchon dieſes Unheil
„ nicht dem ganzen Hauſe beymeſſen; ſo ſind
„ doch die edelſten Mitglieder von dem Strom
„ dieſer Maasregeln hingeriſſen worden, wel-
„ che uns zu Unterbrechung dieſer Verſamm-
„ lung genöthiget haben. Wie glüklich hätte
„ dieſe nicht ausfallen müſſen, wenn die Ehr-
„ furcht der Gemeinen der Liebe, mit welcher
„ wir ſie verſammlet, gemäß geweſen wäre!
„ Daraus kan man leicht begreifen, wie ſehr
„ die Gemeinen die Pflicht, zu welcher ſie
„ ſich bey dem Anfang dieſes Kriegs anhei-
„ ſchig gemacht, aus den Augen verlohren,
„ und wie eyfrig ſie beſchäftigt geweſen, wäh-
„ rend unſerer Verlegenheit Bedingungen
„ von uns zu erzwingen, welche den Grund-
„ ſätzen der Monarchie ſchnurſtraks zuwider
„ laufen.

„ Dennoch haben die Bemühungen dieſer
„ Boßhaften unſere Geſinnung gegen die Un-
„ terthanen ſo wenig geändert, daß vielmehr
„ das Volk zu ſeiner Befriedigung den in der
„ engländiſchen Kirche eingeführten Lehrbe-
„ griff durch uns unterſtüzt ſehen, und über-
„ zeugt werden muß, daß wir nicht geneigt
„ ſeyen, zum Vortheil des Pabſtthums die
„ geringſte Nachſicht zu gebrauchen. Unſere
„ Bemühung, die geſezmäſige Freyheiten un-
„ ſerer Unterthanen im Gang zu erhalten,
„ wird ihnen ohne Anſtand die glüklichſte Zei-
„ ten eröfnen. Dabey aber erwarten wir, daß

„ nie-

„ niemand dieſe Freyheit mißbrauche, die
„ Bittſchrift des Rechts mit falſchen Ausle-
„ gungen und Folgerungen beſchwere, oder
„ unter einigem Schein den königlichen Ge-
„ rechtſamen die Unterwerfung verſage.

„ Den Kaufleuten geben wir die gewiſſe
„ Verſicherung, daß die Handlung der Gehor-
„ ſamen unter uns erhalten und vergröſſert wer-
„ den ſolle: nur erwarten wir von ihnen die
„ zur Beſchützung des Meers und Reichs noth-
„ wendige Abgabe der fünf vom Hundert.
„ Widerſpenſtige hingegen, die uns durch ih-
„ re geſezloſe Aufführung beleidigen, und das
„ zu leiſten weigern werden, was man unſern
„ gerechten Vorgängern ohne Widerrede ge-
„ liefert hat, ſollen erfahren, daß es uns nicht
„ an Mitteln fehle, ihren Unfug heimzuſu-
„ chen, und unſere Oberherrſchaft zu behau-
„ pten. „

Dieſe Vertheidigung brachte die vom König erwartete Wirkung nicht hervor: denn das Volk war nicht zu überzeugen, daß einige Glieder der Gemeinen darauf umgegangen ſeyen, das Reich in eine Anarchie zu verwandeln, und die Oberherrſchaft an ſich zu reiſſen. Wie hätten ſo wenige, und dabey rechtſchaffene Männer, das Herz der meiſten Glieder des Hauſes zu ihrem Vortheil lenken können, wenn der König die Gerechtigkeit beſeſſen hätte, deren er ſich bey allen Gelegenheiten ſo wortreich

zu rühmen gewohnt war? Wie ſchlecht iſt nicht ſeine Vertheidigung ausgefallen, wenn man auf die Tonnage und Pondage und auf ſeine angeführte Urſachen von der Aufhebung des Parlaments ſieht! Er vergröſſerte den Fehler, den die Gemeinen begangen, daß ſie ſich nicht nach der anbefohlnen Beſcheidung gerichtet: das Recht, auf welches er trozte, war durchaus nicht auſſer Streit geſezt, und er verſchwieg die von ihm ſelbſt gegebene Veranlaſſung zu jenem Verhalten der Gemeinen, welche in der Widerſezlichkeit des Sprechers gegen die Sammlung der Stimmen beſtund. Wurden nicht durch dieſe Aufführung die Gerechtſame des Hauſes, und zwar auf des Königs eigenen Befehl, augenſcheinlich verletzet? Daher nahmen die Klagen überhand: man ſagte ohne Scheu, der König ſuche die Gerechtſame des Parlaments und die Freyheiten des Volks aufzuheben. Man klagte über die Entkräftung der Handelſchaft, über die Gefahr, in welcher die Religion ſtehe, und über die Knechtſchaft, womit das Königreich bedrohet werde. Der König ſäumte nicht, in einer Verordnung dieſe Gerüchte als falſche, und zugleich ſo vorzuſtellen, daß die Kaufleute dadurch in eine unnöthige Furcht geſezt und veranlaßt würden, ihrer Handlung nicht obzuliegen. Er verſicherte zugleich, daß er geneigt ſey, ſolche Verführer mit der gebührenden Strafe zu belegen, aber auch die Kaufleute zu Fortſetzung ihrer Handelſchaft aufzumuntern; indem er ſich mit

den nemlichen Auflagen, die ſein Vater genoſ-ſen, begnügen laſſen wolle. In Anſehung des ausgeſprengten Gerüchts, er werde bald wieder ein Parlament verſammlen, meldete er, daß ihn der Mißbrauch dieſer Verſammlung zurükhalte, eines auf das neue zu berufen; daß er ſeine Gewalt, Parlamente zu berufen, zu verlängern und aufzuheben, der Willkühr vermeſſener Leute nicht aufopfern, und keines verſammlen werde, bis man ſeine Handlung gebührend einſehen, die Verbrecher mit der verdienten Strafe belegen, und die Verführten beſſer unterrichten würde.

Eine um dieſe Zeit herausgekommene Schrift: *Rath an den König, den Uebermuth der Parlamente im Zaum zu halten,* deren Grundſätze dem König ſo geläufig waren, legte ein deutliches Zeugniß ab, wie ſehr das Volk von der Meinung eingenommen ſey, der König ſuche das Joch der Parlamente abzuſchütteln. Man konnte auch wahrſcheinlicher Weis bey ihm keine Neigung entdecken, andere Parlamente zu berufen, ehe er eine gröſſere Gewalt über ſie erlangt hätte.

Weil der König von einem aufgehobenen Parlament kein Geld zu erwarten, und nach Eroberung von Rochelle aus einem Krieg wider Frankreich keinen Vortheil zu hoffen hatte; ſo ſchloß er mit dieſem, durch Vermittelung der Republik Venedig, einen Frieden, wel-

cher den 24ſten April, einen Monat nach Auf-
hebung des Parlaments, unterſchrieben, und
im September beſchworen wurde (a).

Die Aufhebung des Parlaments vergnüg-
te zwar den Stolz, aber nicht die Geldbegier-
de des Königs: denn dadurch beraubte er ſich
nicht nur der in auſſerordentlichen Fällen be-
willigten Hülfsgelder des Volks, ſondern er-
hielt auch kein freyes Geſchenk mehr von ihm.
Durch ſeinen begangenen Fehler ſchadete er
alſo niemand mehr, als ſich ſelbſten. Es iſt
ja bekannt, daß man keinen europäiſchen Kö-
nig mit einem König von England, welcher
die Liebe ſeines Volks zu gewinnen weiß, ver-
gleichen kan, wenn man ſein Augenmerk auf
den Reichthum richtet. Mit den ordentlichen
Einkünften kan er ſeinen Hofſtaat bey einer gu-
ten Haushaltung prächtig führen, und er iſt faſt
der einige Fürſt, der zu auſſerordentlichen Vor-
fällen kein Geld zu ſammlen nöthig hat. Er
ſteht als einer, dem die freywillige Geſchenke
der Unterthanen alle Beyhülfe verſchaffen, für
dem Geldmangel in zuverläſſiger Sicherheit.
Er braucht nichts, als Billigkeit und Liebe, zu
ſeinem eigenen Vortheil die Herzen des Volks
zu gewinnen; und er gewinnt ſie ohnfehlbar,
wenn er ſeine Grenzen nicht überſchreitet, und
nebſt dem Stolz die Habſucht der Lieblinge
und Staatsbedienten bezähmet. Sollte er ſich
auch unabhängig zu machen wiſſen; ſo würde
ihm

(a) *Rushvvorth* Vol. II. p. 24.

ihm doch die Unterdrückung nicht ſo viel abwerfen, als er freywillig erhält, wenn er nur ſeiner Reichsverfaſſung eingedenk bleibt. Die preißwürdigſte Beherrſcher Englands, Eduard I und III, Heinrich V und VIII, und Eliſabeth befanden ſich bey Beobachtung dieſes Grundſatzes überaus wohl; da hingegen Jacob I, Carl I, Carl II und Jacob II auf dem entgegengeſezten Weg ihrem eigenen Verderben entgegen geeilet. Unſer Carl bekam bey Gelegenheit der Aufhebung des lezten Parlaments eine traurige Erfahrung davon. Die fünf Hülfsgelder, worauf er ſchon ſo richtig gezehlet, verlieſſen ihn ziemlicher maſſen: ein jeder, der nach ſeinem Vermögen einen Zuſchuß thun ſollen, entſchuldigte ſich mit der Armuth, oder mit dem Verfall der Handlung, oder mit ähnlichen Dingen. Die Abgeordnete, die zu Einſammlung dieſer Gelder beſtimmt waren, machten ihnen keine Einwendung, und lieſſen ſie ihre Gunſt merken. Nunmehr war der ordentliche Weg zu Hülfsgeldern groſſentheils abgegraben: ohne Gewalt bekam man keine Tonnage und Pondage mehr: die Kaufleute, denen die Waaren hinweg genommen, oder die Gefängniſſe eröfnet worden, lieſſen es nicht an Kunſtgriffen fehlen, den König zu betrügen, und der König durfte die Verlegenheit, in welche er auf vielfache Art gerieth, niemand als ſich ſelbſt, beſonders ſeinem ſtolzen Eigenſinn zuſchreiben. Dieſem Uebel zu ſteuren, ließ der Rath ſcharfe Befehle ergehen,

und erlaubte den Zollbedienten, die ohne Ablegung des Zolls fortgeführte Waaren nach Erbrechung der Häuſer aus den Gewölben heraus zu nehmen. Durch dieſes unerhörte Verfahren wurde das Volk zu neuen Klagen gereizt; denn die Beamten wußten unter dieſem Namen mancherley Betrügereyen zu ſpielen. Der König mochte anfangen, was er wollte; er bekam eben durch die Tonnage und Pondage kaum die Helfte von demjenigen, was ihm vor entſtandenen Zwiſtigkeiten aus dieſer Auflage zugefallen. Bey dieſer mittelmäßigen Abgabe äuſſerte das Volk ein gröſſeres Mißvergnügen, als jemals. Der Rath mußte zu Vermeidung eines Aufruhrs die Soldaten im Reich in gutem Stand erhalten, und ertheilte Befehle, als wenn nun die Geſetze an den Papiſten mit aller Schärfe vollzogen werden ſollten: allein die unter dieſer ganzen Regierung fortgeſezte Klagen ſind deutliche Merkmale, daß man durch dieſe Befehle das Volk nur einzuſchläfern geſucht.

Der König, der indeſſen durch die ordentlichen Einkünfte ſeine Ausgaben nicht beſtreiten können, wußte jene durch Einführung der Monopolien zu erhöhen. Er ertheilte nemlich durch offene Briefe gewiſen Geſellſchaften allein das Recht, wegen beſtimmter Abgaben beſondere Waaren verkaufen zu dürfen. Zielte gleich dieſe Erlaubniß auf den Verfall der Handlung; ſo ſpielte ſie doch dem König Geld in die Hand,

und

und der Hof war jetzo ohnehin auf nichts weniger, als auf die Wohlfart der Unterthanen bedacht. Dieſer Mißbrauch gieng bis auf das Unerträgliche: denn man ſahe faſt über eine jede Waare ein Monopolium aufgerichtet.

Seit dem Krieg des Königs mit Frankreich kam der andere mit Spanien in Vergeſſenheit, obgleich der König in ſeinen vorigen Parlamentsreden und Bottſchaften dieſen Krieg nothwendig gemacht. Er verſezte England und Jrrland durch ſeine Vorſtellungen in eine ſolche Gefahr, von den Spaniern angefallen zu werden, als wenn man die gröſte Eilfertigkeit zu Abwendung eines ſo nahe bevorſtehenden Uebels nöthig hätte. Der König von Spanien aber wagte nicht nur nichts wider Grosbrittannien, ſondern war auch zufrieden, daß er von England in Ruhe gelaſſen worden. Nach Schlieſſung des Friedens zwiſchen England und Frankreich brachte er auch ſeinen Krieg mit England deſto leichter zu Ende, weil Carl denſelben auf keine Weiſe fortſetzen konnte. Der Fiedensſchluß zwiſchen dieſen Kronen geſchah im November 1630.

Den Wachsthum des Presbyterianiſmus, der alles Widerſtands ohnerachtet ſehr zugenommen, zu verhindern, wirkte der Biſchoff in London, Laud, der geſchworne Feind der Puritaner, Verhaltungsbefehle von dem König aus, nach welchen ſich kein presbyteriani-

ſcher Prediger in die engländiſche Kirche ein-ſchleichen, ein jeder aber entdekt werden ſollte, der in den gottesdienſtlichen Gebräuchen nicht alle Pünktlichkeit beobachten würde. Die Presbyterianer, welchen gar wohl bekannt war, daß dieſe Verordnung den Laud zum Urheber habe, lieſſen es hernach bey erhaltener Gelegenheit dieſen Biſchoff empfinden, wie ſehr er ihren Haß gegen ihn gereizet habe (b).

In dieſem 1630ſten Jahr gebahr die Königin den 29ſten May einen Sohn, welchem der Name Carl beygelegt worden.

Der Krieg, in welchen damals der ſchwediſche König, Guſtav Adolph, mit Pohlen verwickelt war, hinderte ihn an Ausführung ſeines Vorhabens, dem von dem Kayſer unterdrükten Teutſchland zu Hülſe zu eilen. Aus dieſem Grund ſuchten die Könige von Frankreich und England zwiſchen beyden Kronen Friede zu ſtiften; und erreichten auch ihre Abſicht glüklich. Der erſte wollte das Haus Oeſterreich durch dieſe Unternehmung ſchwächen, und Carl hoffte, ſeinem Schwager durch den König von Schweden die Pfalz wieder zuſtellen zu können. Guſtav aber legte nach erhaltenen Siegen über den Kayſer dem König von Böhmen ſo harte Bedingungen vor, daß man daraus ſehen konnte, wie wenig er geneigt ſey, dem Carl für die ihm zugeſchikte ſechs

(b) *Rushvverth* Vol. II. p. 30.

ſechs tauſend Mann Gegendienſte zu leiſten. Carl rief alſo nicht nur ſeine Völker, welche dem Guſtav ſehr gute Dienſte gethan, ſondern auch ſeinen Geſandten, den Ritter Vane vom ſchwediſchen Hof zurük.

Unter andern Mitteln, zu denen der König ſeine Zuflucht nahm, Gelder einzutreiben, machte man ſich auch an diejenigen, die bey des Königs Krönung den Ritterorden nicht angenommen, ob man ſie gleich dazu eingeladen hatte. Nach einem ſeit der Eroberung eingeführten Gebrauch mußten diejenige, welche aus Ländereyen fünfzehn Pfund Sterling Einkommens zogen, dem König in ſeinen Kriegen dienen: welche hingegen nicht dienen konnten, mußten ſich mit dem König durch eine Summe Geldes vergleichen. Endlich ſchränkte man die Anzahl der Perſonen, die den Ritterorden annehmen ſollten, nur auf diejenige ein, deren Einkünfte ſich auf zwanzig Pfund beliefen. Dieſer Gebrauch wurde unter Eduard II ein Geſez, welches aber ſeit vielen Jahren aus der Uebung gekommen war. Carl I behauptete, es ſey noch gültig, weil es nie durch eine Verordnung widerrufen worden, und gab es für eine Gefälligkeit aus, daß er nur Perſonen, die jährlich vierzig Pfund Sterling Einkünfte hatten, zu dieſem Orden einladen ließ. Weil wenige dieſer Einladung gehorchten, der König aber durch Beſtrafung der Ungehorſamen ſeinen von dem Parlament verlangten

Hülfsgeldern keinen Stoß geben wollte: ſo brauchte er Mäßigung gegen die Widerſpenſtigen. Nach Aufhebung des Parlaments, da ihn der Geldmangel immer mehr zu plagen anfieng, und die Quelle des Parlaments für ihn verſtopft worden, befahl er gewiſen Abgeordneten, von einem jeden Ungehorſamen drey und ein halbmal mehr einzuziehen, als ihr ordentlicher Beytrag zu den Hülfsgeldern ausmachte: auf dieſem Weg bekam der König mehr, als hundert tauſend Pfund Sterling in die Hände. Dieſe Verordnung iſt nachher von dem Parlament für eine Unterdrückung erklärt und widerrufen worden (c).

Der auſſerordentliche Eyfer, welchem Laud zum Vortheil der engländiſchen Kirche folgte, oder welchen er vielmehr anwendete, den Puritanern zum Verdruß das Aeuſſerliche der Religion zu ſchmücken, und die engländiſche Kirche, durch Vermehrung der Gebräuche, der römiſchen Kirche ähnlich zu machen, gab ſich bey der Einweyhung der wieder aufgebauten Kirche der heil. Catharina deutlicher zu erkennen, als jemals. Denn bey dieſer im Jahr 1631 unternommenen Einweyhung nahm er vor dem Abendmahlstiſch einigemal Staub von der Erden, und warf ihn in die Luft. Vor dem Tiſch beugte er oft die Knie, und hielt einen Umgang um die Kirche, wobey der hundert und neunzehnte Pſalm geſungen wurde. Her-

(c) *Rushwvorth* Vol. II. p. 70.

Hernach ſegnete er das Sacrament des Abendmahls alſo ein: Bey der Annäherung zu dem Tiſch bückte er ſich ſiebenmal ſehr tief: er verlas ein Gebet, neigte ſich dreymal vor dem Brod, und eben ſo oft vor dem Kelch. Einige Jahre hernach gab das Haus der Gemeinen dieſe Aufführung in einer ordentlichen Klage wider ihn für eine Nachahmung des römiſchen Pontificale aus, welches man in ſeinem Zimmer gefunden. Zween elende Gründe, die er angeführt, ſollten ihm zur Vertheidigung dienen: Erſtlich, im römiſchen Pontificale werde dem Biſchoff befohlen, bey Einweyhung einer Kirche Aſche in die Luft zu werfen; er aber habe ſich nur des Staubes bedient. Zweytens, er habe ſich nach einer von dem Biſchoff Andrews erhaltenen Vorſchrift gerichtet (d). Seine Feinde, welche ihn vorlängſt beſchuldigt hatten, er gehe darauf um, das Pabſtthum einzuführen, erhielten nun viele Vortheile über ihn, und konnten ihr Vorgeben durch deutliche Gründe unterſtützen. Inzwiſchen fand er bey der auſſerordentlichen Gnade des Königs Schutz wider alle Anfälle, welche ſeine Feinde auf ihn wagten.

Am Anfang des 1632ſten Jahrs ſoll ein unter dem groſſen Siegel ausgefertigter Freyheitsbrief für die Geſellſchaft der Seifenſieder dem König mehr, als zehn tauſend Pfund Ster-

(d) *Rushvverth* Vol. II. p. 76.

Sterling abgeworfen haben. Es iſt nicht zu beſchreiben, was für Summen der König aus den Monopolien gezogen.

Auſſer dieſen hoffte er durch einen neuen Entwurf Geld zu bekommen. Er gebot nicht lang hernach allen Herrn, Edelleuten, Geiſtlichen und andern, deren Aufenthalt in London nicht unumgänglich erfordert werde, innerhalb vierzehn Tagen die Stadt zu verlaſſen, und ſich in ihre Provinzen zu begeben. Seine Sorge, den Adel durch unmäßige Ausgaben, wozu er in London verleitet würde, nicht zu Grund zu richten, mußte zum Vorwand dieſes Befehls dienen. Der König entdekte aber ſeine wahre Abſicht gar bald; denn er ließ die Ungehorſamen durch die Sternkammer zu ſchweren Geldſtrafen verurtheilen. Die Strenge, mit welcher die Sternkammer auch gegen diejenigen verfuhr, die, der alten Verordnung zuwider, die Stadt London durch neue Gebäude vergröſſern laſſen, trug dem König ſehr wichtige Summen ein (e).

Damals mußte die Stadt London fünfzehn hundert Mark zur Strafe bezahlen, weil der Burgermeiſter und die Aldermänner den Tod eines gewiſen Lamb nicht angezeigt, der ein Schwarzkünſtler geweſen ſeyn, und dem Herzog von Buckingham in einer Sache ſonderliche Dienſte geleiſtet haben ſollte. Dieſer acht-

(e) *Rushvvorth* Vol. II. p. 144.

achtzigjährige Menſch wurde von dem Pöbel von Gaſſen zu Gaſſen verfolgt, entkräftet und ſtarb an den Schlägen, die er davon getragen (f).

Wie ſehr man in dieſer Zeit den Presbyterianern zugeſezt, iſt aus folgender Geſchichte ganz klar. Heinrich VIII hatte die Stiftskirche des heil. Edmunds in der Stadt Salisbury an ſich gezogen, und die Krone beſaß dieſe Kirche nebſt dem damit verbundenen Kloſter bis auf die Zeiten Jacobs I. Dieſe, welche Jacob I an eine Privatperſon verkauft, kam nach und nach in viele Hände, bis ſie zulezt ein Eigenthum der Einwohner der St. Edmundspfarre worden, die ſie wieder aufbaueten, und Prediger zu ihrem Dienſt annahmen. Unter andern Gemählden, welche an den Fenſtern dieſer Kirche zu erblicken waren, ſtellte auch eines die Schöpfungsgeſchichte ſehr ungeſchikt vor. Sherfield, ein Edelmann von Salisbury, der Recorder dieſer Stadt, der zugleich zu der St. Edmundspfarre gehörte, brachte es bey den Vorſtehern der Kirche dahin, daß man jene zum Aergerniß gereichende und zum Aberglauben verleitende Gemählde hinwegſchafte, und ungemahlte Scheiben an ihre Stelle ſezte. Recorder, der ſich mit einer Vollmacht verſehen, zerſtieß mit dem Stecken, mit welchem er dem Glaſer die mit den Fenſtern vorzunehmende Veränderung

(f) *Ruſhworth* Vol. II. p. 145.

derung zeigte, einige Scheiben, als wenn ihm an ihrer Erhaltung nicht viel läge. Der Oberanwalt des Königs verklagte darauf den Sherfield bey der Sternkammer, als einen Mann, der ſich wider die biſchöfliche Regierung der Kirche empörte, weil er jenen Tempel wider die Kirchenverordnungen, zur Verachtung des Königs und Kreisbiſchoffs, durch Hinwegnehmung vortreflicher Gemählde ſeiner beſondern Zierde beraubt, den Befehl des Biſchoffs, der ihn von ſeinem Vorhaben abhalten wollen, übertretten, und durch ſein Beyſpiel andere Laſterhafte zur Empörung gegen die Regierungsart der engländiſchen Kirche und gegen die Perſon des Königs veranlaſſet habe.

Sherfield antwortete, die St. Edmundskirche ſey ein weltliches Lehn, und ſtehe nicht unter der Gerichtbarkeit der Biſchöffe; die Eigenthümer hätten folglich eben ſo wohl das Recht, die Fenſter nach Belieben zu ändern, als den Kloſterthurn, die Kanzel und Mauren, wie es ohne Widerſpruch des Biſchoffs geſchehen, anderſt einzurichten. Er meldete, die Schöpfungsgeſchichte, welche ein ungeſchikter Mahler erbärmlich vorgeſtellt, und mehr zur Schande, als zum Schmuk der Kirche diene, ſey noch unverlezt, und bewies aus den unter Eduard VI und der Eliſabeth ausgefertigten Parlamentsverordnungen, daß man die Mahlereyen aus den Kirchen verbannen

nen ſolle. Endlich verlangte er einen Beweiß, daß er ſich gegen die biſchöfliche Regierung der Kirche auflehne, von dem König verächtlich denke, und von dem Biſchoff von Salisbury in dieſer Sache einen Brief erhalten habe. Nichts deſto weniger verurtheilte man den Sherfield zu einer Strafe von fünf hundert Pfund Sterling: viele gar zu weiſe Richter hätten ihm gern tauſend Pfund auferlegt. So erſchröklich klingen die Ausſprüche ſolcher Richter, die das Gegentheil von der Weisheit vorſtellen, und die Sache der Gerechtigkeit ihren niederträchtigen Leidenſchaften aufopfern. Wie thöricht war nicht dieſe Bemühung, den presbyterianiſchen Lehrbegriff auszurotten! Denn eine ſo übertriebene Schärſe konnte dem Volk keine Neigung zu der engländiſchen Kirche erwecken: es war kein Wunder, wenn es ſich von derſelben immer mehr entfernte (g).

Der Ritter Thomas Wentworth, von dem wir ſchon oben geredet, eyferte in dem Parlament ſehr oft für die Freyheiten des Volks. Er wußte ſich dem Hof furchtbar zu machen, ob er gleich aus Klugheit gegen den König und ſeine Staatsbedienten in keine Ausſchweifung verfiel. Er redete vielmehr von dieſen wichtigen Gegenſtänden mit aller Behutſamkeit und Ehrerbietung, auch wenn er ihren Grundſätzen am meiſten widerſprach. Der König, der ſich alle Mühe gab, ihn, als einen der

(g) *Rushvvorth* Vol. II. p. 153.

der allerfähigſten Köpfe, die man damals in England angetroffen, in ſein Spiel zu ziehen, erreichte ſeine Abſicht ſo erwünſcht, daß Wentworth ſchnell auf die Seite der eyfrigſten Anhänger der unumſchränkten Gewalt hinüber trat. Daher vertraute ihm der König den Vorſitz in dem Rath über die mitternächtige Gegend mit groſſer Zuverſicht an. Worinn dieſer Rath beſtanden, müſſen wir ausführlich anzeigen, weil er die gröſte Beſchwerden der Engländer wider Carl I, und beynahe die merkwürdigſte Gelegenheit enthält, bey welcher dieſer König ſeine entworfene unumſchränkte Gewalt verrieth.

Die Einziehung der kleinen Klöſter im 27ſten Jahr der Regierung Heinrichs VIII veranlaßte in dem mitternächtlichen Theil des Königreichs einige Jahre lang viele Empörungen. Heinrich VIII, der auch auf die Einziehung der übrigen Klöſter bedacht war, hielte für nothwendig, zu Abwendung dieſer Empörungen mit Vorſicht zu Werk zu gehen. Daher ſezte er zu York einen Gerichtshof nieder, unter dem Vorwand, den armen Unterthanen, welche zu Weſtmünſter nicht klagen könnten, eine Unterſtützung zu verſchaffen. Eigentlich aber gieng er darauf um, die mitternächtlichen Herrn und Edelleute, denen eine Empörung einfallen würde, ſogleich zur Strafe zu ziehen. Dieſer Gerichtshof von York wurde unter dem Vor-

ſiz des Biſchoffs von Landaff, der von dem König eine Vollmacht aufweiſen konnte, errichtet und unterhalten. Die Provinzen York, Northumberland, Weſtmorland, Cumberland, das Biſtum Durham, Kington jenſeit Hull, und Newcaſtle jenſeit der Thyne, ſtunden unter ſeiner Gerichtsbarkeit. Dieſe Vollmacht begrief nur eine einige Einſchränkung in ſich, nemlich, der König ertheile dieſem Rath das Recht, alle Streitigkeiten zu ſchlichten, wenn es einer von den Partheyen wegen ihrer Armuth unmöglich falle, ihr Recht nach den Geſetzen des Königreichs zu verfolgen. Es ſey nun, daß das neue Gericht dieſe Gewalt gar nicht gebraucht, oder ſie zum Beſten der Armen angewendet, ſo zog ſie, als eine den Geſetzen zuwider laufende Macht, doch keine ſchlimme Folgen nach ſich.

Der Lord Sheffield, Präſident des yorkiſchen Gerichts, empfieng von Jacob I eine gleiche Vollmacht; doch ſollte ſeine Gewalt von beſtimmten Verhaltungsbefehlen des Königs abhängen. Er durfte alſo nicht ſowol die Geſetze des Reichs, als das Gutbefinden des Königs zu ſeiner Richtſchnur nehmen. Bey jeder Veränderung mit dem Präſidenten oder mit einigen Räthen liefen von dieſer Zeit neue Verhaltungsbefehle ein, ſo oft die Vollmacht zu erneuern war. Dieſe Verhaltungsbefeh-

befehle hatten allemal die Unabhängigkeit des yorkiſchen Gerichtshofs von denen zu Weſtmünſter, deren Gerichtbarkeit ſich doch über das ganze Königreich ausbreitete, und von allen Arten der Geſetze zur Abſicht. Carl I, der dieſe Vollmacht zum Vortheil des Lords Wentworth erneuerte, räumte ihm zugleich eine ſo groſſe Gewalt ein, dergleichen keiner von ſeinen Vorfahren aufzuweiſen hatte. Im Jahr 1632 kam die Einſchränkung hinzu, er ſolle das Recht haben, die Güter der unter ihm ſtehenden Privatperſonen nach den eingeſchikten Verhaltungsbefehlen zu bewilligen, zu verwalten und zu beſtätigen. Unter andern ſollte er alle Verbrechen, Betrügereyen und Uebertrettungen, über das Verfahren der Sternkammer, hören und urtheilen, ſie möchten in den Parlamentsverordnungen angeführt ſeyn, oder nicht. Ingleichem ſollte er über das Verfahren des Gerichtshofs des Kanzlers, alle Arten von Klagen der Ländereyen, Güter und Erbſchaften hören und urtheilen, und das Verfahren der Gerichtshöfe des gemeinen Geſetzes auf Befehl, oder auf eine andere Art, nach dem Gebrauch der Gerichte der Kanzley aufhalten und beſchlieſſen. Es war auch kein Verbot zu bewilligen, auſſer, wenn der Präſident ſeine Verhaltungsbefehle überſchritten hätte, und die Parthey, die ein Habeas corpus erhielte, ſollte erſt nach

Er-

Erfüllung der Vorſchrift des Raths auf freyen Fuß geſtellt werden (h).

Als Herr Hyde, einer von den Gemeinen, nachmaliger Graf von Clarendon, im Jahr 1640 wegen des Gerichts zu York an das Oberhaus geſchikt wurde, ſagte er den Herrn, unter allen im Jahr 1632 und 1637 ertheilten Verhaltungsbefehlen ſeye kaum der acht und fünfzigſte Artickel anzutreffen, der nicht den Geſetzen zuwider laufe. Daher fragte er, wodurch das Volk in dem mitternächtlichen Theil des Königreichs verdient hätte, durch den Gerichtshof zu York aller ſeiner Freyheiten beraubt zu werden? Ohngeachtet aber dieſe Richter ihrem Gutdünken folgen durften; ſo war es ihnen doch nicht erlaubt, geringere Strafen aufzulegen, als es die Geſetze verordnet hatten. Herr Hyde ſprach weiter: Zwingt mich das Geſez, für meine Aufführung Bürgſchaft zu leiſten; ſo kerkert mich dieſes Gutdünken noch viel enger ein: verdammt mich das Geſez zum Pranger; ſo kan mich das Gutdünken daſelbſt um meine Ohren bringen: dieſes Gutdünken, dem man den Zügel ſchieſſen laſſen, hat in dieſen Verhaltungsbefehlen eine groſſe Verwirrung geſtiftet (i). Darinn kan man leicht die Urſache entdecken,

 warum

(h) *Rushvvorth* Vol. II. p. 158.
(i) *id.* ibid. p. 164.

warum dieſes Gericht im Jahr 1640 aufgehoben worden.

Das 1633ſte Jahr erinnerte **Carl I** an die göldene Zeit. Er befand ſich ſeit einigen Jahren bey ſeiner Regimentsverfaſſung ohne Parlament ſehr wohl. Sein Wille bekam nach und nach die Kraft des Geſetzes; der Schall der Klagen des Unterhauſes betäubte ſeine Ohren nicht mehr, und er hörte lauter Lobredner der Monarchie. Jene Sorgen und Ungemächlichkeiten, in die ihn der Krieg verwickelt, welcher ihn von dem Parlament allzuabhängig gemacht, waren erwünſcht vor ſeinen Augen verſchwunden. Iſt gleich das Mißvergnügen des Volks groß geweſen; ſo durfte er ſich doch für keiner Empörung fürchten, weil Aufrührer bey der damaligen Geſinnung der Groſſen des Reichs und der benachbarten Fürſten keine Hofnung hatten, ihre rebelliſche Entwürfe auszuführen. Unter dieſen Umſtänden war nichts fähig, ihn von der Reiſe nach Schottland, zu welcher ihn drey wichtige Stücke bewegten, abzuhalten. Erſtlich eilte er ſeiner Krönung entgegen; zum andern hofte er daſelbſt durch ein Parlament Gelder zu erheben; zum dritten drang er jetzo nach ſeinem ſchon lang entworfenen Plan darauf, die ſchottländiſche Kirche der engländiſchen gleich zu machen, und den Presbyterianiſmus zu

ſtürzen.

ſtürzen. Dieſe Abſicht zu erreichen mußte er natürlicher Weis einen verſchlagenen und geübten Feind der Presbyterianer bey der Hand haben: und weil ihm keiner ſo erſprießliche Dienſte leiſten konnte, als Laud, der Biſchoff in London; ſo nahm er dieſen mit ſich, und erklärte ihn ſogleich nach ihrer Ankunft in Schottland zum geheimen Rath dieſes Königreichs. Nachdem er in Edenburg feyerlich gekrönt war, bewilligte ihm das verſammlete Parlament das anſehnlichſte Hülfsgeld, welches bisher ein König von Schottland empfangen. Den dritten Punkt, welcher die Religion betrift, und von dem wir hernach eine umſtändlichere Beſchreibung liefern müſſen, wollen wir hier nur ein wenig erläutern, weil man ſonſt die Abſicht des Königs nicht erreichen kan.

Maria, Jacobs I Mutter, richtete die Kirchenverbeſſerung in Schottland nach dem Muſter der ſchweizeriſchen Kirchen ein: ſie ſchafte die Hierarchie gänzlich ab, und überließ die Regierung der Kirche den Pfarrern und Nationalverſammlungen: doch behielten die Biſchöffe alle weltliche mit der biſchöflichen Würde verknüpfte Vortheile. Die Biſchöffe, mit welchen vom Anfang der Kirchenverbeſſerung, nemlich ſeit dem Jahr 1561 bis gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, viele Veränderungen vorgegangen,

ſahen unter Jacob I, welcher das ſchottländiſche Parlament zu gewinnen wußte, die biſchöfliche Würde in ihrem erſten Glanz hergeſtellt, und die alte Gerichtbarkeit der Kirche wieder in ihren Händen. Dieſen Schritt, welchen Jacob I gethan, die ſchottländiſche Kirche mit der engländiſchen in eine völlige Uebereinſtimmung zu bringen, würde er fortgeſezt haben, wenn ihn nicht die ſpaniſche und pfälziſche Unterhandlung daran gehindert hätte. Carl I trat auch in dieſem Stük in die Fusſtapfen ſeines Vaters, wie es aus einigen Verordnungen, die er dem im Jahr 1633 zu Edenburg verſammleten Parlament vortragen laſſen, deutlich zu erſehen iſt. Die erſte war betittelt: **Verordnung des königlichen Vorrechts und der Kleidung der Geiſtlichen wegen.** Die andere führte die Aufſchrift: **Verordnung, die vorher der Religion wegen gemachte Verordnungen zu beſtätigen.** Die Folgen, die daraus zu befürchten waren, bewegten die Schottländer, dem König Widerſtand zu thun. Anſtatt, die Frage zu beantworten: ob er auf die Einführung der Chorröcke dringe, ſchwieg er ſtill, und ſagte hernach: **Ich werde heute erfahren, welche unter euch mir ihre Dienſte leiſten, oder verſagen werden.** Nichts deſto weniger verſprachen bey dreyßig Herrn, in die Verordnung zu willigen, wenn nur

die Einſchränkung, welche die Kleidung der Geiſtlichen betreffe, hinweg bleibe (k).

Die zweyte Verordnung war alſo ausgedrückt:

„Der König bekräftigt mit Genehm-„haltung der Stände alle vorher ge-„machte Verordnungen der Freyhei-„ten der wahren Kirche GOttes und „der gegenwärtig in dieſem Reich herr-„ſchenden Religion wegen, und be-„fiehlt, daß dieſe Verordnungen eben „die Kraft haben ſollen, als wenn „ſie der gegenwärtigen einverleibt wä-„ren.„

Die Schottländer merkten den Kunſtgriff wohl, den der König in den Worten, die gegenwärtig herrſchende Religion, angebracht, und willigten in dieſe Verordnung nicht, weil ſie ſonſt alle in der ſchottländiſchen Kirche vorgenommene Neuerungen beſtätiget hätten. Nachdem der König von Unterſcheidungen nichts wiſſen, und ſchlechthin ein Ja oder Nein hören wollte; ſo giengen doch beede Verordnungen nach der Mehrheit der Stimmen durch. Einige gaben

(k) *Rushvvorth* Vol. II. p. 182.

vor, es ſeyen bey Einſammlung der Stimmen Betrügereyen geſpielt worden. Das ſchottländiſche Volk merkte aus der Hitze, womit der König dieſe Sache betrieb, daß er nur eine Vorbereitung zu weit gröſſern Veränderungen der Kirche gemacht habe. Der König lernte aber auch aus dem Widerſtand, den er gefunden, daß er ſich durch groſſe Vorſichtigkeit den guten Erfolg ſeiner Entwürfe erleichtern müſſe.

So behutſam man verfahren mußte, den Presbyterianiſmus in Schottland zu vertilgen; ſo hitzig wurden die Puritaner in England verfolgt. Der Biſchoff von Winchester verpflichtete alle Kirchendiener und andere Beamten der Kirche durch einen Eyd, daß ſie das Amt der Angeber verſehen, und keinen Puritaner verſchonen ſollten. Aus beſondern Verhaltungsbefehlen, die er dem Eyd beyfügte, ſieht man ſeinen überaus groſſen Eyfer wider die presbyterianiſche Prediger. Dieſer Eyd war eine offenbare Uebertrettung der Geſetze, weil es nur dem Parlament zukam, dergleichen Eyde anzuordnen. Indeſſen unterſtund ſich doch niemand, den Biſchoff öffentlich anzugreifen. Die Presbyterianer durften nur ein Mißfallen über einige Gebräuche äuſſern, ſo gab das ſchon einen Grund ab, dieſelbige

ge beyzubehalten. Unter andern, als die Feyer der Kirchweyhfeſte ihnen nicht anſtund, weil ſie Gelegenheiten zu Ausſchweifungen geben, und die Friedensrichter in der Provinz Sommerſet dieſe Feſte abſchaften: ſo bekamen dieſe von dem Rath nebſt einem harten Verweiß den Befehl, ihre neue Verordnung zu widerrufen (l). Als die Presbyterianer ihren Bedienten und Hausgenoſſen am Sonntag nach öffentlichem Gottesdienſt das Spielen und die Beſuchung der Wirthshäuſer unterſagten, ließ Carl I die von ſeinem Vater gemachte Verordnung beſtätigen, und den Befehl ertheilen, es ſolle ſich niemand ſolchen Beluſtigungen widerſetzen (m).

In dieſem 1633ſten Jahr, in welchem Georg Abbot, Erzbiſchoff von Canterbury, geſtorben, trat Wilhelm Laud, bisheriger Biſchoff von London, in ſeine Stelle ein. In dem nemlichen Jahr gebahr die Königin den 24ſten October ihren zweyten Sohn, welcher den Namen Jacob und den Titel eines Herzogs von York erhielt.

Die Presbyterianer redeten von einem geſchmiedeten Vorhaben, die römiſche Religion

(l) *Rushvverth* Vol. II. p. 191.

(m) *id.* ibid. p. 193.

ligion in England in den Gang zu bringen. Wurde aber gleich dieſer Vorſaz ſeit der Reformation nicht unterbrochen, ſo ſind doch die Urheber deſſelben genau zu unterſcheiden. Die Presbyterianer wären nicht betrogen worden, wenn ſie dieſem Entwurf in dem Gehirn catholiſcher Privatperſonen nachgeſpühret hätten. Sie ſuchten aber den Grund davon in den Rathſchlägen der Staatsbedienten, des Raths, der Biſchöffe und beſonders Lauds, des neuen Erzbiſchoffs von Canterbury, auf. Dem König, welchem ſie dieſe Abſicht nicht unmittelbar zuſchrieben, gaben ſie doch Schuld, er laſſe ſich von Leuten, die ihm ihre geheime Anſchläge verſchwiegen, weiter führen, als er aus eigenem Antrieb gehen würde. Die Papiſten ſprachen ſo gar öffentlich von einer ihrer Religion vortheilhaften Veränderung, die ſie ſich bald zu erleben getraueten. Dem Laud iſt, wie man aus ſeinem Tagbuch ſieht, in dieſem Jahr ein Cardinalshut angetragen worden, wenn er der römiſchen Religion in England Vorſchub thun würde. Wir finden in der That keinen wahrſcheinlichen Grund, daß der König, oder der Erzbiſchoff, oder die gröſte Anzahl der Staatsbedienten mit dieſem Vorſaz ſchwanger gegangen wären. Dennoch beſtätigten die Presbyterianer dieſe Meynung, die unter dem Volk immer einen gröſſern

Beyfall gefunden, mit allem Nachdruk. Vielleicht glaubten einige von ihnen, dieſer Verdacht ſey gegründet; vielleicht aber ſprengten ſie dieſes Gerücht deswegen aus, durch einen ſolchen auf die engländiſche Kirche gewälzten Verdacht ihre eigene Parthey zu verſtärken. Das Glük, welches ihnen dißfalls begegnete, übertraf ihre ganze Hofnung. Laſſet uns wegen der erſtaunlichen Folgen, welche dieſer Verdacht nach ſich gezogen, die Veranlaſſungen und Gründe deſſelben aufſuchen.

1) Jacob I machte ſich anfänglich als Beherrſcher Schottlands und hernach, als er auf dem engländiſchen Thron ſaß, die Papiſten gar nicht zu ſeinen Feinden. Bey der verabſcheuungswürdigen Pulververſchwörung; in ſeinen Parlamentsreden; durch die den Catholicken eingeraumte Bedienungen; durch ſeine fortgeſezte Weigerung, die Papiſten nach denen wider ſie gemachten Geſetzen zu richten, und durch die bey der Heyrath ſeines Prinzen in den Unterhandlungen mit Spanien und Frankreich bewieſene Kaltſinnigkeit legte er ſeine beſondere Zärtlichkeit gegen die Catholicken augenſcheinlich an den Tag. Daraus entſprang der Argwohn, dieſer Fürſt denke von der wah-

wahren Religion nicht vortheilhaft, und er habe ſeinem Sohn gewiſe Abſichten zur Ausführung anvertraut.

2) Der Brief, welchen Carl I, als Prinz, aus Madrit an den Pabſt geſchrieben, konnte nach ſeiner Einrichtung einen Verdacht wider ihn erwecken. Die bey der Vermählung mit der Infantin von ihm unterſchriebene Artickel geben dieſem Verdacht eine Beſtätigung.

3) Wie ſich Carl I auf den engländiſchen Thron geſchwungen, hatte er an dem Staatsſecretair Conway, und an Weſton, dem Grafen von Portland und Grosſchazmeiſter, die bekanntlich eyfrige Catholicken geweſen, vertraute Männer. Der Herzog von Buckingham, deſſen Mutter und Gemahlin als Anhängerinnen der römiſchen Religion, zum Vortheil der Papiſten kein Mittel unverſucht gelaſſen, hätte allem Anſehen nach die reformirte Religion, zu welcher er ſich bekannt, ohne vieles Zureden und Verſprechen mit der catholiſchen vertauſcht: er war ja ohnehin im Herzen mehr für das Pabſtthum, als für die engländiſche Kirche eingenommen. Wenn die Perſonen, welche die Befehle und Geſetze an den widerſpen-

derſpenſtigen Papiſten vollziehen ſollten, ihrer Pflicht nicht im geringſten eingedenk waren: ſo ſtellte ſich der Hof, als wenn ihre Saumſeligkeit gar kein Verſehen, oder nur ein Fehler wäre, den man in keine Betrachtung zu ziehen hätte. Dieſe Aufführung gab täglich einen Anlaß zu Klagen, die unter dieſer ganzen Regierung geführt wurden.

4) Der König, der ſeiner der römiſchen Religion aberglaubig zugethanen Gemahlin bis zur Ausſchweifung gefällig lebte, flößte den Unterthanen die Furcht ein, er möchte ſich durch ihre ſchmeichelhafte Vorſtellungen verblenden laſſen, ihrer Religion beyzupflichten.

5) Der Eyfer, mit welchem der Hof auf die Vertilgung der Presbyterianer, der gröſten Feinde des Pabſtthums, drang, und die Ruhe, welcher die Arminianer und Papiſten überlaſſen waren, gab Gelegenheit zu der Vermuthung, man ſuche das Pabſtthum deſto eyfriger zu erhöhen, je begieriger man an dem Untergang des Puritaniſmus gearbeitet habe.

6) Die Unterſtützung des Arminianiſmus von Seiten des Hofs und der vornehm-

nehmſten Biſchöffe verleitete viele zu der Muthmaſſung, man halte dieſe Beſchäftigung für ein Mittel zu einer deſto leichtern Veränderung der Religion.

7) Die Häupter der engländiſchen Kirche waren auf die äuſſerlichen Gebräuche in der Religion immer mehr verſeſſen. Die Presbyterianer hielten die Firmelung, die Chorröcke der Prediger, die eingeführte Feſte der Heiligen, die Beugung der Knie vor dem Altar und dergleichen Dinge, welchen die Biſchöffe mit einer aberglaubigen Pünktlichkeit ergeben waren, für Ueberbleibſel des Pabſtthums, und ſahen dieſe beſondere Künſteleyen in der Religion für Mittel an, dem Lehrbegriff der römiſchen Kirche in der engländiſchen einen deſto gewiſern Weg zu bahnen.

8) Nicht ſowol die eyfrige Beybehaltung der Gebräuche, die in der engländiſchen Kirche ſeit der Reformation zu einem herrſchenden Grundſaz worden, als die Hinzufügung ſolcher Uebungen, die in den Kirchenverordnungen keine Rechtfertigung fanden, führten die Schwachen auf den Argwohn, es ſeye damit auf die Einführung des

Pabſt-

Pabſtthums angeſehen. Die Bereitwilligkeit des Königs, die Anordnungen der Biſchöffe genehm zu halten, machte vielen Leuten beglaubt, man beſtrebe ſich, unter der Einführung nicht ſonderlich erheblicher Neuerungen, zu weit wichtigern Veränderungen zu ſchreiten.

9) Die Hartnäckigkeit, welche in den gleichgültigſten und geringſten Stücken bewieſen wurde, gab vielen einen Grund zu glauben, man müſſe mit Beybehaltung gewiſer Kleinigkeiten, zum Exempel des Gebrauchs der Chorröcke, auf ganz andere und ſehr wichtige Sachen zielen.

Dieſe Punkte enthalten freylich nichts, als Muthmaſſungen, und man kan daraus keinen vollſtändigen Beweis herleiten, daß man die Einführung der papiſtiſchen Religion zum Hauptendzwek gemacht habe: indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß die vornehmſten Biſchöffe, welchen die aus ihrem Betragen gezogene Folgerungen nicht unbekannt geweſen, allzunachläſſig erfunden worden, dieſen Verdacht durch Maasregeln und durch Rechtfertigung ihres Verhaltens zu entkräften.

Sie begegneten den Presbyterianern, als Leuten, die man wegen ihres Eigenſinns nicht genug erniedrigen könne, mit der äuſſerſten Verachtung, und hielten ſie der geringſten Gefälligkeiten unwürdig. Man wendete alle erſinnliche Mühe an, den Untergang der Puritaner zu befördern, theils weil ſie den eingeführten Lehrbegriff in vielen Stücken verlieſſen, theils weil man ihren Religionsſätzen die Kraft beylegte, ſich wider die oberherrſchaftliche Gewalt eben ſowol im Reich, als in der Kirche, zu empören. Der Haß, welchen deswegen beyde Partheyen auf einander geworfen, iſt noch nicht erloſchen, und ſcheint unverſöhnlich zu ſeyn. Die Reihe traf bald auch die Presbyterianer, welche die ihnen damals verurſachte Quaal in der Folge der Zeit der engländiſchen Kirche wieder zufügten: denn dieſe wurde von jenen mehr zu Grund gerichtet, als unterdrükt. Die Biſchöffe, die zum vornehmſten Ziel der Rache gemacht waren, bekamen den Lohn für ihre vormalige ſtolze Gewaltthätigkeit, und Laud, das Oberhaupt dieſer erbitterten Feinde, mußte ſeinen Kopf auf dem Gerüſte hergeben. Der darauf erfolgte Umſturz der Monarchie, das traurige Ende des Königs, die unter den Trümmern des Reichs gleichſam begrabene engländiſche Kirche, waren betrübte Denkmale von den jämmerlichen Folgen, welche die Herrſchſucht,

ſucht, der Stolz, die Unbiegſamkeit und die Rachbegierde der Biſchöffe nach ſich gezogen. Die Kirche und Monarchie konnte hernach nur durch ein Wunder der Vorſehung zu ihrer vorigen Pracht und Würde erhöhet werden.

Jacob I hatte ſchon befohlen, den Gottesdienſt in ſeiner Schloßkapelle zu Edenburg demjenigen ähnlich zu machen, welchen er in der königlichen Kapelle zu Whitehall verrichtete. Carl erneuerte dieſen Befehl, und vermehrte ihn durch beſondere Zuſätze. Der Biſchoff von Dumblain bekam den 8ten October 1633, als Dechant der königlichen Kapelle in Edenburg, folgende von ihm:

1) In Zukunft ſoll der Dechant unſerer Kapelle bey allen Krönungen der nächſte nach dem Erzbiſchoff von St. Andreas ſeyn.

2) Das Buch, welches die Vorſchriften unſerer lezten Krönung enthält, ſoll, als ein Muſter für die Zukunft, in einem Käſtgen verwahret, und dem jedesmaligen Dechant unſerer Kapelle in Verwahrung gegeben werden.

3) Die

3) Die gemeine Gebete müſſen, nach der Liturgie der engländiſchen Kirche, in unſerer Kapelle täglich zweymal geleſen werden, bis wir eine der ſchottländiſchen Kirche gemäſe Liturgie verfertigen laſſen.

4) Alle, die in der Kapelle das Abendmahl genieſſen, müſſen es kniend empfangen; es iſt an dem erſten Sonntag eines jeden Monats auszutheilen.

5) Unſer Dechant muß alle Sonn- und Feſttage mit dem Chorrock in der Kirch erſcheinen, und in dem Chorrock predigen.

6) Die Herrn, unſer geheimer Rath, die Lords der Sitzungen, die Glieder unſers Gerichtshofs müſſen, dem Königreich ein Beyſpiel zur Nachahmung zu geben, das Abendmahl in unſerer Kapelle des Jahrs wenigſtens einmal kniend empfangen.

7) Die zu unſerem Gebrauch gewyhte Kleider ſind dem Dechant nach unſerm Verzeichniß auszuliefern, daß ſie zu einem Muſter und bey jedesmaliger Haltung

tung des Abendmahls zum Gebrauch dienen können (n).

Aus einem andern Befehl des Königs an dieſen Dechant iſt zu erſehen, daß der ganze Rath von Schottland, und alle, welche vom Hof abhängige Bedienungen bekleideten, ſchon geneigt geweſen, die engländiſche Gebräuche zum Muſter ihres Gottesdienſts anzunehmen.

Indeſſen als der König in Schottland und England ähnliche Kirchengebräuche einführen wollte, ſuchten die Häupter der Kirche in England den Presbyterianern ihre Vorurtheile ſo gar nicht zu benehmen, daß man vielmehr auf allerhand Gebräuche und Neuerungen drang, die ihren Verdacht unterhalten, und ihnen anſtößig werden mußten. Es ſcheint, die Biſchöffe haben durch eine unnöthige Gleichſtellung mit der römiſchen Kirche den Presbyterianern hauptſächlich Troz bieten wollen. Unter andern befahl der Dechant und das Kapitul von St. Paul zu London im October 1633, in der Kirche des heiligen Gregorius den in der Mitte des Chors befindlichen Abendmahlstiſch hart an die Mauer, als einen Altar, zu ſtellen. Man ſchloß aus dieſem Verfahren

(n) *Rushvvorth* Vol. II. p. 205.

ren und aus der Verordnung, daß man das Abendmahl kniend empfangen müſſe, man wolle den Leuten eine beſondere Achtung gegen den Abendmahlstiſch einflößen, und ihm den Namen eines Altars beylegen. Einige eingepfarrte machten deswegen bey dem geiſtlichen Gericht zu Canterbury einen Rechtshandel wider den Dechant und das Kapitul zu St. Paul anhängig. Der Rath ſuchte dieſes Verhör abzulehnen. Der König rühmte das Verfahren des Dechants und des Kapituls öffentlich, und befahl, die Eingepfarrten mit ihrer Klage abzuweiſen und jene Veränderung zu beſtätigen. Dieſer eigenmächtige Ausſpruch des Königs in einer Sache, welche von dem Gericht hätte entſchieden werden ſollen, war eine unglükliche Quelle von Gewaltthätigkeiten, die ſich über viele Prediger und Eingepfarrte, die ſich nicht dazu verſtunden, ſtromweis ausgebreitet. Die Domkirchen und die königliche Kapelle waren es faſt allein in England, worinn der Abendmahlstiſch in der Geſtalt eines Altars feſt an der Mauer ſtunde. Die darauf geſchehene Beſtätigung der in der Gregorienkirche vorgenommenen Veränderung erwekte an vielen Orten ähnliche Streitigkeiten; wobey viele Prediger, die wegen Mangel ihres Eyfers für die engländiſche Kirche im Verdacht waren, von der hohen Commiſſion zur Strafe gezogen wurden. Die Wider-

derſezlichkeit der meiſten rührte daher, weil ſie, da man nach der Reformation die Altäre in Tiſche verwandelt, und ſie zu Verhütung des Aberglaubens mitten in den Choor geſtellt, davor hielten, die Tiſche würden jetzo, zu neuer Einführung eines abergläubigen Gottesdienſtes, in Altäre verwandelt (o).

Im Monat Februar 1634 machte ein Rechtshandel ein ſehr groſſes Aufſehen, und gab die Ausſchweifung augenſcheinlich zu erkennen, in welche die Sternkammer gegen diejenige verfiel, die ſich nicht als Sclaven der Regierung bekannt machten. Ein Sachwalter, Namens Wilhelm Prynn, der unter der Aufſchrift Hiſtriomaſtix einen Folianten verfertigt, hatte dabey die Vorſtellung der Unrechtmäßigkeit der Schauſpiele Tänze und Mummereyen zum Endzwek. Einige mit eingeſtreute Betrachtungen waren leicht auf den König und auf die Königin zu deuten, weil ſie jenen Mißbräuchen das Wort redeten. Andere behaupten, er habe vornehmlich zeigen wollen, man ſuche die Religion gewiſſer maſſen auf das Heydenthum zurük zu führen, um ſie hernach deſto leichter in das Pabſtthum verwandeln zu können. Die Anhänger des Königs vergröſſerten dieſe Abſicht,

(o) *Rushvvorth* Vol.II. p. 207.

ſicht, und mahlten ſie mit ſehr gehäſſigen Farben ab. Nach einem dreytägigen Verhör wurde beſchloſſen, der Henker ſolle den Hiſtriomaſtix verbrennen; eine Strafe, die bis dahin in London nicht eingeführt geweſen. Prynn ſelbſt wurde, vermög des Urtheils, aus der Geſellſchaft der Sachwalter verſtoſſen, der zu Oxford erhaltenen academiſchen Würde beraubt, an den Pranger geſtellt, alsdenn nach abgeſchnittenen Ohren in eine ewige Gefangenſchaft verwieſen, und mußte überdas dem König noch fünf tauſend Pfund Sterling zur Strafe bezahlen. Der Drucker dieſes Buchs wurde zu fünf hundert Pfund, und derjenige, welcher den Druk bewilliget, zu fünfzig Pfund verurtheilt (p).

Ueber dieſes allzuharte Urtheil betrübten ſich nebſt vielen Unpartheyiſchen auch die Presbyterianer, die groſſen Theils mit dem Prynn einerley Grundſätze behaupteten, und merkten aus dieſer Strenge eine erbitterte Neigung, ihre Parthey anzuſchwärzen und zu unterdrücken. Waren aber gleich nebſt dem König die Staatsbedienten, der Rath, die Sternkammer, die hohe Commiſſion, die Häupter der engländiſchen Kirche, die Arminianer, Papiſten, die Statthalter der

(p) *Rushvvorth* Vol. II. p. 220.

der Provinzen, die Richter des Königreichs und alle obrigkeitliche Perſonen wider ſie aufgebracht: ſo bekam doch ihre Parthey täglich einen neuen Zuwachs, welchen ſie dem Hof ſelbſt ohne ſeine Abſicht zu danken hatte. Denn, weil der Hof alle für Puritaner erklärte, welche ſich der unumſchränkten Herrſchaft des Königs nicht unterwarfen, ſie als Puritaner verfolgte und von allen Bedienungen ausſchloß: ſo mußten ſie zu der presbyterianiſchen Parthey übergehen. Es ſchlug ſich nach und nach faſt ganz England auf ihre Seite, weil ſehr wenige Unterthanen die Anſprüche des Königs auf eine uneingeſchränkte Regierung genehm hielten. Dieſe unter der Verfolgung immer zunehmende Parthey trug ein ſehnliches Verlangen nach einem Parlament, in der völligen Zuverſicht, ſie werde in demſelben Beſchützer genug antreffen. Zum Unglük für ſie konnte nichts den König nöthigen, ein Parlament zu verſammlen, zumal, da ihm die Beſchwerden der drey vorhergehenden noch lebhaft vor Augen ſchwebten.

Der König mußte freylich in dieſer Zeit, in welcher er ohne Parlament regierte, die auſſerordentliche Hülfsgelder entbehren, welche den Königen ſonſt von den Parlamentsverſammlungen zufallen; er gab aber nicht

zu, daß ihm auſſer dem Unterhaus kein Weg offen ſtehe, auſſerordentliche Hülfsgelder an ſich zu ziehen. Der Grosſiegelbewahrer mußte dem Parlament dieſe Meinung des Königs oft genug verkündigen, und ihm zu verſtehen geben, er könne, aus dieſem Grund, der Parlamente wohl entübrigt ſeyn. Indeſſen ſchien ſich der König durch ſeine Antwort auf die Bittſchrift des Rechts die Quellen der auſſerordentlichen Hülfsgelder ſelbſt verſtopft zu haben, weil er ſich in derſelben anheiſchig gemacht, ohne Genehmhaltung der beyden Häuſer in Zukunft keine Abgabe mehr zu verlangen. Allein einem Herrn, der die Gewalt in Händen hat, und überdiß mit argliſtigen Schmeichlern umgeben iſt, fällt es nicht ſchwer, die feyerlichſte Verſprechungen zu widerrufen und das Band ſeiner Verpflichtung aufzulöſen, ſo bald es ihm die Gelegenheit erlaubt, und ſeinem Vortheil gemäs gefunden wird. Der Oberanwalt Noy, ein pflichtloſer und verwegener Rathgeber, gab dem König ein Mittel an die Hand, ohne Einwilligung des Parlaments auſſerordentliche Gelder einzutreiben. Man ſollte nemlich das Volk mit einer ſtarken Auflage beſchweren, unter dem Vorwand, weil eine Anzahl Schiffe zur Beſchützung des Meers und Königreichs anzuſchaffen und zu unterhalten ſey. Der Tod, der dieſen gewiſſenloſen

böſen Rathgeber übereilt, erlaubte ihm nicht, ſich über die Wirkung ſeines Raths zu freuen; der König aber blieb darauf bedacht, wie er denſelben am ſchiklichſten zu ſeinem Vortheil anwenden könne. Er beharrte alſo auf einem Vorſaz, der ihm das Vertrauen des Volks auf beſtändig entzog, und zu ſeinem Unglük überaus viel beytrug. Die Burgermeiſter und obrigkeitliche Perſonen in den Seeſtädten erhielten von ihm Befehle, welche dem Innhalt nach mit einem andern überein kamen, welchen er den 20ſten October an den Burgermeiſter in London ergehen ließ. In dieſem that der König folgende Vorſtellung:

„ Nach einem neuen Bericht vereinigen „ ſich gewiſe Seeräuber, die Schiffe und „ Waaren unſerer Unterthanen und Bun„ desgenoſſen auf dem unſerm Schuz an„ vertrauten Meer hinwegzunehmen, und „ die Leute einer unglüklichen Gefangen„ ſchaft zu überliefern: ſie ſuchen auch durch „ auszurüſtende Schiffe unſern Kaufleuten „ und dem Reich Verdrüßlichkeiten zu ver„ urſachen. Wir müſſen alſo, weil die „ Könige von England jederzeit Herrn des „ Meers geweſen, und weil es der Sicher„ heit des Reichs gemäs iſt, dieſe Gefahr

„ in möglichſter Geſchwindigkeit abzuwenden
„ befliſſen ſeyn.

„ Es ſollte freylich nach unſern Geſetzen
„ das ganze Reich einen gemeinſchaftlichen
„ Beytrag thun, dieſer allgemeinen Noth
„ abzuhelfen: allein wie ihr die nächſte
„ Nachbarn der Küſten, der gröſten Ge-
„ fahr ausgeſezt, und wegen eures erhèbli-
„ chen Gewinns im Stande ſeyd, zu Be-
„ ſchützung des Meers das meiſte Hülfsgeld
„ zu ſchieſſen; ſo vernehmt, was wir euch
„ dißfalls gebieten wollen. Wir erwarten
„ vor dem erſten Merz von euch ein aus-
„ gerüſtetes Kriegsſchiff, welches nach Ports-
„ mouth zu bringen iſt; ein Kriegsſchiff
„ von neun hundert Tonnen, das mit ge-
„ übten Seeleuten und Schiffſoldaten be-
„ ſezt ſeyn muß; ein mit zwey hundert
„ und ſechzig Mann verſehenes Kriegsſchiff
„ von acht hundert Tonnen; vier andere
„ Kriegsſchiffe, ein jedes von fünf hundert,
„ und ein anders von zwey hundert Ton-
„ nen. Ihr müſſet alle dieſe Schiffe mit
„ Geſchüz, Kriegsvorrath und Lebensmit-
„ teln nicht nur bis auf den erſten Merz,
„ ſondern auch noch ſechs und zwanzig
„ Wochen hernach auf eure Koſten verſe-
„ hen, daß wir ſie alsdenn zur Wohl-
„ fart Englands gebrauchen können. Ihr

„ Bur-

„ Burgermeiſter und Altermänner ſollet das
„ einem jeden zu bezahlen obliegende Geld
„ erheben, die Güter der Widerſpenſtigen
„ in Verhaft nehmen, und ihre Perſonen ge-
„ fangen ſetzen, u. ſ. w. (q). „

Der Rath der Stadt meldete darauf dem König in einer Bittſchrift:

Die Stadt London ſey, vermög ihrer Freyheiten und Parlamentsverordnungen, von einer ſolchen Auflage ausgenommen, und bitte, der König möchte ſie in dem Beſiz ihrer Freyheit laſſen, und mit der Ausrüſtung jener Schiffe verſchonen (r).

Der König ließ ſich durch dieſe Bittſchrift in ſeinem Vorhaben nicht irre machen, und trieb dieſe anfänglich nur den Seeſtädten zugemuthete Auflage hernach von dem ganzen Reich ein.

Laud, deſſen Eyfer wider die Presbyterianer, ſeit dem er Erzbiſchoff von Canterbury

(q) *Rushvvörth* Vol. II. p. 250.

(r) *id.* ibid. p. 266.

terbury war, ſich immer mehr gezeigt, ſuchte auch die ſeit Eduards VI Regierung nach England geflüchtete Holländer, Waldenſer und Franzoſen der Freyheit zu berauben, ihren Gottesdienſt nach der bey den Presbyterianern eingeführten Gewohnheit halten zu dürfen. Daher ſchikte er ihnen folgende Befehle zu:

1) Die Mitglieder der holländiſchen, wallоniſchen und anderer Verſammlungen, die im Reich gebohren ſind, ſollen von denſelben abtretten, und dem Gottesdienſt in ihrer Pfarrkirche abwarten.

2) Prediger und andere, die keine gebohrne Unterthanen des Königs ſind, können, ſo lang ſie fremd bleiben, ihre vorige Kirchengebräuche beybehalten; aber ſie müſſen die in das Holländiſche und Franzöſiſche überſezte engländiſche Liturgie in ihren Verſammlungen brauchen, damit die in England gebohrne Kinder deſto leichter der Regierung unterwürfig gemacht werden (s).

Da-

(s) *Rushvverth* Vol. II. p. 272.

Dadurch nun, daß er fremden Kirchen eine Liturgie aufdringen wollte, wurden dieſe Verſammlungen ſehr ſparſam beſucht, weil alle im Reich gebohrne davon ausgeſchloſſen waren.

Die zu Norwich befindliche Holländer thaten dem Biſchoff dieſer Stadt eine Vorſtellung, in welcher ſie behaupteten, die Befehle des Erzbiſchoffs liefen denen zu ihrem Vortheil erhaltenen Befehlen des Raths zuwider, und ſtritten auch wider die Freyheiten, die man ihnen bey ihrer Ankunft in England ertheilt, die ſie unter Eduard VI, unter der Eliſabeth und Jacob I ungekränkt genoſſen, und die der regierende König auf ſein Wort beſtätiget habe. Nachdem ihnen der Biſchoff von Norwich nicht günſtig geantwortet, hielten ſie ſich an den Erzbiſchoff ſelbſt, der ſie aber ſchriftlich verſichert, ſeine Befehle müßten nach dem Willen des Königs gültig bleiben.

Der bloſe Wille des Königs ſollte alſo alle jene Freyheiten und Beſtätigungen aufheben: allein der Erzbiſchoff verfuhr nicht nach des Königs, ſondern nach ſeinem eigenen Willen, den der König erſt nach der Hand durch ſeine Genehmhaltung bekräftigt. Die Presbyterianer führten in verſchiedenen

nen wider den Erzbiſchoff gerichteten Schriften alle Neuerungen an, die er in der Kirche eingeführt, und gaben ſie für eben ſo viele Schritte aus, das Volk zum Pabſtthum zu verleiten. Sie brachten noch andere Dinge in den Anſchlag, deren ſich hernach das Unterhaus bedient, den Erzbiſchoff förmlich anzuklagen, und ihm zu ſeiner Beſtürzung die Larve von dem Geſicht hinweg zu reiſſen.

Ende des zweyten Theils.